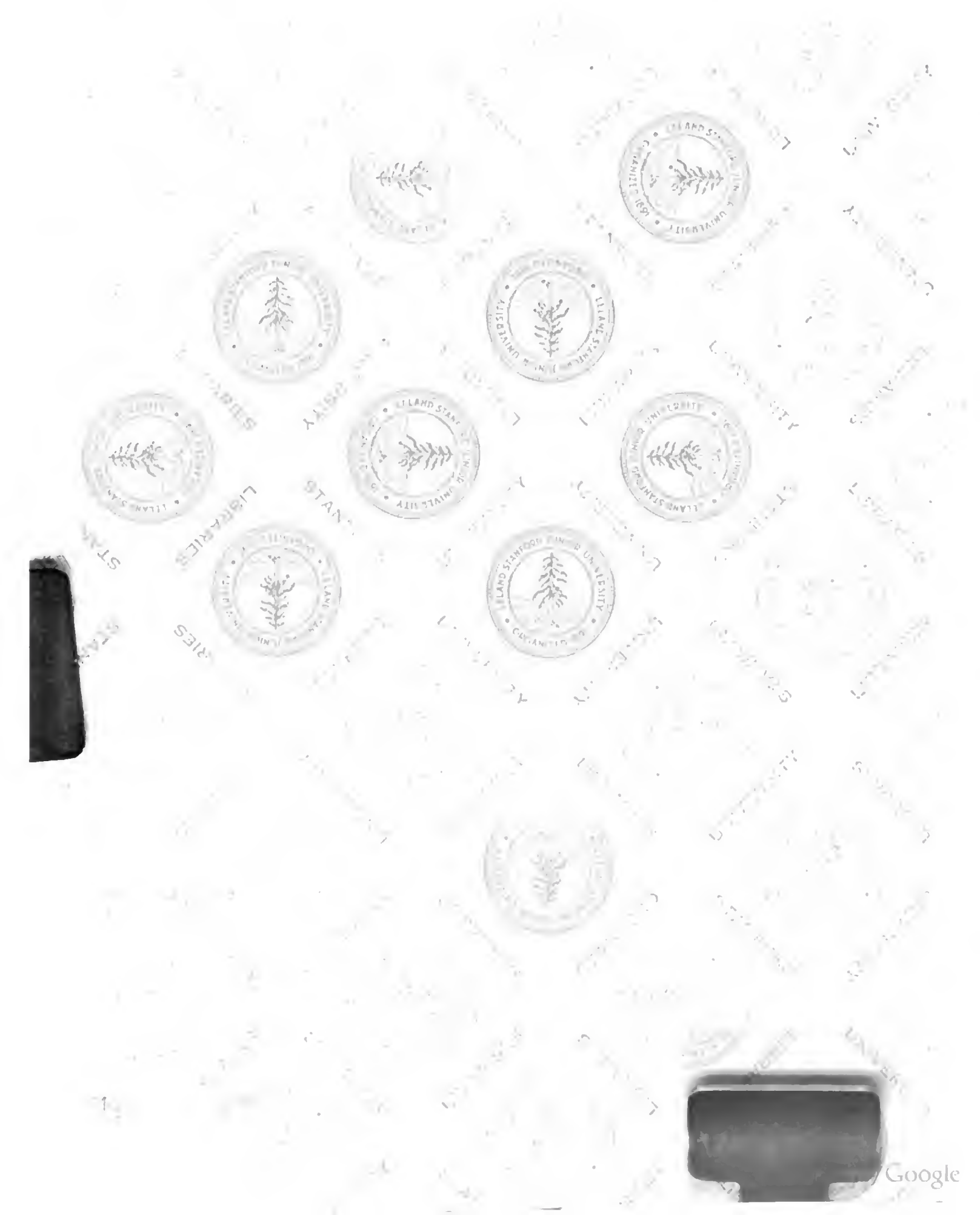

Digitized by Google

A 103

1829 April/June

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
APR 15 1971
AP30
M65
v. 23: nos. 78-155
1829: Apr. - June

MH-S

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes, derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italiänischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Unedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gestaltet; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichen Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gibt, zum thätlichen Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiernit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck bestreidigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzuziehen, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt festsetzen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder unanemessenen Lobes oder Tadels sichern, und dazu beytragen, unser Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geliefert werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Der Fußfall, von L. Robert. 78. 79.
Ζωὴ μοῦ σάς ἀγαπῶ, von Byron. 84.
Herzenslast, von Just. Kerner. 85.
Der Künstler und der Böse, von L. Robert. 86.
Fabel, von L. Robert. 90.
König Sancho, von Muyl. 91.
Wo find' ich Trost? von Moerike. 92.
Ueberirdisch, von L. Robert. 95.
Wolkenzug, von M. Rapp. 103.
Charade: Thränenweide. 93.
Räthsel: Strauß. 87. — Waffen. 99.

Romane und Erzählungen.

Heilung durch Krankheit von Wolf. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91.
Bilder aus dem Jahr 1572. 94. 95. 96. 97. 98. 100. 101. 102.
Die Mördergrube. 98. 99.

Länder- und Völkerkunde.

Der Kalvarienberg bey Paris. 78.
Gemälde des römischen Volkscharakters. 79. 80. 81. 82. 98.
Schilderung des Rigi. 93. 94. 95. 96. 97.
Die Todtenklage. 93.

Reisen.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich. 85. 86. 87. 88.

Naturgeschichtliches.

Der Tapir. 102.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Räthsel: Die Wolken. 81.
Schreiben eines Norddeutschen aus Paris im März 1829. 83.
Einzelnes von Ekermann. 83. 84. 87. 89.
Aus einem Denkbuch von L. Robert. 84.
Altfranzösische Sitten im 14ten Jahrhundert. 89. 90. 91.
Wie viel Hände die Industrie in Frankreich noch beschäftigen könnte. 97.
Straßenbettler in London. 93.
Ueber die älteste Poesie in China. 100. 101. 102.
An G. Schwab. Beytrag zu seiner Sammlung. 103.

Korrespondenz.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten. 78. 79. — München. 78. 79. — Berlin. 81. 84. 85. 90. 91. — London. 80. 81. 88. 89. 90. 91. 96. 97. 98. 100. 101. — Paris. 82. 83. 86. 87. 88. 89. 93. 94. 95. — Dresden. 83. 84. 85. — Frankfurt. 94. 95. 96. 97. — Wien. 99. 100. 101. 102. 103. — Boston. 102. 103. New-York. 93.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 27.

Ueber die Kunstausstellung zu Berlin im Okt. 1828. von Amal. v. Helwig. (Forts.) — Stempelschneidekunst. (Beschluß.)

Nro. 28.

München im März. 1829. — Ueber die Kunstausstellung zu Berlin. (Forts.)

Nro. 29.

München im März 1829. (Forts.) — Neueste archäologische Entdeckungen in Asien.

Nro. 30.

München im März 1829. (Forts.) — Neueste archäologische Entdeckungen. (Forts.)

Nro. 31.

München im März 1829. (Beschluß.) — Neueste archäologische Entdeckungen in Asien. (Forts.)

Nro. 32.

Gedächtnißfeyer Peter Vischers, begangen von dem Nürnberg. Verein von Künstlern und Kunstfreunden. — Neueste archäologische Entdeckungen in Asien. (Beschluß.) — Nachtrag zu der Notiz über Herkules Zeyher.

Nro. 33.

Deutsche Kunst in Genf. — Paris, März.

Nro. 34.

Andeutungen über den Zweck des Kunstvereins für die Rheinlande in Westphalen. — Künstlerbiographie. — Zürich, den 12. Febr. 1829.

Nro. 35.

Statut des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen 1829. — Künstlerbiographie. (Beschluß.)

Literatur-Blatt.

Nro. 27.

Dichtkunst. Klamer Schmidts Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessen Sohne W. W. Schmidt. (Beschluß.) — Biographie. The life and adventures of Alexander Selkirk, by John Howel. — Erziehungskunde. — De la nécessité de l'éducation domestique, par A. Gindrox.

Nro. 28.

Reiseliteratur. A pilgrimage in Europe and America, by J. C. Beltrami. — Lettres from Europe, by N. H. Carter. — Uebersetzungsliteratur. Das Lied des letzten Minnesängers, von W. Scott. Aus dem Engl. von F. Lennig.

Nro. 29.

Trauerspiele. 1. Dramatische Dichtungen von Grabbe.

Nro. 30.

Trauerspiele. (Forts.) 2. Der Vierzehnender, von Th. Mündt. — Imelie, ou la mort et l'amour, par M. le Vicomte d'Arlincourt.

Nro. 31.

Trauerspiele. (Forts.) 3. Raphaele, von Dr. F. Rauppach. 4. Kaiser Friedrich der Zweyte, von K. Immermann. 5. Der Kampf der Hohenstaufen, von Fr. von Heyden. Literarische Notiz.

Nro. 32.

Trauerspiele. (Forts.) 6. Die Wäringer in Konstantinopel, von Oehlenschläger. 7. Ezelin von Romano, von Eichendorff. 8. König Pedro, von F. Jünger. 9. Franz von Sickingen vor Darmstadt, von Bender. 10. Cyrus, von H. Michaelsen. 11. Otto von Rheinek, von J. J. Reiff. 12. Die Sultaten, von F. Mettelink. — Reiseschreibung. Streifzug durch das östliche Ligurien, Etna, die Ostküste, Sizilien und Malta, von Brunner.

Nro. 33.

Trauerspiele. (Beschluß.) 13. Der romantische Oedipus, von A. Grafen von Platen. — Lyrische Dichtkunst. Aus dem Nachlasse der Fürstin Louise zu Wied.

Nro. 34.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1829. — Lyrische Dichtkunst. Kleine lyrische Werke von Leopold Schefer.

Anzeigen.

[149] Von

K. D. Hüllmann's

Städtewesen des Mittelalters, 3 Theile,

Bonn bey A. Marcus;

besteht der herabgesetzte Preis von 5 Thlrn. oder 9 fl. nur noch bis zur Ostermesse 1829, und erlischt dann unwiderruflich. — Alle gute Buchhandlungen liefern das Werk zu diesem Preise.

[146] Anzeige für Militärs.

Atlas der Militär-Geographie von Europa von Th. v. Lichtenstern, 2tes Blatt, die brittischen Inseln, Subscriptionspreis 1 Rthlr.

ist so eben bey F. Rubach in Magdeburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google

№. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. April 1829.

Es ist ein Stück, ein Dupend Worte lang.

Shakespeare. Sommernachtstraum.

Der Fußfall.

Eine Fabel in 72 Reimzeilen *).

Von Ludwig Robert.

Personen:

Der Fürst. Die Fürstin. Die Hofdame. Der Adjutant.

Erste Scene.

Hofdame. Adjutant.

Adjutant.

Und kurz und gut! je Herz hat sich von mir gewendet! Ich wiederhol' es, der Fürst hat Sie verblendet!

Hofdame.

So wie die Fürstin Sie! — Genießen Sie Ihr Glück und nehmen Sie dies Bild —

Adjutant.

Und Sie den Ring zurück.

(Beyde ab).

Zweyte Scene.

Fürst Fürstin.

Fürst.

Es freut mich sehr, daß ir derselben Meynung sind. Ihr ist zu flatterhaft.

Fürstin.

Und sie noch halb ein Kind.

Fürst.

Sie sollen warten noch!

Fürstin.

Erst die Vernunft befragen!

Fürst.

Zu frühe Heirath ist oft übel ausgeschlagen.

Fürstin.

Bezieht sich dieses Wort . . ?

Fürst.

Amalie!

Fürstin.

Nein, mein Freund! Du liebst mich.

Fürst.

Und Du bist treuliebend mir vereint.

Fürstin.

Verdien' ich dieses Glück?

Fürst.

O mehr als dieses!

Fürstin.

Nein! Mir ist so wohl, so wohl! Ich muß jezt einsam seyn.

(Sie nimmt sich, er führt sie an die Thüre und sie geht ab).

*) Eine literarische Gesellschaft hatte jedem ihrer ausübenden Mitglieder die Aufgabe gestellt, ein selbstgefertigtes Gedicht einzureichen, dessen Gegenstand der freyen Wahl überlassen, der Umfang aber auf höchstens hundert Zeilen beschränkt wurde. Dies die Veranlassung zu dem hier mitgetheilten drastischen Scherze, der sich in dem geselligen Kreise, ohne laute Verwunderung, leicht darstellen läßt.

Dritte Scene.

Fürst (allein).

Sie ist so gut! Und ich? Wie kann ich sie so kränken,
Und neben ihrer Huld Elisens Huld gedenken?

(im Abgehen).

Was ist des Menschen Herz?

Vierte Scene.

Der Fürst, die Hofdame (tritt ihm an der Thüre entgegen).

Fürst.

Mein Kind!

Hofdame.

Mein Fürst.

Fürst.

Elise!

Hofdame.

Zur Fürstin muß ich.

Fürst (ihre Hand ergreifend).

Bleib!

Hofdame.

Sie sind . . .

Fürst (einfallend).

Im Paradiese!
Im Himmel selbst, so oft Dein Anblick mich beglückt.

Hofdame.

Ihr' Hoheit scheinen ja der Erde fast entrückt.

Fürst.

Du spottest.

Hofdame.

Ich, mein Fürst? Ich bin sehr ernst gestimmt;
Recht traurig!

Fürst.

Was geschah? Dein Aug' in Thränen schwimmt.
O könnt' ich zaubern doch, daß sie der Lust entrollten!

Hofdame.

Sie könnten es.

Fürst.

Und wie?

Hofdame.

Wenn Sie mich schonen wollten.

Fürst.

So bin ich Dir verhaßt?

Hofdame.

Das nicht . . . doch . . .

Fürst.

Nun?

Hofdame.

Ich liebe . . .

Fürst (einfallend).

Und willst sie nicht gesth'n des Herzens zarte Tiefe!

(Die Fürstin tritt ein und lauscht).

Fürst (fortfahrend).

O rosig-holde Schaam! Du liebst! Von Deinem offen
Gewähre, Theure, mir dieß Balsamwort zu erben!

Hofdame.

Um's Himmelswillen!

Fürst.

Recht! Es ist hier nicht der Ort.
Doch sehen wir uns bald.

Hofdame.

Mein Fürst!

(Der Beschluß folgt.)

Der Kalvarienberg bey Paris.

Wenn man die Umgebungen einer großen Stadt zum ersten Mal besucht, so wird man von einem Gefühle ganz eigener Art erfüllt, das sich bey näherer Bekanntschaft mit den Gegenständen gewöhnlich zu vermindern pflegt. Wir sehen Anlagen, Gebäude von verschiedener Art und Bestimmung, alle in Beziehung auf die Hauptstadt, von der sie ausgegangen sind, alle von ihr beherrscht und belebt. Noch kennen wir nicht die Art ihrer Erziehung, ihre Besitzer, ihren gegenwärtigen Gebrauch. Von den Kuppeln und Palästen, die aus der Mitte der Stadt emporsteigen, wendet sich der Blick nach den niedrigen Wohnungen der Vorstädte. Das ganz verschiedene Schicksal ihrer Bewohner, die derselbe Himmelsbogen überspannt, der sonderbare Anblick jener ungeheuren Häusermassen, aus denen ein immerwährender Rauch emporsteigt, der ihnen ein fast vulkanartiges Ansehn gibt, ihre Thürme, die ungleichen, schroffen Uebergänge der gewöhnlichen Häuser, den ausgezeichneten Gebäuden, und das einfache, natürliche Ansehen der Vorstädte, die aus dem gewaltsamen Gedränge jener chaotischen Labyrinthe in die offene Natur zu flüchten scheinen, geben ein so wundersames Bild, daß man dessen totale Auffassung selten interessant dargestellt findet. Die Phantasie, die im Innern einer großen Stadt mehr beengt als erhoben wird, hat hier ein reiches Feld. Obgleich bey längerem Aufenthalt und näherer Kenntniß alles ein geordnetes und bestimmtes Ansehen gewinnt, so kommt, unserer Meynung nach, etwas darauf an, diesen ersten phantasievollen Eindruck zu erhalten; es liegt in ihm mehr, als man gewöhnlich glaubt, das wahre Bild, die geistige Einheit dieser im Einzelnen nie zu erschöpfenden Dinge verborgen.

Die Umgebungen von Paris gewähren dem Auge und der Phantasie alle diese Vortheile in höchstem Maaße. Wir hatten absichtlich nirgends einen Wegweiser mitgenommen,

Digitized by Google

um auf unbedeutende Dinge nicht gleich aufmerksam gemacht zu werden, interessante aber in ihrer eigenen, selbstständigen Gestalt auf uns einwirken zu lassen, und diese dann erst mit ihrer Geschichte und ihren äußeren Verhältnissen zu vergleichen. Von Mont Louis wie von Montmartre aus sahen wir den größten und schönsten Hügel der Umgegend von Paris, von hohen Gebäuden gekrönt, die Seine und eine helle schöne Ortschaft zu seinen Füßen. Die schlechte Witterung, die kurzen Tage verhinderten und lange an seinem Besuch.

Der älteste Name dieses Berges ist Mont Valérien, der von Valerianus, dem Sohne des Kaisers Gallianus, herkommen soll. Die Religiosität des Mittelalters ließ hier früh Anachoreten wohnen. Um das Jahr 1100 wurden drey Kreuze auf ihm errichtet, zum Andenken an den Tod Christi zwischen zwey Uebelthätern, und der Berg empfing davon seinen jetzigen Namen. Nachdem hier ein Haus für Priester gebaut und mit Ländereyen dotirt war, entstand zwischen dem Mitgliedern der Kongregation des heiligen Jakob, die in der rue St. Honoré wohnten, und den Geistlichen des Kalvarienberges um einen Theil der Besitzungen ein heftiger Kampf, in welchem einige Theilnehmer erschlagen wurden. Da sich zu dem im Mittelalter herrschenden Hange zu selbstständiger Rechtshülfe hier schon früh eine gewisse Macht literarischer Publicität gesellte, so verfolgte die siegende Parthey ihre Gegner mit Spottschriften, deren Titel bmisch genug klingen. 1791 wurde dieses Kloster durch das bekannte Dekret der konstituirenden Versammlung aufgehoben, und stand eine Reihe von Jahren durch leer.

Wir gingen durch das Bois de Boulogne, das für Reitende und Fahrende angenehmer als für Fußgänger ist, an einem Sonntag Nachmittag nach den Ufern der Seine, um den Mont du Calvaire zu besteigen. Das Wetter war hell und trocken, und die große Straße, die durch das Gehölz führt, mit zahllosen Reitern und Wagen übersät. Wir sahen heute zum ersten Male eine große Promenade in Paris. Da es ein charakteristischer Unterschied der Pariser öffentlichen Lebens von deutschen Hauptstädten ist, daß der Hof und die Klassen, die durch Geburt oder Dienstverhältnisse ihm nahe stehen, keine überwiegende Stellung in der äußern Farbe des hiesigen Lebens einnehmen, so schien nichts zu fehlen, obgleich man weder königliche Livreen noch große Wappen an den Kutschenschlägen sah. Der elegantes Equipagen, der schönen Pferde war eine desto größere Menge, und Engländer und Engländerinnen spielten hierbey eine Hauptrolle, die, sie mögen an einem Orte zahlreich oder nicht versammelt seyn, sich überall besonders bemerkbar machen. Im italienischen Theater, in der Galerie des Louvre, den Champs Elysées, den theuersten Restaurationen, sieht man sie immer. Eine Menge wunderschöner Kinder, deren Anblick uns so oft im Garten des Palais royal und den Tuillerien um so mehr überraschte, als die erwachsene Generation in Paris keine ausgezeichnete Race ist, spielte auf den Fußpfaden, von ihren sehr anständig gekleideten Ammen bewacht. Die rosenwangigen Ladys und die fein geschnittenen Gesichter der Mesdames gewährten einen sehr unterhaltenden Anblick.

Dieses interessante Gewühl verschwand, als wir die westliche Mauer des Boulogner Gehölzes verließen; aber der Anblick eines der heimlichsten Punkte um Paris that sich uns auf. Die Landschaft war jetzt eben so einsam, als sie vorher belebt gewesen. Gerade vor uns lag der Kalvarienberg, dessen Anbau wir deutlich unterscheiden konnten, links von ihm streckten sich die Hügel hin, in deren Nähe St. Cloud, Trianon, Marly gebaut sind. Der Himmel war nicht vollkommen und beständig klar, das Wetter aber fest und trocken, so daß das blaue Himmelsgewölbe zuweilen den Schleyer der Wolken durchbrach, und die Erde von diesen wechselnden Lichtern auf das Anmuthigste überglänzt wurde.

Nachdem wir über die Seine gesetzt waren, erreichten wir die Spitze des Berges. Hier herrschte eine klösterliche Stille. Die Fenster des großen Gebäudes waren fast alle geschlossen. Eine kleine Glocke tönte zu einer gottesdienstlichen Handlung; auf dem Kirchhofe, zu unsern Füßen, fand ein Begräbniß statt und die Altäre der Stationen waren von einigen Andächtigen besucht.

Aus dem Leben der weltlichsten Stadt heraus waren wir fast unmittelbar in diese stille, klösterliche Behausung getreten. Vor und lag Paris, links ragte der Montmartre hervor, weit über die Stadt hinaus lag der Mont-Louis. Wir haben mehrere schön gelegene Klöster gesehen oder vielmehr die Lage derselben beobachtet, da sie selbst größtentheils aufgehoben waren, keines aber der uns bekannten geistlichen Häuser hat eine so ausgezeichnete Lage wie dieses, durch die Nähe, den Anblick, den Gegensatz von Paris.

Hier war es, wo bald nach der Restauration der Abbé von Rauzan, der Superior der französischen Missionen, der Andacht vorstand, welche die Bourbonische Familie, den jetzigen König an der Spitze, öffentlich beging. „Seht die Kinder des heiligen Ludwigs," sagte dieser Geistliche zu dem versammelten Volk, „wie sie sich vor dem Kreuze des Herrn demüthigen!" — Obgleich Niemand glaubt, daß die Andacht der Könige dem Allmächtigen näher sey, als die der Bettler, so hat ihr Beyspiel doch über die Menschen viele Macht. Daß aber die Religiosität der Bourbonischen Familie in Paris keine Nachahmung findet, davon zeugen die leeren, verödeten Kirchen. Napoleon, der die Religion zuweilen in den Kreis seiner politischen Kombinationen zog, hielt den Bau einer Kaserne auf dieser schönen Höhe für angemessener, als den einer Kirche. Dieser barbarische Plan war aber noch nicht ganz ausgeführt, als die Katastrophe von 1814 eintrat und die Jesuiten den angefangenen Bau für ihre Zwecke fortsetzten. Daher kommt das

Digitized by Google

Ansehen von Neuheit, das dieses Gebäude hat. Wie es sich mit der durch die Ordonnanzen vom Juny proscribirten Gesellschaft auf diesem Berge verhält, ist uns unbekannt.

Die Gegend hatte heute ein stilles, sonntägliches Ansehen, und das brausende Leben von Paris lag diesem friedlichen, einsamen Orte fern. Man hat mit Recht behauptet, daß die Stifter der Klöster ihre Niederlassung gewöhnlich sehr zweckmäßig angelegt haben, und daß die benachbarte Natur gewissermaßen mit zu der Erbauung und Heiligung der Klosterleute beytrug. Dieses ganze Verhältniß wird aber jezt, durch den Verein mannichfacher Umstände gehemmt, aber keineswegs in seiner Quelle verstopft, für etwas durchaus Vergangenes und Verschwundenes erklärt. Da wir indeß glauben, daß die ewige Dauer des Christenthums anders verbürgt sey, als Herr von Keratry vor einigen Tagen in seiner Rede gegen die Missionen, im Sinne seiner Parthey, erklärte, indem er sagte, daß das Christenthum sich den Zeitverhältnissen akkommodiren müsse, so nehmen wir an den Instituten, die unmittelbar aus ihm hervorgegangen sind, ein innigeres Interesse, als es für den Augenblick Sitte ist. Daß es eine Seite im Christenthume gibt, in der das Klosterwesen als auf einem wahrhaften Boden ruht, wird kein in der Geschichte der religiösen Entwickelung nur mittelmäßig Bewanderter läugnen, und wo dieses gänzlich fehlt, mangelt auch gewiß etwas an der totalen Realisirung der christlichen Idee.

Der belebende Anblick von Paris, dessen Bedeutung uns jezt wohl bekannt ist, und der Genuß an dieser schönen, stillen Landschaft, in deren Einsamkeit wir uns, selbst einsamen Sinnes, gern versenkten, ließ uns erst mit einbrechender Dämmerung von diesem schönen Punkte scheiden.

Eduard Arndt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auf der Insel Philoe, 8. Dezember 1828.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Egypten.

Ich vermochte den Eindruck, den die Masse der Denkmale von Theben auf mich gemacht, nur sehr unvollständig wiederzugeben und die Verwirrung meiner Ideen wird Ihnen nicht entgangen seyn. Es drängte sich mir aber auch so viel Neues auf, wovon ich gar keine Ahnung hatte, daß es mehr als eines Kampfes bedarf, bis Alles im Kopfe geordnet ist. Egypten ist Eigenthum der ganzen Menschheit, und namentlich Theben wird einmal, wie ich hoffe, für das denkende Europa ein Gegenstand verständiger Wißbegier werden, statt jenes langweiligen Angaffens, wobey man nicht aufhören konnte, von der Höhe der Obelisken, von der Größe der Kolossen und Sphinxe zu faldadern. Allerdings ist der Anstoß dazu kaum gegeben, der Schleyer ist kaum gelüftet und die Entdeckungen sind noch nicht viel mehr als Vermuthungen. Aber wie hell kann es noch in der Zukunft werden und welche Masse von Gegenständen birgt die Vergangenheit, die eines Tags ans Licht kommen müssen!

Am Abend unserer Abreise von Theben (26. November) befanden wir uns nicht weit von Hermonthis, woselbst wir Tags darauf ankamen. Wegen ungünstigen Winds blieben wir diesen ganzen Tag bey einem schlechten Tempel der Ptolemäer. Die Untersuchung dieses, verhältnißmäßig wirklich elenden Gebäudes gab uns aber einige interessante Aufschlüsse, und überzeugte uns, wie tief der egyptische Kultus gesunken war, ehe das Land unter römische Botmäßigkeit kam. Der Tempel von Hermonthis ist nichts als ein glänzender Zeuge von Cleopatra's Ausschweifungen, ein Denkmal zur Feyer ihrer glücklichen Niederkunft und eine voreilige Apotheose Cäsarions, des Sohns Cäsars und Cleopatras. Ein kleines Gemach hinter dem Heiligthum, aus dem Niemand hatte klug werden können, wird in der hieroglyphischen Schrift das „Entbindungszimmer" genannt. Daselbst ist vorgestellt, wie Cleopatra, unter dem Namen und mit den Attributen der egyptischen Venus, von einem neuen Horus, d. h. von Niemand anders, als von Cäsarion, entbunden wird. An der Thüre dieser Kammer sieht man die Wöchnerin, wie der Gott Ammon selbst vor sie tritt; die junge, noch leidende und schwache Mutter wird von der Göttin Swan, der egyptischen Lucina, unterstüzt. Der Vater der Götter läßt sich so weit herab, den kleinen Bastard zu liebkosen. Weiter hin macht der Neugeborne, der nun auf einmal ein großer Junge ist, den vornehmsten Göttern seine Aufwartung, und diese bekleiden ihn nacheinander mit ihren Attributen. Wo diese eigenmächtigen Besuche zu Ende sind, wird der neue Horus zum Sonnen-Ammon selbst; er sizt als Gebieter auf den symbolischen Lotusblättern, und Typhon, das Sinnbild des Bösen, d. i. der Materie, der wohl an dem Neugebornen etwas mit seinem Wesen Verwandtes finden mag, steht ihm als getreuer Wächter zur Seite und scheint die Profanen noch mehr durch seine scheußliche Fratze, als durch die drohende Geberde mit seinen Messern verscheuchen zu wollen. Die Ausführung bey diesen Schilderungen einer liederlichen Mythologie ist kraftlos, dem Gegenstande vollkommen angemessen. Man sieht es auch dem Tempel und den Bildwerken an, daß ihre Ausführung so übereilt worden ist, wie es sich von der Ungeduld eines Weibes wie Cleopatra erwarten läßt; aber die Natter machte dieser Mummerey, die eines Heinrichs III. würdig ist, ein Ende, und das Denkmal der Schande und der Lächerlichkeit blieb unvollendet.

Am 29. kamen wir nach Esne. Ich wollte den großen Tempel besehen, den Denon für das Meisterstück der egyptischen Baukunst hält; Champollion aber ließ sich sogleich an das andere Ufer bringen, woselbst er den Tempel von Contra-Lato zu finden hoffte. War ich von meinem Ausflug wenig befriedigt, so war es Champollion noch weniger; denn just zehn Tage vorher war der Tempel, den er suchte, vollständig zerstört worden. Morgens darauf sollte es uns mit dem Tempel von Elythia eben so gehen, und dießmal war die Sache ernsthafter, weil wir hier den Untergang eines Denkmals von Sesostris zu betrauern hatten. Wenn sich die europäischen Mächte nicht darein mischen, so läßt sich darauf wetten, daß in zwanzig Jahren nicht ein einziges Denkmal mehr in Egypten steht.

Von Elythia kamen wir nach Edfou und zum großen Tempel von Apollinopolis-Magna. Die Denkmale sind hier aus der Periode der Ptolemäer, so wie zu Ombos, der Hauptstadt des lezten Bezirks Egyptens. Am leztern Ort fanden wir einen großen Ptolemäischen Tempel, der ausnehmend malerisch liegt und an dem der Farbenton des Mauerwerks herrlich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 79.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 2. April 1829.

Ein frohes Völkchen lieber Müssiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Kirchweih- und Madonnenfeste.

Wenn Rom von der einen Seite den historischen und Kunstsinn durch ein Interesse fesselt, welches ans Wunderbare gränzt, so wird von der andern das religiöse Gemüth selbst des egoistischen und gleichgültigsten Verstandesmenschen von den mancherley Kirchenfeyerlichkeiten, welche in Rom und in seinen nächsten Umgebungen stattfinden und einen ganz eigenthümlichen Charakter haben, nicht minder ergriffen. Kirchweihfeste gibt es zwar auch in andern Ländern, selbst in den protestantischen, aber sie nehmen sich gegen die römischen aus, wie ein Modell in verjüngtem Maßstabe zum Originalgebäude. Gott prüft Herz und Nieren; dem Menschen wird blos sichtbar, was der Körper aussagt. Dieser hat aber bey dem Römer einen religiösen Mechanismus, ich möchte fast sagen, eine religiöse Kunstfertigkeit erlangt, gegen welche die äußere Andacht des Auslandes absticht, als wäre leztere roher Naturalismus. Es ist nicht wahr, was so viele Reisebeschreiber in den Tag hinein geschrieben haben, daß sich die Römer in den Kirchen nicht andächtig zeigen; bey der gesprochenen Messe, bey der gesprochenen Vesper, so wie bey jedem andern augenblicklichen Besuche der Kirche, dessen Zweck blos ist, den Rosenkranz abzubeten, verräth ihre äußere Haltung eine musterhafte Erbauung. Den Römern steht der Kirchendienst, als wären sie die unmittelbaren Hofleute des lieben Gottes, wogegen sich die andern Nationen wie schlichte Bürgersleute ausnehmen, denen es alle Jubeljahr einmal gestattet ist, ihren Landesvater von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ohne hier von den gebildeten Klassen zu reden, welche überall mehr oder weniger repräsentiren, habe ich besonders das Volk im Sinne. Man sehe einen Birbaccione, einen Facchino (nur muß er ein Römer und kein Ausländer seyn), einen Fuhrmannsknecht mit dem spitzen Hute und den ledernen Kamaschen u. s. w., mit welchem nicht gemachten, sondern wahren Anstande sie in die Kirche treten, den Hut abnehmen, das Weihwasser nehmen, sich segnen, niederknieen und wieder aufstehend sich gegen den Altar verbeugen.

Es gibt Kirchweihfeste in den größeren umliegenden Städten, z. B. in Albano, Genzano, Marino, Frascati, Tivoli, Palestrina, deren großartiger Charakter nicht minder durch seine religiöse Haltung als durch seine bürgerliche Lebendigkeit in Verwunderung sezt. Acht Tage vorher werden an allen Ecken in Rom Programme angeschlagen, und in diesen von der respektiven Ortsobrigkeit nicht allein alle einzelnen Umstände, die Kirchenfeyer betreffend, auseinandergesezt, sondern auch die öffentlichen Vergnügungen, welche dabey stattfinden sollen, mit großer Ausführlichkeit und nicht ohne einige Emphase angezeigt, auch die Einwohner Roms mit gebührender Ehrerbietung eingeladen, dem Feste beyzuwohnen. Zugleich sendet die Gemeinde des Orts aus ihrer Mitte eine Deputation nach Rom ab, welche dort den ganzen Heerbann von Künstlern und Handwerkern anwerben muß, welche bey dem Feste gebraucht werden

Digitized by Google

sollen, als da sind: einen Kapellmeister, Sänger, Musiker, Harmonie, Feuerwerker, Tapezierer und besonders den renommirten großen Trommelschläger, welcher, seit Rossini die große Trommel zu einem Lieblingsinstrumente der hiesigen Dilettanten gemacht hat, bey keiner Kirchweihe wie in keiner Oper fehlen darf; ja es werden sogar, wenn ein Pferderennen stattfinden soll, einige Barberi (Wettrenner) von Rom verschrieben. Ist dann der Tag vor dem Feste gekommen, so sendet die Gemeinde die nöthigen Fuhrwerke ab, um sämmtliche engagirte Subjekte, die Pferde ausgenommen, welche zu Fuße gehen, an Ort und Stelle zu schaffen. Daß dabey der Kapellmeister neben den Tapezierer, der Kastrat Ferri neben den Feuerwerker, der Tenorist Pinto neben den großen Trommelschläger zu sitzen kommt, verschlägt Niemanden etwas, denn von dem Bettelstolze, welcher die deutschen und französischen Artisten anfschwillt, weiß der natürliche Römer heut zu Tage noch nichts. Diese Künstlerkaravane ist mehr oder minder zahlreich, je nachdem die Gemeinde mehr oder weniger aufwenden kann.

Am Morgen des Festes machen sich dann, meistens noch vor Anbruch des Tages, die Römer auf den Weg, zu Wagen, zu Pferde, zu Esel oder zu Fuß, wie es die Stände oder vielmehr die Umstände mit sich bringen. Daß Jedermann so früh als möglich, meistens sogar schon in der Nacht, aufbricht, geschieht nicht sowohl um die Hitze zu vermeiden, sondern vielmehr um die Kanonenschüsse zu hören, mit welchen die Kirchweihe bey Anbruch des Tages eröffnet wird. Wo je ein Fremder, besonders ein Nordländer, einer solchen Karavane beygewohnt hat, dem muß eine Eigenthümlichkeit derselben aufgefallen seyn. Niemand schleppt zu essen oder zu trinken mit sich, keine Branntweinflasche, keine Wurst, kein Stück Schinken macht die Reise mit. Die löbliche Sitte des Nordens, sich auf einer Fahrt von wenigen Stunden zu verproviantiren, als gelte es eine Fahrt um die Welt, kennt der Römer in seiner Genügsamkeit nicht. Nachdem bey der Ankunft dem Abfeuern der Mörser, die auf dem Markte stehen, zugehört worden ist, begibt sich Jedermann in die Hauptkirche des Orts, um der Frühmesse beyzuwohnen. Erst wann diesem geistigen Bedürfnisse Genüge geleistet ist, wird an die leiblichen gedacht. Die Vornehmen gehen entweder in die Casini, welche sie an den meisten dieser Orte besitzen, oder auch zu einem Gastfreunde, der reiche Bürger in die Trattorien oder Osterien, der Mittelmann in die Kaffeehäuser, und die Birbaccioni von allen Farben bleiben auf der Gasse, wo sie ein Stück Brod von der Hand essen und Wasser daraus dazu trinken. Den meisten Zuspruch oder das meiste Zusehen vielmehr haben die Garköche, deren Boutiken von oben bis unten mit Lorbeerkränzen und Blumensträußen geschmückt sind, und wo an solchen Tagen vor der Madonna oder dem Schutzheiligen des Hauses statt einer Lampe deren drey oder gar eben so viele Wachslichter brennen. Aber nicht diese, sondern die Schinken und Schlackwürste, oder die Berge von Käsen oder die wohlfeilere und deßwegen sehr beliebte Ricotta (süßer Schmierkäse) werden von dem draußen stehenden Publikum in Augenschein genommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fußfall.

Von Ludwig Robert.

(Beschluß.)

Fünfte Scene.

Hofdame. Fürstin.

Hofdame (ohne die Fürstin zu sehen).

Er ist schon fort.
Welch Mißverständniß! Ach! Von allen so verkannt!
(ab).

Sechste Scene.

Fürstin (allein).

Das ist zu viel! Das war doch mehr als nur galant.
Ich Blinde, daß ich das auch nicht geahnet hatte!
Ich armes, armes Weib! Treuloser, falscher Gatte!
Das also war, wie fein! der still-geheime Grund,
Weßhalb er stets verschob Elisens Ehebund.
Verräther! — Nun, und ich? Werf ich ihm jezt nicht vor,
Was ich... Nein nein! Mir war gleichgültig der Major.
Nun aber will ich ihn, ja den Major erwählen,
Um, wie er mich jezt quält, den Gatten auch zu quälen.
Ha, eben recht! Weh mir! Ich fühle mich erbeben.

Siebente Scene.

Fürstin. Adjutant.

Adjutant.

Den Fürsten glaubt ich hier. Ihr' Hoheit wird vergeben!
(will ab).

Fürstin (verlegen).

Den Fürsten?

Adjutant (verlegen).

Zu Befehl.

Fürstin.

Mißbilligt mein Gemahl
Noch immer Ihren Wunsch und Ihres Herzens Wahl?

Adjutant.

Gottlob! er thut's.

Fürstin.

Gottlob? Ist Liebe das und Treue?

Digitized by Google

Adjutant.

Erspart hat mir der Fürst die lächerlichste Reue.
Ich wähnte mich geliebt.

Fürstin (mit Zärtlichkeit).

Sie sind's!

Adjutant.

Ich war es nie.

Fürstin.

Sie täuschen sich.

Adjutant.

Nein, nein! Verachtet bin ich.

Fürstin.

Sie?
Wie können Sie darauf sich in den Kopf nur setzen?
Im Gegentheil, wir Frau'n, wir wissen Sie zu schätzen;
Und keine gibt es wohl, die Ihren Werth nicht kennt,
Selbst, wenn der Zufall sie von dem Erkannten trennt.

Adjutant.

Die gnäd'ge Fürstin scheint mit ihrem Knecht zu scherzen.

Fürstin.

So war der Scherz nur Schein. Ich sprach aus tiefstem Herzen!

Adjutant.

Ist's möglich? Himmel!

Fürstin.

Ja.

Adjutant (zu ihren Füßen).

O selig-süße Stunde!

Fürstin (wirklich erschreckt).

Was wagt' ich! steh'n Sie auf!

(Der Fürst erscheint im Hintergrund.)

Fürstin.

Wenn je hievon die Kunde . .

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Fürst.

Fürst.

Was seh ich? Ha! Madame! Und Sie? So offenbar!
Die Schmach! Ist's möglich? Nein! nein, nein! Es ist nicht wahr!
Sie sind des Todes, Herr! wenn Sie's nicht läugnen!
Gleich!

Adjutant (verlegen).

Ihr Hoheit . . .

Fürst.

Reden Sie.

Adjutant

Ich bin . . .

Fürst.

Vor Schrecken bleich.

Adjutant.

Mein Fürst verkennt mich ganz. Ich bin kein Uebelthäter,
Ich kam zur Fürstin hier; sie war voll Huld . . .

Fürst.

Verräther!

Adjutant.

Fußfällig wagt' ich es . . . .

Fürst.

Und sie hat es gelitten? . . . .

Adjutant.

Sie um Elisens Hand als höchste Gunst zu bitten.

Fürst.

Wie, um Elisens Hand? bey ihr?

Adjutant.

Ja, in sofern
Als solch ein Fürwort wirkt bey meinem gnäd'gen Herrn.

Fürst (zur Fürstin).

Und Sie, was sagen Sie?

Fürstin.

Daß mir's geziemt, zu schweigen.

Fürst.

So wie zu glauben mir, und dieses will ich zeigen.

(Er geht in ein Nebenzimmer, unterdessen stehen der Adjutant und die Fürstin stumm und verlegen da).

Neunte Scene.

Die Fürstin. Der Adjutant. Der Fürst. Die Hofdame.

Fürst

(Elisen herein- und zu dem Adjutanten führend).

Wie ich's versprach, mein Kind, so will ich Sie versöhnen,
Und Ihres Herzens Wunsch durch die Erfüllung krönen.
Sie werden heute noch verlobt mit dem Major,
Doch fahren Beyde Sie schon morgen aus dem Thor,
Dieweil wir huldvoll Sie, Herr General, ernannten
Beym Herzog von Burgund zu unserem Gesandten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Auf der Insel Philoe, 8. Dezember 1828.
(Beschluß.)

Am folgenden Tage wartete unser ein neuer Auftritt: wir besuchten einen Stamm von Arabern auf den Grenzmarken von Egypten und Nubien, der im Schatten der schönsten Palmen von der Welt ein patriarchalisches Leben führt. Da diese Stämme noch vor wenigen Jahren völlig unabhängig waren und die Oberherrlichkeit des Pascha's nur dem Namen nach anerkannten, so hat das Elend ihr Leben noch nicht getrübt, ihre schönen Gesichter noch nicht mit seinen Krallen entstellt. Die Ackerbau treibenden Araber, wozu die, von denen hier die Rede ist, gehören, haben nicht den trockenen, gekrümmten Körper, wie ihn der Beduine vom Leben in der Wüste bekommt. Sie sind nicht schwächlich und abgezehrt,

Digitized by Google

wie die Fellahs, und das ruhigere Leben, das sie führen, ertheilt ihren Zügen und ihren Bewegungen einen sanfteren, friedlicheren Charakter. Unter einem so reinen Himmel bedarf es so wenig, und daher kommt es, daß ihre niedrigen, indessen ziemlich reinlichen und gut eingerichteten Hütten dem Auge nicht übel gefallen und den lieblichen Eindruck, den die Seele mitbringt, nicht stören. Sämmtliche Bedürfnisse, die man zu Abrahams Zeit kennen mochte, finden hier ihre Befriedigung: da ist die Matte und die Decke zum schlafen, die Mühle, Wasser und ein Paar große irdene Gefäße; die Heerden geben ihre Milch und ihr Fließ, die Bäume ihre Früchte; ein Paar Felder mit Durah und recht artige Weinpflanzungen machen die Schätze des Stamms vollzählig. Die Weiber weben Tuch und bereiten das Töpfergeschirr für die Haushaltung selbst; man bezieht von außen nichts als Luxusartikel. Glasperlen zu Hals- und Armbändern, große Ohr- und Nasenringe und das Cedernöhl zum Parfümiren der Haare. Die Weiber sind sehr reinlich, schön wie Bronzestatuen, anständig und nicht wild wie die Egypterinnen; sie scheinen einer vernünftigen Freyheit zu genießen und stellen ganz gute Hausfrauen vor. Die Männer sind groß und sehr gut gewachsen, mit offenen, sanften Gesichtern. Man sieht viele junge Leute unter ihnen, eine Seltenheit in Egypten, wo der Vorgang der Napoleonischen Conscription so schöne Früchte getragen hat. Sie führen eine Lanze, Pfeile und einen Schild, wie zu Moses Zeiten, und mit ihren in lange Zöpfe geflochtenen Haaren sehen sie aus wie egyptische Steinfiguren.

Ich war in meine biblische Schäferwelt versunken und glaubte mich noch weit von Souan, da sah ich mit einemmal den Nil durch eine Reihe rothschwarzer Felsen gesperrt. Geradeaus engten zwey senkrecht abstürzende Massen den Fluß in ein sehr schmales Bett ein; rechts lag eine grüne Insel, unausgesezt mittelst der großen Räder bewässert, deren eintönige Musik man so weit hört; links große arabische Bauwerke in Trümmern; näher bey uns ein kleiner Hafen mit hübschen Pflanzungen und, wie es schien, einigem Leben; am Ufer liefen schöne Pferde von der Raçe von Dongola, und ein großer Strauß spazirte unter Kameelen einher, als wäre er unter seiner Familie. Es war Siene, die lezte egyptische Stadt; etwas weiter oben ist der Wasserfall, dann kommt Philoe, dann Nubien. Besonders seit ich diese Tropenluft athme, fühle ich mich recht weit von der Heimath, und die dürre Wüste von Siene bis Philoe, wo die Sonnenstrahlen so grell vom Granit abprallen, macht vollends, daß man sich nicht heimisch fühlt. Was die Cataracte betrifft, so sieht man, weil der Wasserstand noch bedeutend hoch ist, auf der Wasserfläche kaum leichte Wellenlinien von den untenliegenden Felsspitzen, und die Stimme dieses antiken Niagara ist blos ein Hauch, der mit dem Abendwind verweht. — Wir sind jezt seit drey Tagen in Philoe; diese kleine Insel, die den Wasserfall beherrscht und nur eine Viertelstunde im Umfang hält, ist mit Denkmalen und Palmbäumen völlig bedeckt. Die düstern, wilden Felsen umher erhöhen noch den unbeschreiblichen Reiz dieses Orts. Die Insel ist blos von drey Weibern bewohnt; wir fünfundzwanzig Herren, Dolmetscher, Janitscharen und Diener, machen sie jezt lebhafter, als sie wohl seit der französischen Expedition je war. Die hiesigen Denkmale, sämmtlich aus der griechischen und römischen Periode, bekommen dadurch hohen Werth, daß sie besser als irgend welche in Egypten erhalten sind.

Ich verlasse hier die Expedition, um allein nach Nubien zu reisen. Meine Barke wird mit fünf Arabern, den Rais oder Kapitän eingeschlossen, bemannt. Ich brauche zehn Tage ans Ziel der Reise, nämlich zum Tempel von Semme, eine Tagereise über der zweyten Cataraкte. Sodann gehe ich wieder so schnell als möglich stromabwärts, bleibe fünf bis sechs Tage in Theben, und hoffe dann in Alexandrien bald Reisegelegenheit nach Europa zu finden.

München, März.

(Fortsezung.)

Drittes Bild. Indessen wird die lebensfrische, muthwillige Columbine von zwey Frevern belagert; der Eine, eine Art zum Kubus potenzirter Speckseite von Menschennatur, der Andere ein durchsichtiges Kleisterälchen, das nur im warmen Theeaufgusse zum Leben kommt und in seinem Tropfenraume gar munter und selbstbehaglich schwimmt und schmalzt; beyde die modernisirten Ersatzmänner des steifen spanischen Kapitäns und des verliebten Doctors in der alten Komödie. Ihre Liebeserklärung, die von der Musik zu Don Juans: „Reich' mir die Hand, mein Leben," begleitet wird, endigt, wie natürlich, mit einem Kniefalle. So weit lässest du dich hinreißen im unbedachtsamen Frevermuthe, unglückliches Talggebirge? Bedenest du nicht, daß die Centripetalkraft der Erde, wenn du ihr zu nahe kömmst, dich nicht mehr loslassen wird und du in deinem Speckharnische, unbehülflich, wie eine auf den Rücken gelegte Schildkröte, umsonst dich auf die Beine zu arbeiten streben wirst? — Da liegt er nun, und die Erde klebt an ihm, wie ein unabreißbares Pechpflaster. Kaum gelingt es endlich dem herbeweilenden Vater Columbinens und dem geschickten Diener Pierrot, den Talgfelsen mit einer Winde in die Höhe zu schrauben.

Viertes Bild. Aus der bürgerlichen Stube sehen wir uns an den Strand des Meeres versezt. Schiffe kommen und gehen, ein buntes Menschengewühl bedeckt das Gestade. Aber das ganze laute Treiben verstummt vor dem Schalle ernster Posaunen, die mit ihrer feyerlichen und rauhen Stimme etwas Ungewöhnliches verkünden und von vier geflügelten Mohren geblasen werden. Hinter ihnen folgt unter einem Bad dachin ein chinesischer Magus. Den Knopf des Palankins bildet eine kaum zwey Fuß hohe Pagode, die starr und leblos mit untergeschlagenen Beinen dasizt, aber, von dem Stabe des Zauberers berührt, ihre winzigen Glieder zu dem anmuthigsten chinesischen Solotanze in Bewegung sezt. Ein federleicht machender Zaubertrank wird von dem wundertätigen Magus ausgeboten und mit Begier angenommen und verschlungen. Aber der unmäßige Genuß offenbart alsbald seine entkörpernde Wirkung. Unter allen zuerst verspürt das zierliche Almanachmännchen, mit dem lustigen Köpfchen voll Nichts, den hochfahrenden Drang einer Montgolfiere; kaum bedarf es eines Blasebalges, mit welchem Pierrot den schon im Aufluge begriffenen Rockschößen nachhilft; das Vignettengeschöpf fährt wie ein Stoßvogel auf und davon. Vergebens sträubt und wehrt sich sein fetter Nebenbuhler gegen die in ihm erwachende Flugfertigkeit, auch ihn trägt es den höhern Regionen zu. Von allen Seiten läuft man herbey, den edeln Mann aus seiner dichterischen Extase herabzubringen; umsonst klammert man sich ihm an Hände und Füße; er reißt wie ein ungeheurer Firstern Alles in seine Sphäre mit hinein und wird langsam schwebenden Fluges, als Knopf einer Pyramide aneinander geklammerter Figuren, den irdischen Räumen entrückt. Die kecke Phantasie Hofmanns hätte sich dieses Einfalles nicht zu schämen, der ohnehin an dessen Schneiderlein von Sachsenhausen erinnert, das am Sonntage in der Apotheke ein Schnäpslein zu sich nehmen will, aber aus Versehen des Lehrlings Aether trinkt und vor den Augen seiner Eheliebsten in die hohe See des Himmels hinein verschlagen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 3. April 1829.

— Willkommen uns nach weiter Reise
Im Heimathland, in alter Freunde Kreise!

Haug.

Heilung durch Krankheit.

Novelle von D. L. B. Wolff.

Werner und Reimbold, zwey junge Kaufleute, saßen an einem Nachmittage im Mai 18— vor dem Alsterpavillion in Hamburg, und ließen die Vorübergehenden die Musterung passiren. „So gut mir auch der Kaffee noch immer schmeckt," hob Reimbold an, „so will es mir doch gar nicht mehr hier behagen, seitdem unser Kaffeeklub so geschmolzen ist, und Du und ich allein noch die ganze sonst so ehrenwerthe Versammlung, die mehr als zwölf Köpfe zählte, repräsentiren." „Säßen wir in einer Landstadt mitten in Deutschland und wären keine Kaufleute, die nun einmal auf der ganzen Erde zu Hause seyn müssen, so würde das nicht der Fall seyn," entgegnete Werner, „aber so, da ist es eben nicht zu verwundern." „Der liebste war mir doch der Doktor. Es war ein allerliebster Junge, ein Gelehrter und doch so genteel; er hätte eine reiche Parthie machen können, obgleich er selbst Moses und die Propheten hatte, und da plagt ihn der Kuckuck nach Mexiko zu gehen und den wilden Schröder zu begleiten. Wer weiß, wann der wieder kommt." „Und Du weißt nicht, daß er wieder zurück ist," fiel ihm Werner lebhaft in die Rede, „und bildest Dir ein, ich säße Deines schönen Gesichtes wegen so lange hier, obgleich Posttag ist?" „Der Doktor ist wieder da, ist hier?" rief Reimbold aufspringend, „wo ist er? warum kommt er nicht? hat er seinen besten Freund vergessen? wo weilt der Edle? er soll mir sagen, wie es in Mexiko aussieht, ob für die neue Anleihe mit Barclay nichts zu befürchten ist; ob es wahr ist, daß die englischen Manufakturisten den Markt so überfüllt haben? hast Du ihn schon gesprochen? wo hast Du ihn gesehen?"

Auf diese Weise sprudelte der Redselige noch eine Menge von Fragen heraus, ohne die Antwort abzuwarten, und bemerkte nicht, daß eben die Person, für die er sich so lebhaft zu interessiren schien, seit mehreren Minuten ihm zur Seite stand. Er würde nicht aufgehört haben sich in Redensarten zu ergießen, hätte ihm nicht Werner sanft das Gesicht dem Doktor zugedreht. Nun war des Jubels kein Ende, und der zurückgekehrte Freund konnte noch lange nicht zu Worte kommen.

Wir ersparen dem Leser die mit seltsamen Ausrufungen von Seiten Reimbolds verbrämte Scene des Wiedersehens, und machen ihn mit dem merikanischen Reisenden bekannt. Doktor Roland war ein junger, reicher, liebenswürdiger Mann. Wer ihn aber noch näher kannte, der wußte auch, daß er von Natur an einer unbezwinglichen Schwermuth litt, die er nur mit Mühe bekämpfte, wodurch sein ganzes Wesen etwas Eigenes, Schwärmerisches bekam, das ihn den Frauen nur noch interessanter machte, den Männern von reiferem Alter aber, die mehr auf Thätigkeit nach außen als nach innen drangen, nicht recht behagen wollte. Diese Schwermuth sprach sich auf seinem wohlgebildeten Gesichte aus, und fügen wir noch hinzu, daß er lang und schlank gewachsen war, einen schönen

Digitized by Google

Lockenkopf hatte und ein anmuthiges Benehmen, so brauchen wir wohl nicht erst des Breiteren zu beweisen, daß er ganz zu der Klasse von Männern gehörte, die die Frauen interessant zu nennen pflegen, welches Beywort aber leicht in manchem Frauenherzen sich in das englische interesting verwandelt, das unsere Sprache nicht ganz wiederzugeben vermag.

„Verschone mich mit Deinen Fragen," sagte Roland endlich, nachdem ihn Reimbold zärtlich an das Herz gedrückt und, wie gewöhnlich, dabey mit einer Menge Fragen und Erkundigungen gequält hatte. „Ich bin so ermüdet von der Menge von Besuchen, die ich heute nothgedrungen machen mußte; obendrein liegt mir die Seereise noch sehr in den Gliedern, denn wir hatten dicht vor Cuxhaven einen so starken Sturm auszustehen, daß wir sämmtlich glaubten, anstatt in die Elbe in das Himmelreich einzulaufen." „Hast Du denn auch schon von den Ueberschwemmungen gehört, die unser armes Hamburg und die ganze westliche Küste so arg heimgesucht haben?" fragte Reimbold wieder. „Mit Deinen ewigen Fragen," entgegnete Roland; „Du bist und bleibst doch ganz der Alte." „Warum soll ich denn nicht fragen?" sagte Reimbold ärgerlich. „Fragen bringen Antworten, weißt Du wohl, und ich sehne mich darnach, mich einmal nach Herzenslust mit Dir auszusprechen." „Ich will Dir einen Vorschlag machen, liebster Freund," erwiederte der Doktor, „komm morgen Abend mit Werner zu mir und bringe mit Dir, wen Du willst von unseren Bekannten. Ich sehne mich auch herzlich darnach, wieder einmal traulich mit Euch zu plaudern."

Roland wollte sich entfernen, da faßte ihn Reimbold ungeduldig bey dem Rockzipfel und rief: „da geht er hin, hat die Leute eingeladen und sagt ihnen nicht einmal, wo er wohnt." „Ich bin so glücklich gewesen," erwiederte Roland, „mein altes Logis auf dem Jungfernsteige wieder zu bekommen, und das wird Euch, wie ich hoffe, noch erinnerlich seyn; denn wir haben doch dort manchen lieben Abend zusammen verlebt." „Dein altes Logis?" sagte Werner und lächelte seltsam. „Nun spielt er wieder den Geheimnißvollen," rief Reimbold, „und ich will Dir nur gleich sagen, was er mit seinem Lächeln meynt, damit Du nicht erst nöthig hast viel zu fragen. Denn das viele Fragen ist mir, wie Du weißt, unausstehlich." „Das ist wahr," sagte Werner, „darum erkläre es ihm, denn ich muß auf das Comptoir, mich drängt der Posttag."

Werner ging. Reimbold sah ihm nach und sagte: „Da geht er hin, und wenn ich nicht dabey wäre, so hätte er Dich noch recht neugierig gemacht, und Dich recht lange zappeln lassen nach seiner gewöhnlichen Art. Ich will mich aber kurz fassen und Dir ohne langes Fragen die Frage vorlegen, ob Du wohl weißt, wer in demselben Hause mit Dir Stube an Stube wohnt?" „O ja," erwiederte Reimbold, „eine Madame Walter aus Bremen mit ihrer Tochter; das hat mir die alte, treue, freundliche Lisbeth, die gar nicht weiß, was sie mir zu Liebe thun soll, weil ich wieder da bin, schon heute Morgen erzählt, als sie mir den Kaffee brachte. Die Tochter soll sehr hübsch die Harfe spielen, aber sehr schwermüthig seyn, und Lisbeth meynte, sie hätte jezt, seitdem ich wieder da sey, lauter ernsthafte Leute im Hause." „Wenn Du nicht mehr weißt," antwortete Reimbold, „weißt Du nicht viel. Das Mädchen ist sehr schön, hat aber eine unglückliche Liebschaft gehabt, mit wem? mag Gott wissen, lag lange am Nervenfieber darnieder, weil ihr Charmanter sie verlassen hat und in die weite Welt gereist ist; von dem Nervenfieber ist ihr ein unbezwinglicher Tiefsinn übrig geblieben, und unser Allerweltsmagnetiseur, der Doktor M., hat erklärt, sie könne nur psychisch, d. i. durch eine neue Liebschaft geheilt werden. Die Mutter, die das wohl einsieht, ist reich und möchte die Tochter, die ihr einziges Kind ist, gern an einen respektablen Gatten, ein solides Haus verheirathen. Das ist so ziemlich stadtkundig geworden, und unsere jungen Dandies laufen sich die Beine ab, um das Töchterlein und mit ihm das goldene Vließ zu erobern. Die Mamsell scheint aber von Nichts wissen zu wollen, sondern nährt sich von ihrem Gram, wie jene seltene Cactusart von der Luft, und bis jezt sind alle Bewerber wie ein schlechtes Papier von einem dem Bankerott nahen Hause mit Protest zurück geschickt. Weißt Du was, erobere Du sie, Du hast Alles, was dazu gehört, um einem Mädchen den Kopf zu verrücken, wenn er ihr auch schon verrückt ist, und nun Gott befohlen, die preußische Post wartet nicht, bis es Reimbold, Riemer und Comp. gefällt, ihre Briefe fertig zu machen."

Sie trennten sich. Roland, von Reimbolds Worten wunderlich ergriffen, wandelte nach einer ihm lieben Stätte, dem Grabe seiner Eltern auf dem schönen Friedhofe vor dem Dammthor, den die fromme Sitte der Hamburger zu einem Garten umgeschaffen hat, und kehrte erst spät Abends in seine Wohnung zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Orte selbst, wo ein Kirchweihfest gehalten wird, sieht es so festlich als möglich aus. Wenn auch im ganzen Jahre nicht, so werden die Gassen doch am Kirchweihfeste gefegt, desgleichen die Häuser. Aus allen Fenstern, von allen Balkonen hängen farbige, gewirkte Teppiche oder dergleichen Tücher herab; die sämmtliche Jugend des Orts ist gewaschen, gekämmt und hat ein reines Hemd an; die Erwachsenen prangen, wie sich von selbst versteht, im besten

Digitized by Google

Sonntagspuß. Was die weibliche Tracht anbetrifft, so zeigt sich hier der Triumph der antiken Wellenlinienform vor dem ärmlichen Stückwerke der französischen Mode; bringt letztere lebendige Musterkarten hervor, so hat es die antike Form mit ganzen Stücken, aus dem Vollen geschnitten, zu thun. Seht eine Castellgandolerin mit ihrem fünfellenlangen Schleyer, ihrem silbergewirkten, weißen Mieder, bis auf die natürlichen Hüften herabreichend, ihrem battistenen, mit fünffacher Garnierung besetzten Rocke, ihren kurzen Aermeln und den feinsten weißen Lederhandschuhen. Fändet ihr sie in einer Hofassemblee, sie würde euch eine Fürstin, eine Königin scheinen; im Grunde ist sie aber nichts als eine Putzerin. Wollte man freylich ein vierthalb Fuß hohes Püppchen in eine ähnliche Toilette stecken, so würde es sich zum wenigsten lächerlich ausnehmen; so gewiß ist es, daß nicht Kleider Leute, sondern Leute Kleider machen. Das übrigens körperliche Majestät nicht allein im Schooße von Königinnen gezeugt wird, davon kann man sich auf den Kirchweihfesten um Rom überzeugen.

Was sich bis Morgens gegen zehn Uhr auf den Gassen blicken läßt, sind meistens Fremde; denn die Eingebornen haben bis dahin alle Hände voll zu thun. Um diese Zeit pflegen sie mit der letzten Arbeit, der unangenehmsten von allen, folglich auch derjenigen, welche bis ans Ende verschoben wird, fertig zu seyn, ich meyne mit dem Putzen und Säubern der Heiligen- und Madonnenbilder und der davor befindlichen Lampen und Laternen, welche letztere an dem Tage sämmtlich frisches Oel und einen neuen Docht bekommen. Nach zehn Uhr hebt der erste Akt des Festes an, nämlich die Prozession. Wer im Auslande sollte errathen, daß dieß der schwierigste Theil des ganzen Festes ist? und doch verhält es sich so. Denn obgleich gewöhnlich mehr als eine Probe gehalten werden, fällt die Vorstellung nicht selten schlecht aus. Das Gelingen hängt nämlich von einer einzigen Person ab, vom Standartenträger. Gewöhnlich begnügt man sich, den Herkules des Orts dazu zu nehmen, ohne ihm zuvor Unterricht in der Balancierkunst zu geben. Bey ruhiger Luft geht es so gewöhnlich gut. Fängt aber die Luft an zu wehen, und der Träger versteht die Kunst nicht, die Fahne nach dem Winde zu halten, so arbeitet sich der arme Teufel dergestalt ab, daß man glaubt, er werde noch früher als die Standarte zu Boden stürzen. Die vier Leinen, an welchen vier Männer, zwey vorn und zwey hinten ziehen, um die Standarte im Gleichgewichte zu halten, sind bey ruhigem Wetter überflüssig und schaden bey stürmischem mehr als sie helfen. Nach der Prozession beginnt die Messe in der Hauptkirche. Letztere ist von unten bis oben mit seidnen Stoffen behangen und mit Festons geschmückt; die Zahl der Kerzen ist hundertfach größer als gewöhnlich, große Tafeln, mit den Wunderthaten des respectiven Heiligen bemalt, hängen an den Wänden, und auf den Altären stehen die Schätze nicht allein dieser Kirche, sondern aller übrigen des Orts, da sie einander freundschaftlich aushelfen, ausgebreitet. Einen besondern Eindruck machen vorzüglich auf den Fremden die Berge von Lorbeerzweigen, welche auf den Boden gestreut sind, deren starker Geruch, mit dem Weihrauche und mit den Wachsdünste vermischt, eine Betäubung hervorbringt, welche, insofern sie den Geist zu allen andern Operationen untauglich macht, der Andacht nicht hinderlich zu seyn scheint. Die Frauen sitzen, abgesondert von den Männern, in der Mitte der Kirche, mit den Gesichtern nach dem Hauptaltare gewandt; die Männer stehen oder sitzen dahinter oder auch im Kreise herum. Ich erinnere mich nicht, irgendwo im Leben von einem Haufen von einigen Hundert Weibern einen magischern Eindruck empfangen zu haben, als auf der letzten Kirchweihe zu Marino. Ein Glück hierbey ist, daß die Kirchenverordnung, deren Weisheit sich nicht genug rühmen läßt, dem weiblichen Geschlechte verbietet, in der Kirche im bloßen Kopfe zu erscheinen. Daß die Messe nicht allein stets gesungen, sondern auch mit Instrumenten begleitet wird, habe ich schon oben gesagt. Die Musik pflegt selten durchaus neu, in keinem Falle aber durchaus alt zu seyn.

Wo etwa während der Messe, entweder weil die Musik oder der Gesang zu gut oder zu schlecht befunden worden sind, Störung geherrscht hat, da entsteht im Augenblicke, wo die Predigt beginnt, die tiefste Stille und dauert fort, so lange und so mystisch-abstrakt der Prediger auch reden mag. Schnarchen, Scharren oder Husten, die in andern Ländern so gewöhnlichen Aeußerungen des Unmuths über langweilige Kanzelreden, sind hier unerhört; im Gegentheile sieht man das ganze Auditerium den lebhaftesten Antheil an der Predigt nehmen, besonders wenn darin eine oder die andere Anspielung auf gesellschaftliche Verhältnisse vorkömmt. Selbst unter den strengsten Katholiken, wofür man doch billig die Römer halten muß, beginnt das geistige Bedürfniß nach positiven, die bürgerlichen Verhältnisse abhandelnden Kanzelvorträgen auf das lebhafteste fühlbar zu werden. Nach der Predigt wird gewöhnlich das Bildniß des Schutzheiligen mit dessen Lebenslaufe und Wunderthaten, mit einem eleganten rothseidnen Bande umwunden, unter die Honoratioren, besonders unter die Fremden, vertheilt. Dann naht der interessanteste Moment des Festes heran, und Alles steht in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, die Religiösen, die Neugierigen und die Weltleute.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

War Lord Wellington früher der Held von Torres vedras, von Salamanca, Victoria und Waterloo, so erscheint er jezt, nachdem er, wie die um einen Gnadensold schreibenden Torybläter ihn nennen, ein Abtrünniger, ein politischer Apostat geworden, als der wahre politische Held des Tages in seinem eigenen Vaterlande. Man sollte beynahe glauben, er habe sich, da er die Toga für das Schwerdt eintauschte, kein geringeres Musterbild als den versutum et callidum Solonem gewählt; denn wem konnte es träumen, daß derselbe Mann, in demselben Augenblicke, als er im drittischen Senate vor kaum 18 Monaten erklärte, man müßte ihn für toll halten, wenn man glaubte, daß er den Ehrgeiz oder das Talent besitze, auf die Stelle eines ersten Ministers des Reichs Anspruch machen zu wollen, wenn derselbe Mann, sage ich, sich schon in demselben Augenblicke mit dem Gedanken beschäftigte, seinen Gegner (Canning), der mit ihm um den höchsten Einfluß rang, zu stürzen (wie sein merkwürdiges Amendement zur Canningschen Getreidebill 1827 bezeugt) und denselben Rang im Staatshauptquartier zu Downingstreet einzunehmen, wie er ihn im Feldhauptquartier zu behaupten gewohnt war? Es ist eine wahre Freude, wie er jezt die Herrn im Oberhause abfertigt, gerade als ob sie Cadetten wären; sogar ihr Anführer, der alte, schlaue und zähe Erkanzler Lord Eldon, dem sie die ganze Last der Polemik aufbürdeten, wagt nicht, ihm eine direkte Antwort zu geben, und richtet seine Ultra-Torypfeile vielmehr instinktartig auf seine natürlichen Feinde, die Whig-Lords. Unsere anglikanischen Bischöfe, diese ehrwürdigen geistlichen Lords und christlichen Hirten, welche die reichsten Weiden des Landes besitzen und von den ihrer frommen Seelsorge anvertrauten Schaafen ein größeres Einkommen beziehen, als alle Merinos Europa's ihren Eigenthümern eintragen, bezeugen schon eine solche Ehrfurcht vor dem Könige, daß sie selbst kaum den Mund zu öffnen wagen, und nur verstohlener Weise den abgerichteten Bullenbeißern in beyden Häusern bisweilen einen Wink zum bellen geben. Unter diesen wilden Hausthieren zeichnet sich besonders der Graf von Winchelsea aus. Noch vor wenig Jahren war er ein bloßer Schreiber (clerk) in einem der Regierungsbureau's von Sommersethouse; aber der Heimgang eines Oheims metamorphosirte ihn in einen Grafen und Pair des Reichs, und wie man oft an Neulingen in Würden und Stellen wahrnimmt, scheint auch er als heroischer Vertheidiger der alten guten Einrichtungen leben oder als Märtyrer für sie sterben zu wollen. Wäre dieser Mann um einige Grade südlicher zur Welt gekommen, er würde den besten Torquemada oder Abbé de la Menais abgegeben haben; in diesem Lande ist aber aus ihm ein Ultra unter den Ultra-Torys geworden, und er würde in dieser Eigenschaft, könnte er die Zeiten Heinrichs des Achten zurückrufen, den Lord Wellington, Hrn. Peel und Alle, welche nicht an das Supremat seiner Meynung glauben, dem Scheiterhaufen und dem Strange übergeben. Andere seiner Gattung plagen zwar das ruhesuchende Menschengeschlecht nicht so häufig und laut mit ihren Stimmen, doch sind sie nicht minder pfiffig, durch andere etwas unschuldigere Streiche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu fesseln, wie z. B. durch Placate oder durch Ausstellen von Karrikaturen u. s. w. Da sieht man denn z. B. die Zusammenkunft des Herzogs mit dem Padste, wie jener als Premierminister von England in knieender Stellung den nackten Fuß Seiner Heiligkeit erfaßt und mit der größten Demuth deren Fußzehen küßt, während Peel hinter ihm den Rosenkranz betet.

(Der Beschluß folgt.)

München, März.

(Beschluß.)

Fünftes Bild. Pierrot, der bey dem Versuche, den dicken Phaeton von seinem kühnen aeronautischen Fluge abzubringen, selbst die Luftfahrt mitzumachen gezwungen worden, liegt nun, müde und erschöpft zurückgekehrt, auf seinem Bette. Noch wirbeln in seinem Gehirne die Schwindel des tollen Fluges, er träumt vom Fliegen und Fallen; das gibt die auf- und absteigende Lagerstelle zu erkennen. Da treten Genien herein, die sein geängstigtes Gemüth sanft tröstend mit Wildpretpasteten, Fasanen und einem Lorbeergekrönten Schweinskopfe beschwichtigen. Er springt von seinem Bette auf, er streckt in namenloser Sehnsucht die Hände nach dem voll besezten Tische aus und öffnet die Augen, um sein ganzes Paradies, als aufgestiegene Traumblase seines Gehirnes, in Nichts zerrinnen zu sehen.

Sechstes Bild. Posthornklang und Peitschenknall kündigen in Columbinens Hause die Ankunft eines vornehmen Besuches an. Ein winziger Läufer rennt seiner winzigen Herrschaft voran. Das hinkende graue Männchen tritt in großer Galauniform, mit Ordensband und Degen geschmückt, herein, vor ihm her zwey rothbäckige, kniehohe Kammerherrchen, mit den zierlichsten Hofdegen an der Seite. Die kleine Hoheit wird mit ihrer Duodez-Hofhaltung von Columbinens Vater, Pierrot und Arlekins Nebenbuhlern mit aller gebührenden Höflichkeit empfangen. Prinz Däumling ist als Brautwerber Arlekins um Columbinens Hand gekommen. Erzürnt und eifersüchtig hebt der Fettkoloß seine gigantische Hand gegen den Zwergprinzen auf; da reißt, voll ritterlicher Begeisterung, zu den Füßen seines Herrn zu sterben, das eine der Kammerherrchen seinen spannenlangen Degen von der Seite und hält dessen Nadelspitze kühn dem frechen Drober entgegen. Die Anmuth dieses Bildes, voll ächt kindlicher Mährchenlaune, dürfte schwerlich von Hofmanns Möhrenrüben-Prinzen und dessen saffrangelbem Zwergbofstaate übertroffen werden.

Siebentes und lezte Bild. Das graue Männchen hat alle Schwierigkeiten beseitigt und Arlekin mit Columbinen vereinigt; nun wirft es sein graues Gewand und seine Krücken (Sinnbilder, wenn ich nicht irre, gekränkter und angefeindeter Liebe) hinweg und steht als Amor in einem Tempel, dessen schimmernde Säulen sich auf einem mit dichtem Rosengebüsche bedeckten Hügel erheben. Aber auch diese Gebüsche werden lebendig und verwandeln sich in unzählige Sonnenschirme, unter deren jedem eine chinesische Pagode an den Stufen des Tempels hinaufsizt. Ein wunderlich baroker Chinesentanz feyert Columbinens und Arlekins Vereinigung und schließt das Stück, nicht ohne eine größtentheils durch das ganze Mährchen laufende geheime Ironie, welche allen freyersfüßigen Jünglingen zuruft: Traun, schau, wem! Oft sizt hinter den Rosengesträuchen der Liebe eine steife Pagode mit wackelndem Kopf und aufgereckten Fingern.

Ungern scheiden wir von dem lieblichen Kindertraume, und wenn wir schließlich nicht den Wunsch bergen könnten, daß Herr Horschelt in seiner phantasiereichen und anmuthigen Schöpfung, vorzüglich in der zweyten Abtheilung, die allzu üppig wuchernde Erfindung etwas beschränken und dadurch dem Ganzen mehr Kürze und eine gefälligere Rundung geben möchte, so geschieht es blos deßhalb, weil wir des Glaubens sind, daß allzu große Freygebigkeit des Humors nicht allein den Fehler habe, leicht der Verschwendung gleich zu sehen, sondern auch den Nachtheil, daß sie selten Dank erndtet.

Beylage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. April 1829.

Es runzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.

Goethe.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke, wo am Ende der Messe das Allerheiligste gezeigt wird, brennt man beym ersten Klang des damit verbundenen Geläutes die auf dem Platze vor der Kirche aufgestellten Mörser, die Lauffeuer und die Raketen ab. Die Devotion steht dann auf dem Scheidewege, wie Herkules: wer den Segen mitnehmen will, für den fährt Donner und Feuerwerk ungehehen und ungehört in die Luft; im umgekehrten Falle meynen die Gläubigen zu den Verdammten in die Hölle zu fahren. Was ist da zu thun? Die Schlauesten wissen einen Ausweg zu treffen: sie haben nämlich während der ganzen Messe nach hinten zu manövrirt, ohne von dieser eine Sylbe zu verlieren, und stehen im Augenblicke, wo der Priester die Monstranz aufhebt, auf dem Peristyle vor der Kirche, wo sie, zur Erde niedergeworfen, die eine Hälfte des Gesichts nach dem Innern der Kirche richten, mit der andern aber auf den Platz schauen. Die Verlegenheit der Weltleute ist noch größer; sie möchten ebenein die Frauen nach Hause gehen sehen. Doch ist ihr Entschluß gefaßt: auch sie warten zuvor den Segen ab, pflanzen sich dann, dem schönen Geschlechte den Vorsprung abgewinnend, draußen fest auf und bewundern die Schönheiten der lebenden Natur, ohne sich um die Mörser und das Lauffeuer zu bekümmern.

Nun geht Jedermann, Fremde und Einheimische, dahin, wo er glaubt seinen Gaumen befriedigen zu können. Bis hierher hat der Ausländer die rechte Seite des Festes kennen gelernt; jezt stellt sich ihm die Kehrseite dar. Denn da ranzigen Speck, stinkendes Schmalz und abgestandenes Oel in der ganzen Welt wohlfeiler sind als fettes Rindfleisch, frische Butter und am Morgen gelegte Eyer, so wissen die Köche, was sie zu thun haben. Glücklicherweise gibt es auch hier eine Ausgleichung. Denn Wein, Brod und Käse, und nach den Jahreszeiten auch die Früchte sind in allen diesen Ländchen vortrefflich und durchgängig wohlfeil; folglich stirbt Niemand Hungers. Nichts desto weniger rathe ich den Fremden keinesweges, diese kalte Küche auf der Straße zu verzehren, wie wohl einige hochweise Ausländer zu thun pflegen, und den Speisehäusern verächtlich den Rücken zu kehren. Im Gegentheile wird sich hier jeder verständige Beobachter höchst angenehm unterhalten. Denn fehlen auch die wirklichen Gerichte; so ist doch an den herrlichsten Schaugerichten ein solcher Ueberfluß, daß dem Bewunderer weiblicher Reize die Augen übergehen. Ihr geistvollen Beobachter, die ihr meistentheils die Sitten des großen oder kleinen Krähwinkels, in welchem ihr die Menschen studiert habt, zu Maximen für die ganze Erde aufstellt, hütet euch hier, eure gewöhnlichen Böcke zu schießen. Bedenkt, daß ihr nicht hinter dem Ofen eurer Heimath, sondern unter dem glühendsten Himmelstriche Europas sitzt! Habt ihr übrigens Sinn für Heiterkeit und Laune, für jene Unbefangenheit, welche allein unter einem, um den folgenden Morgen unbekümmerten Volke, wie das römische ist, herrschen kann,

Digitized by Google

bey welchem nicht einmal mit Worten, am wenigsten mit der That der Anstand verlezt wird, wo die nichtswürdige Völlerey, welche die nördlichen Völker Europas charakterisirt, gänzlich bis auf die leiseste Spur fehlt, wo besonders kein Trunkenbold zu finden ist, so werdet ihr euch, unter diese Menschen in den Speisehäusern gemischt, wenn auch nicht mit dem Gaumen, doch im Gemüthe besser unterhalten als bey einem Festgastmahle unter sogenannten gebildeten Leuten. Hadt ihr aber, neben eurer Sinnigkeit, schwache Nerven oder zu empfindsame Ohren, so rathe ich wegzubleiben; denn die Freude dieser Leute ist geräuschvoll, besonders sprechen sie etwas laut, ja man könnte sagen sie schreien; alles sehr natürlich bey ihnen, da sie im Freyen leben, in weiten Entfernungen zu einander reden und besonders ganz vortreffliche Lungen haben.

Nach Tische beginnt das eigentliche öffentliche Volksfest, das heißt der Jahrmarkt, welcher mit allen Kirchweihen verbunden ist. Hier findet man alles, was bey dergleichen Feyerlichkeiten in Deutschland die Freude des großen Haufens macht, ausgenommen die Eß- und Trinkbuden. Höchstens geht ein Ciambellaro (Bretzelbäcker) herum, der zugleich Rosoglio schenkt. Aber der Zuspruch bey ihm ist so gering, daß ein einziger im Stande ist, die Bedürfnisse des ganzen Jahrmarkts zu befriedigen; desto mehr drängt sich Alt und Jung, Vornehm und Gering um die Bambocciari (Puppen- oder Nürnberger Tandhändler), die auf der Erde, denn Boutiken sind hier nicht Mode, ihre Waaren ausgestellt haben. Der Gliedermann, der Pulcinello, der Pagliaccio, der Arlecchino u. s. w. geben aus einer Hand in die andere, eben so die Hieb- und Schießgewehre; Eltern und Kinder ergötzen sich daran. Ein Spielwerk ist vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte vorbehalten, ich meyne das Tamburino. Es ist in den römischen Staaten ein so unentbehrliches häusliches Möbel, daß die Frau es ihrem Manne eher verzeihen würde, wenn er ihr keinen Kochtopf kaufte, als daß er sie ohne Tamburino ließe. Freylich ist dieß Instrument nur noch in den unteren Volksklassen, und zwar unter den weiblichen Eminenti derselben Sitte, seit die Pastiecciette *) hin und wieder schon die Augen nach der französischen Guitarre erheben. Die vorzüglichste Qualität wird jezt das Stück mit einem Groschen römisch bezahlt. Dieser civile Preis macht, daß auch die unbemitteltsten Frauen oder Mädchen ihr Gelüste nach demselben befriedigen können.

Bald beginnt nun der Saltarello, der eigenthümliche Tanz der Römer. Der Tanzplatz ist ein grüner Rasen, wenn es einen in der Nähe gibt; sonst begnügt man sich auch mit dem ersten besten offenen Platze, am besten, wenn er nicht gefegt ist, weil es sich desto bequemer darauf tanzen läßt. Die Fremden stehen in dicken Haufen herum, dem Anscheine nach die Walzer, die Country-Dances, die Quadrillen, ja selbst die Fandangos ihrer Heimath vergessend, um sich mit dem Saltarello zu beschäftigen. Aber es sind meistens lose Vögel, denen die reizenden Formen der Tänzerinnen und ihre ausdrucksvollen Bewegungen mehr gelten als der Tanz selbst. Die Etikette erheischt, daß nur die Weiber und Mädchen in bloßem Kopfe den Saltarello tanzen dürfen. Die in der Bautta stehen von Ferne und begnügen sich, heimlich sämmtliche Bewegungen des Tanzes mitzumachen. Die Nobeldenkenden unter ihnen machen es wie der Fuchs: sie verschreyen den Saltarello als zu gemein, werfen verächtlich den Blick von ihm ab und setzen sich auf den Markt (Piazza) vor das Kaffeehaus. Hier versammelt sich die elegante Welt der einheimischen Einwohner, wie der in der Nähe liegenden Ortschaften; es wird konversirt, geliebäugelt, nur nicht gelästert, denn dieß Laster ist Menschen, welche weder ehr- noch habsüchtig sind, unbekannt.

(Der Beschluß folgt.)

*) So nennen die Petites-Maitresses der unteren Klassen, um sich zu rächen, die Bürgersfrauen, welche sich über die Gebühr putzen, das heißt, welche an Festtagen statt der Bautta (des schwarzen Huts mit dem schwarzen Spitzenschleyer) einen farbigen, mit Blumen geziert, tragen.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es war schwül in Rolands Zimmer, als er eintrat. Er öffnete das Fenster, und ein Luftzug löschte das Licht aus. In seiner angebornen Gutmüthigkeit möchte er die alte Dienerin nicht wieder die hohen Treppen herauf bemühen. Da er sich ohnehin zur Ruhe legen wollte, so beschloß er, sich im Dunkeln auszukleiden. Mechanisch trat er an das Fenster. Unter demselben wogte auf dem beliebten Spaziergange das regste Leben noch hin und her. Der Mond spiegelte sich in dem schönen Alsterbassin, und die Ruhe der klaren Fluth kontrastirte seltsam mit dem regen Treiben auf der Straße. Seine Seele versank dadurch in eine eigene weiche Stimmung. Er hatte nicht bemerkt, daß die Fenster in dem benachbarten Zimmer gleichfalls geöffnet waren; da weckten ihn die Töne einer Harfe. Holde Melodien schwebten zu ihm herüber. Er wußte nicht, ob er der kunstvollen Behandlung oder dem seelenvollen Vortrage den Vorzug einräumen solle. Endlich gingen die Läufe in ein sanftes Solfeggiren über und begleiteten folgendes rührende, ihm ganz fremde Lied:

Verbirgst Du mir den Schmerz in Deiner Seele
Und blickst mir freundlichlächelnd ins Gesicht?
Feucht ist Dein beides Auge; o verhehle
Des Herzens tief geheime Regung nicht.
Ich seh' des Mondes bleichen Strahl sich spiegeln
In Deinem Blick, da er hernieder scheint;
Laß mich die Liebe mit dem Wort besiegeln,
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Digitized by Google

Du weißt es wohl, Du hättest gern zu Zeiten
Die Thräne mir vom Auge fortgeküßt,
Du weißt es wohl, wie wir uns Gram bereiten,
Wenn Alles um uns lachend heiter ist.
Das eben ist der Liebe süßes Leiden,
Daß zu der Lust sie stets den Zweifel eint.
Denn im Umfangen sieht sie schon das Scheiden;
Drum weiß ich wohl, Du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, Du willst es nur nicht sagen;
Errathen darf ich's, aber wissen nicht.
Und glaubst Du denn, ich hätte keine Klagen,
Wenn ohne Worte Deine Lippe spricht?
O wie beredt sind diese Schmerzenszüge,
Des Mundes Lächeln ist des Auges Feind.
Betrügst Du Dich, daß ich mich leicht betrüge?
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Du weißt es wohl, wir wissens beyde, beyde,
Laß uns zusammen weinen, 's ist so schön.
Es liegt Genuß im eng verschlung'nen Leide
Und hebt den Menschen auf der Menschheit Höh'n.
Und lächelnd sollst Du unter tiefen Klagen,
Daß kein beständig Glück die Erde eint,
Wie ich zu Dir, zu mir halb freudig sagen:
Ich weiß es wohl, Du hast um mich geweint.

Das Lied machte einen tiefen Eindruck auf unseren Freund; es war ihm nicht ganz verständlich, und er suchte es zu deuten. Aber es ging ihm damit wie manchem Ausleger des Dante, der das Allegorische verschmäht und aus der Geschichte der vergangenen Zeiten die Erklärung dunkeler Stellen gleichsam bey den Haaren herbeyzieht. Was er von der Geschichte seiner unbekannten Nachbarin, denn sie mußte die Sängerin des Liedes seyn, gehört hatte, reichte hin, um seinen Verstand und seine Phantasie noch lange zu beschäftigen, und es wurde spät, ehe er sich zur Ruhe legte. Er war kaum eingeschlummert, da kam es ihm vor, als ob eine weibliche Stimme neben ihm mehreremal den Namen Aloys flüsterte und dann in ein heftiges Schluchzen ausbräche. Ehe er aber noch genauer darauf hinhorchen konnte, hatte sich der Schlaf seiner bemeistert, und er wußte am andern Morgen nicht genau, ob er es geträumt oder wirklich gehört hatte.

Es war hoch am Tage, als er erwachte. Die alte Lisbeth versicherte ihm, daß sie schon mehreremal an seiner Thüre gehorcht habe, ob er noch nicht auf sey, und sich über seinen gesegneten Schlaf freue. Denn bey der gewaltigen Störung im Hause, fuhr sie fort, die während der Nacht vorgefallen sey, wäre Jedermann, außer ihm, der nöthigen Ruhe beraubt worden. „Die fremde Mamsell neben an, versetzte sie, als er sie um die Ursache befragte, ist plötzlich wieder sehr krank geworden, und wir haben noch spät in der Nacht den Doktor holen müssen." Sie liegt noch immer zu Bett und phantasirt, und es darf ihr Niemand zu nahe kommen. Das arme junge Blut!" schloß sie; „ich möchte die Schuld nicht auf dem Gewissen haben." — „Das thut mir sehr leid," erwiederte Roland, dem es jetzt deutlich wurde, daß das, was er vor dem Einschlafen gehört hatte, kein Traum gewesen war. „Ich wollte den Damen heute meine Aufwartung machen und glaube nun nicht, daß ich ihnen recht kommen werde." — „Auf jeden Fall will ich hinübergehen und fragen," erwiederte die geschwätzige Alte und trippelte fort, ohne seine Antwort abzuwarten. Es dauerte eine Weile, bis sie wiederkam. Roland beschäftigte sich indessen in Gedanken mit dem armen jungen Mädchen, und wie ein Blitzstrahl fuhr es plötzlich durch seine Seele, daß der sonst so seltene Name Aloys ihm durchaus nicht fremd sey, und schon einmal auf eine merkwürdige Weise in sein Schicksal eingegriffen habe. Er war eben in dem Begriff, diesen Gedanken weiter auszuspinnen, da kehrte die alte Magd zurück und berichtete, daß die junge Dame sich in der Besserung befinde und Mutter und Tochter sich die Ehre von ihm auf den nächsten Morgen erbäten. „Es ist doch ein ganz eigenes Ding um den Menschen," fuhr die Alte fort; „heute Nacht sah die Mamsell so kreideweiß aus, wie eine Leiche, und das war sie auch noch, als ich eben in das Zimmer trat. Aber kaum hatte ich Ihr Kompliment ausgerichtet, da wurde sie roth wie eine Rose und bat die Mutter, sie solle Sie gar nicht annehmen, sie wisse einmal, sie könne und wolle keinen Fremden sehen, und man kenne ja Sie auch nicht, und was dergleichen mehr war. Das nahm ich aber sehr übel und sagte ihr mit dem gehörigen Respekt, den unser eins nicht aus den Augen setzen darf, daß ich Sie recht gut kenne, und daß Sie ein sehr stiller, ein sehr braver und ein sehr gelehrter junger Herr wären, und hätten schon sechs Jahre hier im Hause gewohnt, ehe Sie die große Reise nach Mexiko machten, und würden, will's Gott, wieder so lange hier wohnen, wenn Sie sich nicht verheyratheten. Denn das wäre Ihnen sehr zu wünschen. Sie würden gewiß eine Frau glücklich machen." Roland versuchte umsonst den Strom ihrer Rede zu hemmen; sie ließ aber nicht ab, war unerschöpflich in seinem Lobe, und hörte nicht eher auf, als bis Werner hereintrat, der den Freund zu einem Spaziergange abholte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Schon längst ist durch ganz Deutschland die von Fasch und Zelter gestiftete Singakademie bekannt, und neuerdings hat sogar L. Tieck in einer Novelle das Verdienst derselben um Erhaltung und Belebung des edlern Geschmacks in der Musik rühmend anerkannt. Dieß Institut hat seit zwey Jahren sich einen eigenen prachtvollen Saal gebaut und durch Aufnahme vieler neuer Mitglieder, so wie durch die Vereinigung mit einem neugestifteten philharmonischen Verein, an Umfang und innerer Kraft gewonnen. Dieß hat wei-

Digitized by Google

auf dem Sopha liegende junge Dame, die, wie es schien, leblos da lag; dann eilte sie plötzlich aus der Thür und ließ ihn in der seltsamsten Lage allein mit der Kranken zurück. Roland wußte nicht, was er dabey thun solle, und fing, gleichsam wie vom Instinkte getrieben, an, die Kranke zu magnetisiren. Warum er es that, das war ihm selbst fremd; aber nach einer Weile bemerkte er, daß das so oft verschrieene Mittel nicht ohne Wirkung blieb. Die starre Leblosigkeit des jungen Mädchens lösete sich in einen leichten Schlummer auf, und Roland, ohne weiter der Freunde im Nebenzimmer zu gedenken, sezte sich auf einen Stuhl, der zur Seite des Sophas stand, und beobachtete sie mit verhaltenem Athem. Etwas Reizenderes hatte er nicht leicht gesehen, und obgleich ihre Augen geschlossen waren, so sprach doch so viel Geist und Liebenswürdigkeit aus ihren Zügen, daß Roland nicht im Stande war, den Blick von ihr abzuwenden. Wehe dem, der Dir so wehe gethan hat, Du armes Kind! dachte er bey sich, und die Thränen flossen unwillkührlich aus seinen Augen. Die alte Lisbeth kam jezt mit dem Arzt, den sie glücklicher Weise gefunden hatte. Roland erzählte ihm in lateinischer Sprache, der Alten wegen, was er gethan habe. Der Arzt sah ihn erstaunt an und bat ihn sich zu entfernen.

(Die Fortsezung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Nachdem man den Körper mit Speise und Trank, und den Geist durch Unterhaltung, jeder auf seine Weise, erquickt hat, wird um zwanzig Uhr an die Seele gedacht. Um diese Zeit beginnt die Vesper, welche ebenfalls, wie die Messe am Morgen, gesungen und mit Instrumenten begleitet wird. Bekanntlich hat dieser Gottesdienst, in der katholischen Kirche nicht dieselbe Heiligkeit wie die Messe; der Besuch der leztern an jedem Sonn- und Festtage ist gesetzlich vorgeschrieben, während Jedermann der Vesper nach Gutdünken beywohnen kann. Aus demselben Grunde pflegt auch die religiöse Haltung des Publikums in lezterer weniger andächtig zu seyn als in der Messe. Männer und Frauen sitzen gemischt unter einander und unterhalten sich theils mit anständigen Gesprächen, theils geben sie auf die Musik Acht, besonders wenn das Laudate pueri von Guglielmi gesungen wird. Ja es tritt hier sogar die Kritik ein: erlaubt sich nämlich der päbstliche Tenorist Pinto, der bey solchen Festen nicht fehlen darf, zu unstatthafte Verzierungen, in der Meynung, dadurch den Mangel an Stimme zu ersetzen, oder trägt der Altkastrat Tobili über die Gebühr auf, oder zeigt sich die Stimme des Soprankastraten Ferri heiserer als gewöhnlich, so murrt das Publikum zwar leise, aber sehr vernehmlich, ja es lächelt wohl gar.

Geht es während der Vesper etwas weltlich zu, so ist dagegen das Ende derselben weniger anstößig als bey der Messe, vorausgesezt, daß ein Wettrennen stattfindet. Denn, statt daß sich alsdann die Männer in Reih und Glied aufstellen, um die Frauen herausgehen zu sehen, und die leztern absichtlich die Steine zählen, um jenen das Geschäft so leicht als möglich zu machen, eilt alles, um einen bequemen Platz beym Pferderennen zu bekommen. Die Honoratioren miethen einen Stuhl für zwey Bajocchi. Das ist zwar eine geringe, aber dennoch unnöthige Ausgabe, weßwegen sie auch nicht ohne einige Bedenklichkeit gemacht wird. Doch bleibt immer noch der Ausweg übrig, sie am Abendessen wieder zu ersparen. Wer sich auf diese Weise seinen Platz gesichert hat, kann nun bis zum Anfange des Rennens den geliebten Spaziergang auf dem Corso machen; denn jedes um Rom liegende Städtchen und Fleckchen hat einen Corso, auf welchem Sonntag Nachmittags vor Untergang der Sonne gelustwandelt wird, es mag regnen oder die Sonne scheinen. Auch in der Woche würde er besucht werden, wenn die Einwohner nicht arbeiten müßten. Desto heißhungeriger zeigt sich jeder am Kirchweihfeste darnach, der vielen Fremden wegen, welche alsdann anwesend sind; denn an diesem Tage haben sie spät Abends beym Zubettgehen die Genugthuung, wie die Römer sagen zu können: „Oggi il Corso era magnifico.“ Freylich ist der Corso in dergleichen Städtchen und Flecken meistens etwas unbequem, denn er geht bergauf, bergab, wie die Orte selbst, welche sämmtlich an oder auf Bergen liegen. Um mit gehörigem Anstande dem Spaziergange beywohnen zu können, hat jeder einmal in seinem Leben eine Reise nach Rom gemacht, um den Römern ihre Haltung auf dem Corso abzusehen. Nun wird das Erlernte in Ausübung gebracht, mit mehr oder weniger Glück. Daß vorher eine Corsoprobe gehalten werden sollte, wie einigen dieser Orte nachgesagt wird, scheint bloße Verläumdung, wenigstens ist mir nie etwas davon bekannt geworden. Die meiste Mühe gibt man sich mit dem Fingergruße, welcher bekanntlich den Römern, vorzüglich den Römerinnen so gut steht. Mitunter gelingt er auch; meistens aber thun sie in der Sache zu viel, indem sie den ganzen Arm wie einen Dreschflegel hin und herschleudern, während der römische Bonton will, daß der Arm ruhig in der Wellenlinie gehalten und nichts als die vier Finger bewegt werde. Während die Honoratioren spazieren gehen, steht das Volk an beyden Seiten in bunter Reihe, um sich des Platzes zu versichern. Je weiter lezteres in den Weg drängt und diesen beengt, je hämischer lacht die am Eingange des Corso stehende Veteranenmiliz dazu. Unverantwortlich ist der Unfug, welchen besonders das römische Militär, mitunter sogar die Bürgerwache in den umliegenden Orten, unter dem Vorwande, die Ordnung bey dergleichen Festen zu handhaben, und unter dem Schutze ihrer Unverletzlichkeit am Volke

Digitized by Google

ausübt. Bey keiner öffentlichen Feyerlichkeit oder Prozession wird der dazu erforderliche Platz vor Anfang derselben vom Militär besetzt, sondern dieses stürzt erst in demselben Augenblicke, wo sie anhebt, unter das Volk, schlägt darein und wirft es rechts und links zu Boden, tritt es mit Füßen und übt alle mögliche Gewaltthätigkeiten gegen dasselbe aus. So stürzen denn auch im Augenblicke, wo das Zeichen zum Anfange des Pferderennens gegeben wird, die Veteranen unter das Volk. Dieses, vor Wuth mit den Zähnen knirschend und krampfhaft die Faust ballend, murmelt: Cani, weicht aber der Gewalt, und hat im nächsten Augenblicke in seinem glücklichen Leichtsinne die Brutalität des Militärs vergessen, um sich allein dem Vergnügen hinzugeben, welches ihm das Vorüberlaufen der Pferde verursachen wird, ein Vergnügen, um so entzückender für dasselbe, als sich seine Dauer fast auf eine Sekunde beschränkt. Ohnstreitig stützt sich die Freude am Pferderennen in und um Rom auf einen andern Grund als im übrigen Europa. Den Engländern z. B. dient es zur Beförderung eines Zweigs der Nationalindustrie, oder zur Befriedigung persönlicher, habsüchtiger Leidenschaften; die Römer sind weder Rossämme, noch gehen sie Wetten ein, aber bey ihnen erwecken die Pferderennen die Erinnerung an die circensischen Spiele und somit an ihre glorreiche Abstammung.

Mit dem Pferderennen, welches noch vor Untergang der Sonne enden muß, hört auch das Vergnügen auf dem Corso auf. Nachdem der Pöbel in der Hast ein Glas Wein und die Honorationen ein Gelato verschlungen haben, eilt Alles auf den Markt (Piazza), um dem Feuerwerke, welches dergleichen Kirchweihfeste in der Regel zu beschließen pflegt, zuzusehen. Die Fertigkeit, welche die Römer in dieser Kunst besitzen, kennt Jedermann; es ist unmöglich, graziöser zu zeichnen und verwickeltere Züge auf einen engeren Raum zusammenzudringen, als hier geschieht. Wäre dem Römer nicht jede Spekulation fremd, die hiesigen Feuerwerker könnten im Auslande ein Glück machen, so glänzend, als ihre Produktionen sind. Wie sehr die Feuerwerkerey in Rom der in andern Ländern überlegen seyn muß, wird selbst demjenigen einleuchten, welcher, ohne sie aus eigener Erfahrung zu kennen, erwägt, daß es seit Jahrhunderten in keiner Stadt Europa's mehr Veranlassung gegeben hat, diese Kunst auszuüben, als in Rom. Die Feuerwerke auf den Kirchweihen sind natürlich, wie die Feste selbst, von mehr oder minderer Bedeutung, je nachdem die Gemeinde reich oder arm ist, freygebig oder karg dazu beygetragen hat; gewöhnlich pflegt der Aufwand dabey verhältnißmäßig höher zu seyn, als das, was die übrigen Theile des Festes gekostet haben. Sehr natürlich, denn das Feuerwerk ist ja in jeder Hinsicht der glänzendste Theil des Festes! Daß man den Künstlern vorzugsweise anempfiehlt, die Kanonenschläge, mit welchen jedesmal geschlossen wird, so stark als möglich zu machen, kömmt daher, weil ein guter Theil der Zuschauer nur dem Feuerwerke zusieht, um sich von der Forte Batteria (wie sie der Anschlagzettel zu versprechen pflegt) die Ohren klingeln zu lassen. Außer dem Feuerwerke lassen die reichern Gemeinden auch die Façade der Kirche erleuchten, und in diesem Falle ist eine aus Rom oder sonst in der Nähe woher verschriebene sogenannte Banda (Harmoniemusik) anwesend, welche abwechselnd mit dem übrigen Instrumentalorchester die gangbarsten Opernsymphonien und Arien vorträgt. Die Blaseinstrumentalmusik ist in Rom, überhaupt im südlichen Italien, bey weitem beliebter, als die der Saiteninstrumente. Warum? Die Antwort ist leicht: weil der Naturmensch am Natürlichen Gefallen findet, und was vermag der todte Ton des bloß mechanisch und materiell gehandhabten Saiteninstruments gegen den lebendigen Odem, welchen der Mensch dem Blaseinstrumente einhaucht?

Drey Stunden nach Untergang der Sonne ist das Fest so vollkommen aus, daß man glauben sollte, es hätte gar nicht statt gehabt. Der Römer (ich spreche von der großen Volksklasse) ist eben so wenig ein Nachtschwärmer, als ein Säufer oder Fresser, was überhaupt kein Naturmensch ist, ehe ihm mit den Tugenden der kultivirten Welt auch die Laster derselben bekannt geworden sind. Dem unschuldigsten Geschöpfe des Thierreichs ähnlich, ist er gewohnt, wie die Hühner mit der Sonne zu Bette zu gehen und mit ihr wieder aufzustehen. In Hinsicht seiner Mäßigkeit, besonders des Trinkens, sind, ich weiß es recht wohl, mehrere geistvolle Beobachter anderer Meynung. Ich ging auf der Kirchweihe von Marino mit einem deutschen Frondeur durch die Gassen. Unter einer Menge überaus lustiger Birbaccioni war einer, welcher sich durch seine heftigen Gesticulationen und durch sein lautes Schreyen vor allen übrigen auszeichnete. Der Frondeur sprach: „Sehen Sie, wie betrunken der Mensch ist!“ Ich ging auf diesen zu, klopfte ihm auf die Schulter und bat ihn, uns irgend eine Gasse, welche ich vorgab, nicht finden zu können, zu zeigen. Er war sogleich bereit dazu. Unterwegs äußerte ich, es freue mich, ihn so lustig zu sehen; er habe vermuthlich gut gegessen und noch besser getrunken. Der Kauz blieb stehen, sah mich verwundert an und gab zur Antwort: „Sono ancora a digiuno da jeri sera, e non ho ne meno due bajocchi, per comprarmi una mezza foglietta e una mezza pagnotticlla.“ (Ich bin seit gestern Abend noch nüchtern, und habe keine zwey Bajocch im Vermögen, um mir ein Viertelmaaß Wein und eine halbe Semmel zu kaufen.) Es war 2 Uhr Nachmittags. Ich sah den Frondeur an; dieser sagte: „Glauben Sie dem Burschen nicht, er lügt.“ Ich drückte dem Birbaccione einen Grosso (fünf Bajocch) in die Hand; er sträubte sich ein wenig, wenn auch nur der Form wegen, ging dann mit einem: Mille grazie, hoch ohne den

Digitized by Google

Hut abzunehmen, was überhaupt kein Römer thut, majestätisch etliche zwanzig Schritte von dannen, sezte sich dann aber in Lauf, stürzte zum Bäcker, dann zum Weinhändler und ließ sich endlich mit einer Semmel und einem halben Maaße Wein auf einen Eckstein nieder, wo er mit einem Heißhunger zu essen und zu trinken begann, daß man wohl sah, er sey in der That seit gestern Abend nüchtern. Ich sah den Frondeur an, der aber sagte: „Und der Mensch war doch betrunken, wie er sich auch stellen mochte."

Unabhängig von der Tagesfeyerlichkeit beginnt jezt eine Unterhaltung, welche besonders den Ausländern interessant ist, nach welcher aber die Eingebornen selten hinhören, diejenigen etwa ausgenommen, für welche sie zunächst bestimmt ist, vorausgesezt, daß diese nicht schon schlafen. Ich meyne die Nachtmusiken, welche die Verliebten ihren Schönen bringen. Das Städtchen Marino (um vom ersten dem besten zu reden) hat viertausend Einwohner. Wie viel glauben die Leser, daß executirende Singdilettanten darin sind? Ich habe sie zwar nicht gezählt, aber ich wette, kaum vier. Der Mangel an allzeitfertigen Singliebhabern steigert die wenigen, welche sich öffentlich mit dem Dilettantismus abgeben, im Preise, besonders an den Kirchweihfesten. Man sieht deren, welche sich nicht mehr mit einer halben Bouteille Wein, nicht einmal mehr mit einer Tasse Kaffee, mit einigen Tropfen Rhum begnügen, sondern denen geradezu gegen Abend ein Gelato in den Mund gestopft werden muß, wenn sie ihn zum Singen aufthun sollen. Die Sänger setzen sich nun gegen Mitternacht in Marsch und durchziehen entweder bloß singend, oder, wenn der Zufall besonders günstig ist, von einer Guitarre oder Flöte begleitet, die Gassen, oder begeben sich auch vor das Haus, wo die Schöne wohnt, welcher sie das Ständchen bringen wollen. Der Effekt, welchen sie hervorbringen, ist mitunter sehr verschieden; in der Hauptsache finden sie weder bey den unmittelbar noch bey den mittelbar interessirten Partheyen besondern Beyfall, denn die Römer sind, wie schon oft gesagt, Naturmenschen, denen die Nacht dazu dient, wozu sie ist, zum Schlafen. So geschieht es, daß die Schöne, welcher das Ständchen gebracht wird, kaum einmal ans Fenster tritt, selbst wenn sie noch nicht im Bette liegt. Größer ist die Aufmerksamkeit, welche nicht selten die mittelbar interessirten Personen, Gatten, Brüder u. s. w. zeigen; sie stehen augenblicklich auf und schleichen leise ans Fenster, um die Musikanten zu überraschen; aber diese entfernen sich, ehe sie vom Inhalte der Waschbecken ihrer Bewunderer erreicht werden können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Einiger jüngst Verstorbenen werde mit einigen Worten erwähnt. Zuerst des Schlesiers Oelsner, welcher einer von den wenigen Deutschen war, die während der Revolutionszeit in Paris gelebt und mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Verbindung gestanden hatten; Cramer und Schlabendorf gehörten ebenfalls zu dieser Anzahl; sie sind aber schon längst verschieden. Wie lebhaft damals Oelsner von den Zeitbegebenheiten angezogen wurde, sieht man aus den merkwürdigen Briefen, die er nach der Schweiz schrieb, und die kurz darauf von Dr. Ebel gesammelt und unter dem sonderbaren Titel: „Lucifer, oder Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution, Zürich 1797—1799" herausgegeben wurden. Diese Briefe scheinen wenig bekannt geworden zu seyn, auch sind sie in literarischer Hinsicht ohne Bedeutung. Als Zeugnisse eines Fremden über wichtige Revolutionsbegebenheiten verdienen sie aber doch zu Rathe gezogen zu werden. Nachdem die Revolution einen andern Gang genommen hatte, als Oelsner und die andern Freunde rechtlicher Freyheit es gehofft hatten, muß er sich wohl der allzu lebhaften Theilnahme an dem Partheykampfe entschlagen haben, wenigstens erschien nichts Politisches mehr von ihm; er verheyrathete sich mit einer Französin, fertigte gelehrte Preisschriften aus, ward preußischer Legationsrath, wie er früherhin bey der französischen Republik Geschäftsträger der Stadt Frankfurt gewesen war, und lebte sehr still. Er hatte beym Institut de France den Preis wegen seiner Abhandlung über den moralischen Einfluß Mahomeds erhalten; diese Schrift soll er späterhin noch weiter ausgearbeitet haben; die verbesserte oder vermehrte Ausgabe ist aber bisher nicht erschienen. Es ist Schade, daß er nicht auch seine Revolutionsbriefe wieder durchgesehen und vermehrt hat; wahrscheinlich hatten sich aber seine Ansichten seit seinen ersten Briefen, die im vollen republikanischen Eifer geschrieben sind, in manchen Punkten geändert. Da ich Oelsner nicht genau gekannt habe, so weiß ich hierüber nicht weiter Bescheid. Besser kannte ich den jungen Naturforscher Desmoulins, der allzu früh den Wissenschaften entrissen worden ist. Dieser junge Mann verrieth schon frühe einen tiefen Forschergeist, besonders in der Physiologie; er stellte eine Menge Versuche an und gab einige ausgezeichnete Schriften heraus. Er mußte natürlich bey seinen Studien mit Cuvier in Verbindung kommen, besonders wegen des Naturalienkabinets, das unter dieses großen Gelehrten Aufsicht steht. Männer, die zu einem so hohen Ansehen in der Wissenschaft gelangt sind, wie Cuvier, und von der ganzen Gelehrtenwelt zu Rathe gezogen werden, sind es gewohnt, sich von den jungen Gelehrten, welche dieselbe Laufbahn betreten, als untrügliche Führer verehrt zu sehen und nichts als Huldigungen von ihnen zu empfangen. Der junge Desmoulins war aber so kühn, selbst zu prüfen und seine Meynungen scharf auszusprechen, sie mochten nun mit denjenigen seiner Lehrer übereinstimmen oder nicht. Ob er recht hatte oder nicht, geziemt mir nicht zu entscheiden. Genug, er widersprach, bestritt den großen Naturforscher, dieser wurde aufgebracht und verschloß ihm das anatomische Kabinet, das dem jungen Desmoulins zu seinen Forschungen unentbehrlich war. Dieß brachte die starke Reizbarkeit des jungen Physiologisten in Aufruhr. Vor einem sehr gelehrten Buche über die Uebereinstimmung der Menschenracen des nördlichen und nordöstlichen Europa's mit den asiatischen gab er eine herbe Vorrede, worin er in heftiger Gemüthsbewegung seinen Streit mit Cuvier schilderte und ihn ungefähr also ansprach: „Sie sind reich, ich bin arm, Sie haben eine Menge Stellen, ich besitze keine einzige, Sie genießen ein großes Ansehen, ich bin beynahe noch unbekannt in der Gelehrtenwelt. Sie mißbrauchen auf eine empörende Art dieses Ansehen, um mir meine Laufbahn zu versperren u. s. w." Ein Exemplar dieses Buches sandte er an die königliche Akademie der Wissenschaften, an welcher Cuvier Generalsekretär ist. (Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. April 1829.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ein Fassum wird ein heilig Mittel,
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all' ihr Würdiges ist verspielt.

Goethe.

Schreiben eines Norddeutschen aus Paris im März 1829.

Seit kurzer Zeit erst in dieser Weltstadt, hat keine Sitte so freudig mich überrascht als die allgemeine Ehrerbietung, die hier weder Vornehme noch Volk dem Homme-de-lettres *) versagen. Sie gehört zu den alten, wohlerworbenen Rechten, und hat recht eigentlich jene Präponderanz französischer Gesittung herbeygeführt, die ein grosser Theil von Europa noch heute anerkennt. Der Deutsche aber scheint es nicht zu wissen, wie gar leicht der Gelehrte sich selbst und seinen ganzen Stand in der allgemeinen Meynung herabsezt, so oft er die Waffen der Polemik, statt in dem verschwiegenen Tempelhain der Musen, auf offenem Marktplatz führt, einer müssigen und schadenfroben Menge zur Schau. Bedenk ich dieses, und blicke ich nach Deutschland hinüber, so gab es für den Verehrer der vaterländischen Literatur niemals einen niederschlagenderen Anblick, als unser jetziges kritisches Unwesen.

Während heut zu Tage das besonnene Alter und die gelehrte Kompetenz sich von dem entweiheten Richteramte zurückziehen, treiben dort Knaben und Abenteurer mit bösartiger Rohheit, plattem Aberwitze und ignoranter Frechheit ein Gewerbe, das seine tägliche Pfuscherarbeit für kritische Polemik feil bietet und — absezt. Man sage nicht, daß kein Volk und keine Literaturepoche von solchen Auswüchsen frey war, ja, daß selbst die edelsten Geister, im heiligen Zorne die kritische Geißel schwingend, nicht selten die Grenzen der Rücksicht überschritten; man berufe sich nicht auf die Xenien, oder gar auf die, dem römischen Joche so ähnliche Ehrenpforte für Kotzebue. Mögen diese Produkte auch Aergerniß und böses Beyspiel gegeben haben, so waren sie doch zu einer unumgänglichen Reform vielleicht unerläßlich, wo nicht gar Nothwehr auf Tod und Leben. Ueberdieß erkannte Deutschland in den Urhebern der Xenien zwey Heroen seiner Poesie, in dem Verfasser der Ehrenpforte ein bey metrischer Gewandtheit damals schon reifendes Talent gelehrter Kritik, während beyde polemische Dichtungen Werke der Kunst waren, die ja durch Schönheit alles mildert und sogar Streit und Kampf in ein anmuthiges Fechterspiel wandelt. Von solchen zierlichen Waffenspielen aber ist jezt in Deutschland auch nicht die Spur mehr. Namenlose Klopffechter benutzen die Anarchie des Geschmacks und des Urtheils, die Kneipe wird ihr kritischer Gerichtssaal, jeder Eckstein zur demagogischen Tribune, und der täglich frecher werdende Sanskulotismus einer gemeinen Gassenpolemik greift immer weiter um sich. Schon besteht ein klettenartiger Zusammenhang literarischer Vagabunden, die mit der Schaamlosigkeit der Adamiten die Arglist der Jakobiner verbinden. Sie rekrutiren sich aus der Hefe des Schreibervolks, und

*) Homme-de-lettres nennt man den gelehrten Schriftsteller, insofern er der Kunst, den Dichter, insofern er der Wissenschaft nicht entbehren kann. Der Autor in diesem Sinne hat den Rang in der öffentlichen Meynung vor dem artiste (Künstler), weil diese Benennung zu vielumfassend ist.

Digitized by Google

treiben an den äußersten Grenzen der Wissenschaft und Kunst bald das Gewerbe bewaffneter Schleichhändler, bald das der Weglagerer, die den friedlichen Wandrer mit dem Geschrey anfallen: „Die Börse, oder Deinen guten Namen!!“ In der Maske kritischer Hanswürste täuschen sie die Wachsamkeit der Polizey, aber ihre Pritschen verbergen heimliche Banditenwaffen, und der unerlaubteste Skandal bleibt ihr einziger Nahrungszweig. Nichts jedoch ist trauriger als die freudige Theilnahme an diesem Skandal; ohne sie würde er in sich selbst zerfallen, leider aber sieht man aus dem Volkshaufen, der sich um diese Rüpelmasken sammelt, auch Personen hervorragen, die, ihrer Bildung nach, derley bösartige und plumpe Späße nicht belachen sollten. Und so fahren die ehrabschneidenden Possenreißer fort, nicht nur die Tagesliteratur zu beschmutzen, nein! sie füllen sogar eigene Bände, worin sie die bewährtesten Namen, wie das aufblühende Talent, eben so unverschämt als grausam zu beflecken suchen. Ja, und dieses geschmacklose Unwesen hat so doch sich gesteigert, ist so sehr schon Gebrauch worden, daß junge Belletristen, und selbst junge Gelehrte, die vielleicht recht gutmüthige Menschen sind, ihre literarische Laufbahn nur deßhalb mit einem frechen Buche beginnen, weil sie dieß für das leichteste und zugleich sicherste Mittel halten, sich bemerkbar zu machen.

Um so tröstender (oder soll man sagen um so wehmuthsvoller?) ist es für einen in Paris angelangten Freund der deutschen vaterländischen Literatur, wenn er sieht, wie mehr und mehr sie hier anerkannt wird. Un homme de lettres ist, wie gesagt, ein solcher Ehrentitel hier, und berechtigt in ganz Frankreich zu einem solchen Range in der Gesellschaft, daß auch der bösartigste Kritiker, weil er von der allgemeinen Sitte getragen wird, unmöglich in niedrige Gemeinheit versinken kann. Ein gewisser Anstand wird nie verlezt, eine gewisse Anmuth auch von dem lezten im Volke gefordert. Große des Reichs aber sind Dichter und Kritiker, wissenschaftliche Schriftsteller und Journalisten. Nur teutonische Einseitigkeit, die keiner fremden Ansicht Raum gestattet, zürnt dem Franzosen, der zu dem literarischen Autoritätsglauben an deutsche Unfehlbarkeit sich nicht bekennen will; der billige Deutsche räumt jedem das Recht ein, die eigene Nationalität zu schützen und zu wahren. Ihm gewährt es, gerade dieser Billigkeit wegen, zweyfache Genugthuung, so oft der Glanz und der Gehalt unserer Literatur selbst den Ultra-Patriotismus der Franzosen zur Anerkennung zwingt. So öffnet man z. B. mit Freude den jüngst erschienenen siebenten Band der revue française. Außer so manchen Citaten aus deutschen Werken der Wissenschaft findet man eine ehrenvolle Anzeige der Tafeln der Geschichte des römischen Rechts von Stockart 1828; von Savignys Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter eine ausführliche Kritik, die von einem sehr hochgeschäzten Gelehrten herrühren soll, und worin — man höre! — die Ansicht und die Forschungen des berühmten deutschen Rechtslehrers gegen die Sentenzen eines Montesquieu vertheidigt werden, während es sich von selbst versteht, daß der Kritiker bey seinen Ausstellungen gegen das deutsche Buch einen nachahmungswürdigen guten Ton beobachtet.

Auch von deutscher Dichtkunst ist die Rede, und nachdem Schiller, Goethe, Herder, Wieland schon als Meister in Frankreich bekannt und ihre Bildnisse und Werke hier in Kunst- und Buchhandlungen ausgestellt sind, werden auch jüngere Meister: Werner, Müllner, Houwald, Heinrich v. Kleist, Grillparzer, die Brüder Collin, Raupach, Uhland und Michael Beer dramatische Dichter genannt, welche „die von Goethe und Schiller illustrirte Bahn verfolgen.“ „Ottokar“ und „das Trauerspiel in Tyrol“ werden rühmlich angeführt, und von M. Beers „Struensee“ eine anerkennende Kritik und die Uebersetzung einiger Scenen gegeben. So übernimmt hier ein französischer Gelehrter und, wie es heißt, ein Pair von Frankreich, das schöne Amt, aufblühende deutsche Talente zu ermuthigen und zu erheben, während es in Deutschland hergeht, wie es in diesem Schreiben leider nur allzuwahr geschildert wurde. Die Grundursache dieser disparaten Erscheinungen sey rücksichtsvoll verschwiegen, die Konklusion mir erlassen.

W. B.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Als Roland zu den Freunden zurückkehrte, fand er, daß sich diese bis auf Reimbold und Werner leise fortgeschlichen hatten. Reimbold hatte jezt nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich gehörig nach allem zu erkundigen. Nachdem seine Neugier befriedigt war, fing er an unsern Freund auf eine etwas unsanfte Weise damit zu necken. Obgleich Roland ihm aus innerem Antriebe alles, was zwischen ihm und der jungen Dame vorgegangen war, verschwieg, so hörte doch Reimbold nicht auf, allerley Folgerungen zu ziehen, und trieb es endlich so weit, daß Roland, den Reimbolds Wesen schon anfänglich verletzt hatte, sich auf eine etwas scharfe Weise alle weiteren Bemerkungen verbat. Reimbold fuhr, darüber halb entrüstet, auf und rief: „Stell Dich nur nicht so an, Du bist auch kein Weiberfeind, und ich wette hundert Austern mit Dir und sechs Flaschen Portwein gegen eine Flasche Langkork, heute über sechs Monate zeichnest Du: Roland und Comp., und Dein stiller Compagnon ist eine stille Sie im Nebenzimmer, oder ich müßte Dich nicht kennen, Freund Roland, denn solche Augen, wie Du machtest, als Du hereintratst,

Digitized by Google

hast Du in Deinem Leben noch nicht gemacht.“ Roland schwieg; aber Werner, der doch fürchtete, es möchte ein böses Ende nehmen, lud beyde ein, mit ihm im König von England zu Abend zu essen, wohin sich auch die andern begeben hatten. Roland willigte nur ungern ein, da er sich darnach sehnte, in einsamer Stille seinen Gedanken nachzuhängen, aber die beyden ließen ihm keine Ruhe.

Roland war eben im Begriff, sich im Wirthshause an den Tisch zu setzen, als ihm Jemand von hinten die Augen zuhielt. Ueberrascht machte er sich los und erkannte, als er sich umwandte, seinen liebsten Jugendfreund, Ruhfeld, mit dem er während seiner ganzen Studienbahn zusammengelebt hatte, und den er jezt zum ersten Male nach drey Jahren wieder sah. Sie hatten beyde ihre gegenseitige Ankunft in Hamburg nicht geahnet, desto erfreulicher war ihnen daher diese Ueberraschung. Ruhfeld, der sich zu einem tüchtigen Arzt ausgebildet hatte, kehrte eben erst von Paris zurück, und war fast an demselben Tag mit Roland in Hamburg eingetroffen. Eine ungemeine Heiterkeit verbreitete sich über des lezteren Züge; es war ihm zu Muthe, als sey ihm der leitende Stern seines Lebens wieder aufgegangen, aber es bereitete ihm neben der großen Freude zugleich tiefen Schmerz, daß die Gegenwart so Vieler ihn verhinderte, seine Gefühle in den Busen des geliebten Jugendgenossen auszuschütten. Das vor wenigen Stunden erlebte merkwürdige Ereigniß hatte seltsam auf ihn gewirkt. Was in seinem Innern arbeitete, davon konnte er keine Rechenschaft geben; aber ihm war, als befände er sich plötzlich an einem Wendepunkte seines Lebens. Es gibt Augenblicke im menschlichen Daseyn, wo uns zu Muthe ist, als ständen wir gleich einem Wanderer auf einem hohen Berge; dieser schaut in die Thäler zu beyden Seiten hernieder; das Durchreisete liegt gleich einer Fläche seinem Blicke offen da, aber so mancher Punkt, der seine Aufmerksamkeit erregte, als er vorbeyging, fesselt jezt sein Auge nicht mehr und erscheint ihm kahl und unerfreulich. Er will nun nach der andern Seite hinunterblicken, doch undurchdringliche Nebel verhüllen ihm die Gegend; er ahnet, daß ihm dort ein neues, reiches Leben aufgehen werde; aber umsonst bemüht sich sein Auge den dichten Nebel zu durchdringen, und nichts vermag ihm Kunde zu geben von dem, was in dem neuen Leben ihn erwartet. Ein solches Gefühl herrschte jezt in Rolands Seele.

Wir haben bis jezt das Thun und Treiben Rolands seit seiner Ankunft Schritt für Schritt verfolgt, und es ist endlich einmal Zeit, um den Leser nicht zu sehr zu ermüden, eine längere Periode in wenigen Worten zusammenzufassen. Wir bemerken daher nur, daß unser Freund sich am folgenden Tage den Damen vorstellte, sowohl von der Mutter wie von der Tochter höchst unbefangen, wenn auch von der leztern etwas kalt, aufgenommen wurde und aus innerm Zartgefühl sich von dem, was am vorigen Abend zwischen ihm und der leztern vorgefallen war, durchaus nichts merken ließ. Die Rede drehte sich um gleichgültige Dinge, und es ward daher Rolanden leicht, zu bemerken, wie Agnes, so hieß das junge Mädchen, wenn sie sich nicht beobachtet glaubte, ihn verstohlen, aber scharf betrachtete, und, so wie er das Gesicht zu ihr wandte, erröthend niedersah.

Er zweifelte lange, ob er das, was in ihr vorging, zu seinem Vortheile deuten sollte; aber die Liebe, die sich seines Herzens schon gänzlich bemächtigt hatte, gestattete nicht, es anders auszulegen. Sein Besuch, der nur eine Viertelstunde hatte dauern sollen, verlängerte sich unbemerkt, da Agnes, wenn gleich immer ernst bleibend, doch gegen das Ende gesprächiger wurde und einen großen Reichthum an Geist entfaltete. Endlich empfahl er sich den Frauen, wurde äußerst freundlich entlassen, und versprach, so oft es ihm die Zeit gestatte, seinen Besuch zu wiederholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Der praktische Sinn ist dem Menschen natürlich. Er ist kein Vorrecht gewisser Nationen, sondern er findet sich durchgehends bey der thätigen Klasse. Der deutsche Handwerker ist so praktisch, als der Franzose und Engländer; aber der deutsche Gelehrte läßt sich leicht durch hohle Spekulationen auf unpraktische Abwege verleiten.

Die Dunkelheit des Styls entspringt aus Mangel an Talent.

So lange der Mensch im Subjektiven hingeht, thut er das Gute leicht, instinktmäßig, ohne daß er es wisse. Sobald aber diese Hülle seinen Augen entfällt und die Welt der Objekte vor ihm aufgeht, entsteht eine Stokkung; denn es soll nun mit Wahl gehandelt werden, und da fragt es sich, daß er das Bedeutende vom Unbedeutenden zu unterscheiden und zu sondern wisse.

Der Maler, um der Welt der Objekte das Seinige abzugewinnen, muß fühlen oder wissen, welche Gegenstände ein Bild machen, der Poet, welche ein Gedicht. So lange sie hierüber im Dunkel sind, werden sie das Bedeutende nicht finden.

Alles, was mit keiner höhern Idee zusammenhängt, ist trivial.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

Die Akademie pflegt sich über die ihr zugesandten wissenschaftlichen Werke einen mündlichen Bericht erstatten zu lassen. Allein als das Buch von Desmoulins dargereicht wurde, stand Cuvier ganz erbost auf, behauptete, ein Mitglied der Akademie sey in diesem Buche schrecklich verläumdet worden, und sie könne unmöglich eine solche Gabe annehmen, worauf dann beschlossen wurde, sie abzuweisen. Desmoulins wollte in den Zeitungen sich beklagen; allein wie konnte man glauben, daß Cuvier Unrecht habe? Vielleicht bestand damals auch die Censur noch, die wahrscheinlich den Hrn. Staatsrath gegen einen jungen Gelehrten in Schutz nahm; genug, die Zeitungen beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Desmoulins sahe alle Hoffnung, in Paris zu einer Professorstelle zu gelangen, vereitelt, und zog sich in die Provinz zurück, um dort als Arzt zu leben. Wahrscheinlich hat der Kummer über seine ganz vereitelten Plane zu seinem schleunigen Ende beygetragen. Sein Beyspiel zeigt, wie behutsam junge Gelehrte mit angesehenen Obern aus ihrem Fache verfahren müssen, wenn sie sich nicht selbst den Weg zu bessern Aussichten versperren wollen. — Ein noch kläglicheres Ende hat ein anderer junger Gelehrter genommen, nämlich der Piemonteser Pacho, bekannt durch seine Reise ins nördliche Afrika. Er war, wie der neulich aus Tombuctu zurückgekommene Caillé, ohne große Aussicht nach Afrika gegangen. Hier vernahm er, gerade wie Caillé, daß die geographische Gesellschaft einen Preis auf eine gute Reisebeschreibung über einen Theil Afrika's ausgesezt habe, nämlich über das alte Cyrenaika auf der Nordküste, und er bekam Lust, gerade wie späterhin jener Caillé, den Preis zu verdienen. Er befand sich in Egypten, nebst manchen andern Italienern, die dort ihr Heil suchen; ein Kaufmann zeigte sich bereitwillig, eine Summe zur Deckung der Reisekosten vorzustrecken; Pacho mochte sich damals wer weiß welche große Vorstellungen vom Erfolge seiner Reise machen, und ging die ihm vorgeschlagenen Bedingungen zur spätern Rückerstattung des Kapitals willig ein, trat seine Reise muthvoll an, vollendete sie glücklich, brachte einen bedeutenden Schatz von Zeichnungen (freylich viele mangelhafte) und Reisebemerkungen nach Paris, bekam den von der geographischen Gesellschaft ausgesezten Preis, und fand an Firmin Didot einen gefälligen Verleger seines Werkes, auf dessen Ausarbeitung der junge Pacho außerordentlichen Fleiß verwandte. Pacho war kein trockener Mensch wie Caillé, sondern mit der südlichen Phantasie eines Italieners ausgestattet; seine Reisebeschreibung ist in einem blühenden, zuweilen phantasiereichen Style abgefaßt und überhaupt ein anziehendes Werk. Er besaß auch ziemlich viele Gelehrsamkeit oder wußte sie sich bey seinen Forschungen zu erwerben, und so konnte seine Reisebeschreibung auch von Gelehrten und wissenschaftlichen Männern gelobt werden. Allein das erborgte Kapital mußte wieder zurückerstattet werden. Die großen Hoffnungen, die der Reisende sich vom Erfolge seiner Entdeckungen mochte gemacht haben, verschwanden; er war belohnt worden, es blieb ihm nichts weiter zu fordern übrig; die Regierung unterstützte zwar die Herausgabe seiner Reisebeschreibung, dieß war aber keine Aussicht auf die Zukunft; auch die Aufmerksamkeit des Publikums war schon von dem Reisenden auf andere Gegenstände abgelenkt worden, und Pacho hatte vielleicht vermuthet, man würde seine Bemühungen weit mehr würdigen. Er wurde mißmuthig und unzufrieden mit den Menschen; ich habe ihn einmal in einer Gesellschaft die wandernden Beduinen Afrika's enthusiastisch rühmen hören; er wünschte sich wieder unter die Zelte der Araber zurück; dort allein, behauptete er, sey wahres Glück, wahre Unabhängigkeit, wahre Freyheit. Seine Noth und seine Unzufriedenheit stiegen auf den höchsten Grad; er wähnte sich von Feinden umringt; seine aufgeregte Phantasie faselte von Verschwörungen wider sein Leben, und in einem Anfalle von Raserey schnitt er sich mit einem Messer den Hals ab. Der arme Pacho! Sein Werk war noch nicht ganz erschienen; hätte er doch den Muth und die Ruhe gehabt, es zu vollenden, seinen Freunden seine mißliche Lage zu gestehen und sich nach einem Erwerbsmittel umzusehen! Hätte er doch, ehe er die Reise antrat, einsichtsvolle Männer über seine Erwartungen, künftige Leistungen und Beschäftigungen um Rath gefragt! Wie sehr hat es die Jugend oft zu bereuen, wenn sie mit Ansprüchen ins öffentliche Leben tritt, die schwerlich befriedigt werden können! Die geographische Gesellschaft hat beschlossen, ihm ein kleines Denkmal zu errichten.

Dg.

Dresden, März.

Es verbreitet sich hier die für die Dresdner sowohl, als für die unser Elbflorenz zahlreich besuchenden Fremden sehr angenehme Nachricht, daß unser guter König, der schon durch so manche neue Einrichtungen für Schönheit, Bequemlichkeit und Sicherheit seiner Residenz gesorgt hat, die Einwilligung dazu gegeben habe, daß das vor länger als 40 Jahren zu einem Konzertsaale umgestaltete große Opernhaus am Zwinger wieder zur Schaubühne hergestellt, dadurch ein der Größe und Einwohnerzahl Dresdens angemessenes Schauspielhaus gewonnen und der steten Klage über Mangel an Raum, Unannehmlichkeit und Kostspieligkeit bey den bisherigen Vorstellungen abgeholfen werde. Das neueinzurichtende Gebäude würde mehr als 1800 Zuschauer fassen können und in vieler Hinsicht sehr zweckmäßige Verhältnisse bekommen.

Die Regsamkeit, welche während dieses ganzen Winters, dessen lezte Freude wir noch so eben empfinden, bey der königlichen Bühne statt fand, hat sich auch in diesem Monate durch mehrere neue und anziehende Erscheinungen bewährt. Die erste Vorstellung von Raupachs „geraubtem Kuß" war für den Fastnachtstag sehr passend. Die Kleinigkeit ward gut dargestellt, doch dürfte sie schwerlich des Dichters Ruhm sehr erhöhen, da die Intrigue so ganz unbedeutend ist. Von neuem gefielen darauf folgenden „Schleichhändler." Tags darauf trat „der beste Ton," Lustspiel in 4 Akten, von Töpfer, ins Leben. Auch bey ihm that die Darstellung wohl das meiste, denn Intrigue wie Situationen sind theils längst verbraucht, theils unnatürlich; doch ist der Dialog fließend und witzig, und die Hauptpersonen finden Gelegenheit, durch gutes Spiel sich geltend zu machen.

Von A. Heiter, deren „Krönungstag sich im vorigen Monate vielen Beyfall erworben hatte, erschien in diesem ein großes Schauspiel in zwey Abtheilungen unter dem Namen: „Mesru, König von Bactriania." Der Stoff scheint mir glücklich gewählt. Die erste Abtheilung in drey Akten schildert nämlich einen durch Hofschranzen verdorbenen, tyrannischen, mißtrauischen und herrschsüchtigen Fürsten, der sich durch falsche Vorspiegelungen so weit verleiten läßt, seinen unschuldigen Bruder tödten zu wollen. Da steht das Volk auf und er wird kaum durch seinen frühern edlen Erzieher, einen Magier, gerettet; dieser bringt ihn in eine Felsenkluft und gibt ihm da unter dem Vorwande des Stärkungstranks einen Schlaftrunk, der ihn 50 Jahre lang in dieser Höhle bewußtlos erhält. Damit schließt die erste Abtheilung, welche die Ueberschrift hat: Die Prüfung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 84.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. April 1829.

Hin nimm die Seele mein,
Athme mein Leben ein,
Laß mich ganz Du nur seyn,
Ganz bin ich Dein!

Helmina von Chézy.

Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ *).

Von Lord Byron.

Gib mir, mein Athenerkind,
Gib zurück mein Herz geschwind,
Oder, weil es mich verläßt,
Nimm es ganz und halt es fest.
Eh' ich gehe, schwör' ich so:
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Bey des Lockenhaars Gewühl,
Des ägeischen Windes Spiel,
Dem Augenlied, deß dunkler Kranz
Küßt der Wange Blumenglanz,
Beym Gazellenauge froh:
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Bey der Lippe, meiner Lust,
Bey der schöngewölbten Brust,
Bey aller Blumenrede Kraft,
Die mehr als Worte Zauber schafft,
Bey heißer Liebe Wechselloh':
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

Ich muß gehn, Athenerkind,
Sey mir einsam hold gesinnt,
Flieg' ich gleich nach Stambul hin,
Hält Athen mir Herz und Sinn.
Endet mein Liebe? wo?
Ζωή μοῦ σάς ἀγαπῶ.

W. Hofmann.

*) Zoi mu sas agapo.
Mein Leben, ich liebe dich.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es vergingen mehr als acht Tage, ehe Reimbold seine Zusage erfüllte. Zwar hatte sein Herz ihn täglich angetrieben wieder hinzugehen, aber selbst wenn er schon den Drücker an seiner Thür gefaßt hatte, hielt ihn eine unerklärliche Scheu davon ab. Ueberhaupt wußte er sich von seinen Gefühlen keine Rechenschaft zu geben. Er liebte Agnes und hätte es ihr doch um keinen Preis sagen können. Ihre Gegenwart that ihm so wohl und doch wieder so weh, und es war ihm immer, als habe er eine ungeheure Schuld bey ihr gut zu machen. Ruhfeld, vor dem keine Falte in seinem Innern verhüllt lag, gab ihm, als er sich ihm entdeckte, den Rath, die Zeit walten zu lassen, sein Gefühl nicht zu nähren, aber auch ihm nichts in den Weg zu legen, und endete seine Rede mit einer ihm eigenthümlichen Phrase, die er sich wahrscheinlich am Krankenbette angewöhnt hatte: der liebe Gott wirds schon

Digitized by Google

machen! Roland gab ihm Recht und beschloß darnach zu handeln. Jezt aber mußte Ruhfeld ihn selbst antreiben wieder hinzugehen. Als er eintrat, fand er Agnes allein, mit Malen beschäftigt. Sie empfing ihn ruhig, ja, wie es ihm schien, mit einem gewissen Wohlgefallen; doch fühlte er sich im ersten Augenblicke so beklemmt, daß es ihm fast unmöglich war, mehr als die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln und selbst diese nur mit großer Mühe auszusprechen. Sie nöthigte ihn zum Sitzen und legte den Pinsel hin, ohne nach der gewöhnlichen Art junger Mädchen, die sehr nahe an Pruderie streift, die Zeichnung zuzudecken. Als sie bemerkte, daß er schüchtern einen Blick darauf warf, schob sie ihm selbst, ohne ein Wort zu sagen, ihre Arbeit hin. Es war eine Nachahmung des berühmten Bildes von Gerard: der blinde Belisar, der seinen Führer, den von einer Schlange gebissenen Knaben, mühsam fortträgt. Roland staunte. Ein so großes Talent hatte er nicht bey ihr vermuthet. Sie ging leicht über seine Lobsprüche hin und bemerkte, daß sie sich deßhalb gern mit solchen Gegenständen beschäftige, weil sie ausschließlich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen und ihr nicht erlaubten, ihre Gedanken umherschweifen zu lassen. „Das ist nicht der Fall," fuhr sie fort, „bey den sogenannten Handarbeiten, auf die man unser Geschlecht gewöhnlich beschränkt; wenn ich das abrechne, was jede Frau thun muß, um nach ihren Pflichten für sich und ihre Umgebung zu sorgen, so bleibt ihr sehr wenig, wenn sie sich nicht mit etwas anderem zu beschäftigen weiß. Diese Stickereyen, Strickereyen, Häckeleyen u. s. w., wie sie auch heißen mögen, sind nur mechanisch. Die Nadel erreicht nie, was der Pinsel mit einem kühnen Zuge schafft, und ist das Werk fertig, so ist es nichts weiter als eine niedliche Kleinigkeit, und jede Kleinigkeit ist immer ein schlechter Lohn für große Mühe." „Sie nehmen die Sache zu streng," entgegnete Roland, „ja ich möchte sagen zu großartig. Ich habe mich immer gefreut, wenn ich eine Dame sich Wochen, selbst Monate lang mit einer solchen Arbeit mühsam beschäftigen sah, um ihrem Gatten, Bruder, oder irgend einem Freunde ein Geschenk damit zu machen. Der Werth liegt ja in der Absicht, nicht in der Gabe." „Und achten denn die Männer diese wirklich so sehr?" fiel sie lebhaft, ja, wie es schien, erbittert ein. „Wir armen, armen Frauen, unser emsiges, ruhiges Bestreben wird nie nach seinem Werthe geschäzt. Die Männer überschätzen es zu einer Zeit und achten es zu einer andern wieder höchst gering. Die rechte Mitte weiß keiner zu treffen. Wie oft habe ich nicht von meinen Freundinnen hören müssen, daß sie ein solches mit dem größten Fleiß und der äußersten Zierlichkeit verfertigtes Geschenk acht Tage nachher auf irgend einem Seitentischchen oder in einer Fensterecke mit Staub bedeckt, ungeachtet und ungeschont liegen sahen!" „Das mag wohl seyn," erwiederte Roland, „und es ist allerdings wahr, daß uns die den Frauen eigene und von ihnen so oft geforderte Sorgsamkeit abgeht. Aber wenn man gibt, gibt man ja nur um zu geben, und hat selbst nach dem Rechte keinen Anspruch mehr an die Gaben. Denn wenn ich Jemanden etwas schenke, so mache ich ihn zum unumschränkten Herrn davon." „Das ist es eben," antwortete sie und wandte sich ab, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken, „was die Männer immer wollen, immer verlangen und wir armen Frauen leider immer thun, im Kleinen wie im Großen. Und was bleibt uns dafür? Wir verlieren uns am Ende selbst."

Roland wußte nicht, was er ihr darauf antworten sollte, und es entstand eine lange Pause zwischen ihnen, die nur durch das Eintreten der Mutter unterbrochen wurde. Als diese unsern Freund erblickte, verbreitete sich Heiterkeit über ihr ganzes Antlitz, und sie begrüßte ihn mit ausgezeichneter Herzlichkeit. Agnes schien aber in diesem Augenblicke wie umgewandelt zu seyn; sie arbeitete emsig an ihrer Zeichnung fort und mischte sich durchaus nicht mehr in die Unterhaltung. Die Mutter erkundigte sich auf eine, den Frauen eigenthümliche, feine Weise, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde, nach Rolands Verhältnissen. Sie schien nicht ganz ununterrichtet zu seyn, und als Roland ihr das zu verstehen gab, brach sie davon ab und bat ihn, da er so fertig die Flöte spiele, ihre Tochter bey der Harfe zu begleiten. Er gab eine ausweichende Antwort, und bemerkte mit innerem Unbehagen, daß Agnes hartnäckig zu schweigen fortfuhr. Die Mutter entließ ihn aber nicht eher, als bis er ihr versprochen hatte, an einem der nächsten Abende seine Flöte mitzubringen. Er that dieses Versprechen nicht ungern.

Als er Ruhfeld das Vorgefallene erzählte, wobey er das ganze Gespräch mit Agnes, wie ein englischer Zeitungsschreiber, treu mit denselben Worten wieder gab, bemerkte dieser: das Mädchen fürchtet Dich und sich. Roland fragte, was das heißen sollte, da sagte der treue besonnene Freund: „Führe mich, sobald Du kannst, bey ihnen ein, und wir wollen sehen."

Mehrere Wochen waren vergangen. Roland war jezt der tägliche Abendgenosse seiner Nachbarin und begleitete sie überall hin. Seine Liebe zu Agnes blühte in aller ihrer Stärke, und er wußte, daß sie ihn nicht ungern sah. Aber sie behandelte ihn mit einer solchen Ruhe und Sicherheit, daß er, wie von höherer Macht gezwungen, alle seine Gefühle in seine Brust zurückdrängte. Mochte er sich auch den ganzen Tag vornehmen, ihr das, was in seiner Seele sich zutrug, zu offenbaren, der Abend kam und schwand, und es war nichts geschehen. Ruhfeld, dem er oft seines Herzens Leid schilderte, verwies ihn auf die Zeit. Die Mutter begünstigte unsern Freund außerordentlich, und hatte sich nicht undeutlich merken lassen, daß sie sich

Digitized by Google

gerade ihn vor allen zum Schwiegersohn wünschte. Trotz dem konnte er es aber dennoch nicht über sich bringen, mit ihr von seiner Neigung zu reden, und Ruhfeld, dem er seine Scheu mittheilte, bestärkte ihn darin, indem er als ein scharfer Menschenkenner richtig meynte, daß das gerade der Weg sey, um Agnesens Herz zu verscherzen. „Laß Du Dich nur nicht irre machen, pflegte er gewöhnlich seine Rede zu schließen, sie achtet Dich, aber sie muß Dich erst verehren, und dann ist es nicht mehr weit zur Liebe. Der Saamen ist gelegt, aber er muß Zeit haben zu keimen, und ein in der Liebe verwundetes weibliches Herz ist ein harter Punkt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus einem Denkbuche.

Mitgetheilt von Ludwig Robert.

In den ältesten, wie in den neuesten Zeiten finden wir Scherzgedichte, die als Kunstwerke Epoche machten, achtbare und tugendhafte Männer fesselten, zugleich aber von eben so achtbaren, frommen Gemüthern verabscheuet wurden, weil sie, wie sich die letztern ausdrücken, „Gott verspotten." Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Wie ist es möglich, daß ein in Grund und Boden unsittliches und unvernünftiges Gedicht ein schönes Kunstwerk seyn und achtungswerthe Männer fesseln kann? — Eine andere Frage führt uns vielleicht zum Quell dieser räthselhaften Erscheinung. — Was heißt Gott verspotten? Der Undenkbare ist unerreichbar; verspottet werden könnte also nur der Gott, der gedacht wird. Was heißt aber Gott denken? Doch wohl in keinem Falle, Ihn vollkommen zu denken, wie Er ist; denn das hieße nichts weniger, als Gott selbst seyn, und wäre also Wahnsinn. Es kann also nichts anderes heißen, als: nach seinen besten, von Gott selbst verliehenen Kräften und Gnaden sich Gott denken, sich Ihn in Herz und Geist einbilden, sich ein Bild von Ihm entwerfen, welches Bild nicht Gott selbst, wohl aber ein göttliches seyn wird, weil es ja eben ein Bild Gottes seyn will. Solch ein Bild Gottes wird nun auf den verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit, wie bey den einzelnen Individuen, je nach geistigen Anlagen, Kräften und vererbtem Gnadenbesitz, auch verschieden ausfallen. Da kann es nun wohl geschehen, daß ein auf einer niedern Stufe stehender Mensch das Bild Gottes, das auf einer höhern Bildungsstufe entworfen wurde, zu verspotten wähnt; aber alsdann wähnt er es auch nur; denn da er es nicht wahrhaft erkennt, nicht nachzubilden vermag, verspottet er es auch nicht. Oder — es verspottet ein auf einer höhern Bildungsstufe stehendes Individuum das Bild Gottes, das auf einer niedern Bildungsstufe entworfen wurde; und alsdann wird nur die Verkehrtheit, das Widersprechende, das Götzenhafte dieses Bildes verspottet, nicht aber die Religiosität im Menschen dieser niedern Stufe, nicht sein Bedürfniß, nicht seine Anlage überhaupt zur Bildentwerfung von Gott. Denn diese Anlage, dieses Bedürfniß ist es ja einzig und allein, woran der ironische Dichter anzuknüpfen vermag, um dem Irrenden seinen Irrthum in voller Evidenz der Verkehrtheit zu zeigen. — Welches Bild aber auch der beschränkte Sterbliche sich von Gott entwerfen mag, stets wird es ein unvollkommenes seyn, und gerade das Bewußtseyn von der Unvollkommenheit aller dieser Bilder ist das höchste geistigste Vermögen der Menschheit. In diesem höchsten menschlichen Vermögen sind nun alle jene ironische Scherze gegründet, die bey allen Völkern und in allen Zeiten sich wieder finden, und die nur ein nicht klares, in sich selbst verdarrendes Gefühl als Spott gegen Gott empfindet, während sie nur (wie immer der ironische Humor) das Unvollkommene und Unzulängliche des beschränkten Menschengeistes hervorheben, der sich, auch bey der geistigsten Bildentwerfung Gottes, des Anthropomorphisirens nicht erwehren, nicht aus dem kosmischen Bildersystem der Sprache herauskommen kann. Diese ansteckenden Spottgedichte sind, demnach — wenn sie nur einem ächten Dichtergemüth entsprungen sind — Theodiceen. Denn indem sie die Unvollkommenheit eines menschlichen Bildes von Gott zeigen, sagen sie, daß Gott unendlich über alle menschliche Vorstellung erhaben, und daß dieses innige Bewußtseyn unser höchstes geistiges Vermögen ist. Wie wäre auch sonst der Reiz zu erklären, den solche Gedichte auf alle wahrhaft naiven Gemüther ausüben!

Einzelnes.

Der Dichter ist auf das Leben angewiesen, und zwar auf das besondere. Damit er aber im Besonderen das Bedeutende auffasse, so muß er darin das Allgemeine erkennen. Dieses setzt voraus, entweder daß diese Erkenntniß in der Höhe seines Geistes liege, oder daß er eine große Lebensstrecke durchlaufen und dem Begegnen stets wiederkehrender Erscheinungen zum Aperçü einer gewissen durchgreifenden Einheit gekommen sey.

Die Shakespeare'schen Stücke haben keinen theatralischen, sondern einen welthistorischen Charakter.

Schriftsteller sind die Protokollführer ihres Jahrhunderts.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

(Fortsetzung.)

Im Anfange der zweyten Abtheilung, die Vollendung, erwacht Mesru nach 50 Jahren, glaubt aber nur eine Nacht geschlafen zu haben, wechselt mit einem hinzukommenden Jäger die Kleider und eilt nun in die Stadt, wo er glaubt, daß durch sein Erscheinen die Flamme der Empörung werde gelöscht werden. Unterdessen ist aber sein Bruder auf den Thron gekommen, hat die früher Mesru bestimmte Braut geheyrathet und mit ihr in spätern Jahren eine Tochter erzeugt, die denselben Namen trägt, wie die Mutter, auch dieser sehr ähnlich sieht. Mesru tritt unter all diesen Verhältnissen ungekannt ein, und noch immer wähnend, es sey nur ein Tag vergangen, da doch ein halbes Jahrhundert dazwischen liegt. Es würde zu weitläuftig seyn, die anziehenden Scenen näher zu bezeichnen, wozu dieß führt und in welchen nach und nach Mesru's Gemüth sich läutert, da er seine Regierung überall verwünschen, die seines Bruders dagegen preisen hört und die treue Liebe erblickt, welche dieser noch im Tode, denn alles glaubt natürlich Mesru todt, für ihn hegt. Endlich entwickelt sich das Ganze durch eine Schrift, welche jener Magier im Tempel niedergelegt hat und die das Geheimniß enthüllt, da sie nun, der Verordnung desselben zu Folge, nach 50 Jahren eröffnet wird. Der Bruder will Mesru den Thron abtreten, dieser aber nur als einstiger Thronerbe von ihm die Regierungskunst erlernen. Daß die jüngere Tochter des Bruders nun seine Gattin wird, versteht sich von selbst. Dieser romantische Stoff ist mit großer Geschicklichkeit behandelt, und Sprache wie Tendenz des Ganzen macht der Verfasserin viele Ehre. Ich bin überzeugt, daß das Stück auf allen Bühnen Glück machen würde, doch möchte ich es lieber dramatisches Mährchen als Schauspiel nennen.

Vor einigen Tagen sahen wir schon wieder ein neues, großes und ebenfalls noch nirgends aufgeführtes Stück: „Die Fischerin von Island," Trauerspiel in 5 Akten, von Karl Pause. Nur durch seinen Eremiten, einige Arbeiten in Zeitschriften und neuerdings durch gründliche historische Forschungen hat sich Pause bisher bekannt gemacht, kaum erwartete man daher ein Bühnenwerk von ihm. Das vorliegende dürfte aber kaum seinen Namen in diesem Fache verewigen. Man sieht es dem Gewebe des Ganzen, so wie jeder einzelnen Scene, deutlich an, daß der Verfasser nur auf Effekte hingearbeitet hat. Diese hat er auch reichlich hervorgebracht, aber sie sind von keiner wohlthuenden, erhebenden oder wahrhaft erschütternden Art, sondern gewaltsam herbeygeführt, zerreißend und Widerwillen erregend. Das Kostüm der ganz frühen Zeit, in welcher das Stück spielt, ist auch nicht beobachtet, weder in Dialog noch Charakterschilderung. Einzelnes ist kraftvoll und lebendig, aber das Gewebe des Ganzen nicht haltbar. Man sieht, daß der Verfasser Shakespeare sich zum Muster genommen hat, aber wenn er ohne dessen Riesengeist gleiche Riesenerscheinungen auftreten lassen will, so gibt sich die mangelnde wahre Kraft um so sicherer kund. Die Basis des ganzen Trauerspiels ist die tolle Idee eines alten norwegischen Königs, der drey seiner Kinder auf fernen Küsten aussetzen läßt, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, und ihnen blos als Erkennungszeichen eine goldene Medaille mitgibt. Sein einzig übrig behaltener Sohn stirbt und er läßt nun die Ausgesetzten, Verlassenen aufsuchen, um einen neuen Thronerben zu haben. Eines der drey Kinder starb als Säugling, das zweyte auf dem Schaffot, das dritte wird an Islands Küste als Gattin eines braven Fischers und Mutter eines lieben Kindes gefunden und an den Hof geführt. Aber gleich bey der ersten Frage des Vaters nach der ersten Umarmung und Vorstellung an die Reichsstände, ob sie verheyrathet? antwortet sie ganz kurz mit Nein! und verläugnet so Mann und Kind. Dabey bleibt sie denn auch im Laufe des Trauerspiels, ohngeachtet der Gatte mit dem Kinde sie aufsucht, und daraus geht die unnatürliche Verkettung und jene grauße Scenenreihe hervor, die mit dem Tode von Kind, Mutter und Vater endet, worauf der ganz kinderlose König sein Reich an den Dänenprinzen übergibt. Jenes unmotivirte Nein! aber ist auch die Störung, welche der ganzen Handlung den Schein von Unwahrheit und Unnatur gibt, so daß manche in der That gelungene Einzelnheit nicht wirkend hervortreten kann. Auf diesem Wege darf der talentvolle Panse nicht fortschreiten; wohl aber möchte man ihn auffordern, die Wärme und ächte Kraft, die sich auch hier in Einzelnheiten zeigt, nicht durch Schauder und Gräßliches zu vernichten, sondern zu einem freyen, wohlthuenden Gebilde zu benutzen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Das Karneval ist vorüber! und das ist das erste, was davon verlautet. Früher wußte nur eine einzige Seele darum, das war „die Stumme von Portici," und die konnte nichts verrathen. Die Redouten zu besuchen, gehört nicht mehr zum guten Ton, und da hier alle Leute von gutem Ton sind, die Schattenspielleute und die Handwerker ausgenommen (nämlich jene, welche auf dem Theater Angely gegeben werden), so fanden sich an jedem der vier Karnevalsdienstage zwanzig Masken und anderthalb Witze in dem großen Opernhause ein. Der halbe Witz war Eigenthum von neunzehn Personen, so daß auf jede $^1/_{19}$ kam, welches Eigenthum bewahrt und behauptet wurde; der ganze Witz aber wurde ausgegeben, und zwar von einer einzigen Maske, die, als die Neunzehn fortgegangen waren, schlafend sitzen blieb und, von der müden Polizey geweckt und nach Hause zu gehen ermahnt, sich auf das Recht berief, bis zu Ende der Festlichkeit bleiben zu dürfen, welches der Anschlagzettel auf drey Uhr Morgens bestimmt hatte. — Von den glänzenden Subscriptionsbällen im Konzertsaale des Schauspielhauses weiß ich nichts zu sagen, denn ich war nicht dort. Aber es ist nicht meine Schuld. Im Gegentheil, ich hatte mir vorgenommen, nicht allein hinzugehen, sondern gewissermaßen dort Aufsehen zu erregen. Ich bat also meine Nichte, eine junge, reiche Wittwe und, nächst der Allerschönsten, die schönste Person in ganz Berlin, daß sie mir erlauben möge, sie hinzuführen. Unmöglich! sagte sie, die Gesellschaft ist mir da zu wenig gemischt. Zu wenig gemischt!! ein solches Wort aus dem Munde einer so überaus zierlichen und eleganten Frau erschreckte mich so sehr, daß ich anfänglich verstummte; endlich aber übermannte mich der Aerger und mit beißender Ironie sagte ich: So wollen Sie vielleicht, Madame, daß ich Sie auf einen jener in den Zeitungen angekündigten Tanzbälle zur stolzen Heinrichssauce führen soll? Da ist freylich die Gesellschaft gemischter. — Eine Einheit, antwortete sie ruhig, eine Einheit kann man nicht vermischt nennen, wohl aber ist eine Zweyheit, die sich wie Oel und Essig verhält, eine zu wenig gemischte, wenn sie sich gleich in demselben Gefäße befindet, oder in demselben Gesellschaftssaal. Ich bat um Erklärung dieser räthselhaften Worte; aber meine eigensinnige Nichte wollte sich auf nichts weiter einlassen; und da ich nicht allein hingehen mochte, kam ich nicht allein um die Subscriptionsbälle, sondern diese Blätter auch um deren Beschreibung.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. April 1829.

Selbst dann saß er am Ruder, und steuerte kunstverständig
Ueber die Flurh. Nicht deckte der Schlaf ihm die wachsamen Augen,
Auf die Plejaden gewandt, und den spät gesenkten Bootes.

Homers Odyssee.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

Aus den Briefen eines Reisenden.

So war denn der lezte Tag meines Aufenthaltes in Schweden gekommen. Mein Paß war unterzeichnet, die Ueberfahrt auf dem englischen Konsulate bezahlt, die Abschiedsbesuche gemacht. Ich ging in dem großen Zimmer in Herrn Segerlinds schönem Gasthofe, das mich eine Woche beherbergt hatte, auf und ab, und hatte Abschiedsgedanken. Da öffnete sich die Thüre, ein wohigenährter stämmiger Mann von Mittelgröße, in blauer Jacke trat herein, fragte englisch, ob ich der Passagier fürs Paketboot wäre. Da ich bejahend geantwortet hatte, sagte er mir, ich möchte mich fertig halten; er werde sogleich einen Matrosen schicken, mein Gepäcke zu hoien, dann werde er selbst wieder kommen mich an Bord zu bringen. Es war der Steuermann des Paketboots. Er hielt Wort, nach einer Viertelstunde gingen wir an dem schönen Quai hinauf, der an dem Flusse, der Göteborg durchströmt, gebaut, und mit zwey Reihen prächtiger Häuser eingefaßt ist. Da wir nahe an einer der Brücken, die über den Fluß führen, angekommen waren, stellte mich der Steuermann einem schlanken Manne vor, der ein starker Dreyßiger zu seyn schien. Er war elegant in schwarzem Frack gekleidet, mit seinen weißen Pantalons, ein zierlicher Mann. Es war der Kapitän des Paketboots, Herr von Harwich. Er redete mich englisch an, und wir waren bald im Gespräche. Das Boot, das uns nach dem Schiffe bringen sollte, lag bereit. Ich stieg in das Boot, das mit vier Matrosen bemannt war. Wir fuhren unter der Brücke hindurch auf der Götha-Elf, die sich hier ins Meer ergießt, in den Hafen. Hier war denn gleich alles seemännisch: das Kommando des Kapitäns, das den Burschen sagte wie sie unter der Brücke durchkommen sollten, der pünktliche Gehorsam der Ruderer. Da lag unter vielen größern und kleinern Schiffen, das nette zierliche Ding, unser Paketboot, Jane genannt, recht freundlich glänzend im Sonnenschein. Wir fuhren daran hin, die Leiter senkte sich herunter, wir stiegen hinauf, meine Bagage wurde in dem Raum untergebracht, so sah ich mich denn für eine Weile einquartirt, und es war ungewiß, wie lange diese Einquartierung dauern würde. Denn ich hatte gehört, daß in sehr glücklichen Fällen diese Ueberfahrt wohl in drittehalb Tagen gemacht worden sey, bey stürmischer Witterung aber waren wohl auch drey Wochen dazu nöthig gewesen, und ein Gothenburger Freund hatte mir erzählt, wie einst ein Sturm das Paketschiff nach einer Insel an der norwegischen Küste verschlagen habe, wo dann zulezt die Lebensmittel knapp geworden seyen. Die Sorge über längere oder kürzere Dauer der Ueberfahrt bekümmerte mich vor der Hand nicht. Die Sonne schien hell und warm, das Meer glänzte um uns, und kräuselte kleine Wellen seidenartig feingestreift; dunkel lagen die Granitfelsen der Küste vor uns, und rings umgaben uns die unzähligen Granitblöcke, welche den Hafen auf beyden Seiten umschließen. Es war das erste Segelschiff, auf dem ich mich

Digitized by Google

befand. Denn ich war von Stralsund nach Pfad mit dem Dampfboot gegangen, und hatte auch die Reise auf dem Mäar mit dem Dampfschiffe gemacht, desto heitrer und freundlicher sprach mich das Segelschiff an. Die dichte Dampfsäule des Dampfboots hat mit ihrem häßlichen Geruch immer etwas Unangenehmes, die Anstalten und Maschinerien die man sieht, der Rauchfang und die rauchigten Matrosen haben nichts Einnehmendes. Dann fehlt jenes Interesse an Wind und Wetter fast ganz, das man sich aus früheerer Reiselektüre als ganz unzertrennlich von Seereisen denkt. Mit diesem heitern Gefühl stand ich auf dem Verdecke und sah nach der zierlichen Flagge, die mit einem eingewebten reitenden Postillon am Maste wehte, um das königliche Postschiff anzudeuten. Langsam lavierten wir aus dem Hafen auf dem großen Ausgang, den er in die See hat. Ich blieb auf dem Verdecke, und erfreute mich an der Zärtlichkeit und Ordnung die dort herrschte, so wie an der gediegenen festen Bauart des kleinen Schiffes. Da diese Paketschiffe jede Witterung auszuhalten bestimmt sind, so werden sie vorzugsweise mit großer Sorgfalt gebaut, wie man denn auch nur die erprobtesten Leute zu Kapitäns, Steuerleuten und Matrosen derselben wählt.

Bis gegen Abend hatten wir uns wider den Wind abgemüht, und da wir aus dem Hafen waren, hatte er uns von dem Eingange ab südlich getrieben. Nun begann plötzlich der Himmel sich zu wölken, die See warf größere Wellen, und es war ein sonderbares Getöne, wie von siedendem Wasser rings um das Schiff, und gleich darauf folgten einige harte Windstöße. Das brachte die Mannschaft schnell in Bewegung. Der Kapitän rief ein Paar Worte in den unverständlichen Seemannsausdrücken; sofort stand jeder Matrose auf seinem Posten; der Kapitän selbst trat ans Steuer und lenkte das Schiff wieder nach dem Hafen, Henry kletterte am Maste hinauf, das Hauptsegel zum Einraffen loszumachen. Das Schiff war nun aber schon in so gewaltigem Schwanken, daß die Spitze des Mastes sich nah an die Wellen neigte, und Henry rutschte, nachdem er sein Geschäft verrichtet, aufs schnellste aufs Verdeck herunter, weil ihn von dem Schaukeln oben die Seekrankheit befallen hatte. Der Steuermann rieth mir in die Kajüte zu gehen, ich hat ihn aber in kurzen und höflichen Worten mir einen Platz anzuweisen, wo ich nicht hinderlich wäre. Er zeigte auf eine Art Bank, die von dem Gehänge gebildet wird, in dem die Boussole vor dem Steuer steht. Ich nahm den Mantel um und setzte mich. Ich saß kaum, so zischte eine Welle im Bogen über das Verdeck hin und träufelte auf mich nieder. Da wir die Einfahrt in den Hafen nicht mehr gewinnen konnten, die See zu halten aber bedenklich schien, so blieb nichts übrig, als durch die Granitklippen auf dem engen Wasserwege das Schiff durchzusteuren. Das dauerte mehrere Stunden. Der Kapitän wich nicht vom Steuer. Nur von Zeit zu Zeit hörte man einige Kommandoworte, die Matrosen standen mit Stangen, um im Nothfall das Schiff von den Felsen abzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herzenslast.

Fühlt seines Bündels Drücken
Der müde Wandersmann,
Schnallt er die Last vom Rücken,
Sucht wo er ruhen kann.

Den Rock zieht er herunter,
Deucht er ihm allzuschwer,
Und gehet noch so munter
Im leichten Hemd einher.

Ablegen doch kann nimmer
Der Müde eine Last,
Die trägt er fühlend immer
Durch Berg und Thal ohn' Rast.

Die schlägt oft wie ein Hammer
An seine Brust mit Schmerz:
Das ist in enger Kammer
Das volle Menschenherz.

Justinus Kerner.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Die Freunde und Bekannten, die wir dem geneigten Leser bereits zu verschiedenen Malen vorgeführt haben, saßen eines Abends spät vor dem Pavillon, der an diesem Abend so zahlreich wie gewöhnlich mit Besuchern angefüllt war. Da sie sich alle sehr lebhaft unterhielten, so achtete keiner darauf, als sich zwei Damen ohne männliche Begleitung in ihrer Nähe niedersetzten und sich sehr leise mit einander unterhielten. Reimbold, der wie gewöhnlich das Wort führte, hatte schon mehrere Male Roland mit seiner Schweigsamkeit geneckt, und fing endlich damit an, ihn über seine Nachbarschaft aufzuziehen. Roland erwiederte ihm Anfangs nicht, und Rudfeld suchte vergebens das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Reimbold ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „ich habe mir es längst denken können, sein Herz hat Havarie gelitten, und sein Assekuradeur will ihm die Prämie gut schreiben. Die spröde Dame seines Herzens übt das Vergeltungsrecht. Du hast mir freylich nicht gesagt, fuhr er den Faden wieder fort, daß Du sie liebst, aber das kann ich Dir an der Nase ansehen, und das wäre ja auch

Digitized by Google

ein Narr, der Wand an Wand mit einer liebekranken Aphanasia wohnte, die wie die Kotzebuische vor allen Dingen weiß; mon coeur palpite, und sie nicht zu kuriren versuchte. Nun, nun, immer zu; die Mamsel Walter hat zwar ein Erkleckliches verloren, schon einmal bey einem Herzensbankerotte, aber wenn Du failliren mußt, so—„Ich finde es nicht allein unzart, sondern auch unverschämt und unbescheiden von Dir, hier im Pavillon, an einem öffentlichen Orte," fiel ihm Roland lebhaft in die Rede, „ein unbescholtenes, anständiges Mädchen bey ihrem Namen zu nennen, und Deinen schaalen Witz über sie auszugießen." „Unverschämt, unbescheiden?" fuhr Reimbold kirschbraun im Gesicht auf, „weißt Du, mit wem Du redest? Was hält mich ab, daß ich Dir nicht für diese Impertinenz dieses Glas Grog ins Gesicht werfe?" „Dann liegst Du in der nächsten Minute in der Alster," entgegnete Roland sehr ruhig. Reimbold, der von Natur ein sehr gutmüthiger Mensch war, erkannte, durch Rolands kurze und bestimmte Antwort etwas aus der Fassung gebracht, seinen Irthum und sagte: „Du hast nicht Unrecht, es war ein dummer Streich von mir, sie bey Namen zu nennen, aber meine verdammte Lebhaftigkeit war daran Schuld; warum ist sie aber so interessant? denn Du mußt wissen, ich habe sie gestern mit der Mutter und mit Dir spazieren gehen sehen, und konnte gar die Augen nicht von ihr abwenden, obgleich mir der englische Cours im Kopfe herumging, der nun schon seit drey Posttagen immer steigt, und das will für einen Kaufmann doch wahrhaftig viel sagen. Und warum," sezte er am Ende herzlich hinzu, und reichte dem Freunde die Hand, haben wir Dich alle so lieb, und möchten Dich so gern glücklich verheirathet sehen, damit Du nicht wieder einen tollen Abstecher nach Meriko machen kannst, wobey man in beständiger Angst schwebt, wenn man lange nichts von Dir hört, daß Dich die Haifische gefressen haben." Die Freunde lachten laut auf, und selbst Roland mußte unwillkührlich mit einstimmen und konnte keinen weitern Groll gegen den gutmüthigen Schwätzer, der die zarteste Seite seines Herzens so unsanft berührt hatte, im Innern hegen. Um ihn ganz wieder zu beruhigen, erwiederte er ihm: „Du mußt auch nicht weiter böse seyn; ich hätte Dir nicht so hart antworten und wohl bedenken sollen, daß kein Arg in Dir ist und hinter Deiner Neckerey gewiß keine schlechte Absicht steckte." „Böse seyn?" erwiederte Reimbold, „und wenn Du mich in die Alster geworfen hättest, ich wäre Dir doch nicht böse. Aber nun sage mir auch aufrichtig, wenn Du wieder gut bist, wann machst Du Hochzeit mit Deiner schönen Nachbarin. Ich habe mir bey dem Doktor B. ein plattdeutsches Epithalamium, wie die Gelehrten das Ding nennen, bestellt, und das wäre doch Schade, wenn ich das nicht abfeuern könnte an Deinem Ehrentage." Roland antwortete ihm nicht; aber Ruhfeld versprach, ihn zur rechten Zeit davon zu benachrichtigen, und unter Scherz und Gelächter wünschten sich Alle eine gute Nacht.

Roland war am andern Tage sehr erstaunt, als er von der alten Lisbeth hörte, daß seine Nachbarinnen plötzlich das Logis aufgekündigt hätten und Willens wären, noch an demselben Tage auszuziehen. Er ließ sich bey den Damen melden, wurde aber nicht angenommen, indem sie vorschützten, zu sehr mit Einpacken beschäftigt zu seyn. Nach einer Stunde aber brachte die alte Dienerin ein Billet von der Mutter, worin ihm diese mittheilte, daß eine seltsame Grille der Tochter, der sie ihrer Kränklichkeit wegen noch immer nachgeben müsse, sie zwinge, ihre angenehmen Zimmer zu verlassen; sie bäte ihn aber, sie sobald als möglich in ihrer neuen Wohnung, die sie ihm genau bezeichnete, zu besuchen. Er würde ihr jeder Zeit willkommen seyn.

Roland ließ einige Tage vergehen, ehe er sich zu den beyden Frauen begab. Als er hinkam, fand er die Mutter allein und hörte von ihr, daß Agnes sich unwohl befände und zu Bette läge. Sie nöthigte ihn, sich zu setzen und bat ihn auf eine freundliche, doch, wie es ihm schien, beklemmte Weise, sie ruhig anzuhören und ihr genau auf jede Frage, die sie ihm thun würde, zu antworten. Er versprach es und ihr erstes Wort war nun: „Lieben Sie Agnes?" Verwundert und erstaunt blickte er sie an und erwiederte ihr dann: „Auf eine so bestimmte Frage muß ich Ihnen, meiner Pflicht gemäß, bestimmt antworten. Ja, ich liebe Ihre Tochter, hatte mir aber vorgenommen, zu schweigen, bis ich fest überzeugt wäre, meine Neigung würde erwiedert." „Sie machen mich unaussprechlich glücklich," versezte die Mutter; „denn ich wüßte Niemanden, dem ich mein einziges Kind lieber anvertrauen möchte, als Ihnen. Ich habe Ihnen dieß schon mehrere Mal nicht undeutlich zu verstehen gegeben, und ein Vorfall, der sich vor einigen Tagen zutrug, zwingt mich jezt, so offen, wie mit meinem Sohne, als welchen ich Sie betrachte, zu reden. Vor allen Dingen muß ich Sie mit Agnesens unglücklicher ersten Liebe bekannt machen. Mein Mann starb früh und zwey liebe Söhne folgten ihm nach. Agnes blieb mir allein zurück und die Furcht, auch dieses theure Wesen durch den Tod zu verlieren, so wie eine durch Kränklichkeit und Unglück höchst aufgeregte Stimmung ließen mich in der Erziehung meiner Tochter den argen Mißgriff begehen, sie so abgeschieden wie möglich zu halten, um sie vor aller Gefahr zu behüten. Agnesens ganzes Wesen, das von Natur schon dazu geneigt war, bekam dadurch etwas Schwermüthiges, das unsere Einsamkeit noch vermehrte. Nur ungern ließ ich sie mit andern Gespielinnen ihres Alters zusammenkommen, was mir um so leichter wurde, da sie sich in der Gesellschaft derselben nicht zu gefallen schien. Da ich mich selber des Glücks einer vorzüglichen Erzie-

Digitized by Google

ziehung erfreut, und mein geistreicher Mann noch sehr viel zu meiner Bildung beygetragen hatte, so war es mir ein Leichtes, Agnes in allem dem zu unterrichten, was mir selbst Freude und Genuß gewährte. Die Lehrerin wurde bald von der Schülerin übertroffen, aber Agnes bekam dadurch einen so ernsten Charakter, daß ihr alles Komische, ja selbst alles Heitere aus innerster Seele zuwider war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beschluß.)

Was das deutsche Theater betrifft, so heißt es, daß das Diorama eingehen wird. Es soll zu einer Bühne für unsere französische Truppe eingerichtet und dort ernstlich gespielt werden. Dieses wird von allen melancholischen Kunstfreunden für eine gerechte und heilsame Reaction gehalten. Sind, sagen sie, sind bisher unsere Bühnen Dioramen geworden, so will nun auch einmal ein Diorama zur Bühne werden. Wenn dieses Beyspiel Nachfolge im Vaterlande fände, so könnten wir vielleicht wieder zu der abhanden gekommenen dramatischen Kunst kommen. Ich glaub's nicht. Uns fehlt ein deutscher Scribe; ein solcher jedoch würde lieber französisch schreiben; dann aber blieb es wieder beym Alten: wir müßten uns wieder mit Uebersetzungen begnügen. Nous ne sortirons jamais de ce cercle vicieux. Zu übersetzen brauch' ich das nicht; dafür lasse ich Deutschland sorgen. Uebrigens kann nicht Alles übersetzt werden; so z. B. habe ich neulich auf unserer deutschen Bühne etwas Französisches gehört, was dort nicht deutsch dürfte gesagt werden, und das mit Recht; denn wie plump würde es klingen, unterstände man sich, einen deutschen Komiker auf deutsch sagen zu lassen: à cent Louis on n'est qu'un intrigant, à cent mille on est diplomate, oder: ah quel plaisir d'enrichir ce qu'on aime avec l'argent de ce qu'on n'aime pas. Aber so wie Figaro spricht: „Gesungen klingt's vortrefflich." so auch der deutsche Censor: „Französisch klingt's vortrefflich." Und hierauf könnte wieder Tasso's Prinzessin Eleonore sagen: „Im Wahlspruch ändert sich ein einzig Wort." Von solchen Meisterwerken ist aber nicht mehr die Rede. Die Muse des Drama's geht hier ihren eigenen Weg, z. B. unter den Linden, wo ein Offizier, von einem Platzregen überfallen, unter einen Thorweg tritt und dort von einer Köchin, die ihn für ihren bestellten Schatz hält, einen eiligen Schmatz nebst einem Töpfchen voll Schmalz erhält, welches letztere dem Staunenden in Händen bleibt, bis er es einem Reiter seiner Schwadron, als dem wahren Eigenthümer, einhändigt. Einen schöneren Stoff zur Komödie hätte die Tochter Zeus und der Mnemosyne über besagtem Thorwege, nämlich in den Bel-Etagen jener Prachtstraße, nicht finden können, gesetzt auch, daß ihre Geburt sie berechtigte, dort zu erscheinen. Was Wunder also, daß sie dieses Straßenereigniß einem ihrer Lieblinge vertraute, und daß daraus ein komisches Kunstwerk entstand, welches Stadt und Vorstadt ergötzte, obgleich es nicht auf unserm Vorstadttheater gespielt wurde. Inwährend man hier nun so viel für Kunst thut, noch mehr darüber schreibt und noch unendlich mehr Leute darüber sprechen, die Frivolen von Paganini, die Beschaulichen von einem Kunstwerke Sebastians Bach, und alle ohne Ausnahme von Musik und nur von Musik; läßt sich die Natur durchaus nicht stören. Die Kälte weicht schnell und schon sieht man müde Gäule langsam fußdicke Eisschollen, auf Wagen gehäuft, aus der Stadt ziehen; Gossen und Rinnen versuchen es wieder, aber leider vergebens, zu fließen; an Straßenecken und auf Plätzen blinken und winken kleine Landseen, am Tage im Glanze der Märzsonne, Nachts im Scheine der Gaslaternen, wenn solche nämlich angezündet sind, welches nicht immer geschieht, oder im Scheine des Mondes, wenn solcher aus dunkeln Wolken hervortritt, was er aber oft, dem Kalender zum Trotz, absolut nicht thun will. Kurz, der Lenz naht, laue Weste verkünden seine baldige Ankunft, und, während sich die hiesigen Freunde der Kunst anschicken, ihn auf der Potsdamer Chaussee oder in Charlottenburg zu empfangen, treffen einige empfindsame Freunde der Natur von auswärts hier ein, um in der Stille der Stadt sich des erwachenden Frühlings zu erfreuen. Es sind darunter berühmte Reisende, die vortreffliche Bücher geschrieben haben, und ich könnte sehr interessante Dinge von ihnen erzählen, wenn es mir meine Bescheidenheit erlaubte, mit ihrer Bekanntschaft zu prahln. Indessen kann ich es nicht verschweigen, daß ich dem Berühmtesten derselben, einem gewaltigen Humoristen, dieses Schreiben vorgelesen habe und er mich versichert hat, daß die Natur darin sehr künstlich und die Kunst sehr natürlich behandelt sey, welches zu glauben ich den geneigten Leser bitte.

Dresden, März.

(Beschluß.)

Die deutsche Oper, bey welcher Oberon und Libella mit stets erneuter Liebe wechselten, gab uns eine in mancher Hinsicht sehr gelungene Darstellung der herrlichen „Vestalin" Spontini's. Wir hatten dieses Meisterwerk bisher italienisch gehört, aber die Darstellungskunst der Madame Schröder-Devrient war ganz dazu bestimmt, uns diese so schwierige Rollen in der deutschen Bearbeitung zu verwirklichen.

Die italienische Oper gab eine sehr ausgezeichnete Vorstellung des „Figaro," der ganz neu einstudirt worden war. Dieses Muster aller komischen Opern ward mit großer Präcision dargestellt, und war in den Hauptpartieen sehr gelungen.

Unsere hiesigen Petites affiches, Anzeigen genannt, haben seit einiger Zeit sehr lebhaften Antheil an dem Streite der homöopathischen Aerzte mit den allopathischen genommen. Dieß hat mich weniger angezogen, da ich so bald keine von beyden Schulen zu brauchen hoffen darf. Dagegen waren die statistischen Nachrichten, welche dieses sehr anziehende Blatt ohnlängst mittheilte, um so anziehender, da bisher nirgends etwas Aehnliches über Dresden bekannt gemacht worden ist. Es belief sich nach denselben im Jahre 1828 die Einwohnerzahl, mit Ausschluß des Militärs auf 59,580 Seelen, worunter 752 jüdische. Häuser waren 2810, öffentliche Plätze 25, Straßen 142, Gotteshäuser, Kapellen ꝛc. 23, darunter 9 evangelische, 1 katholische und 1 reformirte Kirche, 3 evangelische und 4 katholische Kapellen und 5 israelitische Betstuben. Ferner 4 öffentliche Lehrsäle und 23 Bildungsanstalten, 58 Schulen, 1 Schullehrerseminar, 5 Krankenhäuser, 6 Armenversorghäuser, 1 Waisenhaus, 1 Findelhaus, 1 Leihhaus, 1 Sparkasse, 50 Hôtels und Gasthöfe, 506 Wein-, Kaffee- und andere Schenkwirthschaften und 49 Speisewirthschaften. Die Polizey hatte 2380 Personen verhaftet, 250 Diebstähle waren vorgefallen und 18 Selbstmorde ausgeführt worden. Man hatte 203 Bauten approbirt, 26,196 Fremde waren durchgereist, worunter 18,547 Handwerksburschen, und 1431 Erlaubnißscheine waren für öffentliche Tanzvergnügungen ertheilt worden. Sie sehen also, daß es ziemlich lustig bey uns zugegangen ist.

Beylage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. April 1829.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Goethe.

Der Künstler und der Böse.

Für welchen Narren bau'st Du jetzt?
Ruft, in und zu dem Meister,
Der, welcher immer schürt und hetzt,
Das Haupt der Plagegeister;
Ich sehe Dich ohn' Unterlaß,
Seit Jahren schon und Tagen,
Mit Zirkel und mit Winkelmaaß,
Dich unaufhörlich plagen;
Hast nur zu treu, zu streng geschafft!
Was besserst Du noch weiter?
Sey weniger gewissenhaft,
So bist Du gleich gescheidter!
Denn wie Du änderst, her und hin,
An Haupt- und Nebenwerken,
Doch wird der Menge stumpfer Sinn
Von alle dem nichts merken;
Noch weniger die große Welt —
Dort kannst Du nichts erreichen,
Als daß Dein Kunstwerk so gefällt,
Wie Seiltanz und dergleichen;
Den Kenner aber seh' ich schon
Die kalte Nase rümpfen,
Den Federfix für baaren Lohn
Dich und Dein Werk beschimpfen.
Allein gesetzt, man fände brav,
Wenn Dir das Glück gewogen,
Das Kapitäl, den Architrav',
Den kühngesprengten Bogen,
Und was man sonst noch stückweis schau't
Und einzeln weiß zu nennen:
Doch wird man, was Du auferbaut,
Im Ganzen nie erkennen.
Ja, wenn Du, ohne Noth und Lohn,
Nicht aufhörst Dich zu plagen,
So hör' ich Deinen Bauherrn schon
Zu seinen Gästen sagen:
„Ich traf gar eine schlechte Wahl,
„Und nur zu spät erst weiß ich,
„Mein Architekt ist nicht genial,
„Denn er ist gar zu fleißig. —"
Drum ende rasch, Du junges Blut,
Und glaub' mir, Deinem Gönner,
Was Du vollbracht, ist schon zu gut
Für Narren, wie für Kenner.
Die Kenner laß doch Kenner seyn,
Die Narren laß nur zahlen;
Sonst hast Du nach wie vorher Pein
Mit Deinen Idealen. —
So, als zum Fleiß er hin sich setzt,
Ruft, in und zu dem Meister,
Der, welcher immer schürt und hetzt,
Das Haupt der Plagegeister.
Und ob der Künstler auch solch' Wort
Nicht strafen kann als Lügen,

Digitized by Google

Doch schafft er redlich fort und fort
Und will sich selbst genügen.

Ludwig Robert.

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

(Fortsezung.)

Es war Nacht geworden, da wir wieder sicher im Hafen lagen. Nun ging ich, mich etwas krank fühlend, in die Kajüte und zu Bette. Am andern Morgen erwachte ich frisch und gesund, trat aufs Verdeck und sah noch die schwedische Küste nahe vor uns liegen; aber von dieser Küste her erhob sich allmählig ein leiser, immer stärker werdender Wind; mit diesem in den Segeln fuhren wir nochmals auf der großen Straße aus dem Hafen, und er blieb uns den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht so günstig, daß wir am zweyten Morgen schon die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten. Der Himmel lag im reinen Blau über uns, das Meer in großen Wogen, wie schöne glänzende Hügel und Thäler, um uns; wie da die unzähligen Wellen mit leichtem Geräusche wimmelnd durch einander wogten, und sich hoben und sanken mit leichten Lichtblitzen auf den Erhöhungen, und das so fort und fort bis an den Horizont, und rings so weit das Auge reichte, fühlte ich jenes Homerische πολυΦλοισβοιο θαλασσης mir mit einem Mal in einer gar nicht zu beschreibenden Anschauung vor den Sinn gebracht. Wir ließen die nördliche Spitze von Jütland links; sie sah von Ferne wie ein langer Hügelrücken mit einzelnstehenden Bäumen aus. Ich hielt mich fortwährend auf dem Verdecke, nördlich schauend, wo ich mir Island träumte, dann an den prächtigen Wogen mich ergözend, die mit majestätischerem Schlage als die kurzen, schmalen Wellen der Ostsee das Schiff schaukelten, hoben und senkten. Von Zeit zu Zeit schwammen einsame Taucher, sich auf den Wellen schaukelnd, vorüber, zuweilen auch Paare; die Flagge züngelte spielend nach Westen, nach England zu; einige Mal schnalzten große Fische wie Ungethüme der Tiefe nahe am Schiffe auf.

So hatte ich denn die Hoffnung, in kürzester Zeit die Ueberfahrt zu machen, aber der Seereisende auf dem Segelschiffe, vom Winde abhängig, kann über seine Ankunft nicht mit der Sicherheit bestimmen, wie der Passagier des Dampfbootes. Nach vier-und-zwanzigstündigem frischem Ostwind trat Windstille ein, dann kamen Gegenwinde, und wir waren gezwungen, langsam hin und her zu laviren. Es konnte einem der Wunsch kommen, ein Dampfschiff zum Bugsiren bey der Hand zu haben, ein Wunsch, welchen der Kapitän mit Lächeln auszusprechen nicht anstand. Man konnte sich allerley Gedanken machen. Würden die Gegenwinde stärker, so konnten sie uns an die holländische Küste treiben, und wir hatten an dieser nicht ungefährlichen Küste aufzupassen, um nicht Schaden zu leiden; oder wenn der Wind umsezte, so konnte ich Gelegenheit bekommen, die Erfahrung jener früheren Reisenden an der norwegischen Küste zu wiederholen. Da die Reise nicht vorwärts geht, so will ich einstweilen von der Einrichtung unseres Lebens auf dem Schiffe einiges zur Unterhaltung erzählen.

Ich erwache Morgens zwischen sechs und sieben Uhr. Henry tritt an das Bett, das, wie auf allen Paketbooten, in die Wand des Schiffes eingelassen ist, und sagt mir, daß Wasser und Seife bereit stehen. Schon scheint die Sonne durchs Kajütenfenster herein. Ich stehe auf, was, da das Bett ziemlich hoch an der Wand ist, denn zu ebener Erde, gerade unter demselben, ist noch ein Bett angebracht, mit einiger Schwierigkeit bewerkstelligt wird, kleide mich an und eile aufs Verdeck. Da weht mir nun die frische Morgenluft vom Meere entgegen, das Verdeck ist schon gescheuert, die Matrosen sind an ihrer Arbeit, einer derselben steht am Steuer; der Steuermann geht auf und ab; zuweilen kommt der Kapitän, wir sprechen zusammen, und ich übe mich, festen Schrittes auf dem schwankenden Boden gehen zu können. Die Matrosen sind nie müßig. Wenn nichts anders zu thun ist, sind sie beschäftigt, die Oehre, mit welchen die Taue an den Seiten des Schiffes befestigt sind, auszubessern und neu zu flechten. Der Kapitän sieht nach und macht es ihnen, wenn er sieht, daß es nicht recht gemacht wird, vor. Es ist überall Ordnung, und man fühlt sich ganz heimisch. Indeß hat die zehrende Seeluft, das Gehen, das Sprechen, einen tüchtigen Appetit erzeugt, und es ist eine sehr angenehme Empfindung, mit der ich Henry die Kajütentreppe heraufkommen und höflich an mich heran treten sehe; denn ich weiß schon, daß er sagen wird: breakfast is ready, Sir, das Frühstück wartet. So begeb ich mich denn rücklings die Kajütentreppe hinunter; man muß diesen Vortheil gebrauchen, um nicht anzustoßen; Kapitän und Steuermann folgen, und so setzen wir uns zum Frühstück nieder. Es ist das gewöhnliche englische Seefrühstück, starker Thee, Butterbrod und gesalzenes Rindfleisch. Das Brod ist feiner weißer Zwieback von vortrefflichem Geschmacke, das englische Salzfleisch ist berühmt, und mir war ganz recht, daß die Vorräthe frischen Fleisches, die wir von Gothenburg mitgenommen hatten, schon am zweyten Tag nicht mehr genießbar waren. Wir hatten große Hitze, von der sogar das Wasser litt. Da wir nun so traulich beysammen sitzen, so entspinnt sich auch bald ein trauliches Gespräch. Die beyden Seeleute erzählen von fernen Ländern und Küsten, schildern die Passagiere, die schon mit ihnen von Schweden nach England und von England nach Schweden gegangen, erinnern sich auch der deutschen Küsten, Hamburgs besonders, und lassen sich dann gerne vom Binnenlande erzählen. Besonders ist ihnen die Napoleonische

Digitized by Google

Zeit interessant, und wie es da bey uns auf dem Kontinente ausgesehen, während sie ihre Martellothürme zur Hut vor Ueberfall, und ihre Küstenbatterien zur Abwehr der Landung bauten. Nach dem Frühstücke geht jeder an sein Geschäft. Der Steuermann rechnet, ich lese oder schreibe, oder lasse, auf dem Verdecke auf- und abwandelnd, die Bilder des vergangenen Lebens vor der Seele auf- und niedergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

„Ich sah leider zu spät ein," fuhr die Mutter fort, „welcher Nachtheil Agnesen daraus erwuchs, und als ich nun den Fehler dadurch verbessern wollte, daß ich sie mehr in die Welt führte, war es zu spät. Die Einsamkeit hatte ihr so etwas Entschiedenes und Festes gegeben, daß ihr Charakter im sechszehnten Jahre schon völlig ausgebildet war, und alle Bemühungen, sie geneigter für die heitere Seite des Lebens zu machen, fruchtlos blieben. Jetzt beging ich einen zweyten Fehler: ich erwartete Alles von der Liebe; denn der thörichte Glaube so mancher Mutter, daß ihre Tochter ohne ihre Erlaubniß nicht lieben werde oder könne, täuschte mich nicht. Ich strebte nur darnach, Agnesens erste Freundin und Vertraute zu seyn und so Alles zum Besten lenken zu können. Ach wir armen Frauen sind leider zu kurzsichtig und schwach, und das Schicksal reißt uns nur zu oft den Faden, an dem wir Alles so sicher zu leiten glaubten, aus den Händen. Wir feyerten eben ihren siebzehnten Geburtstag, da trat unangemeldet ein junger, rascher Mann in das Zimmer, gab sich mir als den einzigen Sohn meiner verstorbenen Schwester zu erkennen und wurde auf das freundlichste von mir, wie von Agnes aufgenommen. Wer mir damals gesagt hätte, daß dieser so froh verlebte Tag eine Quelle von unsäglichen Leiden sey, den würde ich einen Träumer gescholten und es für unmöglich gehalten haben. Alovs, so hieß der junge Mann, wurde uns täglich lieber; eine merkwürdige Unruhe in seinem Wesen abgerechnet, die ihm selten erlaubte, lange an einer Stelle zu verweilen, war er wirklich in jeder Hinsicht ausgezeichnet zu nennen, und ich sah mit Vergnügen die wachsende Liebe der beyden jungen Leute. Wozu soll ich Sie mit unnöthigen Kleinigkeiten länger aufhalten? Nichts stand ihrer Verbindung entgegen und der Tag der Trauung war bereits angesetzt. Da kam eines Morgens statt seiner ein Brief, worin er mit wenigen Worten schrieb: er sey Agnesens nicht würdig, fühle lebhaft, daß er sie nicht glücklich machen könne, und wolle daher lieber das Band zerreißen, ehe es zu spät wäre. Wir möchten keinen Schritt thun, um ihn zurückzuhalten, denn er schreibe diesen Brief von einem Schiffe aus, das bereits die Anker lichte, um nach der neuen Welt abzusegeln. Meine Bestürzung war unbeschreiblich, ich konnte ihr das schmerzliche Geheimniß nicht lange verborgen halten und sie versank in einen Tiefsinn, der mich für ihr Leben fürchten ließ. Alle Zeichen eines Brustübels gesellten sich dazu. Auf den Rath des Arztes, unsern Wohnort zu verändern, um jede peinliche Erinnerung, die die gewohnten Gegenstände leicht in ihr heraufrufen könnten, von ihr zu entfernen, begaben wir uns zwey Jahre später hierher. Leider ist ihr unglückliches Schicksal auch hier nicht ganz verborgen geblieben, und wir hatten anfänglich viel von der Gemeinheit der gewöhnlichen Menschen auszustehen. Agnes wurde dadurch immer scheuer und schwermüthiger. Es gelang zwar dem geschickten Arzte, ihren Körper zu heilen; aber er erklärte mir, daß ihre Seele wohl nur durch eine neue, stärkere Liebe gerettet werden könne. Ich mußte also Alles wieder der Zeit überlassen und erwarten, was Gott bestimmt hatte. Da erschienen Sie, mein theuerster Freund. Ich bemerkte, daß Agnes Ihnen vom Anfang an gewogen war und hoffte das Beste, als ein unglücklicher Zufall höchst grausam meine schönsten Träume, wenn auch nicht gänzlich zerstörte, doch zu vernichten droht."

Sie hielt erschöpft inne. Roland saß schweigend und in sich versunken da. In diesem Augenblick fühlte er lebhaft, wie unendlich er Agnes liebe, da vernahm er plötzlich ihre Stimme im Nebenzimmer. Sie sang weit lauter, als sie gewöhnlich zu thun pflegte, folgendes Lied:

Du mußt nicht um mich weinen;
Es hilft Dir nichts, mein Herz.
Denn was uns kann vereinen,
Das trennt uns auch: der Schmerz.

Du mußt nicht um mich klagen,
O laß das Seufzen seyn.
Ich muß, ich muß Dir's sagen,
Ich werde nimmer Dein.

Du weinst um mich vergebens; —
Und doch mit einem Wort
Nehm' ich den Trost des Lebens
Dir, ach! für immer fort.

Laß' bluten Deine Wunden,
Auch meine Wunde brennt:
Wir werden erst verbunden,
Wenn wir uns ganz getrennt.

Roland wußte nicht, wie er dieses Lied deuten sollte. Die Mutter erzählte ihm, es sey eine merkwürdige Eigenschaft Agnesens, laut zu singen, wenn Krankheit oder Trübsinn sich ihrer bemächtigt habe. „Beydes wirkt so auf ihre Geisteskräfte, fuhr sie fort, daß sie sowohl Lied wie Melodie unwillkührlich in demselben Augenblicke erschafft, aber auch in dem nächsten nichts mehr davon weiß, und

Digitized by Google

nicht im Stande ist, sich dessen auch nur mit einem Worte zu erinnern. „Aber lassen Sie uns," sprach sie weiter, „diesen ruhigen Augenblick nicht unbenuzt vorüberlassen. Die Ursache, warum wir unsere freundliche Wohnung so schnell und unerwartet aufgaben, ist die, daß wir die beyden Damen waren, die an jenem Abende in Ihrer Nähe auf dem Balkon des Pavillons saßen. So sehr ich mich auch bemühte, Agnesens Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu lenken, so entging ihr doch kein Wort von dem Gespräche, das an Ihrem Tische geführt wurde, und ich fürchte, Ihr unbesonnener Gesellschafter hat meine schönsten Plane zertrümmert."

„Sie haben mir volles Vertrauen geschenkt," entgegnete jezt Roland, „und ein so ehrendes, daß ich schlecht handeln würde, wenn ich es Ihnen nicht aus vollster Seele erwiederte. Sie wissen bereits, daß ich Agnes liebe, lassen Sie mich hinzusetzen, aus tiefstem Herzen; kein Opfer wäre mir zu groß, um dem geliebten Mädchen die ganze Ruhe ihrer Seele wieder zu geben, sollte es auch auf Kosten meines Lebensglückes seyn. Lassen Sie mich handeln, und wenn es mir gelingt, so hat der schönste Segen, der Segen der Mutter, den größten Theil dazu beygetragen." „Ja, den haben Sie, so innig, so herzlich, wie ich ihn nur zu geben vermag," erwiederte die Mutter. „Gehen Sie, mein Sohn, o daß ich Sie bald öffentlich so nennen könnte, und thun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingibt."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Vor Gericht ist neuerdings die arge Geschichte der Selbstvergiftung der jungen Gräfin von Lusignan wieder vorgekommen, wovon ich bereits vor einigen Jahren ausführliche Meldung gethan habe, die aber damals in ein gewisses Dunkel gehüllt war, was durch die lezten gerichtlichen Verhandlungen aufgeklärt worden zu seyn scheint. Die junge Gräfin war aus einer guten, aber unberühmten Familie und hatte ihrem mit einem alten Namen begabten, aber geldarmen Manne, der Adjutant beym Herzoge von Belluno war, eine Aussteuer von einigen hunderttausend Franken mitgebracht. Da der Marschall Victor, Herzog von Belluno, sich einen Theil des Jahrs auf seinem Schlosse zu Menars aufhielt und der Adjutant beständig um ihn seyn mußte, so hatte das junge Paar eine Wohnung in der Umgegend des Schlosses bezogen, der Adjutant hielt sich aber meistens auf dem Schlosse auf, ließ auch wohl die junge Frau, die ein liebend Herz hatte, öfter allein, als gebührlich war. Diese sanfte Seele ward melancholisch, vielleicht auch ein wenig eifersüchtig; nach dem Prozesse zu urtheilen, muß sie sogar gegen die Frau Marschallin einigen Verdacht gehegt haben, daß sie den jungen Ehemann von seiner Pflicht abtenke. Sie schrieb zärtliche Briefe an ihren Gemahl; einige derselben sind vor Gericht vorgelesen worden; sie könnten das rauheste Herz erweichen. Dennoch scheint es nicht, daß der junge Graf es vermochte oder es sich angelegen seyn ließ, die Traurigkeit seiner Gattin zu zerstreuen. Endlich faßte sie den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben ein Ende zu machen. Wahrscheinlich ist diesem Schritte manches vorhergegangen, was nur den beyden Gatten bekannt seyn konnte, und wovon also vor Gericht nichts ans Tageslicht gebracht worden ist. Genug, die liebende Frau ward des Lebens müde, sie nahm in einem höchst gefühlvollen Briefe von ihrem Gatten Abschied, vermachte ihm ihr bedeutendes Vermögen und vergiftete sich an demselben Tage. Als ihr Mann in ihrer Wohnung anlangte, hatte sie eben das Gift verschluckt; sie wurde auf das Schloß Menars gebracht und gab daselbst den Geist auf. Der Mann aber säumte nicht, das zu seinen Gunsten ausgestellte Testament zu vollziehen und sich in den Besiz des Vermögens zu seyen; seitdem hat er sich wieder verheyrathet. Es kam nun ein alter Großoheim der verstorbenen Gräfin zum Vorschein, und obschon er mit seiner Nichte in keiner vertrauten Verbindung gestanden, ja sie kaum gekannt hatte, so machte er dennoch Ansprüche auf die Erbschaft, als nächster Verwandte, holte Gutachten bey den vorzüglichsten Advokaten ein und fing einen Prozeß gegen den Grafen von Lusignan an; in seinen Prozeßschriften ließ er sogar etwas von einem Verdachte über die wahre Todesart der Gräfin laut werden. Der Adjutant mußte sich nun vor Gericht vertheidigen; er gewann das erste Mal; darauf war durch den Großoheim, Namens Lablée, vom ersten Urtheilsspruche appellirt worden, und deßhalb wurde dann die ganze Sache neulich wieder umständlich vor Gericht erörtert, aber blos wegen der Ansprüche auf die Erbschaft, nicht wegen der Vergiftungsart, die übrigens jezt auch wohl keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Der Adjutant brachte Zeugnisse des Wohlverhaltens bey, die der Marschall ihm ausgefertigt, so wie auch die zärtlichen Briefe, die ihm seine Frau geschrieben hatte, und welche das schöne Einverständniß beweisen sollten, worin sie beyde gelebt hätten. Allein kann das gute Einverständniß zwischen zwey Eheleuten zu dem verzweifelten Entschlusse führen, sich das Leben zu rauben? Auf die Erörterung dieser Frage hütete sich der Anwalt des Adjutanten wohl, sich einzulassen. Hierauf kam es auch vor Gericht nicht an. Die einzige Frage war nur, ob eine Person, die sich das Leben rauben will, als ihrer Vernunft noch mächtig angesehen werden kann, und ob folglich ein in diesem Zustande von ihr ausgefertigtes Testament gültig ist. Denn hierauf baute der Großoheim sein Recht, das Testament umzustoßen und das Heyrathsgut wieder zur Familie zurückzubringen. Die junge Frau, behauptete er, sey offenbar in großer Geistesverwirrung gewesen, irgend eine heftige Leidenschaft habe ihren Verstand verrückt; in dieser Art von Wahnsinn habe sie das Testament und den Brief geschrieben und sich dann durch Gift ums Leben gebracht. Dagegen aber behaupteten die Anwälte des Adjutanten, das ganze Betragen der jungen Frau habe zwar einen starken Mißmuth, aber keine Geistesverwirrung verrathen; der furchtbare Entschluß, sich das Leben zu nehmen, könne in einer zwar stürmisch bewegten, aber deßhalb doch nicht der Vernunft beraubten Seele entstehen, und wollte man unter solch einem Vorwande einen lezten Willen umstoßen, so bliebe fast kein Testament unangetastbar, denn man brauchte ja nur immer zu beweisen oder zu behaupten, irgend eine heftige Leidenschaft habe denjenigen, der es ausgestellt, stark bewegt. Besonders könnten diejenigen Verwandten, die in einem Testamente übergangen worden, stets einwenden, der Testator sey aufgebracht gegen sie gewesen, eine feindselige, leidenschaftliche Gesinnung habe seinen Geist verwirrt, und sein lezter Wille müsse als nichtig angesehen werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 87.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. April 1829.

Ergötzend ist und schön das Meer,
Wann seine Silberwellen
Ums Schiff in gleichem Takte her
Sich mit Gemurmel schwellen.
Und wann in einer Sommernacht
Der Mond, die Sterne lachen,
Wem wird des Meeres stille Pracht
Das Herz nicht größer machen?

Jägle.

Ueberfahrt von Götеborg nach Harwich.

(Fortsetzung.)

Abgeschnitten von der Welt, aus allen den hemmenden und kleinlichen Berührungen heraus, von einfachen Menschen umgeben, die einen Theil vom Charakter des Elements, auf dem sie leben und walten, angenommen haben, im Angesichte dieses mächtigen, einfachen, ununterbrochenen Elements selber, und des weiten, reinen Himmels darüber, fühlt sich das Herz selbst weiter und der Sinn feyer, und es gelingt dem Betrachtenden leichter als im Gewirr der Verhältnisse, die großen einfachen Linien des Lebens zu ziehen und zu bemerken. Ich fühle mich auf mich selbst gewiesen, aber nicht trüb und ängstlich wie in der Zelle oder im Studierzimmer, sondern ich blicke in eine frische Tiefe hinein, die denn freylich auch unergründlich ist. Wenn ich am Vordertheile des Schiffs über Bord sehe: da liegt das Meer in schönem Perlgrau unter mir, von Zeit zu Zeit theilt die Bewegung des Schiffs diese graue Oberfläche, und es schaut ein tiefes Sapphirblau, oder ein reiches Smaragdgrün warm unter dem grauen Schleyer hervor; oder wenn ich das große Fernrohr des Schiffes nehme und in der weiten Ferne Schiffe am Horizont heraufkommen; je ferner sie sind, desto zerrißner, spinnenwebartiger sind ihre Segel anzusehen, aber ein frischer Wind treibt sie heran, mehr und mehr verliert sich der zerrissene Anblick, die Segel erscheinen weißer und weißer, und endlich fährt ein großer Kauffahrer mit aufgezogenen Segeln stolz an der kleinen Jane vorüber; Matrosen hängen in den Tauen, Kinder und Frauen und Männer bewegen sich auf dem Verdecke durcheinander, und das alles trägt die perlgraue Fluth mit dem Smaragd und dem Sapphir in der Tiefe. So geht die Zeit hin, und Henrys Stimme, die mir zuruft: Diner is ready Sir, erinnert mich, daß es schon zwey Uhr ist und Mittagessenszeit.

Da sitzen wir denn wieder um den traulichen Tisch. Der Steuermann legt gewöhnlich vor. Alles geht mit großem Anstand, wie an einem englischen Tische zu. Der Steuermann trinkt Grog, der Kapitän Wein, ich aber habe mir aus Portwein und Zucker und Wasser ein eigenes, wohlschmeckendes, gesundes Getränke zurecht gemacht. Unser leckerstes Gericht beym Mittagessen waren mehrere Tage Makrelen, die wir selbst gefangen hatten. Diese Fischerey gehörte besonders mit zu unserem kleinen Schiffshaushalt. Im Sommer finden sich diese Fische gerade in der Gegend der Nordsee, wo wir uns am längsten aufzuhalten gezwungen waren, etwa in der Mitte zwischen England und Schweden; früher sind sie ganz nahe an der englischen Küste, und werden dort in großer Menge gefangen und verspeißt. Wir aber sind täglich mit einem halben Dutzend zufrieden. Am Steuerbord des Schiffes läuft eine etwa hundert Ellen lange Angelschnur über eine Rolle in die See. Die Angel ist mit einem kleinen Anker versehen, und der Köder ist ein Stückchen Fleisch oder ein Stück eines andern Fisches, eines schmalen Dings mit

Digitized by Google

langer Schnauze, den wir auch zuweilen fangen, der aber nicht eßbar ist. Da stehen wir nun, die Gentlemen des Schiffs, abwechselnd in den Nachmittagsstunden an der Angel, und sehen sehr ernsthaft nach der Schnur, wie in tiefe Gedanken versunken. Wir wollen aber blos sehen, ob sie nicht zuckt. Bemerkt man dieß, dann wird schnell und mit gespannter Erwartung die Schnur aufgerollt. Erscheint die Angel über dem Wasser mit einer Makrele, so ist große Freude, selbst die Matrosen, die gerade bey der Hand sind, sehen ganz lustig und lächelnd darauf hin, ob sie gleich nichts davon bekommen. Hängt aber so ein langschnauziges Ding daran, so ist allgemeine Betrübniß. Man wirft den unwillkommenen Gast wieder ins Meer, oder zerschneidet ihn zu Köderstücken. Die Makrele aber wird sorgfältig herunter genommen, gleich ausgeweidet, zertheilt, mit Pfeffer und Salz bestreut und auf das Boot, das in der Mitte des Deckes liegt, gelegt, wo die Sonne dann ihre Wirkung darauf äußern kann. Dort holt sie am andern Tage der Koch, ein ältlicher, knochiger, ruhiger Mann, der wie ein Cyklope aus dem Raume heraufsteigt, und sie uns als Leckergericht zum Frühstück sowohl als zum Mittagessen zubereitet. Nach dem Essen muß man dann wieder einige Bewegung auf dem Verdecke haben. Da ist nun alles still und ruhig beschäftigt. Ich sehe die Matrosen ihre Tauringe flechten; der Steuermann holt seinen Sextanten aus einem alten schwarzseidenen Halstuche heraus, in das er ihn gewickelt hat, und observirt; Henry nimmt dasselbe Instrument, aber ganz neu aus einem zierlichen Futterale, und observirt und rechnet gleichfalls; ich gehe dazwischen in die Kajüte und schreibe. Henry treibt sich zuweilen auch mit einem andern Passagier herum, der allgemeine Gunst bey der Mannschaft genießt. Es ist ein weißer Pudel, den sie alle verziehen. Als ich Henry einmal die Zwiebackkrummen, die wir auf dem Tisch gelassen, forttragen sah, sagte ich, das werde wohl für den Hund seyn. Nein, antwortete er ernsthaft, der frißt blos Fleisch, und das darf nicht zu sehr gesalzen seyn.

Vorgestern hatte ich mich in den Tagen verrechnet und fragte den Steuermann, warum heute nicht gefischt würde. Wir fischen nicht am Sonntage, war seine einfache Antwort. Aber schon früher hatte er mir, da er meine Landsmannschaft noch nicht wußte, die ganze Bibelsammlung, von der Bibelgesellschaft dem Schiffe geschenkt, gezeigt und zum Gebrauch angeboten. Da fand sich die Bibel in englischer, französischer, schwedischer, spanischer, italienischer und deutscher Sprache. Und so saßen denn am Sonntag, es war eben sehr stilles Wetter, die Matrosen behaglich auf dem Verdecke hier und dort, und hatten die Bibel auf dem Schooß, oder lasen ihr Common prayer book, redeten dazwischen von England, von ihren Familien, Verwandten, Freunden; einige rauchten wohl auch aus thönernen Pfeifen. Es war so sonntäglich, als ob man in der ordentlichsten Kirche wäre. Diese Matrosen sind aber auch besonders brave Leute, so treuherzig, höflich, dienstfertig, obwohl kurz von Worten. Kommt der Abend heran, und es dunkelt auf dem Verdecke, so gehen wir in die Kajüte zum Thee. Nun beginnt die eigentlich stille Zeit des Seelebens. Der Kapitän hat Freude am Lesen, und deßhalb fanden sich ein halb Hundert Bücher am Bord. Nach dem Thee sitzen wir nun einander gegenüber, an dem wohlbefestigten Tisch der Kajüte, mit den gleichfalls befestigten Lichtern. Ich lese in Gibbon, der Kapitän in der Edinburger Encyklopädie. Alles ist still und heimlich, daß man die Wogen deutlich kann rauschen hören. Es ist eine eigentliche Einsamkeit, stiller und tiefer, als man sie sich je auf dem festen Lande denken kann. Denn dort ist doch nah und fern Leben, Lärm und Geräusch der Menschen. Hier aber schwimmt ein kleines Gebäude allein für sich auf dem Meere, und weit und breit ist keine menschliche Seele. Gegen eilf Uhr hebt einer der beyden Leser zuerst die Augen vom Buche auf, entweder der Kapitän, um mich zu fragen: es ist wohl bald eilf Uhr? oder ich, um ihm zu sagen: es wäre wohl Zeit zu Bett zu gehen, und so scheiden wir denn mit einem gegenseitigen good night Sir. Zuweilen steige ich auch wohl nach eilf Uhr noch die enge Treppe zum Verdecke hinauf. Da wirft das Licht vor der Boussole den stillen Schein, der Steuermann geht stumm in der Nachtluft auf und ab; stumm steht der wachthabende Matrose am Steuer. Ich geselle mich zu dem corpulenten Steuermann und wandle mit ihm sprechend, den Mantel umgeschlagen, auf dem Deck. Die Sterne funkeln auf die wimmelnden Wellen nieder, und die Wellen rauschen hinter dem Schiffe her, und die Straße glänzt, die der Kiel da zog, und wir reden immer leiser, als wollten wir den Windhauch nicht wecken, der rings um uns schläft und in seinen Träumen mit den plaudernden Wellen redet.

(Der Beschluß folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Agnes, fast gänzlich wieder hergestellt, saß sinnend in ihrem Zimmer. Ihr zur Seite lag folgender Brief Rolands:

„Nach langem innerem Kampfe ergreife ich die Feder; denn „ich würde es für zweyfaches Unrecht halten, länger zu „schweigen, da jede Minute der Ungewißheit mein Leben „um eine Qual vermehrt. — Lassen Sie mich es mit ei„nem Worte aussprechen, Agnes, und wenn ich auch „die Erwiederung nicht finde, die zu meinen schönsten „Hoffnungen gehört, so werden, so können Sie mir doch „nicht zürnen. Ich liebe Sie mit der ganzen Gluth eines „jugendlichen Herzens, mit dem ganzen Ernste eines „Mannes. Ich kann nichts weiter hinzufügen, denn

Digitized by Google

„schon bey diesen wenigen Worten zittert mir die Hand „so sehr, daß ich aufhören muß. Lassen Sie mich nicht „ohne Antwort; was Sie mir auch entgegnen mögen, „Sie sind meine erste, Sie werden meine einzige „Liebe seyn — der Engel meines ganzen Lebens.

Roland."

Agnes blieb lange unschlüssig. Da trat ihre Mutter ein und sah gespannt nach dem Briefe. Mit einem Blicke des Vorwurfs reichte ihn die Tochter ihr hin und verharrte im Schweigen. Beyde sahen sich lange an, da traten heiße Thränen in der Mutter Augen — aber Agnes schwieg noch immer. „Bin ich Deine Freundin nicht mehr?" fragte jene endlich. „Du bist es," sagte sie, „und daß Du es bist, möge Dir meine Antwort beweisen." Sie nahm Feder und Dinte und schrieb:

„Ich glaube nicht, daß ein Mann lieben könne, in dem Sinne, den ich in das Wort lege; ich habe zu sehr gelitten, und aller Glauben ist in mir erstorben. Ihre Freundin will ich seyn, jezt, immer — möge eine Lebensfrohere Ihnen gewähren, was mir ewig fehlen wird, Vertrauen. Die Liebe muß auf das Herz des Geliebten bauen können, wie auf sich selbst, aber in mir ist aller Glaube daran erstorben.

Agnes."

„Ich fürchte, meine Tochter, Du zerstörst Dein Leben jezt selbst für immer, und glaube mir, der ewige Richter wird uns jede Freude, die wir uns absichtlich zerstörten, einst anrechnen wie eine Sünde," sagte die Mutter. Agnes antwortete nichts. Der Brief wurde abgeschickt.

Die innere Spannung hatte unserem Freunde nicht erlaubt aus seinem Zimmer zu gehen, bis er die Antwort erhielt. Diese kam endlich. Ruhfeld war bey ihm und nahm ihm den Brief aus der Hand, noch ehe Rolands zitternde Finger ihn zu eröffnen vermocht hatten. Er las ihn dem Freunde vor. Als er geendet hatte, bedeckte Roland sein Antlitz mit beyden Händen und saß regungslos da. Endlich brach er in die Worte aus: „Sie hat mein Todesurtheil unterschrieben. O hätte ich Hamburg nimmer wieder gesehen! Wäre ich doch an Schröders Statt eine Beute des gräßlichen Fiebers geworden! Ich hatte nichts mehr gut zu machen. Was soll ich noch auf der Welt!"

„Was Du sollst?" erwiederte Ruhfeld ruhig und legte ihm die Hände auf die Schultern, ihn durch diese Bewegung aufrichtend, „was Du sollst? — Agnesen heyrathen, und das wirst Du, noch ehe sechs Monate über das Land gezogen sind. Du Kurzsichtiger, siehst Du denn nicht, daß sie Dich liebt? Aber ihr Herz ist wie ein schon einmal auf das Haupt geschlagener Feldherr. Dieser zieht sich trotzend in die einzige Festung, die ihm blieb, zurück, will sich bis auf den lezten Mann vertheidigen und findet am Ende doch gerathener, zu kapituliren. So auch sie; ihre Jungfräulichkeit wirft sich hinter ihren Unglauben; aber auch die wird bald fühlen, daß jede Verschanzung zu schwach ist. Sie bietet Dir an, Deine Freundin zu seyn: reich' ihr nur getrost die Freundeshand, sie wird Dir sie auch am Altare nicht entziehen. Und nun Muth, mein Freund. Gehe Deinen ruhigen Gang fort und in ihre Ansicht ein, sie wird Dein ohne alle Klausel, oder ich will mich verbindlich machen, im Leben keinen Kranken mehr zu behandeln." „Du überredest mich wohl, aber Du überzeugst mich nicht," erwiederte Roland. „Ueberzeugen kann Dich nur die Zukunft, wenn sie zur Gegenwart herangewachsen ist," entgegnete Ruhfeld. „Patientia ist gar ein gutes Kräutlein und überaus krampfstillend, hilft mehr als alle Mixtur aus der Apotheke und wächst, wenn wir es nicht im Raptus mit Stumpf und Stiel ausrotten, auf eigenem Grund und Boden, wo es gar wohl gedeihen kann. Darum — „Du hast Recht," unterbrach ihn Roland, „was bleibt anders übrig? Ohne sie kann ich nicht leben, und ob ich gleich am eigenen Feuer mich langsam verzehre, so will ich doch in ihrer beseligenden Nähe bleiben, so lange ich es nur auszuhalten vermag."

Ruhfeld wollte gehen, da bat ihn Roland, einen Stoß Papiere mitzunehmen, die dem verstorbenen Schröder, von dem in diesen Blättern schon die Rede gewesen ist, gehörten, sie durchzulesen und zu ordnen. „Ich habe diese Arbeit von Tage zu Tage verschoben," sezte er hinzu, „und fühle mich jezt gar nicht aufgelegt, es zu thun. Sie wurden mir erst kürzlich wieder von dem Advokaten, dem ich sie zugesandt hatte und der nicht im Stande gewesen war, einen Verwandten Schröders aufzufinden, da sich auf das Proklam, das er erlassen hatte, Niemand meldete, zurückgegeben. Hier sind noch andere Papiere, die in einem Koffer in Verwahrung liegen geblieben waren und die ich auf der Rückreise erst wieder zu mir nehmen konnte. Habe die Güte und gehe sie durch und theile mir mit, was Du darin findest." „Das will ich thun," erwiederte Ruhfeld scherzend; „am Ende liegt das große Loos oder Agnesens Herz darin." „Der Popocatezelt auch vielleicht," entgegnete Roland halb lachend, halb zürnend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

Der Mensch bringt nichts mit als die Fähigkeit, Dummes oder Gescheutes aufzufassen.

Der Grund, warum frühe Kunstepochen bedeutend durch geistreiche Motive sind, mag wohl darin liegen, daß in solchen Zeiten die Kunst nur von durchaus geborenen Talenten geübt wird, die durch das Bedürfniß ihrer Natur zur Produktion getrieben, nicht aber durch vorhandene Werke dazu verleitet werden.

Ekermann.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die Richter dachten wie Lusignans Advokaten, und so bestätigte das Appellationsgericht den Ausspruch der ersten Richter, welche das Testament als gültig anerkannt hatten, und der Großoheim mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, hat auch seitdem in den Zeitungen angekündigt, er wolle den Damen Unterricht in der Literatur geben; denn der Mann ist unbegütert und hätte gern die große Erbschaft der unglücklichen Nichte in Empfang genommen. Der Adjutant bleibt also alleiniger Besitzer desselben; wool ihm, wenn er das beträchtliche Vermögen, das ihm eine vergiftete Ehefrau hinterlassen, ohne bittere Rückerinnerung an seine erste unglückliche Gattin besitzen kann! Dem Marschall Victor soll durch den traurigen Vorfall der Aufenthalt im Schlosse Menars so verbittert worden seyn, daß er dasselbe verkaufen will. Alle Pariser Zeitungen haben neulich von einem andern Selbstmorde gesprochen, der aber zu keinem Prozesse Anlaß gegeben hat, nämlich von dem des Generalsekretärs der Académie française, Hrn. Auger. Allerdings mußte es in Paris Erstaunen erregen, daß ein Mann, der eine junge und hübsche Frau, einträgliche Stellen und ein ziemlich großes Ansehen in der neuern französischen Literatur hatte, kurz dem es an keinem der zeitlichen Güter fehlte, plötzlich aus seiner Wohnung verschwunden war, um nicht wieder hineinzutreten. Bekanntlich hatte er am Abend Gesellschaft gehabt und sich vertraulich, ja ruhig mit seinen Freunden unterhalten. Nur hatte er von seinem Vorhaben, eine Reise nach Italien anzutreten, um sich zu zerstreuen und zu erheitern, mit einiger Genügsamkeit gesprochen; dann hatte er seine Freunde entlassen, sich in seine Studierstube begeben, hier ein Briefchen an seine Frau geschrieben, um Abschied von ihr zu nehmen, war dann ausgegangen und hatte sich bey dunkler Nacht in die Seine gestürzt. Auger war einer der gewandten Schriftsteller, die ohne viele Originalität sich doch einen Namen zu erwerben wissen, weil sie mit Eleganz und Geschmack schreiben, zwey Gaben, die bey den gebildeten Franzosen sehr hoch geschätzt werden, und manchem Schriftsteller in die Akademie und zu großem Ansehen verholfen haben. Auger hat nur einige kleine Schriften, Aufsätze in Journalen, Beyträge zu der Biographie universelle und eine schöne Ausgabe der Molièreschen Lustspiele geliefert; keine große Komposition ist aus seiner Feder geflossen, und doch hatte man ihn zum Generalsekretär der Académie française gemacht, wie vor ihm Jouard, der ebenfalls in der französischen Schriftstellerwelt einen sehr großen Ruf besaß, obschon er auch nur kleine Stücke geschrieben oder Uebersetzungen geliefert hatte. Da es Hauptpflicht der Generalsekretäre ist, die Arbeiten ihrer Mitbrüder hervorzuheben und Stellvertreter derselben bey dem Publikum zu seyn, so ist es auch schon genug, wenn diese Herren gut schreiben und reden und mit Geist ihr Amt verwalten, anstatt sich selbst auf Dichten und Erfinden großer Werke zu legen. Die Stelle eines Generalsekretärs bey der Académie française bringt fünf Franken ein. Außerdem war Auger so gewandt und suchte mit den Ministern in gutem Vernehmen zu bleiben, die ihn denn auch mit allerley Aemtern ohne große Beschäftigung, aber mit gutem Gehalte versehen hatten. Einmal hatte er sich sogar als Obercensor brauchen lassen, als der Zorn der Minister die Strafe der Censur über die arme Schriftstellerwelt verhängt hatte. Diese Nachgiebigkeit von Seiten eines Schriftstellers, der solch ein gehässiges Amt füglich hätte ausschlagen können, hatte ihn in der Meynung der freysinnigen Parthey außerordentlich herabgesetzt; man schrieb sein Betragen hab- und ehrsüchtigen Absichten zu, manche seiner Mitbrüder in der Akademie fanden es erniedrigend und empörend, sich bey der Herausgabe ihrer Schriften dem Eigenwillen eines Kollegen unterwerfen zu müssen. Glücklicherweise dauerte das Uebel nicht lange, denn die Censur mußte aufgehoben werden; die Abneigung, die man gegen den Ereensor gefaßt hatte, verschwand aber deßhalb nicht und die kleinern Journale verfolgten den Mann mit Epigrammen und Sticheleyen, die Manchem sehr wohl gefielen. Eine andere Fehde zog er sich durch seine rüstige Vertheidigung des Klassizismus gegen den Romantismus zu; als Sekretär der Académie française hielt er sich vermuthlich im Gewissen dazu verbunden, die ächten orthodoxen Lehren, zu deren Aufrechthaltung die Akademie eigentlich bestimmt schien, aus allen Kräften zu schützen, damit sie nicht durch schnöde Neuerungen verunstaltet würden und zu Grunde gingen. Da er ein Mann voll Kraft und mit einer volltönenden Stimme begabt war, so gab er seinen Ausfällen wider die Romantiker, die er wie eine Art von literarischen Carbonari behandelte, gewaltigen Nachdruck, und die dem Klassizismus huldigenden Tagesblätter, wozu sogar der liberale Constitutionnel gehört, ermäßigten nicht, ihn sehr wegen seiner vortrefflichen Grundsätze in der Literatur zu loben; beynahe hätten sie ihm darüber seinen alten Censurunfug verziehen; denn da sich in Paris politische und literarische Partheyen durchkreuzen, so geschieht es manchmal, daß ein Schriftsteller, der es in politischer Hinsicht mit einer Parthey verderbt, es in literarischer mit ihr wieder gut macht, und umgekehrt. So ereignete es sich denn auch, daß Auger halb Paris zu Freunden und die andere Hälfte zu Feinden oder doch zu Gegnern hatte. Es erregte also allgemeines Aufsehen, als man vernahm, dieser Schriftsteller von so bedeutendem Ansehen sey verschwunden und habe sich wahrscheinlich in die Seine gestürzt. Allerley Vermuthungen wurden rege über den Grund dieser raschen That; meistens suchte man sie in häuslichen Verhältnissen, worüber man jedoch wenig Gewisses erfuhr. Ein sonderbares Gerücht hatte man in Umlauf gebracht; er sollte sich nämlich nicht ums Leben gebracht, sondern sich zu den Trappisten in Bretagne begeben haben. So hatte es nämlich ein ziemlich angesehener Beamte gemacht, der vor ungefähr einem Jahre auch aus seiner Familie und aus Paris verschwand, mit Hinterlassung eines Briefchens, worin er seine Angehörigen davon benachrichtigte, daß er gesonnen sey, seinem Leben ein Ende zu machen; lange wußte man nicht, was aus dem Manne geworden war; endlich erfuhr man, er sey ein Trappisten-Bruder geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 81:
Die Wolken.

Räthsel.

Die Liebeskelche, die süßen und bittern,
Vereint, selbst hinter den Klostergittern,
Wo sonst nur Todtenkränze flittern;
Den Vogel, gejagt, daß die Rosse zittern;
Den Kampf, gefochten von muthigen Rittern,
Drob Funken sprühen und Lanzen splittern:
Kannst du sie in Einem Wort' erwittern?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. April 1829.

— Die Liebe ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst;
Die Liebe ist der Liebe Preis.

Schiller.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

„Du wirst mir doch zugeben müssen, daß ich so etwas von einem Propheten an mir habe," sagte Ruhfeld am Abende des folgenden Tages zu Roland. „In Schröders Papieren liegt allerdings das große Loos, dessen Erbe Du jezt mit allem Rechte wirst." „Ich glaube Du fabelst," entgegnete Roland, „oder delirirst gar." „Nichts von dem allen, mein lieber Freund, aber lies." Er reichte ihm ein beschriebenes Blatt hin. Roland nahm es und las folgendes:

„Ich habe viele Thorheiten begangen, lieber Freund, und nur sehr wenige wieder gut machen können. Die größte Thorheit beging freylich meine Mutter, als sie mich gebar, denn sie sezte einen unnützen Menschen mehr in die Welt. Es war auch eine Thorheit, daß ich mich entschloß nach Meriko zu reisen, angeblich um Handelsverbindungen anzuknüpfen, und mich kaufmännisch daselbst niederzulassen. Eigentlich wollte ich nur mir selbst entlaufen; leider aber sehe ich jezt ein, daß man das nicht kann, weil die Erde rund ist, und man sich endlich einmal auf demselben Flecke wieder finden muß, von dem man auslief. Jezt plagt mich wieder eine Thorheit; die nämlich, zu glauben, ich werde nicht mehr lange leben. Eigentlich wäre das recht gut; denn es gibt nichts Neues mehr für mich auf der Welt, welcher Fehler eigentlich meinen seligen Eltern zuzuschreiben ist, die mir zu früh die Mittel in die Hände gaben, allem Neuen nachzujagen. Ich sehe aber eben, daß ich bey den vielen Eigentlichs, die ich für gut fand, in meine Rede einzuschieben, das eigentliche Eigentlich, um dessentwillen ich diese Zeilen Dir schreibe, aus den Augen verliere. Das darf aber nicht seyn. Wenn Du einmal diese Zeilen lieseſt, so bin ich wahrscheinlich schon vermodert, und es lebt nichts mehr von mir als mein Echo, mein Name, der noch eine kurze Frist auf der Erde herumirrt, wenn die Seele schon in die Hölle und der Leib unter die Erde gefahren ist. An diesem Namen haftet aber ein Mackel, Roland, und das thut sehr weh. Du bist immer ein guter Junge gewesen, der mehr für andere als für sich gelebt hat. Darum will ich Dir diesen Mackel aufpacken, als Ballast, damit ich ihn mir vom Halse schaffe, und Du wirst, wenn Du kannst, gut machen, was ich verdarb, und wenn Du es nicht kannst, denn es wird ein sehr schweres Geschäft seyn, doch Dein Möglichstes thun, nicht wahr? Ich bin im Geiste von Deinem ehrlichen Ja ohne Klausel überzeugt, darum will ich mich nun daran machen, Dir das zu erzählen, was mich drückt. Es wird mir sehr sauer — sehr — sehr, und wenn Du den Seufzer hören und die Thräne sehen könntest, die in diesem Augenblicke aus meiner zerrissenen Seele dringen, Du würdest großes Mitleid mit mir haben. Aber was hilft das? Ich habe es nun einmal verdorben — und haße mich selbst deßhalb.

Digitized by Google

„Wenn Du nach Europa zurückkehrst, so reise für mich nach Bremen, steig im Lindenhof ab, geh' über den Domshof und biege nach dem Rathhause zu in die erste große Straße ein, die sich Dir darbietet. Gehe bis in die Mitte, wo ein Haus ist mit Nr. 00 bezeichnet, frage da nach einer Madame Walter und ihrer Tochter Agnes; diese muß jetzt 19 Jahr alt seyn. Bitte, ihr vorgestellt zu werden; wenn sie aber nicht mehr lebt — Roland — dann bete für meine arme Seele — denn ist der Engel schon im Himmel vor mir angekommen, so läßt man mich gewiß nicht ein, dann — hab' ich sie getödtet. Lebt sie aber noch, Roland, lebt sie noch und hat mich vergessen, dann erzähl' ihr, ich sey gestorben und ließe sie schönstens grüßen; sie möchte den Schmuck von ächten Perlen, den ich ihr einmal geschenkt, verkaufen oder vertauschen, und sich einen recht blitzenden, flimmernden Schmuck dafür zulegen. Hat sie mich aber nicht vergessen — ist sie gar krank, weil sie immer an mich denken muß, dann trete zu ihr und sage ihr: Mich sendet Alops; ich soll bitten, daß Du ihm vergebest; er meynt, einer Bitte aus meinem Munde könntest Du nicht widerstehen; ich bin der reinste Mensch, den je die Erde trug. — Wenn sie Dir dann die Hand gibt und sagt: ich habe ihm vergeben, so laß ihre Hand nicht los — für das ganze Leben nicht; sie ist mein Vermächtniß an Dich, Roland, Du mein Vermächtniß an sie. Ich muß Dir noch beichten warum. — Im sechzehnten Jahre verliebte ich mich — in eine Bäuerin auf meines Vaters Gut; die hatte den Großknecht lieber als mich und heirathete ihn. — Darüber wurde ich böse und zwanzig Jahre alt; mein Vater starb; ich kam nach Hamburg und machte allerley Connoissancen. — Du verstehst mich. — Nachher lebte ich drey Jahre mit der Idalie Lamotte — die betrog mich. — Nun haßte ich Alles, was Weib hieß, kam nach Bremen, um Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, sah meine himmlischreine Agnes und betete sie an; sie sollte mein werden und ich war überselig. Da trat der Rächer zu mir und flüsterte mir ein, ich Teufel würde den Engel unglücklich machen und — ich floh.

„In Hamburg traf ich Dich; ich verlockte Dich, mit mir nach Mexico zu reisen, so ungefähr, wie die Maintenon ein Kind auf den Schooß nahm, wenn es gewittert. Du gingst mit mir; Du wirst mich nicht verlassen; wirst bey mir aushalten und mein Vermächtniß annehmen. — Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen. — Du schläfst sanft in deiner Koje, während ich diese Zeilen schreibe. Es ist dein Schlaf der Schlaf des Gerechten. — Ich habe schon lange keine ruhige Nacht mehr.

Gute Nacht, guter Roland!

Geschrieben in der Nacht, als wir die Linie passirten.

Alops Schröder."

Roland legte das Blatt schweigend und nachdenkend aus der Hand. „Wozu hast Du entdecken?" sagte endlich der Freund. — „Ihr Alles zu verschweigen," erwiederte er. — „Ich kann dein Vornehmen weder billigen, noch tadeln," entgegnete Ruhfeld; „Du handelst edel, wenn Du schweigst, aber nicht klug, und im umgekehrten Falle klug, aber nicht edel." „Da wollen wir doch lieber das Erstere wählen," bemerkte Roland; „komm es, wie es mag, ich will mir nichts vorzuwerfen haben; denn auf jeden Fall müßte sie es schmerzlich verwunden, wenn ich ihr jetzt diese Zeilen mittheilte. Sie denkt sehr großartig, und wird es ihr da nicht erscheinen, als wollte ich sie entweder kränken oder mir irgend eine Herrschaft über sie anmaßen? Beydes darf und soll von meiner Seite nicht geschehen. Wie die Zeit es auch gestalten mag, ich erwarte Alles von ihrem Herzen und sie soll sich in dem meinigen nicht gelirt haben."

„Ich muß Dich nur desto mehr lieben," versetzte der ruhige Ruhfeld, „aber ich kann es Dir nicht verhehlen, daß Du Dir durch deinen Mangel an Egoismus beständig schaden wirst. Etwas Egoist muß der Mensch seyn; das gibt uns schon Plato auf eine feine Weise zu verstehen, indem er uns die Mythe vom getrennten Androgyn auftischt; aber nun lebe wohl! ich habe noch einen kranken Freund zu besuchen."

Er ging. Roland warf sich auf das Sopha und durchlas Schröders verhängnißvolles Blatt noch einmal. Wie viel war ihm nicht damit in die Hände gegeben, und doch wollte er es nicht benutzen; denn die Liebe will Alles einmal nur sich selbst verdanken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberfahrt von Göteborg nach Harwich.

(Beschluß.)

Begeb' ich mich endlich zu Bette, so finde ich mich nur durch die Wand des Schiffes vom Meere getrennt, und daß ich ihm so nahe bin, läßt es mich auch vernehmen. Ich höre, wie Welle um Welle mit Geräusche heran rollt, näher und näher kommt, bis sie sich endlich mit einem klatschenden Schlag am Schiffe zerschlagen. Schon rollt wieder eine andere daher und dieß einförmige Wogenspiel schläfert mich bald ein wie eintönliger Gesang. Die Bewegung und die frische zehrende Luft haben mich müde gemacht; so schlaf' ich sanft und ununterbrochen, nur leichte phantastische Träume beschäftigen meine Seele.

Gestern Abend saß ich auf dem Verdecke, den Arm auf den Rand gelegt und sah dem Untergang der Sonne zu. Sie tauchte in die frische Fluth und es glühte lange ihr Schein auf den Wellen nach. Als dieser allmählig

Digitized by Google

verglommen war, und es am fernen Horizonte zu gelben anfing, sah ich ferne im Westen eine kleine Wolke in das reine milde Blau hereintreten. Die Wolke wurde bald größer und füllte zuletzt ein großes Stück des westlichen Horizonts. Es war eine Gewitterwolke, die dort in der Ferne stand; denn bald sah ich Blitze aus ihr schießen, ohne donnern zu hören; diese Blitze aber zuckten in der ganzen Länge des Westhorizontes breit und röthlicht über die fernen Wogen hin. Es war ein eigenes Gefühl, in dem stillen Schiffe, von den ruhig kräuselnden Wellen umgeben, den heitern Himmel über sich, in eine Gewitterferne hinein zu sehen. Es war tiefe Nacht, als ich mich von dem zauberischen Schauspiele losriß.

Indeß war das Schiff weiter und weiter gegangen; das Meer wurde nach und nach belebt; schon zogen mehrere Schiffe die Aufmerksamkeit auf sich. Ostwärts, südwärts, nordwärts segelten größere, kleinere Schiffe nahe und ferne. Ich war eben am siebenten Tage mit dem Kapitän beym Frühstück, da kam der Steuermann die Treppe herunter und sagte: Wenn Sie England sehen wollen, auf dem Verdeck läßt sichtbar. Ey was, sagte der Kapitän, er wirds doch nicht sehen. Er meynte, dazu gehörten Seemannsaugen. Ich aber setzte die Tasse, die ich schon aufgehoben hatte, wieder hin und eilte auf das Verdeck. Da lag im fernsten Westen ein feiner, weißlichter, nebelichter Streif, das war England. Ich wich nicht mehr vom Verdecke, häufiger fuhren die Schiffe an uns vorbey, die Metropole der Meere kündigte sich wie eine Landhauptstadt durch ihre Equipagen an. Da segelten Schiffe nach Holland, dort gingen andere nach Norwegen, am häufigsten fuhren sie an der Küste auf und ab, von England nach Schottland und zurück. Die Matrosen waren mit einemmal ganz munter geworden. Jedem Schiffe hatten sie ein Wort nachzuwerfen. Eine zierliche Schaluppe fuhr an uns vorbey; was für ein zierliches Geschöpf das ist, sagten sie (What a pretty creature she is). Dagegen hatte ein schwerer Kauffahrer von Ipswich, der nahe an uns vorbeyfuhr, viel Spott auszuhalten, da er sich gegen den Wind nicht sonderlich schnell und zierlich bewegte. Und so kamen wir denn näher und näher an England. Es war die Küste von Yorkshire, an die uns die Gegenwinde hinaufgetrieben hatten. England kündigte sich heiter, frey und reich an. Das Land hat ohnedem etwas Zauberisches und Liebes, wenn man auch nur eine Woche auf dem Meere gewesen ist, ohne es zu sehen; es ist einmal unsere Heimath. Wer nur aber aus dem einfachen, grasnit- und wälderreichen, kultur- und städtearmen Schweden kommt, und einige Monate lang durch jene starre nordische Natur gewandert ist, und nun am schönsten, heitersten Sommermorgen die üppige gesegnete Küste des glücklichen Englands erblickt, den überwältigt ein bewunderndes und freudiges Gefühl. Das Ufer des Meeres stürzt dort steil in eine große Tiefe ab, so daß die Schiffe sich nahe an der Küste halten können. Als wir, so nahe es anging, hinzugesegelt waren, wurde das Schiff gewendet, ein starker Nordwind erhob sich in dem Augenblicke, die Segel wurden aufgezogen, füllten sich, schwollen, die Fluth trat ein, und so flogen wir auf den sich bäumenden Wogen, die im durchsichtigsten, schimmernden Grün um das Schiff taumelten, nah an der Küste herunter. Da erschien Yarmouth, die schöne Stadt, und ich konnte mit dem Perspektive die auf den Straßen und Plätzen wandelnden Menschen erblicken; da lag Lowestoff, die östlichste Stadt von England, auf einer schönen Landzunge; da sah ich zuerst die lieblichen Greens, den Schmuck von England. Dörfer und Landhäuser wechselten, schöne Baumgänge zogen sich von Zeit zu Zeit von blinkenden Schlössern her, man sah liebliche Gärten und auf weiten Getreidefeldern wurde geerndtet. Hier und da standen die hohen, runden Thürme an der Küste, die sie Martellothürme nennen; die Wachtschiffe lagen an der Küste. Fortwährend aber flogen Kähne, Schiffe von allen Größen nach allen Seiten an uns vorüber. Und so brausten wir in den Hafen von Harwich hinein. Kleine Knaben badeten darin und schwammen, als ob sie im Wasser geboren wären, und balgten sich über der Tiefe. Ich aber dachte: das also ist England und so öffnet sich eine neue Scene; aber dahin wollte sich doch etwas Heimweh nach dem stillen, beschlossenen, ruhigen Leben auf dem Meere einstellen. Ich dachte mir lebhaft, wie wir da so still mit leisem Windhauche auf dem Meere schwammen, das wie eine grüne Scheibe mit wimmelnden Wellen um uns lag, und nur am Rande ein schwacher, blaß violetter Streif sich blicken ließ. An alle kleine Scenen, die ich erlebt, dachte ich, da wir in den Hafen von Harwich hineinfuhren. Man erwartete die Douaniers (customhouse officers) zur neuerlich aufs Strengste angeordneten Durchsuchung des Schiffes. Diese brauchte ich nicht abzuwarten. Ich nahm von dem Steuermann, von Henry und allen einzelnen Matrosen einen gerührten Abschied; Tom ließ sichs nicht nehmen, mich ans Land zu bringen und anzuweisen. Der Kapitän befahl ihm, mich in den weißen Hirsch zu führen, den Wirth von ihm zu grüßen und ihm zu sagen, daß er selbst diesen Abend noch kommen wolle. Dann empfahl er sich mir mit dem Versprechen, mich bald wieder zu sehen und für meine Behaglichkeit im Gasthofe, so wie für meine Weiterreise nach London am andern Tage zu sorgen. Tom ruderte mich ans Land, ein Träger nimmt Koffer und Mantelsack, beyde gehen vor mir eine steile kleinerne Treppe hinauf, von deren Spitze treten wir in eine enge Gasse der Stadt. Ein neuer Anfang beginnt, die Jane wird nicht mehr gesehen und diese Seereise ist zu Ende.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Eine unserer merkwürdigsten Ausstellungen, die ja kein Fremder unbesucht lassen muß, ist das Panorama von London in dem sogenannten Colosseum im Regentspark. Vor ungefähr 3 Jahren, als man den Knauf und das Kreuz auf dem Dome der St. Paulskirche erneuerte, ließ sich ein Künstler, Namens Hornee, ein Häuschen auf demselben errichten und zeichnete von dieser Höhe das mächtige London mit seiner reizenden Umgegend bis auf 30 und 40 englische Meilen hinaus, mit Allem, was sich in diesem weiten Umkreise seinem bewaffneten Auge darbot. Eine Anzahl junger Künstler vollendete die Zeichnungen mehr in der Nähe der Gegenstände, und darnach entwarf er ein Panorama, das wohl in vieler Hinsicht seines Gleichen nicht in der Welt hat. Bey einem ganz hellen Tage kann man dasselbe wohl besser in der Natur von der St. Paulskirche selbst, dem höchsten Punkte in London, sehen, aber wann haben wir solche Tage? und wann verhüllt nicht zum wenigsten der Rauch einen Theil der Stadt? Horner errichtete ein prachtvolles Gebäude für sein Panorama mit einem Portieus, der an Kühnheit vielleicht ohne Gleichen ist, und umgab es mit mannichfaltigen Verzierungen, welche die Kosten nur vermehrt und ihn verhindert haben, das Panorama selbst zeitig genug zu vollenden, um durch das Zeigen desselben seine dringenden Gläubiger zu befriedigen. Am Ende mußte er es unvollendet sehen lassen; aber obgleich es selbst in diesem Zustande sehr viel Geld einbrachte, so reichte dieß doch nicht hin, um ihn aus der Klemme zu helfen; nach einigen Wochen lief er davon und die ganze Sache ist jezt in den Händen der Gläubiger, welche das Gemälde allmählig vollenden lassen.

Ein junger Künstler, Namens Carew, hat vor Kurzem drey Gypsgruppen ausgestellt, welche ihm einen hohen Standpunkt unter unsern Künstlern anweisen. Sie sind folgende: ein höchst reizendes Frauenbild in einer horchenden Stellung, mit einem ebenfalls horchenden Hunde zur Seite; er nennt sie Arethusa; der Kampf des Adonis mit dem Eber, eine vortreffliche Gruppe, wenn sich in dem Gesichte des Jünglings etwas mehr von der Todesgefahr zeigte, in der er so augenscheinlich schwebt; Vulcan und Venus, bey weitem die beste Arbeit. Vulcan, der beym Anblick seiner treulosen schönen Gattin seine Arbeit verlassen zu haben scheint, hat sich mit trotzigem Blick auf den Amboß geworfen und sieht der Kommenden entgegen, die sich, im Bewußtseyn ihrer Macht, um mit süßem Lächeln nähert. Ich erinnere mich weniger neuern Werke, in welchen Komposition und Ausführung, besonders aber das Anatomische vorzüglicher wären.

In den Oratorien hat man eine herrliche Komposition Händels, ein Motett des Dominus à dextris tuis, ans Tageslicht gebracht und vortrefflich ausgeführt. Die Liebhaber des alten Meisters sind ganz entzückt darüber, und man ist begierig zu erfahren, wo ein solcher Schatz so lange vergraben gelegen haben mag. Indessen waren die Oratorien schlecht besucht, bis Miß Paton (Lady William Lenox, die Schwägerin der Herzogs von Richmont) darin erschien. Diese Dame, unstreitig die beste Sängerin auf der englischen Bühne, zieht auch jezt ein großes Publikum nach Coventgarden, wo sie uns als das Mädchen von Juda in einem aus Scotts Ivanhoe und Rossini's Kompositionen zusammengeflickten Stücke dieses Namens mit ihrer schönen Stimme und natürlichem Spiel entzückt; ein Glück für dieses Theater, das bisher unter der Menge der neuen, übersezten oder bearbeiteten Stücke, die man ihm jährlich anbietet, nur Nieten gezogen hatte. Ueberhaupt scheint eine glücklichere Periode für dasselbe anzufangen, indem eben auch ein anderes Machwerk mit Musik von Bishop, und ein Stück unter dem Titel: das Heimweh oder der Kuhreihen, gut aufgenommen worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Wie dieser Beamte, erzählte man, habe es Auger auch gemacht; denn da er mit der berüchtigten Kongregation, welche unter dem Villèleschen Ministerium so großen Einfluß besaß, in enger Verbindung gestanden hatte, wenigstens glaubte man es, so fand man es gar nicht so auffallend, daß er sich ins Trappistenkloster geworfen habe, da die Trappisten als geistliche Gemeinde bestehen und vom Staate beschüzt werden. Diejenigen aber, welche Auger genau gekannt hatten, wußten wohl, daß solch ein Mann, welcher die zeitlichen Güter nach ihrem vollen Werthe stets geschäzt hatte, sich nie zu den Trappisten begeben würde, er müßte denn verrückt geworden seyn. Da man 6 Wochen lang nicht erfuhr, was aus Hrn. Auger geworden war, so hatte man Zeit genug, allerley sonderbare Vermuthungen in Umlauf zu setzen. Endlich aber ward sein Leichnam in der Seine zu Melun aufgefunden, und damit hatte das Vermuthen ein Ende. Hätte man ihn nicht wiedergefunden, so hätte, wie es heißt, die Académie française 5 Jahre warten müssen, ehe sie zur Wiederbesetzung seiner Stelle hätte schreiten können; denn so viel Zeit räumen, wie es scheint, die Gesetze der Akademie den verschollenen Mitbrüdern ein, um sich wieder einzufinden. Was für weise Gesetzgeber müssen doch diejenigen gewesen seyn, die das Reglement der Akademie abgefaßt haben, da sie sogar den Fall des Verschollenseyns vorhergesehen und darüber ein Gesez abgefaßt haben! Auger hatte noch das Ende der Biographie universelle erlebt, zu deren erstem Bande er die Vorrede geschrieben hatte und die nun in 52 Bänden vollendet dasteht, nachdem sie im Jahr 1811 begonnen und unter den ungünstigsten Zeitumständen, in Kriegsbedrängnissen unaufhörlich fortgesezt worden war; eine schöne und wichtige literarische Unternehmung, die freylich große Mängel hat, aber doch das vollständigste der bisher erschienenen biographischen Lexica ist, und woran die ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs gearbeitet haben. Einige haben freylich in ihren Aufsätzen bewiesen, daß die Biographie ihr Fach nicht war; allein mit Hülfe von Anmerkungen und Zusäzen haben die Herausgeber das Mangelhafte derselben zu ergänzen gesucht. Die Biographie ist zu 6 bis 7000 Exemplaren abgedruckt worden und soll 4 bis 5000 Subscribenten gehabt haben. Dieß einzige Werk beschäftigte den Herausgeber, Michaud, schon hinlänglich; es ist Schade, daß dieser Mann oft seine ultraroyalistischen Gesinnungen hat einfließen lassen, wodurch diejenigen Männer, die sich in der französischen Revolution ausgezeichnet haben, in ein sehr gehässiges Licht gestellt worden sind, was sie doch nicht alle verdienten, wogegen andere, die wenig geleistet, als bedeutende Männer hervorgehoben werden, blos weil sie so dachten, wie der Herr Herausgeber und seine Freunde. Im Ganzen genommen ist die Biographie doch immer ein höchst merkwürdiges Werk, was wahrscheinlich künftighin in den meisten öffentlichen Bücherversammlungen angetroffen und beständig zu Rathe gezogen werden wird. Auch ist es die Absicht des Herausgebers, es durch Supplementbände zu ergänzen, obschon ein solches Werk sich eigentlich nie ergänzen läßt. Man sollte etwa alle 10 Jahre ein neues Supplement liefern zur Lebensschilderung derjenigen merkwürdigen Personen, die unterdessen gestorben sind; alsdann würde es aber ein ewig fortdauerndes Werk werden, das zulezt schon allein eine ganze Bibliothek ausmachen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. April 1829.

Das Beste in dieser Art ist nur Schattenspiel, und das schlechteste ist nichts schlechteres, wenn nur die Phantasie nachhilft.

Shakespeare.

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

Das interessante, in Frankreich erschienene Werk: l'histoire des Francais des divers états aux 5 derniers siecles, das die Sitten des Volks selbst zur Anschauung zu bringen sich vorgesezt hat, gibt unter andern in fingirten Briefen eines Geistlichen in Tours an einen Franziskaner in Toulouse, außerordentlich interessante, mühsam aus staubigen Quellen zusammengesuchte Details, von denen wir einige in den Worten des Mönchs hier mittheilen.

Dramatische Darstellungen.

Das Theater, zu jeder Zeit hauptsächliches Kriterium des Geschmacks und der Bildung eines Zeitalters, befand sich im vierzehnten Jahrhundert in Frankreich noch in völliger Kindheit. Erstanden durch die sogenannten Mysterien, Darstellungen der heiligen Geschichte, veranlaßt durch die aus Palästina zurückgekehrten Pilgrime, war die Bühne hauptsächlich den Geistlichen anvertraut, und ward von ihnen entweder als Mittel zu moralischem und religiösem Unterrichte gebraucht, oder zur Unterdrückung ketzerischer Meynungen, oder um mehr Novizen für das Klostergelübde anzulocken. Doch wurden diese Arten geistiger und geistlicher Vergnügungen nur theilweise vom Clerus gebilligt. Indessen ward der Geschmack daran immer allgemeiner, und selbst die eingeschloßnen Mönche belebten die Einförmigkeit ihrer mechanischen Existenz durch Darstellungen der Art. Mehrere dieser Mysterien beschreibt unser Mönch in Tours auf folgende Weise:

„Du erinnerst Dich doch noch des glänzenden Festes, das Philipp der Schöne in Paris gab, als er die Erhebung seines Sohnes zum Ritter feverte? Ich glaube nicht, daß seit der Zeit wieder eines gegeben worden ist, das dieses an Pracht übertroffen hätte, ja ihm nur gleich gekommen wäre. Wir waren damals beyde noch sehr jung, darum hörst Du wohl gern, was mein Vater immer davon erzählte. Viele Jahre lang nachher war dieses Fest noch Gegenstand der Unterhaltung in Tours, und meinem Vater, der dabey gewesen war, machte es die größte Freude, wenn er seiner Familie und seinen Freunden die kleinsten Umständen davon erzählen konnte. Es kamen darin, wie er erzählte, alle die verschiedenen Scenen vor, die das Leben wirklich darbietet: Handwerker mit ihren Werkzeugen, Doktoren mit ihren Arzneyflaschen, Justizbeamte mit ihren Verhaftbefehlen, Krieger mit ihren Schwerdtern, Geistliche mit ihren Chorröcken, und die Seele selbst, durch das allerklugste Thier, den Fuchs, versinnbildlicht, jezt als Lehrbursche, dann als Gesell, später als Meister; dann als Gildevorsteher, als ein Apotheker, ein Wundarzt, ein Arzt, ein Mäkler, ein Advokat, ein Richter, ein Präsident; dann als ein gewöhnlicher Geistlicher, ein Mönch, ein Abt, ein Bischof, ein Erzbischof, dann als der Pabst selbst, wobey er aber immer seine angebornen natürlichen Eigenschaften zeigte, beständig seinen langen Schweif aus

Digitized by Google

den Kleidern hervorstreckte, und seine kleinen Ohren zeigte, stets seine lebendigen, klugen Augen rollen ließ und immer Eyer oder Hühner verzehrte. „Nun stellt Euch,“ fuhr mein Vater fort, „Gruppen von Königen vor, von Wüstlingen, von Menschen aller Art; Pariser Nymphen, die verschiedene Tänze und Stellungen ausführten, und in einiger Entfernung die ehrwürdige Gestalt Adams, in Betrachtungen versunken über seine Abkömmlinge des vierzehnten Jahrhunderts.“ Auch die Hölle wurde dargestellt, als ein ungeheurer See voll Schwefel, Pech und Feuer; in der Mitte seiner dunkeln Wellen befand sich eine tiefe Höhle, in welcher unzählbare Legionen Teufel, mit Seelen beladen, auf- und abstiegen; und mein Vater, der ein ausgezeichnetes Gedächtniß und viel Witz besaß, ahmte die Qualen und das Geschrey der Verdammten mit so vieler Kunst nach, daß man sie zu sehen und zu hören meynte. Ja einem kam es sogar vor, als ob er, da mein Vater erzählte, selbst den dicken, peinigenden Luftstrom, der aus den Regionen der Finsterniß aufsteigen soll, röche. Aber mein Vater ließ besonders dem frommen Sinn des Pariser Künstlers Gerechtigkeit widerfahren, welcher den Heiland als Kind so einfach, so lieblich darzustellen wußte, wie er, einen Rosenkranz um seinen Arm, mit seiner Mutter plaudert, lächelt und Aepfel verzehrt; bey seinen Leiden aber so sanft, so rührend spielte, als er mitten unter Hohn und Geschrey, Verzeihung auf seinen Lippen, starb; der aber alles übertraf, als er endlich am Tage des Triumphes zu glorreicher Macht siegreich gen Himmel fuhr, und den Pilatus auf der Erde zurückließ, so wie den Caiphas mit seiner Mitra, den Herodes mit seiner Krone auf dem Haupte, eine schreckliche Lehre für ungerechte Richter, verworfene Priester und schlechte Könige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Es war spät geworden; das rege Leben auf der Straße erstarb allmählig, und die Stille wurde am Ende nur durch das einförmige Rufen der Nachtwächter und die Tritte irgend eines Vorübereilenden unterbrochen. Es ward unserem Freunde zu schwül im Zimmer; er öffnete das Fenster, legte sich hinaus und athmete mit Behagen die frische Nachtluft ein. Da war es ihm plötzlich, als blitzte es in der Ferne; doch der gleich darauf folgende Knall belehrte ihn, daß es ein Flintenschuß sey, der sogleich von der nahen Wache auf dem Gänsemarkt wiederholt wurde, das gewöhnliche Signal bey Feuersnoth. Augenblicklich fingen die Wächter an, mit ihren Knarren zu rasseln, ihr eintöniger, plattdeutscher Ruf: Fúür! Fúür! drang durch die stille Nacht; überall von den nahen und fernen Wachen wurde die Trommel gerührt und das Horn geblasen, und schon in den nächsten Minuten sprengten Ulanen durch die Straßen, denen bald die Spritzen in rasselndem Trabe nachfolgten. Nur derjenige, dem der Zufall gestattete, in Hamburg Augenzeuge einer Feuersnoth zu seyn, ist im Stande, sich einen Begriff von dem regen, geschäftigen Lärme zu machen, der sich augenblicklich durch die Straßen verbreitet. Schon auf den ersten Schuß eilt jeder, den Amt oder Pflicht dazu auffordern, an seinen Posten, und in wenig Augenblicken sind bereits alle Rettungsanstalten mit einer solchen Schnelligkeit und Präcision im wirksamsten Gange, als wenn es ein lange vorher einexercirtes und an einem bestimmten Tage zu exekutirendes Manöuvre wäre.

Roland war einer der Ersten, die sich auf die Straße begaben und von den verschiedenen Zeichen geleitet, dem muthmaßlichen Orte des Brandes zueilten. Eine seltsame Angst beflügelte seine Schritte und trieb ihn mechanisch Agneseus Wohnung zu. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen, es brannte in ihrem Hause; doch hatten sich glücklicher Weise beyde Frauen noch nicht zur Ruhe gelegt, sondern waren gleich bey dem ersten, durch ihre eigene Dienerin gemachten Lärm in das Erdgeschoß hinabgeeilt. Hier fand sie Roland noch unschlüssig, was zu thun sey. Er beschwor sie, sogleich aus dem Hause und überhaupt aus der Straße sich zu entfernen, ehe diese versperrt würde, und versicherte ihnen, daß er dort bleiben und nach ihren Sachen sehen wolle, für die übrigens bey den vortrefflichen Anstalten nichts zu befürchten wäre. Sie waren eben im Begriff, seinem Rath zu folgen, als plötzlich eine junge Frau, die im obersten Stock, wo das Feuer ausgebrochen war, wohnte, sich zwischen sie stürzte und rief: Um Gottes Willen, mein jüngstes Kind! es ist in der Wiege liegen geblieben und vergessen worden! Es muß verbrennen! Agnes hörte kaum das Angstgeschrey der armen Mutter, als sie dieselbe auch sogleich befragte, wo das Kind liege, und schnell wie der Blitz an der Treppe war, um hinaufzueilen. Roland sprang ihr nach, riß sie unsanft zurück in seiner Angst, warf sie der herzukommenden Mutter in die Arme und verschwand im Nu. In wenig Augenblicken war er oben; schon brannte das Treppengeländer, aber er drang glücklich in das Zimmer ein, obgleich das Feuer ihm Haare und Gesicht versengte, faßte das Kind, das ängstlich in seiner kleinen Wiege schrie, hob es auf den Arm und machte sich auf den Rückweg. Die Treppe brannte bereits und er sprang daher, ohne sich zu besinnen, hinab, wobey er sich den Fuß bedeutend verletzte, was er jedoch im Drange des Augenblickes nicht bemerkte. Unten empfing ihn die Mutter des Kindes mit lautem Jauchzen; er übergab ihr dasselbe und brachte nun Madame Walter und Agnes mit ängstli-

Digitized by Google

cher Hast aus dem Hause und begab sich mit ihnen nach seiner Wohnung.

Glücklicher Weise waren die Zimmer, welche die beyden Frauen früher bewohnt hatten, noch nicht wieder bezogen, und der Hauswirth räumte sie ihnen sogleich mit vieler Bereitwilligkeit ein, was sie um so dankbarer annahmen, da das so eben verlassene Haus gänzlich abbrannte. Roland trug jezt mit der alten Lisbeth gemeinschaftlich alles herbey, was zur Pflege der beyden Damen dienen konnte. Die alte Dienerin wiederholte beständig, gleich als redete sie nur mit sich: das ist Gottes Finger, was der Herrgott zusammenfügt, das kann keine Menschenmacht trennen.

Agnes ließ unsern Freund still gewähren und blickte ihn wohlwollend an; aber als er ihr eben eine Erquickung reichen wollte, sank er plötzlich besinnungslos und wie vom Schlage gelähmt zu Boden.

Die nächsten Tage brachten Roland dem Tode nahe. Eine heftige Erkältung, die er sich an jenem Abend zugezogen hatte, verbunden mit der Beschädigung, die er bey der Rettung des Kindes erhielt, erzeugte ein Nervenfieber in ihm und führte ihn an den Rand des Grabes, von dem ihn Ruhfelds geschickte Hand nur mit großer Mühe zurückriß. Agnes, die jezt wieder unseres Freundes Nachbarin geworden war, befand sich fortwährend in der unruhigsten Seelenstimmung. Sie erkannte, wie sehr sie ihn liebe, aber jungfräuliche Schaam, und das Andenken früherer Leiden legten ihr gleichsam Fesseln an und hinderten sie, selbst ihrer Mutter das Geheimniß ihres Herzens zu offenbaren. Unzählige Mal schwankte sie in ihren Entschlüssen; nur eine Wand trennte sie von dem leidenden geliebten Freunde, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, irgend etwas zu thun, das, wenn auch nicht zu seiner Rettung, doch zur Erleichterung seiner Schmerzen dienen möchte. Aengstlich lauschte sie auf jedes Geräusch, und Ruhfeld, den sie schon am Tritte kannte, fand sie, wenn er kam und ging, was öfter am Tage geschah, jedesmal unter irgend einem Vorwande vor der Thür ihres Zimmers, um sich bey ihm nach Rolands Befinden zu erkundigen. Sie war unerschöpflich in Fragen, ganz aus ihrer sonstigen Furchtsamkeit herausgehend, und er brauchte nur irgend eines Mittels Erwähnung zu thun, die dem Kranken ersprießlich seyn könnte, so fand es sie auch gewiß bey seinem nächsten Besuche im Zimmer so ausgesucht, wie es nur immer zu haben war.

Endlich konnte er ihr versichern, daß der Freund die Hauptkrisis überstanden habe und man das Beste hoffen dürfe. Agnes war wie umgewandelt bey diesen Worten und wäre ihm vor Entzücken fast um den Hals gefallen. Eine tiefe Röthe überzog im nächsten Augenblicke ihr Antlitz und sie schwieg verwirrt. Ruhfeld, der trotz seiner Jugend schon einer der gewandtesten Menschenkenner war, sah was in ihrem Innern vorging, that jedoch, als bemerkte er es nicht und fuhr, in einen gleichgültigen Ton übergehend, fort: „Sehr unangenehm ist es mir indeß, daß ich diese Nacht nicht wie gewöhnlich bey ihm wachen kann; ich muß über Land zu einem gefährlichen Kranken und darf nicht hoffen, vor Morgen früh von ihm, der noch obendrein mein Verwandter ist, zurück zu seyn. Roland aber ist, wie überhaupt Nervenkranke, sehr eigen und will nicht leiden, daß ich irgend einen Fremden bestelle, bey ihm zu bleiben, zumal da sich die alte Lisbeth erboten hat, meine Stelle zu versehen. Die alte Person ist zwar sehr zuverlässig, aber des Tages Last ermüdet sie und so wäre es allerdings sehr möglich, daß sie einschliefe. Nach Mitternacht hat es nichts mehr zu sagen, aber bis dahin hätte ich es höchst ungern. Da Ihr Zimmer dicht daran stößt und Sie sich doch wohl auch spät zur Ruhe legen, würden Sie wohl von Zeit zu Zeit hinhorchen, ob die Alte wacht, was sich bey den dünnen Wänden leicht wird unterscheiden lassen. Sollte Roland irgend etwas zustoßen, so ist die Alte instruirt, zum Doktor N. zu eilen, den ich bereits von Allem unterrichtet habe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Einzelnes.

„Ein Buch zu schreiben," sagt La Bruyère, „ist ein Metier, so wie es ein Metier ist, eine Uhr zu machen. Es gehört mehr als Geist dazu, um ein Autor zu seyn. Dieses bedenken übrigens wackere Männer nicht, die in Geschäften tüchtig sind, aber verlockt, Autoren seyn zu wollen, sich nicht zu gebärden wissen."

„Der größte Theil unserer Vaudevilles," sagt der Globe, „stirbt vor Alter noch vor dem Ende des Trimesters. Le Voile d'Angleterre ist nach fünfzehnjähriger Existenz noch nicht verbraucht. Eine pikante, sinnreiche Fabel, ohne Unwahrscheinlichkeit, geistreiche Details ohne Manier, gewählt ohne unwahr zu seyn, dieß sind die Ursachen einer so dauernden Gunst. So leben die Autoren, die ein wahrhaftes Talent haben und daraus keinen Handelsartikel machen."

Ekermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

In der italienischen Oper geht es bis jezt ziemlich schlecht; zum Ersatz dafür hat man eben jezt ein glänzendes Ballet, Masaniello betitelt, auf die Bühne gebracht, worin Coulon in der

Digitized by Google

Rolle des berühmten Rebellen die kühnsten Luftsprünge macht und der Vesuv ganz erschrecklich donnert und blizt.

Morgen (den 2. April) wird man zum Besten der armen spanischen Emigranten singen und geigen, d. h. ein Konzert geben, nämlich in Guildhall unter dem Schutze des Lord Mayors, wobey der Herzog von Wellington und viele andere Große zugegen seyn werden, und den folgenden Tag wird man zum Besten unserer verhungernden Seidenweber tanzen. Ich hoffe, alle Theile werden dabey gewinnen; aber gewöhnlich kosten dergleichen Späße so viel, daß nur wenig für die Nothleidenden übrig bleibt, zu deren Vortheil man sie veranstaltet. Könnten sich die Leute doch entschließen, ihre Guinee zu geben und sich einzubilden, sie hätten dafür getanzt und Musik gehört!

Guatemala, leider bis jezt noch immer eine Beute kämpfender Faktionen, verspricht durch seine Lage, sein Klima, seine Naturerzeugnisse und die verhältnißmäßig starke Anzahl seiner Einwohner einer der wichtigsten Staaten in Südamerika zu werden, selbst wenn (was doch keinem Zweifel unterworfen scheint) kein Verbindungskanal zwischen den beyden Weltmeeren durch denselben zu Stande kommen sollte. Er ist indessen von allen atlantischen Staaten der, welcher in den neuesten Zeiten am wenigsten besucht worden; weßwegen denn auch ein eben erschienenes Werk eines Hrn. Thompson, welcher im Jahr 1825 die brittische Kommission nach Mexiko als Sekretär begleitete, und nach geschlossenem Vertrag mit diesem Staate auch Guatemala oder, wie die Einwohner es jezt zu nennen belieben, Republik von Mittelamerika, als Kommissär besuchte, desto interessanter ist. Der Titel: Narrative of an official Visit to Guatemala from Mexico, darf die Unterhaltung suchenden Leser eben so wenig abschrecken, als die blos nach Statistik forschenden zum Lesen des Buches aufmuntern. Die persönlichen Abentheuer des Reisenden sind für den, welchem in einem Lande die Menschen das Interessanteste sind, bey weitem der anziehendste Theil. Z. B. zu Sonsonate traf er einen Engländer, Namens Brauchard, welcher vor Kurzem erst eine Eingeborne geheyrathet hatte und mit welchem er während seines Aufenthaltes täglich speiste. „Die junge Frau war ein kleines, schüchternes Weibchen von ungefähr 15 Jahren, aber plump und gesund, mit einem Paar schwarzer Augen, die durch die Stärke und Mannichfaltigkeit ihres Ausdrucks für die frostige Schweigsamkeit und Zurückhaltung ihres Wesens entschädigten. Die hohen Tische machen das Essen sehr unbequem, selbst für Leute von hoher Statur; für ein so kleines Persönchen, als unsere angenehme Wirthin, scheinen sie aber sehr bequem zu seyn; denn mit dem Kinn auf dem Rande des Tellers und mit beyden Ellbogen auf dem Tische ruhend, fuhr sie mit beyden Händen äußerst gewandt, wie mit zwey umgekehrten und unregelmäßig geführten Rudern, beständig nach dem Munde.“ Dieses Weibchen scheint ein wahres Schlaraffenleben geführt zu haben, wie denn überhaupt die Damen jener warmen Zone weder geistig noch körperlich viel arbeiten. Der Thüre gegenüber, mitten in dem großen Saale, worin wir speiseten, und gerade vor meinem Sitze am Tische, hing eine Hängematte unter einem Vordache, welches das innere Gebäude umgab. In diese warf sie sich nachläßig und träge, gab einem der Pfeiler einen Fußtritt, stieß an die gegenüberstehende Wand mit der Hand und setzte sich hiermit augenblicklich in vollen Schwung. Alsbald kam eine von ihren Mägden mit einer Papier-Cigarre herbey, die sie im Munde brennend erhielt, und geschickt das Tempo wahrnehmend, steckte sie dieselbe in die mechanisch ausgestreckte Hand der Gebieterin, welche sie sofort in den Mund brachte. Alles dieses geschah mit einer solchen Geschicklichkeit, daß der Schwung nicht im geringsten unterbrochen wurde. Ein gelegentlicher Tritt und Stoß setzte denselben ungefähr eine Viertelstunde lang fort; dann hörte er allmählig auf; die Cigarre war geraucht, die Dame eingeschlafen und unser Essen beynahe zu Ende.“

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Für Abfassung der Biographie universelle hatte der Verleger anfangs ungefähr 80 Gelehrte vereinigt. Von diesen ist beynahe die Hälfte während der 18 oder 20 Jahre der Abfassung gestorben; einer, der ehemalige Oberst * *, Verfasser einer Reisebeschreibung in Südamerika, ist wegen Bigamie zu den Galeeren verurtheilt worden, und nun hat sich kürzlich der Verfasser der Vorreden der Biographien, Hr. Auger, selbst ums Leben gebracht. Mehrere Gelehrte haben sich während der Arbeit mit dem Verleger überworfen, weil er an ihren Aufsäzen meistern wollte, oder aus andern Gründen; dagegen sind neue eingetreten; indeß bestand zulezt die Zahl der Mitarbeiter höchstens noch aus 50 thätigen Schriftstellern. Bekanntlich faßt diese Biographie blos die Todten in sich; während der Erscheinung derselben, besonders in der lezten Zeit, sind mehrere kleinere Biographien lebender und verstorbener Männer in Paris unternommen worden, deren Verfasser alle aus jener Biographie universelle tüchtig gestohlen haben; nur ihre Darstellungsart des Betragens und der Handlungen berühmter Männer weicht oft beträchtlich von derjenigen der Biographie universelle ab. Diejenigen Werke dieser Art, welche zur Zeit der heftigen Partheybewegungen geschrieben worden sind, besonders die berüchtigte Biographie des contemporains von Arnault, Jay, Jouy, Etienne, sind voll von leidenschaftlichem Geiste und müssen daher mit Vorsicht gebraucht werden; denn sie schmähen auf Leute, die es oft nicht verdienen, und streichen dagegen andere heraus, die so großen Lobes ebenfalls nicht würdig sind. In den lezten Jahren hat man die biographischen Werke in einem gemäßigteren Geiste abgefaßt. So erscheint eine bey dem Buchhändler Aucher Eloy in feingedruckter Schrift, die in dieser Hinsicht manches Lob verdient. Nur sollen viele Aufsätze über noch lebende Männer, besonders in Paris, von ihnen selbst oder ihren Freunden herrühren, was nicht zu tadeln wäre, wenn blos Thatsachen dargestellt werden sollten. Da aber auch die Handlungsweise der Personen zugleich mit beurtheilt werden soll, so läßt sich denken, daß eine solche Beurtheilung von Seiten eines Freundes nicht auf Unpartheylichkeit Anspruch machen kann. Uebrigens hat man sich so ziemlich in Paris daran gewöhnt, sich in einem biographischen Lexikon porträtiren zu lassen. Anfangs konnten sich manche Leute an dieses öffentliche Hervorziehen des Lebens einzelner Bürger nicht gewöhnen; allein nach und nach sieht man doch ein, daß, da Publizität ein wesentliches Erforderniß aller Staatseinrichtungen bey einer repräsentativen Verfassung ist, auch jedwedes Mitglied des Staats, wenn es öffentlich gehandelt hat, vor den Richterstuhl des Publikums gezogen werden kann. Freylich haben während der Revolutionszeit manche Menschen sich zu bösen Handlungen verleiten lassen, und schämen sich jezt der Erwähnung derselben vor einer neuen, ruhigern und klügern Generation; allein diese Männer gehören der Geschichte an; auch nimmt ihre Zahl beständig ab und sie müssen sich zulezt daretn ergeben, daß die Geschichte ihre Tollheiten aufzeichnet, die sie doch nun einmal nicht läugnen können.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 90.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. April 1829.

Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,
Süßer vor des Lebens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab.

Schiller.

Heilung durch Krankheit.

(Fortsetzung.)

Agnes, hocherfreut über Ruhfelds Bitte, zog sich, als der Abend gekommen war, schon frühzeitig in ihr Zimmer zurück, um dem Wunsche des Arztes, der ihr eine so heilige Pflicht auferlegte, zu entsprechen. Sie setzte sich so dicht wie möglich an die Wand und lauschte mit verhaltenem Athem auf alles, was im benachbarten Zimmer vorging. Da schien es ihr gegen Mitternacht, als rede der Kranke mehrere Male und bekomme keine Antwort von seiner Wärterin. Ohne sich zu bedenken, stand sie auf und befand sich in Rolands Zimmer, ehe sie selbst wußte, wie sie dahin gekommen war. Das Bett des Kranken war von einem Schirm umgeben und verdeckte ihm die Aussicht auf die Thür; die alte Lisbeth saß in einem Lehnstuhle am Fenster und war, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Auf den Zehen schlich sich Agnes an Rolands Lager, aber auch er schlief sanft. Wie wohl that es ihr, ihn wieder zu sehen. Sie kämpfte mit sich, ob sie die Alte wecken sollte, aber die Furcht, ihn dadurch zu erschrecken, behielt die Oberhand. Sie setzte sich daher leise auf einen Stuhl vor seinem Schreibtische, auf dem eine Lampe brannte, und beschloß dort ruhig zu verharren, bis Lisbeth von selbst erwache. Die höchste Ruhe herrschte im Zimmer, da fielen ihre Augen zufällig auf einen offenen Brief, der auf dem Tische lag. Es war Schröders Brief, den Roland in der Verwirrung jenes Abends nicht weggelegt hatte, den Ruhfeld auch nicht weiter beachtete, und der dort liegen geblieben war. Ihr scharfes Auge erkannte sogleich die wohlbekannten Züge, und ehe sie wußte, was sie that, hatte sie schon die erste Seite überblickt. Sie konnte sich nicht enthalten, ihn ganz zu lesen; er machte einen tiefen Eindruck auf sie. Alles Leid vergangener Tage trat wieder vor ihre Seele und die Sinne schwanden ihr.

Rolands Stimme weckte sie aus ihrer Betäubung. Sie lauschte ängstlich; er sprach im Schlaf, und sie unterschied deutlich einige Zeilen aus ihrem Lieblingsliede, das sie sich sehr wohl erinnerte, an jenem ersten Abende von Rolands Einzuge gesungen zu haben, und auf das sich unsere Leser wohl noch besinnen werden. Wie eine Geisterstimme erklangen die Worte:

Laß uns zusammen weinen, 's ist so schön,

und nach einer Pause:

Und lächelnd sollst Du unter tiefen Klagen,
Daß kein beständig Glück die Erde eint,
Wie ich zu Dir, zu mir halb lächelnd sagen:
Ich weiß es wohl, Du hast nun mich gemeint.

Sie konnte sich nicht länger halten; sie schlich sich leise zu seinem Lager und bog sich über ihn hin. Auf seinem, obgleich von Krankheit geschwächten, doch nicht entstellten Antlitz, war der Frieden seiner Seele zu lesen. Eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf seine Stirn; da erwachte er und flüsterte Agnes, und seine matten Augen erglänzten

Digitized by Google

plötzlich von Heiterkeit. In diesem Augenblicke rührte sich die Alte, und Agnes verschwand, noch ehe diese sich besinnen konnte.

Jezt stand es fest und klar in der Jungfrau Seele, was sie zu thun habe. Sie überraschte die Mutter am folgenden Morgen mit der Erklärung, sie sey entschlossen, Rolands Gattin zu werden und es ihm selbst zu gestehen, sobald seine Krankheit von ihm gewichen sey. Die Mutter fiel ihr entzückt um den Hals, und Agnes entdeckte ihr nun das Vorgefallene. Rolands zartes Benehmen hatte Agnesens verwundetes Herz mit einem Male gänzlich geheilt. Sie erkannten beyde die Fügung des Himmels, doch beschlossen sie, ihm zu verschweigen, daß sie um Schröders Brief wüßten.

Roland fragte, als Agnes unbemerkt das Zimmer verlassen hatte, die Alte, ob Niemand außer ihr da gewesen sey. Diese versicherte ihm, den ganzen Abend wach gewesen zu seyn und die Thür fest verschlossen gehalten zu haben. Er bildete sich nun ein, es sey ein schöner Traum gewesen, und der alles heilende Schlaf nahm ihn alsbald wieder in seine Arme. Der Nachklang jenes schönen Augenblickes lebte und wirkte während des übrigen Theils der Nacht in seiner Seele fort, und Ruhfeld wunderte sich erfreut am andern Morgen über des Freundes Riesenschritte zur Besserung.

Roland ward endlich wieder so weit hergestellt, daß er das Zimmer verlassen durfte. Ruhfeld verordnete ihm auszufahren, und Agnes und ihre Mutter boten sich ihm als tägliche Begleiterinnen an, was ihm zweyfache Freude machte; denn Agnes war wie umgewandelt. Obgleich immer noch sehr ernst, wurde sie doch oft sehr beredt, besonders gegen ihn, und an tausend Kleinigkeiten, den süßen Kleinigkeiten der Liebe, sah unser Freund, daß ihr Herz sich ihm immer mehr zuneigte. Dennoch aber fesselte jungfräuliche Schaam ihren Mund, und Roland wagte es nicht, seinerseits von seinen Empfindungen zu ihr zu reden. Seine Liebe entfaltete sich auf das Schönste, ihre Gegenwart beglückte ihn, und er brachte fast mehr Zeit in den Zimmern der Frauen als in dem seinigen zu. Auf diese Weise ersezten Jugend, Freude und Hoffnung ihm die geschwundene Kraft bald wieder, und sein Antlitz trug in Kurzem keine Spur der körperlähmenden Krankheit mehr.

(Der Beschluß folgt.)

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

(Fortsezung.)

In Tours spielten wir einmal auf Veranstaltung der Obrigkeit die Mysterie der beteuden Apostel. Ich war damals just fünfzehn Jahr alt, und trieb das Studium der Rhetorik. Da ward ich denn wie der heilige Johannes angezogen, und ich kann es nie vergessen, wie ich und meine Mitapostel sechs lange Stunden hindurch auf den Knieen liegen mußten, ohne zu essen noch zu trinken, damit sich das Volk daran erbaue. Aber, was kam erst nachher! Als wir die Bühne verließen, kamen in Schaaren die jungen Mädchen herbey, um die Apostel, mochten sie nun wollen oder nicht, zu umarmen. Ich wehrte mich für mein Theil herzhaft mit Hand und Fuß dagegen, denn ich hatte mir schon damals vorgenommen, ein Franziskaner zu werden. Aber es half nichts, und so mußte ich nicht weniger als dreyßig junge Mädchen küssen; und, lieber Bruder, kannst Du es glauben? der Eindruck davon ist mir jezt, wiewohl das beynahe schon über sechszig Jahre her ist, noch ganz frisch. Oft habe ich diesen Umstand auf der Kanzel erwähnt, als einen Beweis von den Gefahren, die uns durch die Lockungen des andern Geschlechtes drohen. Später haben wir Franziskaner unsere eigne Mysterie dargestellt. Hatten sich die Geistlichen des Pariser Parlements auf einen Marmortisch in der Halle, wo der König seine Feste hält, gestellt, so stiegen unsere jungen Klosterleute auf einen großen Tisch im Refektorium und begannen dann, als alles versammelt war, folgendes darzustellen: In der ersten Scene wird ein Jüngling von Dämonen, in der Gestalt von Frauen, von Würden, Ehrenstellen, Reichthümern, Glück und Ehrgeiz in der Welt zurückgehalten. Der heilige Franziskus führt ihn aber mit mächtigen Armen in das Kloster. Nun beginnt eine neue Scene: dem Jüngling sind die Haare abgeschnitten, er hält sie in der Hand, und aus den schönen Locken wird eine prächtige Krone gewunden; ein Banquet feyert seine Aufnahme. In einer andern, noch freudigeren Scene legt er seine Gelübde ab. In den folgenden Auftritten wird das Kapitel, die Wahlen u. s. w. dargestellt. Lieber Bruder, da bemerkte ich leider, daß die gedankenlosen Jungen das Hin- und Herlaufen, das Gewisper, die Schmeicheleyen, die Kunstkniffe und Intriguen der Welt gar gut, ja nur zu gut darstellten. Das Stück ging weiter, nacheinander wurden die Würden eines Sakristan, Vorsängers, Vorlesers, Vikars, Gnardians, Provinzials und Generals dargestellt. In jeder neuen Scene erschien der Franziskaner in neuen Kleidern. Als er Ordensgeneral geworden war, da sah er auf die Welt, als läge sie zu seinen Füßen; wir alle lächelten vor Freude. Dann wurde das Sinken des Zeitalters dargestellt. Mit jedem Auftritt sinkt der Franziskaner immer tiefer. Zulezt sieht man ihn auf seinem Todtenbette, wo der Teufel nach ihm brüllt. Dieser versucht den Weihkessel umzustoßen, doch das Weihwasser widersteht ihm; er versucht die Kerzen auszulöschen, verbrennt sich dabey aber nur seine Klauen. So stirbt der Franziskaner; während er dessen Seele gen Himmel fahren sieht, macht der Teufel unzählige Grimassen, mit denen die Zu-

Digitized by Google

schauer ergözt und belustigt werden, und der Spaß hat ein Ende.

Während der unglücklichen Regierungen Philipps des Schönen und Johanns, dessen Sohnes, sank die Schauspielkunst, lebte aber unter Karl dem Weisen, mehr noch aber unter Karl VI. wieder auf, der jezt so häufig mit seiner jugendlichen Gemahlin und seinem glänzenden Hofe die neuen Mysterien, die von Zeit zu Zeit in St. Maur dargestellt werden, besucht. Man hat sich jezt entschlossen, wie man sagen hört, stehende Bühnen in Paris zu errichten. Die vier Bettelorden, die sich mehr als alle andern für die Sicherheit des Christenthums verantwortlich glauben, haben großen Lärm über diesen Plan erhoben. Wir, die Häupter der vier Konvente, haben uns mehrere Male dieserhalben zur Berathung versammelt. Doch haben weder die Jakobiner noch die Franziskaner sich bis jezt zu etwas entschlossen; die Augustiner aber haben sich so eben dahin entschieden, daß sie sich jeden Falls allen theatralischen Vergnügungen widersetzen wollen.

Der Aussätzige.

Trotz der Ungleichheit ihres Standes hatte die jugendliche und schöne Tochter eines Würdenträgers an unserer Universität zu Tours in die Heirath mit dem Sohne eines reichen Kaufmanns gewilligt; wiewohl die Welt laut darüber Schande schrie, ward die Heirath vollzogen, und da die Ehe anfangs höchst glücklich war, so schwiegen bald alle Stimmen. Nach Verlauf einiger Zeit aber begann die Blüthe der Gesundheit, die früher auf dem Gesichte des jungen Mannes geprangt hatte, zu welken. Hitze, Entzündungen, Geschwüre verkündeten endlich den wüthenden Ausbruch jener unreinen Krankheit, die aus dem Lande, wo unser Erlöser starb, zu uns gebracht worden ist. Lange Zeit versuchten die Verwandten des jungen Mannes sich über seinen Zustand zu täuschen, doch endlich brachen die Mäler des Aussatzes so heftig aus, daß ärztlicher Beystand unumgänglich nöthig war; die Aerzte erklärten aber, man könne hier die Einschreitung von Seiten der Kirche nicht vermeiden. Da der Vater der Frau das Amt eines Anwaldes bey unserem Kloster bekleidete, konnte ich nicht umhin, der Familie bey dieser Gelegenheit Beystand zu leisten. Wie übermannte mich aber das Mitleiden beym Anblick des jungen Mannes! Seine blühenden Wangen, seine schönen Augenbraun waren durch den Aussatz ganz zerstört, und nur zu klar sah man an diesem hübschen Manne, wie die Sünde schrecklich befleckt. — Gegen Nachmittag des festgesetzten Tages, vor einer zahllosen Zuschauermenge, ward die Ceremonie, durch welche dieser junge Mann von der Gemeinschaft mit seinen Angehörigen und dem ganzen Volke getrennt werden sollte, vollzogen. Der Aussätzige, in ein Sterbekleid gehüllt, harrte an der untersten Treppenstufe seines Hauses, und die Geistlichkeit seiner Diöcese begab sich in Prozession zu ihm, um ihn von da in die Kirche zu führen. Eine erleuchtete Bahre war dort aufgestellt. Auf diese ward der junge Mann gelegt, ganz so, wie die Todten auf dem Paradebette zu liegen pflegen. Darauf wurden Messen für den Abgeschiedenen gelesen und die gewöhnlichen Besprengungen und Räucherungen vorgenommen. Darauf führte man ihn zu der Brücke außerhalb der Stadt und zu dem kleinen Hause, das er fortan zu bewohnen hatte. Als man an der Thüre desselben, über welcher man eine kleine Glocke und über dieser wieder ein Kruzifix angebracht sah, angekommen war, warf sich der Aussätzige, ehe er sein Gewand ablegte, auf die Kniee. Der Pfarrer, der ihn begleitete, hielt darauf eine ergreifende Rede, ermahnte ihn zur Geduld, erinnerte ihn an die Leiden Jesu Christi, zeigte ihm den Himmel über seinem Haupte, der zu seiner Aufnahme schon bereit sey, die Freuden, die des Betrübten dort harrten, wo es weder Leiden noch Aussatz gäbe, und wo alle ewig rein und glücklich seyn würden. Nach dem Schluß dieser Rede warf der unglückliche junge Mann seine Kleider ab, zog die eines Aussätzigen an, und nahm seine Klapper (ähnlich den Klappern, wie man sie den Kindern zum Spielen gibt), um Jeden zu warnen, daß er seine Nähe fliehe. Darauf rief der Pfarrer mit lauter Stimme die in dem Ritual verordneten Verbote aus: Ich verbiete dir, diese Kleider eines Aussätzigen abzulegen. Ich verbiete Dir, barfuß einher zu gehen. Ich verbiete Dir, durch Nebengassen und enge Straßen zu gehen. Ich verbiete Dir, zu irgend Jemand zu sprechen, dessen Angesicht windwärts von dir ist. Ich verbiete Dir, eine Kirche, ein Kloster, eine Messe, einen Markt oder irgend einen Ort, wo Menschen versammelt sind, zu betreten. Ich verbiete Dir, zu trinken oder deine Hände zu waschen in einer Quelle oder in einem Bach. Ich verbiete Dir, irgend eine Waare in die Hände zu nehmen, ehe Du sie gekauft hast. Ich verbiete Dir, irgend etwas zu berühren, was Kindern gehört, noch ihnen etwas zu schenken. Dann reichte ihm der Priester die Hand zum Kusse, warf eine Handvoll Erde auf sein Haupt, schloß die Thüre hinter ihm zu, und empfahl ihn den Gebeten der anwesenden Geistlichkeit. Darauf ging Alles wieder nach Hause.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Fabel.

Minerva's Schild ein Spiegel war;
Drob führt der Affe Klage.
Sehr alt ist diese Fabel zwar;
Geschieht noch alle Tage.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Das Mittagsschläfchen führt mich zu einer Beschreibung einer Siesta. „Auf der Sowelle lag eine große Dogge, welche sich am Morgen sehr unanständig meinem Eintritt widersetzt hatte, worauf ein Kampf zwischen uns entstand, welcher uns glücklich für mich hätte auslaufen können, wenn nicht den Hund der Herr abgerufen hätte, der aber jetzt schlief; da ich also nicht auf die Vermittlung dieser Partei zählen konnte und für's erste nur ein Waffenstillstand zwischen uns herrschte, so fühlte ich mich nicht versucht, den wachen Schlummer des Hundes zu stören, dessen er nach dem halboffenen Auge zu schließen, wohl er mich defah, gegenwärtig genoß. Eine Katze schlief mit der Sicherheit eines kleinen Staats, der sich des Schutzes einer großen Macht erfreut, unter dem Rücken. Ich wandte mich gegen die Mitte des Weges, wo sich eine kleine Hütte und Krippe für die Mannschaft der Reisenden befand. Die unsrigen hatten ihr Futter aufgefressen und ihre hängenden Ohren und Köpfe zeigten, daß auch sie schliefen. Das Gepäcke lag auf dem Boden umher, und als ich eine von den Matten in die Höhe hob, um mein Schreibpult zu suchen, fand ich meine drey Mausefallenbrüder, die sich darunter gegen die brennenden Sonnenstrahlen geflüchtet hatten. Zwey von den dreyen schliefen: ein sprechendes Bild einer wohl bestellten Kommission. Aber wo war mein Bedienter, der Bader des Hospitals von Acapulco? Ich rief ihm zwei oder dreimal bei seinem rechten Namen, Henrico, obgleich er mir in der Idee immer als Don Quixote vorschwebte; aber er kam nicht. Ich rief wieder, aber nicht laut; denn meine Stimme hatte so schauerlich aus der mich umgebenden Todesstille zurück, daß ich selbst davor zurückwich. Es entstand eine kleine Bewegung in der Hütte unter den Mantelsetn, und der Schlafe kam heraus, nackt bis auf ein Paar kurze baumwollene Unterhosen und eine Nachtmütze. Er sah mich an, wie einer, der durch einen Feuerlärm aufgeweckt worden ist; aber wie habe ich eine solche Figur gesehen, als etwa auf einem chinesischen Theetopf.“ Einmal schlief der Reisende in der Hütte eines Weibes von bald afrikanischer und bald indianischer Abkunft. Eine Matte theilte das Gebäu in zwei Gemächer; die Betten lagen am Boden. „Es war Mitternacht, ehe ich ein Auge schließen konnte. Dieß war um so unangenehmer, da wir um vier Uhr aufbrachen, und selbst in dieser kurzen Zeit meine Ruhe unterbrochen worden war, und dieß durch einen ziemlich sonderbaren Zufall. Ungefähr eine Stunde, nachdem ich eingeschlafen, weckte mich ein Kitzeln im Gesichte; im Aufspringen kam es mir vor, als fühle ich etwas Schwarzes auf meinem Kissen; anfangs hielt ichs für die Katze, da es einen knurrenden Ton von sich gab und sich haarig anfühlte; ich schlug mit meinem Schnupftuche darauf, und es fuhr durch eine Oeffnung in der Scheidewand, gegen welche das Haupt meines Bettes stieß. Während ich noch darüber nachdachte, was für ein Thier es wohl gewesen seyn, bob sich die Matte auf neue langsam in die Höhe, und ich sah sogleich meinen Irrthum: es war nichts anders als der Kopf der Negerin, welche im Schlaf einen Theil meines Kissens gehorgt hatte, das von dem übrigen nur durch die bewegliche Wand getrennt war.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Ende März.

Von dem Gelingen der Stummen von Portici spricht Alt und Jung, wer überhaupt vom Theater spricht. Der spreude Besuv, der Golf von Neapel, der Sänger Bader als Masaniello, wie er so sehr ausgesetzen und gespielt, als Niemand vermuthet, das immer gefüllte große Opernhaus, und zwar zu hohen Preisen, und die immer glänzende Versammlung — das ist das Thema der Lust unserer Carnevals! Und nicht jedes Jahr weiß eine Novbegier so zu reussiren, so von sich reden zu machen. Die herrlichen Hoffen traten nicht aus ihren engen Kreisen heraus; und wenn sie es auch, wie zuweilen in früheren Jahren, gethan, die allgemeine Lust, die das Wort begreifen soll, wurde nicht dadurch geweckt. Was hier geschehen ist und was noch geschehen wird, der einmal dazu bestimmten Jahreszeit ein frohes Lustre zu geben, trägt immer den Charakter des Gemachten. Es wächst nicht heraus aus dem innern Bedürfniß, es ist ein Schauspiel, das aufgeführt wird. Die Darsteller und Direktoren müssen sich freuen, wenn es nur baldeud hingenommen wird, daß das Porterre über das Orchester klettern und im Bachantenwuth mittanzen solle, darf nie erwartet werden. Wir sind wie W. v. Normann in seinem Mosait (Jugendliche Heinrich des Vierten, Constanz, Wallis. 1828) singt:

In Deutschlands Norden,
Der klug, doch nimmer lebensfroh geworden.

Ist es doch selbst thöricht, Possen und Schwänke gerade in dieser Zeit zu geben. Das Publikum ist eben so ernst als sonst. Ein geistreicher junger Schriftsteller, eben aus Italien zurückgekehrt, der also am empfindlichsten den Ernst und die Kälte unseres nordischen Carnevals fühlen mochte, hat in einer humoristischen Satyre seinen Unmuth ausgelassen. Carneval, ein kecker Knabe, wird von vier Grenadieren gefunden und mit versiegelten Flügelsiefeln durch das Brandenburger Thor in Berlin eingeführt. Er ist aus dem Süden requirirt und ausgeliefert worden, weiß sich aber in Berlin gar wenig zu finden, und der arme Junge ist überdieß auf dem Wege erbärmlich erfroren. Ueberall begleiten ihn zwei Polizeydiener, damit er nicht zu Schaden kommt und nicht selbst zu munter wird. Am peinlichsten stört er sich auf dem sogenannten Redoutschen oder Subscriptionsballe in der steifen Hofsphäre unter den vornehmen, gezwungen Gestalten. Sein Freund befreyt ihn aus Noth und Zwang, tödt ihm das Siegel, der muntere Knabe wirft Frack und Cravatte ab, schüttelt die Flügel und flattert durch das geöffnete Fenster nach seiner Heimath Rom. Und die Berliner merken nicht, daß er fort ist, und noch fünf Wochen feyern sie Carneval, ohne daß Carneval da ist. Die satyrische Idylle führt den Titel: „Carneval in Berlin“ und steht im Februarhefe des hiesigen Conversationsblattes.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 91.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. April 1829.

— Wann's Matthä am letzten ist, —
So retten oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.

Bürger.

König Sancho.

Altspanische Romanze.

In den tiefen Kerker warf
Seinen Bruder, Don Alfonso,
König Sancho von Kastilien;
So erscholl des Königs Wort:

„Ein Verräther ist des Landes,
Wer für Don Alfonso bittet;"
Und kein Ritter, keine Dame
Wagt es mehr, für ihn zu fleh'n.

Sieh, da wagt's die treue Schwester,
Nahet bittend sich dem König:
„König Sancho, König Sancho,
Ihr mein Bruder und mein Herr!"

„Einst, ich war ein kleines Mädchen,
Einst verhießt Ihr ein Geschenk mir:
Jetzt, da ich heran gewachsen,
O gewährt es mir, Sennor!"

„So begehrt es denn, o Schwester,
Aber die Bedingung setz' ich:
Burgos dürft Ihr nicht verlangen,
Burgos nicht, auch nicht Leon;

„Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia;
Was Ihr sonst erbittet, Schwester,
Will ich nicht verweigern, nein."

„König, nicht erbitt' ich Burgos,
Burgos nicht, auch nicht Leon;
Nicht Valladolid, das reiche,
Nicht das prächtige Valencia:
Um den lieben Bruder bitt' ich,
Den Ihr noch in Banden habt."

„Wohl! rief Sancho, wohl, o Schwester,
Morgen geb' ich ihn Euch frey."
„Lebend will ich seh'n den Bruder,
Lebend, nicht will ich ihn todt." —

„O so seyd verwünscht Ihr, Schwester,
Und verwünscht, wer dieß Euch eingab:
Morgen früh, am frühen Morgen,
Hätt' ich ihn Euch — todt gesandt."

Mußl.

Heilung durch Krankheit.

(Beschluß.)

Eines Morgens trat Rubfeld früher als gewöhnlich in Rolands Zimmer. „Mache Dich fertig," sagte er, „heute ist Agnesens Geburtstag, und die Mutter und ich

Digitized by Google

haben es schon längst mit einander verabredet, ihn in dem lieblichen Flottbeck zu feyern. Wir wollen zugleich das Fest Deiner Genesung begehen; denn Du sollst heute von den Klauen Deines Aeskulap, die Dich lange gepackt hatten, befreyt werden. Der Doctor medicinæ Ruhfeld empfiehlt sich Dir und Dein alter Heinrich Ruhfeld bleibt von nun an allein bey Dir zurück. Auf denn! die Rosse schnauben und stampfen und harren Deiner.

Ruhfelds Aufforderung wurde willig und schnell Folge geleistet. Als sie zusammen im Wagen den Frauen gegenüber saßen, fühlte sich Roland so heiter, wie er sich lange nicht erinnern konnte gewesen zu seyn. Agnes strahlte von Liebenswürdigkeit, und die Mutter trieb tausend Scherze mit Ruhfeld, weil dieser ein Mal über das andere sagte: er würde mit seinem Geburtstagsgeschenke sich erst am späten Abend einstellen; denn es sey gar zu gewöhnlich, die Leute am frühen Morgen anzubinden. Da indessen Fräulein Agnes einmal hergebrachter Maßen angebunden werden müßte, so wäre das am Abende auch noch nicht zu spät. Roland wollte in den Scherz mit eingehen, aber es gelang ihm nicht recht; er ließ sich daher lieber in ein Gespräch mit Agnes ein, das ernstere Gegenstände berührte, aber ihn so sehr fesselte, daß er seiner Meynung und seinem Herzen nach viel zu früh in Flottbeck ankam.

Wer von meinen Lesern in Hamburg gewesen ist, dem wird gewiß das reizende Flottbeck, der Lieblingssitz eines der geistreichsten und edelsten Männer Deutschlands, nicht unbekannt seyn. Dem Fremden erzähle ich nur, daß es hart an der hier schon sehr breiten, sich wie ein glänzendes Silberband durchziehenden Elbe liegt, und daß das dazu gehörende Hölzchen durch den Geschmack des hochsinnigen Besitzers zu einer der schönsten Parthieen in Norddeutschland umgewandelt ist. Unsere Freunde ruhten im Gasthofe aus und beschlossen dann einen Spaziergang dahin zu machen. Ruhfeld führte die Mutter, Roland Agnesen. Das erstere Paar blieb, ob zufällig oder absichtlich, das wollen wir dahin gestellt seyn lassen, zurück, und so kam es, daß nach halbstündigem Wandeln Roland und Agnes in eine Hütte traten, um die beyden andern dort zu erwarten. Ihr Gespräch hatte eine sehr ernsthafte Wendung genommen; sie redeten von dem Schmerze, den das Leben in tausend Gestalten mit sich führt, und Agnes sagte: „Was kann der Mensch nicht ertragen! Ich glaubte auch einst dem Grame erliegen zu müssen, da fielen mir die Worte eines geistreichen und gefühlvollen Mannes ein, die mir gleichsam eine Richtschnur gaben: Il y a des momens où tout ce que l'on peut faire, c'est de vivre; ich trug meinen Schmerz, ohne ihn bekämpfen oder mich von ihm besiegen lassen zu wollen, und besiegte ihn endlich.“ Diese Worte rührten Roland so sehr, daß er nichts sagen konnte als „Agnes.“ Aber der Ton seiner Stimme und der beredte Blick seiner Augen verkündeten deutlich was er fühlte. Da brach ihre Liebe hervor. Sie faßte seine Hand, er zog sie an sein Herz, und „ewig Dein“ seufzte sie unter seinen beseligenden Küßen.

In diesem Augenblick traten die Mutter und Ruhfeld hinzu. Agnes wand sich nicht aus Rolands Armen; sie reichte der Mutter ihre Hand, Roland die seinige dem Freunde.

„Kennst Du die Inschrift dieser Hütte?“ fragte Ruhfeld bewegt den Freund. „Sie lautet: Hoc erat in votis. Das sage ich jezt aus vollstem Herzen, denn ich liebe Dich wie mich selbst.

Vier fröhlichere Menschen fuhren wohl nicht leicht am Abend in die Thore der alten ehrenwerthen Hansestadt Hamburg ein.

Als Roland spät am Abend bey Agnes saß, sagte diese: „Wie gut ist Gott! Was habe ich gelitten! Als ich von dem Nervenfieber, das mir der tiefe Gram zugezogen hatte, genas, aber tiefe, fast an Wahnsinn gränzende Schwermuth meine beständige Begleiterin wurde, da vernahm ich, wie der Arzt, wähnend, ich höre es nicht, zur Mutter sagte: nur eine ernste Krankheit, oder eine neue, tiefgefühlte Neigung könne mich heilen. Mir schauerte davor, noch einmal erkranken zu müssen, und doch, ward nicht die Heilung auch durch eine ernste Krankheit herbeygeführt, durch die Deinige, mein geliebter Freund?“ Sie erzählte ihm darauf, daß sie an jenem Abende, wo er das Kind rettete, deutlich gefühlt habe, wie sie ihn unaussprechlich liebe, in der Nacht aber, wo sie Schröders Brief fand, sich fest entschlossen, ihm alles zu gestehen.

Ihre Hochzeit wurde auf Rolands Geburtstag festgesezt. Am Abende vorher, dem in Hamburg in Ehren gehaltenen Polterabende, erschienen Ruhfeld, Werner und Reimbold, um das frohe Fest mit ihnen zu begehen. Der leztere hatte sich als Arbeitsmann maskirt, um sich, auf seinen früheren Scherz anspielend, dem Hause Roland und dessen stillem Kompagnon zu empfehlen, wurde aber an seinen vielen Fragen bald erkannt. Als man sich zu Tisch sezte, brachte Ruhfeld den Trast aus: „Es lebe die Homöopathie, Heilung durch Krankheit!“ „Wie so?“ fragte Reimbold.

Altfranzösische Sitten im vierzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Zweykämpfe.

Die Zweykämpfe waren in früherer Zeit so häufig geworden, daß man sich genöthigt sah, trotz der Chevalerie des Zeitalters, besondere Verfügungen zu treffen, um sie theilweis zu verhüten. So durfte z. B. kein Zweykampf stattfinden, wenn die Schuld, um die ein Streit der Art

Digitized by Google

entstanden war, sich nicht höher als auf etwa acht Groschen belief. Selbst die Bestimmungen der Gesetze und der Ordnung bey den Zweykämpfen erforderten die Aufmerksamkeit der Könige. Im Jahr 1205 hatte schon Philipp August die Länge der Keule, mit der gewöhnlich damals der Zweykampf ausgemacht wurde, auf drey Fuß festgesezt, und im Jahre 1260 hob der heilige Ludwig den Gebrauch auf, streitige Rechtspunkte durch den Zweykampf zu entscheiden. Als im vierzehnten Jahrhundert Wissenschaft und Kunst wieder etwas aufzuleben begannen, und dadurch die Sitten des Volkes milder wurden, sank der Gebrauch des Zweykampfs natürlich in seinen Augen. Doch geschah es noch oft, daß die Franzosen mit großer Freude herzuströmten, wenn ein solcher Vorfall, über den die normännischen Romane der Trouveres einen so poetischen Reiz verbreitet hatten, vor sich gehen sollte, namentlich da der Zweykampf durch die abergläubischen Ceremonien, von denen er begleitet war, in den Augen vieler noch immer etwas Heiliges behielt. Diese Ceremonien bestanden aber in Folgendem:

Wenn eine Streitsache durch einen Zweykampf entschieden werden sollte, trafen sich die Partheyen am bestimmten Tage, sehr häufig auf einem offenen, von den Mauern eines Klosters, das die blutige Scene zu heiligen schien, beschatteten Platze. Von Tagesanbruch an war gemeiniglich das Volk schon beschäftigt, Gerüste aller Art zu errichten und auf die Thürme und Zinnen der benachbarten Gebäude zu klettern, um dem Vorgange gemächlich zusehen zu können. Um Mittag sah man gewöhnlich die Reiterzüge an dem Eingange der Schranken erscheinen, worauf der Herold ausrief: „Laßt den Herausforderer erscheinen!“ Auf diesen Ruf trat derselbe vor, von Kopf bis zu Fuß gewappnet, den Schild vom Hals herab hängend, das Visier herabgeschlagen und das Bildniß eines Volksheiligen in der Hand; man führte ihn dann zu seinem Zelte. Eben so erschien der Angeklagte. Dann begab sich der Herold in seinem mit Lilien durchwirkten Wappenmantel in die Mitte des Kampfplatzes und rief aus: „Hört, hört! Grafen, Ritter, Herren und Leute aller Art, unser Lehnsherr, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, verbietet euch bey Todesstrafe oder Einziehung eurer Güter, weder zu sprechen noch zu schreyen, noch zu husten, noch auszuspeyen, noch Zeichen zu machen.“ — Unter tiefem Stillschweigen, während dessen man kaum etwas anders als das Murmeln der etwa vorbeyströmenden Bäche oder das Gezwitscher der Vögel vernahm, verließen die Kämpfer ihre Zelte, um, jeder einzeln, die beyden ersten Schwüre abzulegen. Sobald sie den dritten Eid ablegen sollten, mußten sie gewöhnlich zusammen erscheinen, der Marschall die rechte Hand eines Jeden von ihnen nehmen und dieselbe auf das Kruzifix legen. Dann begannen die Priester ihr Amt und versuchten gewöhnlich, die Kämpfer zu versöhnen und sie an ihre gemeinschaftliche Unterwerfungspflicht unter das höchste Wesen zu erinnern; doch waren gewöhnlich alle diese Bemühungen vergeblich. Beharrten die Partheyen auf ihrem Entschlusse, so leisteten sie nun den lezten Eid. Sie mußten feyerlich schwören, daß sie weder an sich, noch an ihren Pferden, weder Steine, noch Kräuter, noch Zaubermittel irgend einer Art hätten, und daß sie nur allein mit ihrer Körperkraft, ihren Waffen und Pferden die Sache ausfechten wollten. Hierauf ward ihnen das Kruzifix und das Breviarium zum Kusse gereicht, dann zogen sich die Partheyen wieder in die Zelte zurück; die Herolde ermahnten noch einmal zu Gewandtheit und Muth und die Kämpfer traten endlich aus ihren Zelten, die unmittelbar dicht an den äußern Schranken standen. Dann rief der Kampfmarschall: „Laßt sie allein! laßt sie allein!“ worauf sich die Sekundanten zurückzogen. Die Kämpfer bestiegen ihre Pferde und der Streit begann.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Die folgende Beschreibung eines ländlichen Festes ist sehr anziehend. „Es war 6 Uhr des Abends, als wir das Dorf erreichten, und nahmen von einem Hause Besiz, welches man zu unserer Aufnahme geräumt, ich will nicht sagen eingerichtet hatte. Das Mittagsessen bestand aus einer Menge kostbarer Gerichte, die Herren aber hielten sich sehr mäßig und tranken nicht mehr als 2 bis 3 Gläser Wein; dafür nahmen sie, schon ehe man abgedeckt hatte, ihre Zuflucht zur Cigarre. Wir waren noch nicht ganz zu Ende damit, als man uns zu einem Balle einlud. Ich erschrack ein wenig über den Vorschlag, denn mein Anzug, welcher blos aus einer nach mexikanischer Mode mit Borten und Quasten besezten Jacke von Shawlzeug und weißen Beinkleidern und Weste bestand, paßte durchaus nicht für eine solche Gelegenheit. Aber die Herren rissen mich aus der Verlegenheit, indem sie mich versicherten, es sey eine Gesellschaft ohne alle Förmlichkeit, und da wir nicht über 100 Schritte zu gehen hatten, so begaben wir uns zu Fuße nach dem Orte der Lustbarkeit. Da die Musik alle Müßiggänger des Orts herbeygelockt hatte, so hatten wir einige Mühe, uns bis an die Hausthüre zu drängen. Der Saal war auf drey Seiten mit einer dreyfachen Reihe von Bänken umgeben, und auf der vierten standen Tische mit Obst, Kuchen, Wein und Branntwein zur Erfrischung. Wunderte ich mich über die Einfachheit des Tanzbodens, so staunte ich noch weit mehr über die Menge der schönen Frauen, welche denselben anfüllten. Ich hatte die glänzendsten Versammlungen gesehen, welche Mexiko zusammenzubringen vermochte, aber hier sah ich, so zu sagen, einen Verein von allen Schönheiten, die ich in jener Hauptstadt einzeln erblickt. Auch hatte ich schon von den mexikanischen Damen die vorzügliche Schönheit der Guatambarinnen rühmen hören. Man tanzte nichts als Walzer und ich muß bekennen, daß dieselben mit großer Züchtigkeit und Zierlichkeit ausgeführt wurden. Die Figuren und Stellungen waren sogar noch mannichfaltiger, als ich sie in Mexiko gesehen hatte. Es waren mehrere der vornehmsten Familien hier, und darunter auch zwey oder drey

Digitized by Google

Mitglieder des Ministeriums. Die Musik bestand aus acht trefflich gespielten Guitarren, deren Inhaber oft zu vergessen schienen, daß sie dieselbe Melodie zu spielen hatten, so stark unterschieden sich die Variationen eines Jeden; die Wirkung aber war entzückend und die Genauigkeit des Tempo bey dem unabhängigen Spiel der Musikanten wirklich wunderbar." Von der Kleidung der Bewohner schreibt der Reisende Folgendes: „Einige Weiber trugen kurze rothe Röcke, mit einfacher weißer Besetzung am untern Ende; den obern Theil des Körpers bedeckte blos das Hemd, welches, in dicke Falten gestärkt, gewissermaßen die Stelle einer Jacke vertrat; das Haar war vorn getheilt und hinten in zwey Zöpfe geflochten und in mancherley Figuren um den Kopf gewunden. Blaßrothe Atlasschuhe, besonders lang und weit, ohne Strümpfe vollendeten den Anzug. Die meisten Mädchen in Guatemala, d. h. alle aus den untern Ständen, kleiden sich auf diese Art, außer daß sie meistens keine Schuhe, manchmal aber auch die feinsten seidenen Strümpfe und die zierlichsten Schuhe tragen. Die Männer tragen bis zum Gürtel selten etwas mehr als das Hemd, und ein Paar an den Knieen offener Beinkleider von rauhgegerbtem Gemsenfell macht ihre übrige Kleidung aus. Das Haar aber tragen sie entweder wie die Weiber getheilt, oder lassen es wie unsere Matrosen in kurzen Locken hängen, während es hinten, je nach der Würde des Mannes, in einem oder zwey Zöpfen herunterhängt."

„Bey allen Sonderbarkeiten," sagt der Verfasser an einer andern Stelle, „halte ich die Einwohner für ein sanftes, harmloses Geschlecht. Von der ganzen Bevölkerung haben vielleicht nicht mehr als drey Zehntel eine politische Meynung oder einen Begriff davon, daß Jeder Antheil an der Regierung seines Vaterlandes nehmen kann. Die übrigen sieben Zehntel können indessen immerhin als Freunde des Unabhängigkeitssystems betrachtet werden, da sie bereits durch die Verminderung der Abgaben und die Freygebung der Sklaven fühlbare Vortheile davon genossen haben. Freylich ist das gemeine Volk, von dem hier die Rede ist, meist durch seinen Wohnort und den Grad seiner Bildung so sehr von dem Sitze der Regierung und der geistigen Quelle der politischen Verhandlungen entfernt, daß es von der erstern kaum das Daseyn kennt und durch die letztern selten angeregt wird. So wenig es aber von Präsidenten, Staatsräthen und Kongressen weiß, so kennt doch ein Jeder den Pfarrer seines Ortes, und da dieser der einzige Vorgesetzte ist, von dem sie etwas Näheres wissen, so muß das Beyspiel und der Rath desselben natürlich sehr vielen Einfluß haben. Die meisten Pfarrer sind eingeborne Kreolen. Die höhern geistlichen Stellen waren ehemals ausschließlich den Alt-Spaniern vorbehalten; nach dem neuen System aber sind diese völlig ausgeschlossen, weßwegen man wohl erwarten darf, daß die Masse der Geistlichkeit der Verfassung gewogen ist; daher würde auch das Volk sich bereitwillig zeigen, solche im Fall der Noth zu vertheidigen. Unter den mittlern und höhern Ständen gibt es selbst dem Namen nach keinen Ueberrest von einer spanischen Parthey mehr, und die alte Iturbidesche Parthey ist jezt eins mit den Freunden der Unabhängigkeit. Es gibt in der Republik ungefähr 300 Pfarreyen, wovon die meisten 2 bis 4 Niederlassungen unter sich begreifen. Jede Pfarrey hat ihren Priester, deren jeder im Durchschnitt ein Einkommen von 1500 spanischen Thalern haben mag. Guatemala hat eine Domkirche mit einem Bischof und Domherrn, und Leon de Nicaragua, Concavagua und Ciudad Real deßgleichen; auch geht man damit um, ähnliche Anstalten und Würden den Städten San Salvador und Costa Rica zu gewähren."

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Ende März.

(Beschluß.)

Ungefähr mit dem Carneval schloß Hr. v. Holtei seine dramatischen Vorlesungen. Er sagte zwar für immer in seinem Abschiedsworte, es wird hoffentlich aber nur eine temporelle Ewigkeit seyn. Der überfüllte Saal am lezten Abende strafte den Vorleser Lügen, wenn er über abnehmende Theilnahme klagte. Es ist schon sehr viel für Berlin, wenn vier Winter hindurch ein äußerst achtbares Publikum zu einer Unterhaltung sich zahlreich einfindet, die nichts für die Sinne, nur für den Geist Nahrung bietet. Keine Dekorationen, kein Glanz der Lichter, kein Personenwechsel, auch nicht einmal eine einleitende, vermittelnde, schließende Musik; ein wie allemal sizt ein schwarz gekleideter Mann auf dem Katheder, dessen Stimme weder so wohlt-, noch so vollkönend ist, um allen Modulationen des Schmerzes und der Lust zu folgen, dessen Gesichtsspiel zwar Ausdruck hat, aber lange nicht genug, um alle Nuancen zwischen dem königlichen Schmerz des wahnsinnigen Lear und der Verdrossenheit und Scheelsucht in Falstaffs Bande lebendig werden zu lassen. Ueberdieß ist man einig, daß der männliche Vorleser die Frauen nicht zu charakterisiren weiß; man tadelt, zuweilen mit Unrecht, Anwendung falscher Mittel. Und doch ist Alles während beynahe drey Stunden ohne Unterbrechung Aug' und Ohr, wie kaum im Theater, wenn die beliebteste Mimin in einem Monolog ihre ganze Kunst entfaltet. Man rückt nicht mit den Stühlen zum Schluß, die Thüren klappen nicht, keine Ungeduld; die feineren Schönheiten, Witze finden den meisten Eingang. Es ist die ursprüngliche Macht der Dichtung, die hier ergreift, fesselt. Weder beym Selbstlesen, noch bey der theatralischen Darstellung empfängt man das Drama so als ein Ganzes, gewissermaßen aus der ersten Hand, durch ein unmittelbares Organ. Die Kritik, die sich am Einzelnen hält, muß hier verstummen. Daher erklärt sich auch, daß man am liebsten klassische Stücke hört, und zwar solche, die partheienweis auf unserm königlichen Theater meisterhaft dargestellt werden. Man will nicht Stücke aus dem zerrissenen Dichter, sondern diesen selbst, seinen Ideengang lebendig hören. Vermuthen hätte man mögen, daß der Vorleser als Organ jüngerer Tragödiendichter, deren praktische Unerfahrenheit ihnen noch die Bretter verschließt, willkommen seyn würde. Aber die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt; das Publikum findet sich am mindesten zahlreich bey Neuigkeiten ein; Holtei darf dagegen immer auf einen vollen Saal rechnen, wenn er Tiecks gestiefelten Kater ankündigt. Im Vortrag dieses humoristischen Meisterwerks hat er eine eigene specifische Kraft errungen.

Ich schließe meinen Bericht mit einem schönen Zuge unseres ebenso gerecht, als tief fühlenden Monarchen, dessen Authenticität man verbürgen will. Der Inhaber der berühmten Mühle von Sanssouci, direkter Nachkomme jenes trotzigen Müllers, ist in schlimme Vermögensumstände gerathen. Von Gläubigern gedrängt, bietet er nunmehr freywillig seine holländische Mühle dem Besitzer von Sanssouci zum Kauf an. Aber ein gnädiges Schreiben erwiedert darauf: „Die Mühle gehöre nicht mehr dem Müller, sondern der Geschichte an. Sie müsse für kommende Zeiten stehen bleiben. Aber als guter Nachbar sende der Besitzer von Sanssouci dem Windmüller 6000 Thaler, seine Gläubiger zu befriedigen."

Beylage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 17. April 1829.

Wem kam nicht diese Gotteszeit
So oft und oft im Leben?
Wer muß nicht die Gerechtigkeit
Ansteh'n, ihm zu vergeben?
Und fühlt in seinem Innern noch
Viel stumme Schulden, denen doch
Er einst wird müssen beben!

Herder.

Wo find ich Trost?

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu, so lang ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzen immer neu,
Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden:

Welcher einst mit himmlischem Geduldeu
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und wie kommts doch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde,
Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und wer rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! Ja, gesteh' es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen,
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das ist auf lange nun vergangen!

Dieses ist's auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde.
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und wer rettet mich von Tod und Sünde?

E. Mörike.

Schilderung des Rigi.

Von Herzen gerne erfülle ich Deinen Wunsch, Dir einen Theil der Beobachtungen mitzutheilen, die ich während eines Aufenthaltes von mehreren Monaten auf dem Rigi gemacht habe, vorzüglich in Bezug auf die Ansiedelungen der Menschen daselbst. So unangenehm es ist, mit Neulingen, die durch den Betrug ihrer Phantasie alles falsch auffassen, über fremde Länder zu sprechen, so interessant ist es, mit einem vielgereisten Manne, wie Du bist, sich über Gegenstände der Art zu unterhalten. Indem ich mich auf den Haupttheil Deines Wunsches, Dir eine Schilderung von dem Treiben der Menschen auf dem Rigi zu geben, beschränke, worüber Du in vorhandenen Schriften allerdings nur höchst unvollkommene Auskunft findest, will ich über Lage, Gestalt und physikalische Beschaffenheit dieses Berges nur so viel bemerken, als für jenen Zweck erforderlich ist. Ich setze dabey nur voraus, daß die gewöhnliche Keller'sche Karte in Deinen Händen ist; die mancherley Panorama's von Keller, Pfyffer u. s. w., tragen zur Deutlichkeit wenig bey.

In der langen Reihe der Nagelfluhegebirge, die sich von Genf über Freyburg, den Thuner- und Vierwaldstätterse nach Zug, Schwyz, Glarus und Appenzell hin ausdehnen, und gegen Süden sich durch die Kalkgebirge (deren Hauptspitzen der Pilatus, Dödi, Titlis u. s. w. sind) an die Hochalpen, gegen Norden an die Sandstein- und Mergelformationen (die durch die Kantone Waadt,

Digitized by Google

Argau, Zürich und Thurgau ziehen) anschließen, steht der Rigi in unvergleichlicher Schönheit da. Die Fronte des Berges erhebt sich von dem Küßnachtersee (so heißt derjenige Theil des Vierwaldstättersees, welcher sich nach Küßnacht hin erstreckt), Anfangs sanft abhängig, bis zu dem Absatz, der Seeboden genannt wird, eine kleine Ebene in der Mitte der Bergwand, die ehedem einen See enthielt, dann immer steiler, an manchen Orten so steil wie ein Dach. Oben an beyden Enden der Fronte, die 3510′ über dem Vierwaldstättersee liegt *) und so ziemlich in gerader Linie läuft, erheben sich Reihen von Spitzen oder Piken; an dem südwestlichen Ende der Rothstock (etwa 3800′ über dem See), gerade über Weggis, einem Dorfe unten am See, mit seinen hohen Fortsätzen, dem Schitt, Dossen (3900′) Schneealpli und den Gersauer Alpen (4020′). Diese Reihe, die gegen vier Stunden längs dem See hinläuft, der ihre steilen Wände bespült **), schließt sich bey Brunnen, wo das Schwyzer Thal an den See stößt. Dieß ist die südwestliche Seite des Berges. An dem nordwestlichen Ende der Fronte erhebt sich der zweyte Bergrücken, der Rigikulm (culmen), etwa 4100′ über dem See (auf der Keller'schen Karte steht durch ein Versehen 4250′), die höchste Spitze des ganzen Gebirgs. Dieser zweyte Rücken ist viel kürzer als der vorige; seine Seiten senken sich steil in den Zuger See hinab, laufen an ihm fort, so weit er in das Schwyzer Thal einbeugt, und vereinigen sich schon oberhalb Goldau mit dem erstern, oben beschriebenen Rücken, wie die Karte zeigt. Dieser lauft dann mit seiner nordöstlichen Seite steil an den Ufern des Lauwerzensers hin, das Schwyzer Thal begrenzend, und endet sich, wie schon bemerkt, bey Brunnen.

Sämmtliche Seiten des Gebirgs sind mit Fichtenwäldern bedeckt, die nach oben hin immer dünner werden und gegen die Spitzen sich ganz verlieren, die nackt und kahl sind. Am interessantesten ist die Südwestseite, die in den Vierwaldstättersee gesenkt ist. Hohe, dunkle Wälder wechseln mit einsamen Thälern, schönen grünen Matten und furchtbaren Felsabhängen, die wie aneinander gereihte Säulen aussehen.

Zwischen den erwähnten beyden Bergrücken liegt eine kleine Ebene, oder, wenn man lieber will, ein hohes Bergthal, das ein gleichschenkliches Dreyeck bildet. Die Basis desselben ist die Seite zwischen dem Rothstock und Kulm, die oben beschriebene Fronte oder First des Berges, deren steile Halden in den Seeboden und von da in den Küßnachtersee hinabgehen. In der Mitte dieser Seite liegt das Wirthshaus, das Rigistaffel genannt wird, 3510′ über dem See, ganz nahe an der First. Die dritte Spitze des Dreyecks, wo die zwey gleichen, an den innern Wänden des Kulm- und Rothstockrückens hinlaufenden Seiten zusammenstoßen, liegt viel tiefer; hier ist Maria zum Schnee. Die innere Wand des Kulmrückens vereinigt sich hier mit dem Rothstock (die äußere, wie früher bemerkt, bey Goldau), und schließt das Thal; eine völlige Vereinigung verhindert eine tiefe und enge Schlucht, in welcher der reißende, forellenreiche Aabach, der nicht weit vom Rigistaffel entspringt, nach Goldau hinabstürzt, sich dann nördlich wendet und in den Zugersee sich ergießt. Wie sehr die Thalebene gegen Maria zum Schnee hin gesenkt ist, erhellt aus der Vergleichung der Höhen; lezteres liegt nur 2680′, der Rigistaffel, der nur eine kleine halbe Stunde davon entfernt ist, 3510′ über dem See. Die Wände der beyden Bergrücken, die sich in dieses Bergthal herabneigen, sind sparsamer als die äußern mit Fichtenwäldern bedeckt, der größere Theil derselben besteht aus Waiden, von den Schweizern Alpen genannt, auf denen läutende Viehheerden umherirren und hin und wieder Alpenhütten stehen.

Hier hast Du eine, wie ich hoffe, ziemlich deutliche Anschauung von der Gestalt des Rigi, so weit es möglich ist, sie dem innern Auge der Phantasie zu geben, ohne daß das äußere gesehen hat. Die Form des Berges auf der Keller'schen Karte ist richtig; nur ist hier sowohl wie auf der kleinen Rigikarte, die dem Kellerschen Panorama beygefügt ist, das zulezt beschriebene Bergthal bey Maria zum Schnee lange nicht eng und geschlossen genug dargestellt. Ich gehe nun zu dem Hauptgegenstand meiner Schilderung über.

Der ganze Berg ist der heiligen Jungfrau gewidmet. „Schon von Natur," sagt das Rigibüchlein *) „ist dieser prächtige Berg der Himmelskönigin gewidmet, weil noch nie eine Schlange, die alte Erbfeindin des menschlichen Geschlechts, welcher die heilige Jungfrau den Kopf zertreten hat, auf ihm gesehen wurde." Daher die vielen heiligen Oerter auf demselben, die ihm eine eigene religiöse Weihe geben und ihn gleichsam kanonisirt haben; daher die vielfachen, zum Theil höchst rührenden Legenden, die sich an diese geweihten Stellen knüpfen, die Wundermähren von den Wirkungen der Gnadenbilder, die da ihren Sitz haben; die Inschriften, Votivtafeln und Stiftun-

*) Der Vierwaldstättersee liegt 1350′ über dem mittelländischen Meer.

**) Zwischen den Wänden des Bergs und dem See ist kein ebener Uferſaum, wie es nach der Keller'schen Karte scheinen möchte. Die Wände gehen fast überall ziemlich steil in den See. Auch ist das Thal bey Brunnen lange nicht so breit, als diese Karte andeutet. Fehler der Art sind in Menge auf dieser Karte; die Thäler sind fast überall zu breit und die Bergrücken zu schmal angedeutet.

*) So heißt eine von den Kapuzinern im Klösterle geschriebene Erzählung von der Entstehung ihres Klosters. Den Namen Rigi leiten sie von regina ab. Wirklich nennt man dieses Kloster noch jezt die Rigi.

Digitized by Google

tungen, wodurch die Geretteten ihre Dankbarkeit bezeugten. Aus dem Anblick dieser Denkmäler einer eigenthümlichen religiösen Fabelwelt entspringt das besondere Interesse, welches der Aufenthalt auf diesem Gebirge sentimentalen Gemüthern gewährt, indeß stärkere Seelen sich an den Denkmälern der politischen Welt ergötzen, die an seinem Fuße den Freyheitsheroismus der Vorfahren verewigen.

Die ganze Civilisation des Berges, um mich dieses passenden Ausdrucks zu bedienen, knüpft sich an diese geheiligten Orte. Ich will meine Nachrichten darüber mit einer Beschreibung der Hauptpfade, die auf ihn führen, verbinden.

Der betretenste dieser Pfade ist der, welcher in das Schwyzer Thal führt, weil der größte Theil des Berges zum Kanton Schwyz gehört. Die Pfade von Neugoldau und Arth vereinigen sich da, wo der Kulmrücken mit dem Rücken des Rothstocks oberhalb Goldau zusammenstößt, und nun länft der Weg längs des reißenden Aabachs, gegen anderthalb Stunden lang, bis zum Kloster. Etwa eine Stunde von da liegt ein geringes Wirthshaus, Unterdächli genannt, das dem Wanderer gegen Regen und Donnerwetter, die auf dem Rigi und Pilatus so häufig sind, einen willkommenen Schutz gewährt. Steil und schauerlich windet sich von da der Weg, meist auf Stiegen von Holzstämmen, in dieser finstern Schlucht aufwärts; dunkle Wälder, tosende Wasserfälle, die theils die Aa bildet, theils von den Seiten der beyden Gebirgsrücken herabbrausen, und ungeheure Felswände sind die grauenvollen Dekorationen dieses Pfades; angenehme Erheiterungen in dieser Wildniß sind einige Schirmdächer und Bildhäuschen und zwey Kapellchen, von welchen das eine die Kreuztragung, das andere die Kreuzigung Christi darstellt. Etwa eine Viertelstunde von dem Kloster erweitert sich die Schlucht ein wenig, der Pfad wird weniger steil und ungemein anmuthig durch die grünen Wände, an welchen er hinzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Straßenbettler in London.*)

Man rechnet zu London täglich 7000 Bettler auf dem Pflaster, wovon jeder im Durchschnitte sich 2 Shilling erbettelt; alle zusammen gewinnen demnach täglich 700 Pf. Sterl. (8400 fl.) Sie haben ihre eigenen Herbergen, in welchen sie für 3 Pence (9 kr.) Streu, für 4 Pence (12 kr.) reines Stroh, für 6 Pence (18 kr.) eine Matratze als Nachtlager bekommen. Diese Bettler halten jährlich eine Generalversammlung und werden täglich in eigenen Kompagnien für bestimmte Bezirke vertheilt. Mancher Bettler erwirbt sich durch seinen Betrug 5 Shilling des Tages (3 fl.). Ein Bettler, Jak. Turner, rechnet jede Stunde, die er bettelt, auf 1 Shill., und seine Ehehälfte unterrichtet arme Mädchen in der Kunst des Bettelns. Die Polizey weiß dieß und hilft diesem Unfuge nicht ab; sie vermehrt ihn noch dadurch, daß sie täglich aus verschiedenen Gefängnissen und Arresten in der Stadt London und um dieselbe an hundert Diebe frey zu ihrem Handwerke zurück läßt. — Wie sehr sticht gegen diese Bettelindustrie die Würde eines exilirten Grande d'Espanna, eines Pairs des Königreichs Spanien, ab, der, um seine Gattin mit drey Kindern kümmerlich zu nähren, nicht bettelt, aber auf der Chaussee in der Nähe von London als Taglöhner die Straße ausbessern hilft und Steine zerschlägt für täglich Einen Shilling, d. i. 36 kr, was er in England gerade so viel ist, als wenn er bey uns sich 6 kr. verdiente.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Noch immer herrscht ein heftiger Zwist wegen des Trauerspiels „Heinrich III. und sein Hof“ in der literarischen und auch in der politischen Welt allhier. Denn nicht allein die Klassiker sind mit dem Stücke, und mehr noch mit dem großen Zulaufe, den es erregt, unzufrieden, sondern auch die Royalisten, das heißt die Parthey, die sich den Namen Royalisten beylegt; sie behaupten nämlich, das Stück sey ein Spott auf den königlichen Hof jener Zeit. Nun war freylich der Hof Heinrichs III., der Ausschweifung mit Andacht paarte, der erbärmlichste, den man sich denken kann, obschon der König doch einige gute Eigenschaften besaß; der junge Dichter Dumas hat diese elende Zeit ungefähr so dargestellt, wie sie von Geschichtschreibern, die in derselben lebten, beschrieben worden ist, oder wie sie in den übriggebliebenen Dokumenten erscheint. Die Schuld des Dichters ist es keineswegs, wenn so viel Erbärmlichkeit und Elendigkeit in seinem Gemälde vorhanden ist; warum geht sie aus der Geschichte hervor? Es dünkt mir also eine abgeschmackte Beschuldigung, der Dichter habe den königlichen Hof verächtlich machen wollen. So könnte man ja auch die Geschichtschreiber beschuldigen, sie hätten die Absicht gehabt, König Heinrich und seine miserablen Mignons zu verspotten. An solche Beschuldigungen kehrt sich auch der vernünftige Theil des Publikums wenig, und wichtiger ist der dem Dichter gemachte Vorwurf, er habe kein Kunstwerk geliefert, sondern nur eine Reihe von Auftritten historischen Inhalts dargestellt. Manche gehen sogar so weit, daß sie alles Zulaufes und Beyfalls unerachtet, den das Stück erregt, es dennoch für schlecht halten und nicht begreifen können, wie so etwas nur das geringste Aufsehen erregen kann. Der lebhafte Beyfall eines sich stets nach etwas Neuem sehnenden Publikums beweist freylich noch nicht viel, und bürgt in Paris nicht immer für den innern Gehalt eines Kunstwerks; zuweilen vermag das geschickte Spiel eines großen Schauspielers oder ein sonstiger Zufall ein Werk hervorzuheben, das ohne

Digitized by Google

ihn wenig beachtet worden wäre. Dlle. Mars, in der Rolle der Herzogin von Guise, muß natürlich Beyfall finden; auch ergießt sich mit Recht der junge Dichter in der Vorrede zu seinem nunmehr gedruckten Trauerspiele in Lobeserhebungen und Dankbezeugungen gegen die Schauspieler und Schauspielerinnen, die sein Stück darstellen, besonders über die Dlle. Mars, die sehr viel zur überaus günstigen Aufnahme desselben beygetragen hat. Indessen um solch ein Aufsehen zu erregen, wie dieses Trauerspiel gethan hat, muß doch wohl in demselben etwas liegen, was das Publikum anzieht. Ich glaube, es ist die ziemlich getreue Schilderung einer allerdings jämmerlichen, aber doch höchst merkwürdigen und auf das Schicksal Frankreichs einflußreichen Zeit. Es ist eine Episode aus dem Kampfe der alten und neuen Ideen, der Ligue und der nach Kirchenverbesserung und Geistesfreyheit strebenden Menschheit, des Lichtes und der Finsterniß. Solch ein Gemälde ist immerhin interessant, auch wenn der Künstler noch nicht stark und kräftig zu malen versteht. Man hat es dem Dichter zum ästhetischen Fehler angerechnet, daß er keine eigentlichen Charaktere zu schildern unternommen und den Personen keine feste Haltung, keine entschiedene Konsequenz in ihren Handlungen gegeben habe, so daß sie nicht, wie in den ältern Trauerspielen, als Kontraste einander gegenüberstehen und, scharf gezeichnet, sich als bestimmte Figuren hervorheben. Solche bestimmte, konsequente Charaktere sind aber in der Geschichte der vorigen Jahrhunderte schwer zu finden; fast alle tragen das Gepräge des damaligen Zeitgeistes, und wenn der Dichter keine solche bestimmten Charaktere vorfand, so konnte er sie auch nicht in sein Trauerspiel bringen, falls dieses eine geschichtlich treue Schilderung der damaligen Zeit werden sollte. Einem geübtern Dichter wäre es jedoch vielleicht gelungen, die in der Geschichte zerstreuten Züge mit geschickter Hand zu vereinigen und zur schärfern Bezeichnung seiner Charaktere zu benutzen. In einer schlechten Zeit sind die Menschen großentheils charakterlos; allein ihre Hauptneigungen und Empfindungen stechen doch hie und da hervor; des Dichters Pflicht und Talent ist, sie wie Strahlen in einen Brennpunkt zu sammeln. Dann haben manche Kunstrichter es in ästhetischer Hinsicht unedel gefunden, daß eine Haupttriebfeder der dramatischen Handlung in „Heinrich III“ darin besteht, daß der Herzog von Guise körperliche Gewalt braucht, um die Herzogin, seine Gemahlin, zu zwingen, dem jungen Grafen von St. Megrain, einem der Günstlinge oder Mignons des Königs, ein Billet zu schreiben und ihn zu einer heimlichen Unterredung mit ihr zu berufen, wodurch der Herzog den jungen Günstling, der die Herzogin anbetet, in seine Gewalt bekommen will. Er drückt deßhalb der Herzogin, die sich weigert, das verhängnißvolle Billet zu schreiben, mit seinem eisernen Handschuh den Arm so heftig, daß sie laut aufschreyt und, von Schmerz getrieben, das Billet schreibt und dadurch den jungen Grafen in die Falle lockt. Damit die Zuschauer von der Wirkung dieses Druckes mit dem eisernen Handschuh recht überzeugt werden, läßt der Dichter in einem der folgenden Auftritte die Herzogin den Aermel aufstreifen, und dem Texte zufolge sieht man am weißen Arme derselben die blauen und schwarzen Flecken, welche die mächtige Faust hervorgebracht hat. Dieß mißfällt nun den Kunstrichtern außerordentlich. Allein solch ein Zwang ist ganz dem rohen Zeitalter angemessen, worin die Handlung vorgeht, vielleicht ist der Zug sogar historisch wahr, und da sehe ich denn nicht ein, warum so etwas minder ästhetisch schön seyn sollte, als das Stoßen mit dem Dolche, das Vergiften und dergleichen, womit andere Trauerspiele endigen, und was nunmehr ein ziemlich abgenutztes Mittel ist, den dramatischen Knoten zu lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, April.

(Beschluß.)

Die Orden sind Franziskaner, Dominikaner (sehr reich), Augustiner u. s. w. Alle Klöster zusammen mögen ungefähr 300 geistliche Personen enthalten. Jedes Kloster unterhält eine Freyschule, worin die Armen im Lesen, Schreiben, Rechnen und den Grundsätzen der Religion und Sittenlehre Unterricht empfangen. In einigen Gegenden dienen die Mönche als Pfarrer und sind durch die Unterweisung der Eingebornen in den Gewerben und dem Ackerbau vom höchsten Nutzen. Sie haben bedeutenden Einfluß in Regierungssachen und sind sehr ordentliche Bürger. In der Hauptstadt gibt es höchstens 8 Nonnenklöster, die sich von ihren eigenen Einkünften erhalten und Schulen zum Unterricht der Mädchen haben; die Lebensart der Nonnen ist unbescholten. Die Anzahl der Kirchen in der Hauptstadt beläuft sich auf 50. Sie sind aufs kostbarste verziert, prächtig in ihrer Bauart und scheuen keine Kosten, um ihren Feyerlichkeiten den höchsten Glanz zu geben; es ist ganz zuverlässig, daß in der Republik der Gottesdienst zwey Mal so viel kostet, als die Regierung. Die Kirche steht mit der Regierung in gutem Vernehmen, so wie in ihrem eigenen Schooß Friede herrscht. Doch hat die eigenmächtige Wahl eines Bischofs zu St. Salvador, den der Erzbischof nicht bestätigen wollte, zu einer Streitigkeit Anlaß gegeben, die man dem Pabst zur Schlichtung anheimgestellt hat.

Man schätzt die ganze Einwohnerzahl der vereinigten Republik auf 2 Millionen; von diesen rechnet man in der Hauptstadt des Gesammtstaates 50,000 und in den Hauptstädten der vier andern mitverbundenen Staaten zusammen 140,000 Seelen; nämlich 39.000 zu San Salvador, 38.000 zu Leon, 37.000 zu Chiquimila und 26.000 zu Cartago. Was die Racen betrifft, so rechnet man Weiße und Creolen ein Fünftel, farbige Leute zwey Fünftel und Indianer zwey Fünftel. Eigentliche Europäer zählt man nicht mehr als 5000. In Hinsicht der mannichfaltigen Blutsvermischungen in den ehemaligen spanischen Provinzen in Amerika gibt der Verfasser ein merkwürdiges Verzeichniß von Gemälden, die sich in der Gallerie einer gewissen Dona Manuela Sarco zu San Angel, 3 Stunden von Meriko, befinden: Mestisa, geboren von einem Spanier und einer Indianerin; Castisa, von einer Mestisa und einem Spanier; Española, von einem Castiso und einer Spanierin; Mulata, von einer Spanierin und einem Neger; Moeisco, von einer Mulattin und einem Spanier; Tornatras, von einem Albino und einer Spanierin; Tenteenelaire, von einem Tornatras und einer Spanierin u. s. w.

Es ist bekannt, daß die Hauptstadt von Guatemala drey Mal durch Erdbeben zerstört worden und eben so oft auf einer andern Stelle wieder erbaut worden ist. Doch wurde die alte Stadt niemals gänzlich verlassen. So enthält Guatemala Vieja, die alte Stadt, noch 2000 Einwohner, die Antigua oder die älteste, eine herrliche Stelle, 18.000, die neue, Nueva, 50.000. Die Lebensmittel sind, außer den harten Bohnen, Maiz und Plantanen, welche fast die einzigen Nahrungsmittel des Volkes ausmachen, theurer, als vielleicht in den meisten Gegenden Europa's. Dieß rührt wohl von dem schlechten Zustand des Ackerbaues, dem verhältnißmäßig großen Geldumlauf und dem Umstande her, daß in der Nähe der Hauptstadt wenig Vieh gezogen wird; so kostet z. B. ein Pfund Fleisch 36 Kreuzer und ein Pfund Brod 18 Kreuzer.

Beylage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. April 1829.

O süße Ruh im Tannenwalde
Fern ob dem See,
An Rigiberges grüner Halde
Auf luft'ger Höh!
Der Rinder Glocke tönt von Weiten
Im Wiesenplan;
Es schalle des Kirchleins Feierläuten
Den Berg hinan.

Friderike Brun.

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Ueber die Entstehung des Klosters und der Kapelle, der Hauptkirche auf dem Berge, gibt das Rigibüchlein folgende Auskunft: Im Jahre 1689 versammelte Seb. Zay, Kirchenvogt zu Arth, die Hirten, die seit undenklichen Zeiten sich mit ihren Sennhütten auf dem Rigi angesiedelt hatten, und erbaute mit ihrer Hülfe eine Kirche und ein kleines Haus für die Kapuziner von Arth, die nun herauf kamen, um den Gottesdienst zu halten. Im Jahr 1690 ward ein Mariabild auf den Altar gestellt, das Jos. Balth. Steiner von Arth gemalt hatte, wobey eine höhere Macht seine Hand leitete, so daß er selbst fast nichts dabey that; auch konnte er nie wieder ein ähnliches Bild entwerfen. Der Stifter, Seb. Zay, und die Kapuziner von Arth wandten sich darauf nach Rom und baten den heiligen Vater, die Kapelle sammt der Mission der Kapuziner der heiligen Versammlung de propaganda fide in Rom einzuverleiben, als verbreiteten sie den Glauben in diese Wildniß. Ihre Bitte ward gewährt; der Nunzius Mich. Ang. Conti nahm 1696 die ganze Stiftung in den Schutz der heiligen Versammlung; der Gottesdienst wurde den Kapuzinern in Arth übergeben, und im Jahr 1700 weihte der Nunzius Jul. Piazza die Kapelle unter dem Namen Maria zum Schnee, vor einer ungeheuren Menge Volkes ein. Da die Zahl der Pilgrime sich zu sehr vermehrte, ließ der Landamman Schorno von Schwyz im Jahre 1709 eine neue, viel schönere Kapelle erbauen, wiewohl alle Baumaterialien, außer dem Holze, auf dem Rücken der Menschen heraufgetragen werden mußten. Im Jahr 1728 wurden die Kapuziner zum zweyten Male als Missionarien bestätigt; seit dem wohnen sie Sommers und Winters in dem Kloster und verrichten den Gottesdienst. Die Kapelle, in der sich fünf Altäre, ein kostbares Kirchengeräth und das Gnadenbild befinden, erhielt vielfältigen Ablaß von den Päbsten, den größten am 5ten August, dem Stiftungstage derselben. Pius VI. gab allen Pilgrimen, die hierher wallfahren, vollkommenen Ablaß. Ein besonderes Fest ist am 6ten September, dem Geburtstag der Himmelskönigin. Das Rigibüchlein ist voll von Nachrichten der Wunder, welche die heilige Jungfrau der Kapelle verrichtet hat, und die Kapelle selbst voll von dankbaren Erinnerungszeichen an diese Wunder, Krücken, hölzernen Füßen und Händen, Halseisen und Handschellen, und einer Menge von Votivtafeln. Maria zum Schnee ist nach Einsiedeln einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte in der Schweiz.

Wegen der Menge der Wallfahrer entstanden nach und nach Wirthshäuser um das Kloster. Die ältesten sind das Rößli und der Löwe; sie haben ihren ursprünglichen Charakter von Bauernwirthshäusern beybehalten. Die neuern (die Sonne und das Schwerdt) beweisen durch größere Eleganz und bequemere Einrichtung im Innern, daß sie mehr um der Fremden willen, die den Berg besuchen, erbaut wurden. Diese ganze Gruppe von Häusern

Digitized by Google

führt gleichfalls die Namen Klösterle und Maria zum Schnee. Da Du so manches Gebirgsland bereist hast, so darf ich Dir kaum bemerken, daß die Häuser sämmtlich von Holz aufgeführt sind; die Kapelle jedoch ist sehr regelmäßig aus Stein und Mörtel erbaut. An den meisten Häusern befinden sich kleine Gärtchen, in denen man Kartoffeln zieht, die vortrefflich gedeihen, und Salat, der einen kräftigen, aber etwas wilden Geschmack hat. Besonders gefällig ist das Gärtchen im Kloster. Die Mönche pflanzen hier auch Sommerblumen und Zwergobst, das jedoch selten reif wird. Das Innere des Klosters zeichnet sich durch ungemeine Ordnung und Reinlichkeit aus; auch ist es durch mancherley Unterstützungen, welche Frömmigkeit und Theilnahme diesen Bergmönchen gewährten, vor der ärmlichen Gestalt bewahrt worden, die gewöhnlich den Dominikanerwohnungen eigen ist. In den Zellen dieses Klosters hausen vier Mönche und ein Superior, ein gebildeter und unterrichteter Mann, in dessen Gesellschaft mir manche Stunde sehr angenehm verstrichen ist.

Eine Felsbank, nicht weit von dem Kloster, zwischen einigen hohen Fichten, war der Lieblingssitz des Herzogs Ernst von Gotha, der lange in der Schweiz lebte und fast jeden Sommer auf dem Rigi zubrachte. Nach seinem Tode ließ der Kriegsrath Reichard zum Andenken des edlen Fürstensohnes eine marmorne Platte in den erwähnten Fels setzen, mit folgender Inschrift:

„Dem frommen Andenken weiland Ernsts von Sachsen Gotha, hehr durch Ahnen und Kenntnisse, größer durch Edelsinn und Biederkeit, widmet dieses im Angesicht der Alpen und des frommen Volkes, das er liebte und hoch ehrte, Reichard. 1804."

Aus der geweihten Nähe der heiligen Jungfrau, vor deren Gnadenbild ich oft, wiewohl Protestant, mit der andächtigen Menge niederknieete, zumal an großen Ablaßtagen, so sehr auch meine Sündenlast auf den heitern Höhen dieses Gebirges von selbst getilgt wurde, führe ich Dich nun zu einigen mehr weltlichen Anstalten. Von Maria zum Schnee leitet ein etwas unbequemer Pfad das Bergthal hinauf zum Rigistaffel, dessen Lage an der First über dem Küßnachter See ich oben bezeichnet habe; von da geht er, Anfangs sehr bequem, über die ziemlich ebene Trift, dann steil und gewunden die Kulmspitze hinauf, zu dem Kulmwirthshause. Vom Kloster bis zum Rigistaffel ist eine halbe Stunde, und eben so weit von da zum Kulm. Diese beyden Wirthshäuser wurden im Jahre 1816 erbaut; zuerst das Kulmwirthshaus. Eine Gesellschaft Zürcher schoßen, auf Betrieb des Herrn Keller, eine Summe Geldes zusammen und bewog den Wirth zum Löwen im Klösterle, auf dieser Höhe ein großes, geräumiges Haus, nebst einem Stalle für Pferde zu erbauen. Bis dahin war der Wanderer, der den Aufgang der Sonne zu sehen wünschte, genöthigt, von dem Klösterle noch in der Nacht hinaufzusteigen, und war dann oben, wo alle Winde brausen, jedem Ungestüm der Witterung ausgesezt. Das Unternehmen war also sehr verdienstlich. Das Haus liegt in einer kleinen Vertiefung, etwa 200 Schritte von der First; an der First ist ein großer freyer Raum, auf welchem ein hohes, hölzernes Gerüste, auf das eine Leiter führt, sich befindet. Die Aussicht wird von diesem Gerüste allerdings noch etwas, wiewohl nicht viel erweitert. Kein Strauch, keine Pflanze gedeiht mehr auf diesem hohen Rücken; nur die einsame Alprose blüht an den steilen Halden. Alle Versuche, die man machte, Kartoffeln hier anzupflanzen, mißlangen. Der Kulm reicht nahe an die Schneeregion, was ersichtlich wird, wenn man die Höhe des Vierwaldstätterssees zu der Höhe des Berges über dem See addirt. Daher sind Lagen von Schnee an kalten Sommertagen, vorzüglich beym Wehen des West- und Nordostwindes, nicht selten; die Sonne verzehrt ihn jedoch sogleich am Tage wieder. Der Rigistaffel wurde in demselben Jahre von dem Wirth zum Schwerdt im Klösterle gebaut, aus Eifersucht gegen den Löwenwirth. Dieses Haus gibt dem auf dem Kulm befindlichen an Geräumigkeit und bequemer Einrichtung wenig nach; die Lage desselben ist noch anmuthiger als die des leztern, es liegt aber freylich gegen 900 Fuß tiefer als dieses. An dem Rigistaffel vereinigen sich die drey Wege, die auf den Berg führen. Den einen habe ich Dir vorhin beschrieben; der zweyte geht von Küßnacht aus, und läuft dann an der Frontseite des Berges über dem Küßnachter See aufwärts, meistens steil und ohne angenehme Partien. Nur der Seeboden, die kleine Ebene in der Mitte der Bergwand, gewährt mit seinen Sennhütten, rieselnden Bächen und Fichtengruppen einen lieblichen Ruheplatz. Der dritte Weg von Weggis am Vierwaldstättersee ist der interessanteste, auch am besten gemacht. Lage und Klima von Weggis, das in einem Winkel des Sees vor allen kalten Winden geschüzt ist, sind ganz italienisch. Die zerstreuten Häuser sind auf herrlich grünen Matten zwischen Kastanien und Obstwäldern versteckt; ein immerwährender Blüthenduft steigt aus den Blumenbeeten, die vor den Häusern prangen, und aus der üppigen Schaar wilder Blumen, welche die Matten schmücken; jenseits dem Spiegel des Sees aber blicken die Riesenhörner der Unterwaldner Alpen in schauerlicher Pracht in dieses zauberische Gelände eines tropischen Himmels herüber. Der Wanderer glaubt in einem Feenlande zu seyn. Der Weg schlängelt sich Anfangs durch einen Kastanienwald, dann unter einsamen Eichen, über heimliche Thälchen aufwärts in einen schönen Buchenwald; weiter in der Höhe, in der Mitte der Bergwand, wo der Fichtengürtel beginnt, steht eine Kapelle, Einsiedeley genannt, weil ehedem hier ein Einsiedler wohnte. Zu gewissen Zeiten im Sommer hält hier ein

Digitized by Google

Geistlicher von Weggis Gottesdienst. Der Charakter dieser geweihten Stätte der Andacht ist über jeden Ausdruck romantisch. Von hier zieht der Weg durch schattige Fichten, grüne Alpen mit Sennhütten und klingelnden Heerden, oft an ungeheuern Felsblöcken vorüber, auf deren Spitzen Fichten aus dem Stein zu wachsen scheinen, in einem beständigen magischen Wechsel des Prospekts, endlich verliert sich dieser seenhafte Pfad in eine große freye Matte, die Abdachung des Rothstocks. Hier ist eine Kapelle und ein Wirthshaus; beyde führen den Namen des kalten Bades, 3100' über dem See.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Todtenklage.

Die folgende Skizze eines der merkwürdigsten Gebräuche des irischen Landvolks ist zugleich eine Probe des interessanten neuen Werks von Croker, dessen in unserer Londoner Korrespondenz, Nr. 54. d. J. erwähnt wurde.

Es war Weihnachten, und mit inniger Zufriedenheit blickte ich in der ländlichen Küche umher und sah, wie die grünen Blätter und rothen Beeren zierlich zwischen dem glänzenden zinnernen Geschirr an den Wänden umherstacken. Ich hege eine gewisse Vorliebe für alte Gebräuche und lasse sogar ein altes Vorurtheil gelten, wenn es sonst nur harmlos ist. Ich hatte also auch nichts gegen den Klotz einzuwenden, welchen man ins Feuer geschoben, noch gegen die ungeheure Kerze, die man dem freudigen Feste zur Ehre angezündet. Kaum hatte aber die Familie den Abendkreis um das Feuer her gebildet, als und ein lautes Jammergeschrey in die Ohren drang. Die Todtenklage der Irländer ist immer ein wilder, trauriger Ton, aber in diesem Augenblicke der Festlichkeit klang sie besonders erschütternd, und mit dem Winde vermischt, welcher draußen heulte, tönte sie manchmal so gespensterartig, daß ein abergläubisches Gemüth davon leicht lebhaft ergriffen werden mochte.

„Der Herr behüt' uns!“ rief Debora, die Magd, „das ist der Banschie, wenn mag das gelten?“ „Thorheit,“ sagte ich, „ich will gleich sehen, wer's ist;“ und ohne mich an die Abmahnungen des Weibervolkes zu kehren, setzte ich meinen Hut auf und ging hinaus, um zu erforschen, woher der Jammerruf komme. Die Nacht war sehr dunkel und nur mit Mühe fand ich meinen Weg zu einer Hütte, woher die Klage zu kommen schien. Sie gehörte einem armen Manne, Namens Sulivan. Nach dem Aeußern zu schließen, war es eine bessere Wohnung, als der irländische Bauer gewöhnlich besitzt; denn sie hatte ein Schieferdach und zwey Fenster, in denen nicht wie gewöhnlich Stroh und alte Hüte die Stelle zerbrochener Scheiben vertraten. Aber sobald ich die Thüre öffnete, verschwand auch jeder Gedanke an Bequemlichkeit und Wohlstand. Ein nasskalter Lehm bildete den Boden des ganzen Gebäudes, das nur ein einziges schauerliches Gemach bildete; durch die Spalten der Thüre säuselten alle Winde; rußige Wände und ein beynahe erloschenes Torffeuer unter einem ungeheuern schwarzen Schornsteine, in dessen Schatten es sich beynahe ganz verlor. Ein Paar Binsenstühle, ein kleines Tischchen und eine elende Bettlade, die mit ihrem noch elenderen Bette der Wärme wegen dicht bey dem Heerde stand, machten den ganzen Hausrath dieser Jammerwohnung aus. Das Tischchen stand am Fuße des Bettes und auf demselben lag die Leiche eines vierjährigen Knaben; das schwarze Haar war glatt über die Marmorstirne heruntergestrichen, und die langen dunkeln Augenbraunen warfen ihren Schatten über die rudig blassen Wangen. Auf der einen Seite saß die Mutter mit dem Blick des Jammers und stöhnte, mit dem Leibe hin und her wiegend, leise vor sich hin. Auf der andern war ein kleines Mädchen in die Höhe geklettert und versuchte das Brüderchens schwere Augenlieder aufzuheben. Zwey andere Schwestern saßen auf dem Bette und der unglückliche Vater stand mit gefalteten Händen und mit einem Blick geduldiger Ergebung über den kalten Heerd hingebeugt. Der Körper der Leiche war mit einem von einem wohlhabendern Nachbar geborgten Leintuche bedeckt; zu dessen Füßen stand ein großer Teller voll Taback und auf jeder Seite ein Licht. Dieß war alles, was sie für die Leichenwache hatten aufbringen können; an sich selbst schon Beweis genug von ihrem Elend, da die Irländer bey solchen Gelegenheiten niemals Kosten scheuen, wenn es nur in ihren Kräften steht. Was mir am meisten auffiel, war die Abwesenheit von Gästen, da doch die Landleute es sonst für verdienstlich halten, bey den Todten zu wachen, und sich immer zahlreich dabey einfinden. Ich erfuhr indessen, daß der Weihnachtsabend Schuld an der Leerheit des Hauses sey, da Niemand an einem solchen Abend gern sein Heimwesen verläßt. „Ich kann sie nicht darum schelten,“ sprach der arme Mann, „denn es ist nicht mehr, als wir selbst gethan hätten; aber gegen 9 oder 10 Uhr erwarte ich sie, und dann wachen sie mit uns bis zur Frühmesse.“ Es war, wie er gesagt hatte, allmählig fanden sich die Bauersleute ein, und nach einiger Zeit war die Hütte ganz voll. Die Männer hielten sich stille auf ihren Sitzen, aber einige Weiber traten von Zeit zu Zeit zur Leiche und erhoben ihre Allagone oder Todtenklage. Die Zeit verging unter Rauchen, Gesprächen und Geschichten, worunter Geistergeschichten natürlich die Hauptrolle spielten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, März.

Wäre es eine in der Natur der Dinge liegende Nothwendigkeit, daß die alte Kraft zurücksinkt, sobald eine neue

Digitized by Google

in jungen Schößlingen emporsblüht, so wäre es auch nicht undenkbar, daß, wie jezt die Ultima Thule Künstler nach dem ewigen Rom sendet, um dort unerreichbare Werke zu fertigen, so dereinst ein irokesischer Professor der alten Literatur eine Abhandlung herausgäbe über die Verdienste, welche einst die Deutschen, Engländer, Franzosen ꝛc. um Förderung und Verbreitung der Wissenschaften sich erworben haben. Ob diese lezteren wirklich in Kunst und Geschmack wieder rückwärts zu gehen anfangen, mag hier füglich unerörtert bleiben; wie aber klingt es europäischen Ohren, wenn man hört: Die Nationalversammlung der Irokesen hat die Errichtung einer Akademie beschlossen und die nöthigen Fonds dazu angewiesen. Und doch kann ein jeder Europäer, der englisch versteht, das in einem Blatte lesen, welches unter dem Titel: The new Phoenix (der neue Phönix) in Neu-Echota im Lande der Irokesen erscheint; versteht er aber irokesisch, so hat er den Vortheil, das Blatt um den halben Preis erhalten zu können, und mag er sich deßhalb nur nach Newyork oder Mobile an den Herrn Thomas R. Gold wenden. Für diejenigen, die den weiten Weg scheuen, heben wir hier Einiges aus der 34. Nummer vom 22. Oktober v. J. aus.

Der erste Artikel enthält eine „Botschaft der obersten Häuptlinge an den versammelten allgemeinen Rath der Irokesen," worin sie diesen im Eingange darauf aufmerksam machen, wie viel Ursache sie, trotz mancher Leiden und Prüfungen, hätten, dem allmächtigen Gotte Dank zu bringen für die bedeutenden Fortschritte und den sich immer mehr zeigenden Einfluß der Religion, Moralität und Civilisation. Bey dem Punkte der Gesetzgebung empfehlen sie besonders Vermeidung aller complicirten Formen für die Prozesse. Sodann kommt der Vorschlag wegen Errichtung einer National-Akademie zu Neu-Echota, für welche ein Fonds (im strengsten Sinne des Wortes) von 15 englischen Quadratmeilen Land angewiesen wird. In Bezug auf auswärtige Angelegenheiten ist besonders die Art der Zurückweisung von Ansprüchen der Provinz Georgien auf einige irokesische Ländereyen interessant, wobey zugleich darüber geklagt wird, daß sich eine Anzahl Familien habe bestechen lassen, sich jenseits des Mississippi anzusiedeln. Die Bestechung bestand in einer Kugelbüchse, einem Bettlacken, einer stählernen Falle, einem kupfernen Kessel und fünf Pfund Taback für jeden Indianer.

Unter den laufenden Geschäften kam unter andern eine Bittschrift um Bewilligung von Grobschmiedsgeräthschaften vor, wobey sich der Bittsteller auf eine Verordnung des Nationalkonseils vom 26. Oktober 1820 berief. Ihm wurden 57 Doll. und 25 Cent. (! Doll.) dazu bewilligt.

Ein anderer Beschluß bezog sich auf eine Abgabe von öffentlichen Vergnügungen, indem Jeder, der während der Dauer der Nationalversammlung in Neu-Echota daselbst Schaubelustigungen anstellte, eine Abgabe von 8 Dollars geben sollte.

Die Nationalversammlung besteht aus 24 Mitgliedern, nämlich 3 für jeden Distrikt, und es mögen hier folgende besondere Namen derselben ihren Platz finden: Schlafendes Kaninchen, lachende Fliege, weißer Pfad, Wanderstab, Schildkröte, magerer Kerl, Robert Bisamkatze und Hirsch im Wasser. Sprecher war: Gehende Schlange.

Im Uebrigen enthält das Blatt noch Auszüge aus englischen und nordamerikanischen Zeitungen, politischen und literarischen Inhalts, namentlich auch über Griechenland und die Türkey, und endlich zwey Annoncen. Etwa anderthalb Kolonnen sind mit irokesischen Lettern gedruckt.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Etwas gräßlicher ist es, wenn der junge St. Megrain, um nicht vom Herzoge überfallen zu werden, aus dem Fenster des Zimmers der Herzogin springt, in die Hände seiner Feinde fällt, die auf Befehl des Herzogs unten auf ihn lauern, und von diesen erdrosselt wird, wozu der Herzog ihnen aus dem Fenster das Schnupftuch der Herzogin zuwirft, mit der Aeußerung, so werde dem jungen Laffen der Tod versüßt werden. Aber auch dieser Zug liegt ganz im Geiste jener rohen Zeit, und da Alles hinter dem Theater vorgeht, so hat der Zuschauer ja kein grausameres Schauspiel vor Augen, als was ihm in so manchen andern tragischen Stücken dargeboten wird. Noch ein ästhetisches Vergehen wird dem Dichter vorgeworfen: er hat nämlich sein Trauerspiel in Prosa geschrieben, obschon bisher keine andere Trauerspielart möglich schien, als die in Alexandrinern gedichtete. Leichter ist es freylich, schlichte Prosa zu schreiben, und allerdings erhöhen schön gedichtete Verse den Kunstwerth eines Trauerspiels ungemein. Auf die Alexandriner hätte der junge Dichter Verzicht leisten können, wenn er doch wenigstens nur in Versen, gleichviel welchen, gedichtet hätte. Sein Trauerspiel gleicht allzu sehr den historischen Scenen, wie Vitet und andere junge Schriftsteller dergleichen in der leztern Zeit herausgegeben, und eine Tragödie sollte doch höhere Kunst verrathen. Ein Tagesblatt behauptet sogar, Dumas habe anfangs blos ein Melodram für eine Volksbühne aus seinem „Heinrich III." gemacht, und erst späterhin habe er es versucht, das fürs Volk bestimmte Spektakelstück, mit Hinzusetzung von 2 Aufzügen in eine Tragödie fürs Théâtre français umzustalten. Wenn es sich so verhält, so muß der junge Dichter sich über die Pariser lustig machen, die so begierig ihre großen Salons und glänzenden Gesellschaften verlassen, um im Théâtre français ein Stück zu bewundern, das er nur fürs Volk bestimmt hatte. Zu einer Parodie eignete sich der Inhalt und die Behandlungsart des Stoffes „Heinrichs III." vortrefflich; daher denn auch die kleinern Theater die Gelegenheit nicht haben entschlüpfen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 87:

Strauß.

Charade.

Erste und zweyte Sylbe.

Ein Regen, der nach rauhen Stürmen
Die Ruhe wiederbringt.

Dritte und vierte Sylbe.

Ein Baum, des abgeblüht Zweige
Der Weinstock um sich schlingt.

Das Ganze.

Ein Denkmal, das um Gräber flüstert,
In dessen Wölbung es wohl gelingt,
Daß, wenn Verlust den Sinn dir umdüstert,
Von Auferstehn die Nachtigall singt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 94.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. April 1829.

— Waffenbrüder,
Laßt uns nach Frankreich! wie Blutigel, Kinder,
Zu saugen, saugen, recht das Blut zu saugen.

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

Ein vor Kurzem in Frankreich erschienenes Werk, das den Titel führt: 1572; Chronik aus der Zeit Karls IX. *) ist wohl bis jezt das vorzüglichste in einer Gattung, die in Frankreich Mode zu werden scheint, zu der zwar die schottischen Romane den Anstoß gegeben haben, die sich aber von denselben wesentlich dadurch unterscheidet, daß eine ganz einfache Fabel nur der Faden ist, an den sich die Schilderung der Sitten, des Volkslebens, des ganzen Charakters der betreffenden Zeit reiht. Wir theilen aus dem angeführten Werke, das in mehr oder minder wahren und ergreifenden Gemälden ein Jahr schildert, welches durch die Bartholomäusnacht in den Annalen der Menschheit auf ewig schwarz bezeichnet ist, einige Auftritte mit.

* * *

Die Reitres **).

Nicht weit von Etampes, auf der Straße nach Paris, sieht man noch jezt ein großes viereckiges Gebäude mit gewölbten und mit rohem Schnitzwerk verzierten Fenstern.

Vor mehr als zwey Jahrhunderten, nämlich im Jahr 1572, hatte dieses Haus, wie jezt, die Bestimmung, durstigen Reisenden Erfrischung zu bieten; doch war das Aeußere desselben von dem jetzigen sehr verschieden. Die mit Inschriften bedeckten Mauern verkündeten die wechselnden Schicksale eines Bürgerkriegs. Neben den Worten: Es lebe der Prinz! *) las man: Es lebe der Herzog von Guise! Tod den Hugenotten! ein wenig weiter hatte ein Soldat mit einer Kohle einen Galgen mit einem Gehängten daran gezeichnet und, um jedes Mißverständniß zu verhüten, darunter geschrieben: Gaspard von Chatillon **). Doch schien es, als ob später die Protestanten hier die Oberhand erhalten hätten, denn der Name ihres Anführers war ausgestrichen und der des Herzogs von Guise an die Stelle geschrieben. Andere halb vermischte, kaum lesbare und mit anständigen Worten nicht auszudrückende Inschriften zeigten, daß man den König und seine Mutter nicht mehr geschont als die Häupter der Partheyen.

Seit mehreren Monaten war ein Friede zwischen beyden streitenden Sekten geschlossen; allein nur mit dem Munde und nicht mit dem Herzen war er beschworen. Der Haß beyder Partheyen war so unversöhnlich als je. Alles zeigte, daß der Krieg kaum aufgehört; alles kündigte an, daß der Friede nur von kurzer Dauer seyn könne.

Die Schenke zum goldenen Löwen war mit Soldaten gefüllt. Ihre fremde Aussprache, ihre sonderbare Klei-

*) Eine deutsche Uebersetzung von diesem interessanten Werke, die in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen wird, ist bereits unter der Presse.

**) Reitres kommt von der verdorbenen Aussprache des Worts Reiter; die deutschen Hülfstruppen wurden so benannt.

*) Der Prinz von Condé.

**) Der Name des Admirals Coligni.

Digitized by Google

dung zeigte, daß sie zu jenen deutschen Truppen gehörten, die unter dem Namen Reitres bekannt waren und kamen, ihre Dienste der protestantischen Parthey anzubieten, besonders wenn diese sich im Stande sah, sie gut zu bezahlen. Die Geschicklichkeit dieser Fremdlinge im Lenken ihrer Pferde und im Schießen machte sie furchtbar in der Schlacht; allein auf der andern Seite hatten sie auch den vielleicht noch mehr verdienten Ruf, die ärgsten Plünderer und unerbittlichsten Sieger zu seyn. Die in der Schenke befindlichen Truppen bestanden aus ungefähr fünfzig Reitern; sie hatten den Tag zuvor Paris verlassen und gingen als Besatzung nach Orleans.

Während einige ihre an die Mauer gebundenen Pferde striegelten, schürten andere das Feuer, drehten die Bratspieße und beschäftigten sich mit Kochen. Der unglückliche Wirth betrachtete, mit der Mütze in der Hand und Thränen im Auge, die Zerstörung seiner Küche. Er sah seinen Hühnerhof zu Grunde gerichtet, seinen Keller geplündert, seinen Flaschen den Hals abgeschlagen, um sich die Mühe des Oeffnens zu ersparen.

Vor einem schwarzen eichenen Tisch saß der Hauptmann der Reitres, ein großer, starker, ungefähr fünfzigjähriger Mann, mit dicker gebogener Nase, kupferiger Gesichtsfarbe, dünnen grauen Haaren, die kaum eine breite Narbe bedeckten, welche am linken Ohr anfing und sich in seinen dicken Knebelbart verlor. Er hatte den Küraß und Helm abgelegt und nur sein Wamms von ungarischem Leder anbehalten, das durch das beständige Reiben der Waffen geschwärzt und sorgfältig an mehreren Stellen ausgebessert war. Säbel und Pistolen lagen auf einer Bank, so daß er sie mit der Hand erreichen konnte, und er hatte keine andern Waffen an, als einen langen Dolch, den in diesen Zeiten jeder vorsichtige Mann nur dann ablegte, wenn er sich zu Bette begab. Zu seiner Linken saß ein junger, großer, ziemlich wohlgewachsener Mensch von hochrother Gesichtsfarbe. Sein Wamms war gestickt, und seine ganze Kleidung zeigte mehr Sorgfalt als die seines Gefährten. Doch war dieß nur der Fähnrich des Hauptmanns. Zwey junge Weiber von zwanzig bis fünf-und-zwanzig Jahren saßen an dem nämlichen Tische. Eine Mischung von Armuth und Pracht zeigte sich in ihrer Kleidung, die nicht für sie gemacht schien, und ihnen durch das Kriegsgeschick zugefallen war. Beyde waren hübsch; allein ihre dreisten Blicke und freyen Ausdrücke zeugten von ihrer Gewohnheit, unter Soldaten zu leben. Sie hatten Deutschland ohne irgend eine bestimmte Beschäftigung verlassen. Die mit dem Sammtkleide war eine Zigeunerin; sie verstand Karten zu legen und auf der Mandoline zu spielen. Die andere besaß Kenntnisse in der Wundarzneykunst, und schien sehr hoch bey dem Fähnrich angeschrieben zu seyn. Diese vier Personen, jede mit einer großen Flasche und einem Glase vor sich, waren in vertraulichem Gespräch begriffen, und tranken, während man das Essen bereitete.

Die Unterhaltung fing an schläfrig zu werden, wie dieß unter hungrigen Leuten geschieht, als ein junger Mann von hohem Wuchs und zierlich gekleidet, sein Pferd vor der Thüre der Schenke anhielt. Der Trompeter stand von der Bank auf, trat dem Fremden entgegen und nahm ihm den Zügel des Pferdes ab. Der Fremde bereitete sich, ihm für diese Höflichkeit, denn als solche nahm er es, zu danken; allein er ward bald seinen Irrthum gewahr. Der Trompeter öffnete das Maul des Pferdes und untersuchte die Zähne mit einem Kennerauge, dann trat er ein Paar Schritte zurück, und die Beine und das Kreuz des edlen Thieres betrachtend, nickte er zufrieden mit dem Kopf; „Schönes Pferd, Montsir, das ihr reitet!“ sagte er in seinem Kauderwelsch, und fügte noch einige Worte auf deutsch hinzu, die das Gelächter seiner Kameraden erregten, in deren Mitte er sich niedersezte.

Diese so ganz ohne Umstände angestellte Untersuchung seines schönen Goldfuchsen schien dem Reisenden höchlich zu mißfallen; doch begnügte er sich, dem Trompeter einen verächtlichen Blick zuzuwerfen, und stieg ohne irgend Jemandens Hülfe ab. Der Wirth, der so eben aus dem Hause kam, nahm ihm ehrerbietig den Zügel aus der Hand und wisperte ihm leise ins Ohr, um nicht von den Reitern verstanden zu werden: „Gott sey mit Euch, mein edler junger Herr! Ihr kommt zur unglücklichen Stunde, denn die Gesellschaft dieser Spitzköpfe *), denen Sanct Christoph den Hals umdreben möge, kann guten Christen, wie Euch und mir, schwerlich angenehm seyn.“ Der junge Mann lächelte bitter. „So sind dieß denn protestantische Truppen?“ sagte er. „Und Reitres obendrein,“ fuhr der Wirth fort. „Möge die heilige Jungfrau sie verderben! Seit einer Stunde, daß sie hier sind, haben sie schon die Hälfte meiner Möbeln zerbrochen. Sie sind alle gewissenlose Plünderer, gleich ihrem Anführer, dem Herrn von Chatillon, jenem schönen Admiral des Satans.“ „Für einen Granbart, wie Ihr seyd,“ antwortete der junge Mann, „zeigt Ihr in der That wenig Vorsicht. Wenn Ihr nun zufälliger Weise mit einem Protestanten sprächet, so könnte er Euch wohl mit einer tüchtigen Tracht Schläge antworten.“ Und bey diesen Worten schlug er mit der Reitpeitsche auf seine weißledernen Stiefeln. „Wie — was! — Ihr ein Hugenott! — ein Protestant wollte ich sagen,“ rief der bestürzte Wirth aus. Er trat einen Schrit zurück und betrachtete von Kopf zu Fuß die Kleidung des Fremden, um einige Anzeigen zu finden, an denen er die Religion, zu welcher er gehörte, erkennen möchte. Da

*) Spitzköpfe, parpaillots, ein Schimpfname, den man den Hugenotten beylegte.

Uebersezer.

Digitized by Google

ihn diese Untersuchung und das offene, lächelnde Gesicht des jungen Mannes allmählig beruhigten, so fuhr er leise fort: „Ein Protestant mit einem grünen Sammtrocke! ein Hugenott mit einer spanischen Halskrause! o es ist unmöglich! Nein! mein junger Herr, so etwas Prächtiges findet sich nicht bey den Ketzern.“ Hier pfiff die Reitpeitsche dem armen Wirthe um die Ohren und diente ihm statt eines Glaubensbekenntnisses von seinem Gaste. „Unverschämter Schwätzer! Das wird Dich lehren künftig Deine Zunge im Zaume zu halten. Geh! führe mein Pferd in den Stall, und daß es ihm an nichts fehle!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Die Entstehung der Kapelle erzählt eine Tafel, die in derselben aufbewahrt wird, auf folgende Art. Zu den Zeiten des Kaisers Albrecht von Oestreich lebten drey Schwestern am Ufer des Sees, eben so schön, als fromm. Sie zogen die Augen der gewaltthätigen Vögte des Kaisers auf sich; alle Mittel, ihren Nachstellungen zu entgehen, wurden vereitelt. Da flehten sie zur heil. Jungfrau, ihre Unschuld zu retten. Sie sandte ihnen einen Engel, der, von einem Strahlenglanz umgeben, sie in einer finstern Nacht sicher in diese damals unbekannte Wildniß gelettete. Hier bauten sie mit Hülfe des Engels eine Hütte, weihten ihr Leben der heil. Jungfrau und beschlossen ihre Tage in dem stillen Frieden dieser Einöde. Die Himmelskönigin ließ aber aus einem Felsen neben der Hütte einen wunderthätigen Born sprudeln, der noch jezt der Schwesternborn genannt wird. Nicht lange darauf ward an der Stelle, wo die Hütte stand, eine Kapelle errichtet. Sie liegt wunderschön zwischen hohen Fichten und Felsstücken in einem einsamen Winkel. Welch ein Stoff für eine Romanze! Gleichwohl ist er, meines Wissens, noch von keinem Schweizer bearbeitet worden. Für die Mystiker in Luzern ist er in der That viel zu poetisch.

Welche Bestandtheile das Wasser dieses Felsenquells enthält, weiß ich nicht; gewiß ist es, daß es wegen seiner Kühlung und Reinheit ungemein stärkend ist und auf viele Konstitutionen kräftiger und belebender als Stahlwasser wirkt. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Nie habe ich den köstlichsten Wein mit dieser Wollust getrunken, mit der ich aus diesem Lebensquell schlürfte. Schon nach wenig Tagen fühlte ich neue Schnellkraft in allen Gliedern, „jeder Schritt war mir zu kurz.“ Nur ein Quell, den die zauberische Gewalt so reiner und heiliger Jungfrauen dem Felsen entwandt, konnte diese magische Kraft besitzen; seit Jahrhunderten ist das Wunderwasser des heiligen Borns berühmt. Kranke und Gebrechliche trinken es oder baden sich darin. Auch in andern Leiden und Unglücksfällen des Lebens spendete das Gnadenbild der Kapelle seine Segnungen aus. Daher die vielen Votivtafeln, schöne, oft höchst rührende Denkmäler frommer Seelen, denen der Glaube allein Muth und Rettung in schweren Leiden gewährte. Auch Krücken u. s. w. stehen in den Winkeln der Kapelle, wie in Maria zum Schnee. Zwar fehlt ihr das kanonische Ansehen, das diese hat; aber die himmlische Lage und den süßen Zauberreiz einer so schönen Legende hat sie vor jener voraus — eine höhere Weihe für poetische Gemüther. Stundenlang irrte ich unter den Votivtafeln umher, die Leidens- und Rettungsgeschichten lesend, bis das Gebet eines Gebrechlichen vor dem Gnadenbild mich aus meinen Träumereyen weckte, oder die Tritte einer Jungfrau, die mit verklärten Augen aus dem Schwesternborn trank, einigemal auch die Seufzer trauernder Mädchen, die erst hier den Werth dessen, was sie verloren hatten, zu fühlen schienen.

Die Kapelle gab Veranlassung zur Entstehung des Wirthshauses, welches das kalte Bad heißt. Es ist sehr alt, aber schlecht und ärmlich, so trefflich auch die Lage ist. Indessen wird von einer Luzerner Gesellschaft ein großes, schönes Haus neben dem alten, hauptsächlich für Kurgäste, gebaut. Wenn es gut verwaltet wird, muß es den ersten Rang erhalten; es soll diesen Sommer fertig werden. Vom kalten Bad geht der Pfad die Matte hinauf, windet sich dann längst der First unten am Rothstock hin und vereinigt sich am Staffel mit den andern, eine Viertelstunde vom kalten Bad. Auch zieht vom kalten Bad ein lieblicher Fußweg längs der südwestlichen Abdachung des Rothstocks über eine Senkung des Bergrückens auf die andere Seite desselben nach Maria zum Schnee.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

Dem unermüdeten Eifer und der rastlosen Thätigkeit unsers Mitbürgers, des hiesigen Buchhändlers und Buchdruckers Brönner, verdankt die typographische Technik eine wesentliche Vervollkommnung, die recht bald allgemein bekannt und von andern Buchdruckern benuzt zu werden verdient. Es ist nämlich dem Hrn. Brönner, der sich sowohl durch seine bisherigen typographischen Leistungen, als durch sein Fortschreiten in der Schriftgießerey vortheilhaft ausgezeichnet hat, gelungen, nach langer Bemühung und vielen Versuchen, mit Kosten und Zeitaufwand, und unterstüzt von geschickten, sachkundigen Männern, eine Maschine zu Stande zu bringen, die dem Erfindungsgeiste der Deutschen Ehre macht und der Buchdruckerkunst zum großen Nutzen gereicht. Es ist dieß eine Farbe-

Reib- und Auftragmaschine, deren Zweck ist, die auf die Form zu tragende Farbe stets vollkommen gleichmäßig zu nehmen und eben so aufzutragen, dadurch aber einen ganz gleichförmigen Druck zu erzielen. Ein Arbeiter an der Presse kann in Verbindung mit dieser Maschine fast eben so viele und dabey bessere Arbeit liefern, als sonst deren zwey, woraus sich nebenbey noch eine nicht unbedeutende Ersparniß an Arbeitslohn ergibt. Die Mangelhaftigkeit und Unzuverläßigkeit, womit das Geschäft des Farbereibens und Auftragens früher ausgeführt ward, brachte Hrn. B. schon längst auf den Gedanken und den Wunsch, dieser Unvollkommenheit abzuhelfen und die ganze Verfahrungsart durch eine mechanische Vorrichtung so zu simplifiziren, daß die Absicht derselben auf weit vollständigere, zuverläßigere und einfachere Weise erreicht werde. Die Ausführung dieser Idee ist ihm glücklich gelungen. Seit einem Jahre sind seine sämmtlichen eisernen Pressen (denn nur an solchen läßt sich gedachte Vorrichtung mit Nutzen anbringen), mit der neu erfundenen Maschine versehen, zu seiner vollen Zufriedenheit in beständigem Gange; die bey dieser Vorrichtung gelieferten Arbeiten aber lassen, nach dem Zeugnisse aller Sachverständigen, die bis daher Einsicht davon genommen haben, nichts zu wünschen übrig. Wir vernehmen, daß Hr. B., wie von ihm, als einem gemeinnützig denkenden Manne, auch nicht anders zu erwarten stand, gerne bereit ist, seine Erfindung andern Druckherrn mitzutheilen, und können nur wünschen, daß seine beyfallswürdige Einrichtung an recht vielen Orten in Anwendung kommen möge.

Im physikalischen Vereine ist eine zweyte Vorlesung über die Geschichte der Elektrizität von Dr. Böttger gehalten worden. Der Redner gelangte damit bis zur Epoche Franklins. Es wurde in der betreffenden Sitzung vornämlich das Ausströmen, das Vertheilen und das Sammeln der Elektrizität in den einzelnen Körpern abgehandelt. In den folgenden Sitzungen wird die Erörterung derselben Materie bis zur Elektro-Chemie und dem Elektro-Magnetismus, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, fortgesezt und hiemit dieser Cyclus von Vorträgen über Elektrizität geschlossen werden. Die Experimente, mittelst deren in den seither gehaltenen Vorlesungen Alles versinnlicht ward, geben Gelegenheit, den Vorrath schön gearbeiteter Instrumente des Hrn. Albert kennen zu lernen. Aus Veranlassung der bis jezt täglich auf Veranstaltung des Vereins seit vier Jahren angestellten meteorologischen Beobachtungen wird nunmehr die Höhenbestimmung der Lage unserer Stadt über der Meeresfläche von Stiten eben dieses Vereins bewirkt werden. Diese weitschichtige Arbeit soll im Laufe der Messe, während deren der Verein ohnedieß seine ordentlichen Vorlesungen aussezt, zur Ausführung gebracht werden, zu welchem Ende der Vorstand desselben eine Kommission von acht Mitgliedern ernannt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Das Théâtre des Variétés hat sich besonders durch seinen parodierenden Schwank: „Crieri“ lebhaften Beyfall erworben; diese Parodie wird fast jeden Abend gegeben; wenn die Leute das Trauerspiel „Heinrich III.“ im Théâtre français gesehen und bewundert haben, so wohnen sie einer Darstellung der Parodie desselben bey und zollen auch dieser ihren Beyfall, und diejenigen, die dem Trauerspiele des Hrn. Dumas abhold sind, klatschen noch einmal so stark und meynen, der Schwank sey vortrefflich; lustig ist er gewiß. Statt des Zwistes der königlichen Parthey und der Ligue, welche dem Trauerspiele zum Grunde liegt, hat man in der Posse des Variétéstheaters den eben jezt herrschenden Streit zwischen den Pariser Bäckern und der sogenannten Boulangérie mécanique zur Haupttriebfeder der Handlung genommen. Da die Mechanik mit ihren außerordentlichen Wirkungen jezt beynahe in alle Handwerke eindringt und manche alte Schlendrians-verfahrungsarten über den Haufen wirft, so ist auch das Bäckerhandwerk von einer, alle Bäcker in Furcht jagenden Neuerung in seiner langen und behaglichen Ruhe gestört worden. Der Bäcker in Paris war eine bestimmte Anzahl, die man nicht überschritt, und die nach altem Brauche schmutzig und langsam ihren Teig kneteten; das Publikum mußte das Brod nehmen, wie es ihm verkauft wurde, und höchstens konnte es sich beklagen, wenn das Gewicht zu schlecht war. Da erscheint auf einmal ein Konkurrent, der das Ding anders zu machen verspricht. Eine Gesellschaft von Unternehmern wollte nämlich neben Paris vermittelst Dampfmaschinen Korn mahlen und das Brod zubereiten; Anstalten zum Bauen der nöthigen Gebäude wurden bereits getroffen; dieß erste Mal kamen die Pariser Bäcker jedoch mit dem bloßen Schrecken davon, denn das Unternehmen zerschlug sich und es war weiter nicht die Rede davon. Nun aber kamen andere Unternehmer, die keinen so großen Lärm machten, als die vorigen, und legten eine Bäckerey an, bey der vermittelst einer großen Maschine der Teig sollte geknetet werden. Zum Glücke für sie war das Korn theuer; die Polizey glaubte auf alle mögliche Art dem Mangel an Brod zuvorkommen zu müssen und ertheilte daher dem „mechanischen Bäcker“ ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, auf seine Weise sein Brod zuzubereiten und zu verkaufen, was auch geschah; die mechanische Bäckerey sezte viel Brod ab, zum großen Verdrusse der mit Händen und Füßen knetenden Bäcker, die völlig der Meynung gewisser Regierungen waren, daß nur das längst Bestandene vortrefflich und jede Neuerung ein Schritt zu einer Revolution sey. Das Publikum aber hält dasjenige für vortrefflich, was nützlich und wohlfeil ist, es mag nun neu oder alt seyn. Die mechanische Bäckerey erhielt daher großen Zuspruch; die nach altem Brauche arbeitenden Bäcker machten ihr indessen das Recht streitig, Brod in Paris zum Verkaufe herumfahren zu lassen, und hätten ihr gern noch andere Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wenn sie gekonnt hätten. Nun kann man sich vorstellen, wie komisch sich der Partheykampf zwischen Royalisten und Ligueurs in der Bäckerzunft ausnehmen muß. Aus St. Megrain ist ein St. Petrin geworden, Guisard ist in Gueusard verwandelt, die Herzogin in die Bäckersfrau u. s. w.; dabey allerley Schnitzschnack in witzigen Versen. Man behauptet, Hr. Dumas habe selbst an einer Parodie seines Trauerspiels Hand angelegt; allein an dieser hat er wohl keinen Antheil, denn es kommen ironische Anspielungen auf die Fehler seines Stückes darin vor, die er schwerlich hätte durchgehen lassen, wofern er nur einige Eigenliebe hat. Solche kleine Begebenheiten belustigen die Pariser ungemein, und so sehr sie sich auch zu einem neuen Stücke hinzudrängen, so ist es ihnen doch lieb, wenn man sich witzig über ihr Zudringen lustig macht, und sie lachen dann selbst mit über ihre Voreiligkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. April 1829.

Hier ist Einfluss!
Wo Freudeit in den Hütten
Den frommer Einfalt wohnt,
Und Kraftgefühl der Hirten
Dich geldnen Aters lohnt;
Hier, wo die Herde läutend
Im Blumengrase geht,
Und Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht!

Matthisson.

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Der Topographie des Rigi will ich nur noch einige statistische Bemerkungen beyfügen.

Der größte Theil des Berges gehört zur Gemeinde Arth (Kanton Schwyz), nur die südwestliche Abdachung des Rothstocks mit dem kalten Bad zur Gemeinde Weggis (Kanton Luzern). Auf allen Waiden oder Alpen stehen Sennhütten und irren Kuhheerden oder Ziegen herum, die besonders dem Thal zwischen dem Kulm und Rothstock ein munteres und lebendiges Ansehen geben. Das Leben dieser Hirten ist äußerst einfach; frey und harmlos fließen ihre Tage dahin; in beständiger Berührung mit den gewaltigen Naturkräften, die sie umgeben, wachsen sie stark am Körper und kühn am Geiste auf, ähnlich, wie alle Bewohner der Schweizer Alpenlande, den Hirten auf dem nördlichen Theil der schottischen Hochlande, deren einfaches Naturleben Dich so sehr angesprochen hat. Nur ist hier kein Laird, als Gebieter dieser Söhne der Natur. Eines Originalgenies unter diesen Hirten muß ich erwähnen, eines Geisenhirten, der an der Wand des Kulmrückens, etwa eine Viertelstunde vom Klösterle, sich in einer geräumigen Felshöhle eine Wohnung zugerichtet hat. Zwey Betten sind darin; das eine für ihn und seine Frau, das andere für seine zwey Kinder. Eine besondere Umzäunung umschließt seine sechs Ziegen, eine andere vier Schweine, alles in derselben Höhle. Ein großer Stein ist sein Feuerheerd, ein anderer sein Tisch; die Höhle ist stets reinlich und das kleine Hausgeräth in Ordnung; selbst einige Blumentöpfe schmücken die hintere Felswand; außen sprudelt ein klarer Bach in einem Wasserfall über den Felsen herab. Seit acht Jahren versieht diese Familie in harmlosem Frieden und unangefochtener Ehrlichkeit ihre Sommertage in diesem Exemplar einer ursprünglichen Menschenwohnung. Weder der Hirt noch seine Frau fordern je etwas von Fremden; auch hat er seinen Kindern das Betteln streng verboten; nur was ihm geschenkt wird, nimmt er dankbar an. Ein Engländer, mit dem ich den Hirten öfter in dieser Sommerresidenz besuchte, bemerkte jedesmal: I would wish, to pass my life in this residence (ich möchte mein Leben in dieser Wohnung zubringen).

Die Bewohner des Rigi bilden eine kleine Gemeinde. Am Tage ihrer Kirchmesse (den 22sten Juli) versammelt sich dieselbe am Klösterle unter freyem Himmel, nach dem Geist der Verfassung in den Urkantonen; da wählen sie ihren Amman, Seckelmeister u. s. w., treffen Gemeindeverfügungen, machen ihr Budjet für das Jahr u. s. w., alles auf ächt demokratische Art. Mit Lust hörte ich einem Redner unter diesen Hirten zu, welcher mehr oratorisches Talent verrieth, als in der ganzen Tagsatzung ist. Das Kirchweihfest wird mit vieler Jovialität gefeyert. Jung und Alt strömt aus den benachbarten Dörfern herauf; Buden mit Zuckerwerk, unbedeutenden Galanteriewaaren, Marienbildchen und andern heiligen Zierrathen sind vor dem Kloster aufgeschlagen; ein fröhliches Leben

Digitized by Google

bewegt sich auf dem ganzen Berge. Am interessantesten sind die gymnastischen Wettkämpfe, das Laufen, Springen, Steinwerfen (eine Art des Diskuswerfens der Alten) und Ringen, die nach Schweizerart bey diesem Feste stattfinden. Den Siegern werden kleine Preise ausgetheilt. Noch nie sind demagogische Umtriebe aus diesen Turnübungen entstanden, wiewohl ein ....Rath, der Zuschauer war, bedenklich den Kopf schüttelte. Eine ähnliche Kilbe (so nennt man in der Landessprache dieß Fest) findet am St. Laurenztage am kalten Bade, und etwas später auf dem Seeboden statt.

Viel Industrie herrscht unter diesen Hirten nicht. Mit Holzverkohlung, Zuschneiden von Bauholz u. s. w. ließe sich bey den trefflichen Fichtenwäldern etwas gewinnen. Allein das kümmert sie nicht. Gewinn und Sorge quälen sie nie; sie leben fortdauernd in einer angenehmen, liberalen Muße auf ihren freyen Höhen. Mit dem Holz gehen sie verschwenderisch um; dabey sie ein Geschäft im Freyen, so enden sie nicht selten mit dem Anzünden einiger Fichtenkronen und beschließen ihr Tagwerk mit Jauchzen und der ferntönenden Musik des Alpenhorns bey diesen majestätischen Fackeln. Ein bekannter Nationalökonom, dem ich dieses erzählte, fluchte über diesen „Unfug;“ dann stellte er auf der Spitze des Rothstocks, wo wir standen, mit ernster Miene lange pekuniäre Berechnungen an, unter feyerlichen Zitationen aus seinem Kompendium. Von der ganzen Poesie dieses Berges und des Lebens seiner Hirten begriff er nichts.

Unter mehrern Einrichtungen und Personen, die vorzüglich die Reisenden interessiren, erwähne ich noch der auf dem Kulm befindlichen Bude von Alphüttengeräthe, der trefflichen Sammlung von Karten, Panorama's und Kupferstichen berühmter Schweizergegenden, gleichfalls auf dem Kulm, und des kräftigen Gemsjägers, mit Namen Feßler, der auf dem Staffel Alpstöcke, Gemshörner, Alpenfossilien und besonders schön geschliffene Bergkrystalle verkauft. Selten sah ich eine kräftigere Bergnatur; Samstag Abends läuft er zehn Stunden weit ins Silthal am Glarnich, wo sein Weib mit seinen Kindern wohnt, und Montag Morgens ist er wieder da. Er macht zugleich den Barbier; sein Strich ist aber nicht der feinste.

Hier hast Du eine Skizze von der Civilisation dieses Berges; er ist dadurch, um mich des Ausdrucks der Bewohner desselben zu bedienen, etwas zahm geworden; ehedem, sagen sie, sey er viel wilder gewesen. Viel zahmer, als er jezt ist, wird er schwerlich werden; auch wäre es Schade. Es ist gerade Kultur genug da, um den Aufenthalt angenehm zu machen, ohne den hohen Zauber zu verwischen, der in der wilden Majestät des Berges liegt. Eine Gartenanlage, die einige Engländer vor mehreren Jahren am Abhang des Kulmes versuchten, wollte nicht gedeihen; gleiches Schicksal hatte ein Beet wilder Pflanzen, das einige Zürcher unweit des kalten Bades anlegten. Den schmählichsten Civilisationsversuch beabsichtigte im Jahr 1823 ein liederlicher Franzose mit einem frivolen Schweizer; sie wollten ein Spiel- und Kaffeehaus auf der reinen Höhe dieses Berges anlegen. Auf die Vorstellung der Dominikaner trat die Regierung von Schwyz verbietend ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueberirdisch.

Könnt außer der Erd', in himmlischen Sphären,
Ihr einen festen Standpunkt mir geben,
So will ich die Erde wenden und kehren
Und sie aus ihren Angeln heben.
So sagt Archimedes, der alte, der weise,
Und beweis't, was er sagt, mit Gründen.
Doch nie im Leben unternahm er die Reise,
Um diesen Standpunkt aufzufinden.

Nun sind aber heut' in unseren Tagen
Gewisse Leute zusammengekommen,
Die im Tone der Demuth sagen:
Wir haben jene Reise unternommen,
Und stehen über des Denkens Grenzen
Auf unantastbaren Autoritäten,
Von wo wir das Denken und seine Tendenzen
Hinab zum Pfuhl der Hölle treten.

Nie soll man solche Gemüther kränken,
Sie nimmer bestreiten, noch weniger hassen,
So lang' es wahr ist, daß sie nicht denken,
Und also Gedachtes auch nicht fassen.
Sobald sie aber disputiren,
So sey dergleichen nicht gelitten;
Man kann nicht nachher deduziren,
Und erst das Denken sich verbitten.

Ludwig Robert.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Fremde trat in die Küche und begrüßte die Gesellschaft, indem er mit feinem Anstande eine der breiten Krempen seines, von einer gelben und schwarzen Feder beschatteten Hutes aufschlug. Nachdem der Hauptmann seinen Gruß erwiedert, sahen beyde sich eine Zeit lang, ohne zu reden, an. „Hauptmann,“ sagte der Fremde endlich, „ich bin ein protestantischer Edelmann, und freue mich, hier Glaubensbrüder zu finden. Wenn es Euch gefällig ist, so wollen wir mit einander zu Abend essen.“ Der Hauptmann, den das ausgezeichnete Ansehen und die zierliche

Digitized by Google

Kleidung des Fremden zu seinen Gunsten eingenommen, antwortete, er erzeige ihm viel Ehre. „Ich heiße Dietrich Haustein," fuhr der Hauptmann fort, indem er mit dem jungen Manne anstieß. „Ohne Zweifel habt Ihr vom Hauptmann Dietrich Haustein gehört! Ich war es, der die enfans perdus in die Schlacht von Dreux und Arnay-le-Duc führte." Der Fremde verstand diese versteckte Weise, ihn nach seinem Namen zu fragen, und antwortete: „Ich bedaure, Euch keinen so berühmten Namen, als der Eurige ist, nennen zu können, Hauptmann; ich rede von dem meinigen, denn der meines Vaters ist in unsern bürgerlichen Kriegen wohl bekannt. Ich heiße Bernhard von Mergy." „Was sagt Ihr?" rief der Hauptmann, indem er sein Glas bis an den Rand füllte. „Ich habe Euren Vater gekannt, Herr Bernhard von Mergy; seit den ersten Kriegen habe ich ihn gekannt, wie man einen vertrauten Freund kennt. Auf seine Gesundheit, Herr Bernhard!" Der Hauptmann hielt sein Glas in die Höhe und sagte seinen Leuten einige Worte auf Deutsch. In dem Augenblicke, wo der Wein seine Lippen berührte, warfen alle Reiter ihre Hüte mit lautem Jauchzen in die Luft. Der Wirth glaubte, dieß sey das Zeichen zum Morde und warf sich auf die Knie. Bernhard war selbst ein wenig über diese ungewöhnliche Ehrenbezeugung erstaunt, doch hielt er sich verpflichtet, die deutsche Höflichkeit zu erwiedern, indem er die Gesundheit des Hauptmanns trank.

Man brachte frischen Wein, das Abendessen folgte, und nach einem augenblicklichen Stillschweigen fing der Hauptmann wieder mit vollen Backen an: „Ja wohl habe ich Herrn von Mergy gekannt, er war Obrist des Fußvolks bey dem ersten Unternehmen des Prinzen von Condé. Während der ersten Belagerung von Orleans haben wir zwey Monate in derselben Wohnung geschlafen. Und wie befindet er sich denn jezt?" „Ziemlich wohl, Gott sey Dank! für sein hohes Alter. Er hat mir oft von den Reitern und ihren tapfern Angriffen in der Schlacht von Dreux erzählt." „Ich habe auch seinen ältesten Sohn gekannt — Euren Bruder, Hauptmann Georg. Ich meyne bevor —" Mergy schien verlegen. „Es war ein tapferer Degen," fuhr der Hauptmann fort, „aber ein verdammter Hitzkopf! Es thut mir leid um Eures Vaters wegen; sein Abtrünnigwerden muß ihm sehr nahe gegangen seyn."

Mergy ward über und über roth und stammelte einige Worte zu Entschuldigung seines Bruders; allein es war augenscheinlich, daß er seine Religionsveränderung ebenfalls für ein großes Verbrechen hielt.

„O! ich sehe, es thut Euch leid," sagte der Hauptmann; „wohlan, reden wir nicht länger davon. Es ist ein Verlust für die Religion und ein großer Gewinn für den König, der ihn, wie man sagt, sehr ehrenvoll behandelt." „Ihr kommt von Paris," unterbrach ihn Mergy, der die Unterredung abzulenken wünschte; „ist der Admiral angekommen? Ihr habt ihn ohne Zweifel gesehen? Und wie geht es ihm jezt?" „Er kam mit dem Hofe von Blois, wie wir abmarschirten. Er befindet sich vortrefflich, frisch und munter. Er hat noch zwanzig bürgerliche Kriege im Leibe, der liebe Mann. Der König behandelt ihn mit so vieler Auszeichnung, daß alle Papisten vor Aerger bersten möchten." „In der That! der König kann seine Verdienste niemals zu hoch schätzen." „Seht, gestern noch habe ich den König auf der Treppe des Louvre gesehen, wie er dem Admiral die Hand drückte. Der Herzog von Guise kam hinter her und sah so erbärmlich aus, wie ein gepeitschter Dachshund; und ich, wißt Ihr, was ich dachte? Mir däuchte, ich säh' einen Menschen, der einen Löwen zur Schau ausstellte; er läßt ihn die Tatze geben wie einen Hund; allein obgleich Hanns sich ein tapferes Ansehen gibt, so vergißt er doch nicht, daß die Tatze, die er in seiner Hand hält, mit fürchterlichen Klauen besezt ist. Bey meinem Barte, man hätte sagen mögen, der König fühle die Klauen des Admirals." „Der Admiral hat einen langen Arm," sagte der Fähnrich; dieß war ein Sprüchwort im Heer der Protestanten. „Er ist ein schöner Mann für seine Jahre," bemerkte Mila. „Ich möchte ihn eher zum Liebhaber, als einen jungen Papisten," versezte Trudchen, die Freundin des Fähnrichs. „Er ist die Säule der Religion," sagte Mergy, der auch sein Wort zu den Lobsprüchen geben wollte. „Ja, aber er hält verdammt strenge Manneszucht," meynte der Hauptmann mit Kopfschütteln. Der Fähnrich blinzelte bedeutend mit den Augen und seine groben Züge verzerrten sich in eine Grimasse, die für ein Lächeln gelten sollte. „Ich erwarte nicht," versezte Mergy, „einen alten Soldaten, wie Ihr seyd, den Admiral wegen seiner strengen Manneszucht tadeln zu hören." „Ohne Zweifel ist Manneszucht nöthig, allein man muß auch die Mühseligkeiten in Anschlag bringen, welche der Soldat erduldet, und ihn nicht verhindern, sich schadlos zu halten, wenn sich von Ungefähr die Gelegenheit darbietet. Pah! wir haben alle unsere Fehler, und obgleich er mich hat hängen lassen, so wollen wir nichts desto weniger die Gesundheit des Admirals trinken." „Der Admiral hat Euch hängen lassen!" rief Mergy, „für einen Gehangenen seht Ihr noch recht frisch aus!" „Ja, Sapperment! er hat mich hängen lassen, allein ich hege keinen Groll, und so laßt uns seine Gesundheit trinken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Beschluß.)

In der erwähnten Parodie scheint es eigentlich nur darauf abgesehen, die Gebrechen des so gerühmten romantischen

Digitized by Google

Versuches des Hrn. Dumas in ein komisches Licht zu stellen und das Klassische gegen das Romantische zu schützen; allein der Streit der alten Bäcker gegen die neuern ist, ohne daß die Verfasser es ahnden, zu gleicher Zeit auch eine Satire auf den Streit zwischen Klassikern und Romantikern. Die alten Bäcker sind die Klassiker, die ihre alte Verfahrungsart für die beste und einzig erlaubte ausgeben und die neuern Versuche als etwas Schlimmes ausschreyen. Klassiker und alte Bäcker möchten gern ihre Widersacher oder diejenigen, die das Ding auf andere Art angreifen als sie, als gefährliche Irrlehrer verschreyen und sie zur Ruhe und zum Stillschweigen verurtheilen. Allein so wie das Publikum dasjenige Brod vorzieht, welches am besten und saubersten gebacken ist, es mag nun auf eine alte oder eine neue Art zubereitet seyn, so zollt es auch demjenigen literarischen Produkte seinen Beyfall, das ihm die meiste Ergötzung gewährt, es mag nun klassisch oder romantisch heißen. Die Feindseligkeiten der Klassiker gegen Romantiker und umgekehrt sind also eben so lächerlich, als diejenigen, welche die mit Händen und Füßen knetenden Bäcker gegen die vermittelst einer Maschine knetenden gezeigt haben; denn erstere brauchen ja nur besseres Brod zu liefern als ihre Gegner, wenn sie sich auch fernerhin der Gunst des Publikums erfreuen wollen. Den neuen Versuchen aber den Weg versperren wollen, damit man nach altem Schlendrian sein Geschäft ruhig forttreiben könne, ist unsinnig, sowohl in der Literatur, als in den Handthierungen. Auch ist in Frankreich der Geist der Gewerbfreyheit schon zu allgemein, als daß der Zunftgeist künftighin noch sein Unwesen treiben könnte, und der Regierung selbst liegt viel daran, daß diese Gewerbfreyheit ungefährdet bleibe. Die Volksmenge nimmt mit jedem Jahre bedeutend zu. In allen Ständen ist Ueberfüllung; die Leute müssen aber doch leben, da sie einmal da sind, und um zu leben, muß es ihnen vergönnt seyn, sich in den Gewerben zu versuchen, die ihnen am besten ansteben. Beschränkt nun aber Zunftwesen und Monopol ihren Wirkungskreis, so gerathen sie ohne ihre Schuld in Noth, und der Staat muß sie am Ende ernähren oder sie als die öffentliche Sicherheit gefährdende Menschen einsperren. Herrscht dagegen völlige Gewerbfreyheit, so gewinnt Jeder freyen Spielraum; ein allgemeiner Wetteifer, das Publikum am besten zu bedienen und seinen Zuspruch zu haben, beseelt die Gewerbfleißigen. Neue Erfindungen und wichtige Vervollkommnungen des Alten treten überall hervor, der allgemeine Wohlstand nimmt sichtbar zu und die übergroße Volksmenge hat zu leben und ist glücklich. Einen auffallenden Beweis der Konkurrenz hat Paris gerade jezt vor Augen. Zuvor hatte man blos die Fiacres, um von einem Stadtreviere zum andern zu fahren. Man klagte über die schmuzigen Wagen, die zerlumpten Kutscher, ihre Grobheit und über den Preis ihrer Fuhren. Im vorigen Jahre ließ die Polizey die Omnibus oder Stadtdiligencen aufkommen, ohne jedoch den Unternehmern ein ausschließliches Privilegium zu ertheilen. Ihre Anstalt fand bald Nachahmer; jezt bestehen deren über ein halb Dutzend. In allen Gegenden von Paris findet man elegante Diligencen vor, die alle Viertelstunden, auch wohl noch öfter, in entfernte Reviere fahren und jeden Mitfahrenden nur eine Kleinigkeit an Reisegeld kosten. Um nicht ganz zu unterliegen, haben die Inhaber der Fiacres angefangen, statt der schmuzigen Kutschen schöne Equipagen auf die öffentlichen Plätze zu schicken, ohne jedoch den Preis zu erhöhen. Gesezt nun, die Fiacres hätten eine Zunft nach altfränkischem Brauche ausgemacht, so würden sie die Unternehmer der Stadtdiligencen gerichtlich verfolgt und die Pariser für ihr vollwichtiges Geld mit groben Worten in den schmuzigen Kasten nach wie vor umhergefahren haben. Die Pariser wären erbärmlich bedient worden, wie vor 50 Jahren; allein die Fiacres hätten ihre alten Vorrechte aufrecht erhalten, und dieß wäre für sie und für die Anhänger des Zunftzwanges eine wichtigere Angelegenheit gewesen, als die Vervollkommnung des Fuhrwesens und der Bequemlichkeit des Publikums.

Dg.

Frankfurt a. M., April.

(Fortsezung.)

Bey Gelegenheit der, in unserm vorigen Berichte bereits erwähnten, chemischen Analyse des hiesigen Trinkwassers wird auch die Analyse des Rhein- und Mainwassers vorgenommen werden. Diese Untersuchung dürfte zu Resultaten führen, welche für die Schifffahrt auf beyden Strömen nicht ohne Wichtigkeit sind. Denn es ist eine Thatsache, daß alle beladenen Schiffe, die aus dem Rhein in den Main nach Frankfurt hinaufgehen, im leztern Strome minder tief im Wasser stehen, wie im erstern. Ist der Rhein schlammig, so kann man an jenen Schiffen einen Unterschied von etwa einem halben Schuh deutlich wahrnehmen; eine Erscheinung, welche voraussezen läßt, daß das Mainwasser specifisch schwerer seyn müsse, als das des Rheins. — Da der Bestimmung der mittlern und wahren Zeit die Ziehung eines genauen Meridians vorausgehen muß, so hat der Verein bey der hiesigen Behörde um die Erlaubniß nachgesucht, die hiezu erforderlichen Messungen auf unsern Stadtthürmen vornehmen zu dürfen. — Bekanntlich ist mit unserer Gesellschaft zur Beförderung nüzlicher Künste und deren Hülfswissenschaften eine Sparkasse verknüpft, deren Direktion vor nicht gar langer Zeit ihren sechsten Jahresbericht erstattete. Dieser Bericht gewährt nur erfreuliche Resultate, indem er außer Zweifel sezt, daß diese Anstalt eines immer zunehmenden Vertrauens genießt. Zwar hatte die Herabsetzung des Zinsfußes von 3½ auf 2½ vom Hundert für die Einlagen über 500 fl. die Folge gehabt, daß viele bey der Sparkasse angelegten größern Summen, welche dem Begriffe eines Sparpfennigs nicht mehr entsprechend schienen, zurückgenommen worden sind. Dagegen aber hat sich die Zahl derjenigen, welche kleinere Guthaben bey der Sparkasse anlegten, im Laufe des verflossenen Rechnungsjahres um 326 vermehrt. Die ganze bey der Kasse am Schlusse dieses Rechnungsjahres angelegte Kapitalsumme betrug 514.858 fl. 39 kr., woran 2741 Individuen Theil haben. „Wenn," heißt es in dem Berichte, „die Einsicht der Bücher angibt, daß die Einlagen aus Ersparnissen minder bemittelter hiesiger Bürger, Bevsassen oder deren Wittwen, aus Patzenpfennigen oder andern Geschenken für Kinder, Verwandte und Angehörige der Geber, aus zurückgelegtem Lohn hier anwesender Dienstboten, Handwerker und Arbeiter, aus dem Geldvorrath anderer Wohlthätigkeitsanstalten bestehen, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit durch die hiesige Sparkasse in hohem Grade in der minder bemittelten Klasse der hiesigen Einwohner geweckt, befördert und nach allen Seiten hin ausgebreitet worden sind, und daß unsere Anstalt bisher ihren Zweck so vollständig als möglich erfüllt hat." — Der Neubau vom Senkenbergischen naturhistorischen Museum ist nunmehr in vollem Gange und wird mit solcher Thätigkeit betrieben, daß nicht wohl zu bezweifeln steht, es werde derselbe noch in diesem Jahre vollendet werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. April 1829.

Er stahl nur ein' Monstranz, und muß gehangen seyn!
Verdammter Tod!
Der Mensch sey frey, der Galgen zähme Hunden,
Und Hanf ersticke nicht die Luftröhr' ihm!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Ehe Mergy noch seine Fragen wiederholen konnte, hatte der Hauptmann alle Gläser gefüllt, den Hut abgenommen und seinen Reitern befohlen, dreymal ein Lebehoch zu bringen. Nachdem die Gläser geleert waren und der Lärm sich ein wenig gelegt hatte, fing Mergy wieder an: „Warum seyd Ihr denn gehangen worden, Hauptmann?“ „Um einer Kleinigkeit willen: wegen eines elenden Klosters in Saintanges, welches man geplündert und hernach von ungefähr verbrannt hatte.“ „Ja, aber die Mönche waren nicht alle heraus,“ unterbrach ihn der Fähnrich, aus vollem Halse über seinen eigenen Witz lachend. „Was kommt denn darauf an, ob solches Pack ein wenig früher oder später verbrennt? und doch, solltet Ihr es glauben, Herr von Mergy? der Admiral ward ernstlich böse, er ließ mich einstecken, und sein Generalprofoß war im Begriff kurzen Prozeß mit mir zu machen. Sein ganzes Gefolge, alle ihn umgebenden Edelleute, selbst Herr von Lanoue, der dafür bekannt ist, daß er nicht zu sanft mit dem Soldaten umgeht, alle seine Hauptleute flehten ihn an, mir zu verzeihen, umsonst, er schlug es rund ab. Tausend Sackerlot! in welcher Wuth war er! er zerbiß seinen Zahnstocher vor Zorn, und Ihr kennt das Sprüchwort: Gott bewahre uns vor den Paternostern des Herrn von Montmorency und dem Zahnstocher des Admirals! „Gott verzeih mir,“ sagte er, „wir müssen die Plünderey umbringen, während sie noch in der Kindheit ist; lassen wir sie zur großen Dame werden, so bringt sie uns um.“ Unterdessen erschien der Feldprediger mit seinem Buche unter dem Arme; man führte uns beyde unter einen gewissen Eichbaum — mir däucht, ich sehe ihn noch, mit seinem vorwärts gestreckten Aste, der aussah, als ob er absichtlich so gewachsen wäre; man legte mir den Strick um den Hals — jedesmal, wenn ich an den Strick denke, wird mir der Hals trocken wie Zunder.“ „Hier, um ihn anzufeuchten,“ sagte Mila, indem sie sein Glas bis an den Rand füllte. Der Hauptmann leerte es auf einen Zug und fuhr fort: „Ich hielt mich schon für nichts mehr und nichts weniger als für eine Eichel, da fiel es mir ein, dem Admirale zu sagen: Aber, gnädiger Herr, hängt man so einen Mann, der die verlorenen Kinder in der Schlacht von Dreux anführte? Ich sah ihn seinen Zahnstocher ausspucken und einen andern nehmen, und sagte zu mir selbst: Wohl! das ist ein gutes Zeichen; er rief den Hauptmann Cormier, sprach leise mit ihm und sagte dann zu dem Profoß: „Fort, hinauf mit ihm an den Baum!“ Er drehte sich auf dem Absatz herum, und auf und davon. Man hing mich in der That an den Ast, allein der ehrliche Cormier nahm den Degen zur Hand und schnitt sogleich den Strick durch; ich fiel herunter so roth wie ein abgekochter Krebs.“ „Ich wünsche Euch Glück,“ sagte Mergy, „daß Ihr Euch so wohlfeil aus der Sache gezogen.“

„Der Admiral stellte sich sehr zornig gegen Cormier an;

Digitized by Google

allein es war alles zwischen ihnen abgekartet. Was mich anbetrifft, so folgte ich lange dem Heer, ohne es zu wagen dem Admiral jemals vor die Augen zu kommen; endlich gewahrte er mich bey der Belagerung von Longnac in dem Laufgraben und sagte zu mir: „Dietrich, mein Freund, da man Dich nicht gehangen hat, so geh' und laß Dich hier erschießen.“ Und er zeigte dabey auf die Bresche; ich verstand, was er meynte, lief tüchtig Sturm, und stellte mich ihm am andern Morgen in der breiten Straße, meinen von Kugeln durchlöcherten Hut in der Hand, vor. „Gnädiger Herr,“ sagte ich, „man hat mich erschossen, wie man mich gehangen hat;“ er lächelte, gab mir seine Börse und sagte: „Hier hast Du etwas zu einem neuen Hut.“ Seit dieser Zeit sind wir stets gute Freunde gewesen. O! was für eine herrliche Plünderung hatten wir in diesem Longnac! Der Mund läuft mir voll Wasser, wenn ich nur daran denke!“ „Ach! was für schöne seidene Kleider!“ rief Mila. „Was für eine Menge prächtiger Wäsche!“ rief Trudchen. „Unsre leichten Reiter hättet Ihr sehen sollen, sagte der Hauptmann, wie sie in den Meßgewändern der Priester zur Tränke gingen; unsre Pferde fraßen Hafer auf den Altären, und wir thaten uns gütlich mit dem Weine der Priester aus ihren silbernen Kelchen.“

Er wandte den Kopf, um zu trinken zu fordern, und sah den Wirth mit gefaltenen Händen die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Abscheues gen Himmel richten. „Dummkopf!“ sagte Dietrich Hausstein, die Achseln zuckend; „wie ist es möglich, daß es so einfältige Menschen gibt, die an alle Abgeschmacktheiten glauben können, welche jene katholischen Priester ihnen weiß machen! Seht, Herr von Mergy, in der Schlacht von Montcontour erschoß ich einen der Edelleute des Herzogs von Anjou mit der Pistole; als ich ihm das Wamms auszog, wißt Ihr, was ich auf seiner Brust fand? ein großes Stück Seidenzeug mit Heiligennamen beschrieben. Dieß, glaubte er, würde ihn gegen die Kugeln sichern. Donner und Wetter! ich zeigte ihm, daß es kein Scapulier gibt, das einer protestantischen Kugel widersteht.“ „Ja Scapuliere!“ unterbrach der Fähnrich, „aber bey mir daheim verkauft man Pergamentblätter, durch die weder Kugel noch Schwert dringt.“ „Ich würde einen Küraß von gutem Stahl vorziehen,“ sagte Mergy, „wie sie Jakob Leschot in den Niederlanden verfertigt.“ „Hört,“ fing der Hauptmann wieder an, „es läßt sich nicht läugnen, daß man sich fest machen kann; ich selbst, der ich hier vor Euch stehe, ich habe in Dreux einen Offizier gesehen, den eine Büchsenkugel mitten auf die Brust traf; er kannte die Salbe, womit man sich fest macht, und hatte seinen Koller von Büffelleder damit eingerieben; und denkt Euch, nicht einmal ein rother oder schwarzer Fleck, wie ihn eine Quetschung zurück läßt, war auf seiner Brust zu sehen.“ „Und glaubt Ihr nicht, fiel Mergy ein, daß der büffellederne Koller, wovon Ihr sprachet, allein hinlänglich war, um die Kraft der Kugel zu brechen?“ „Ach, so seyd Ihr Franzosen, Ihr glaubt an nichts. Was würdet Ihr aber sagen, wenn Ihr wie ich einen schlesischen Gardereiter hättet seine Hand auf den Tisch legen sehen, und wie da Niemand im Stande war, mit großen Messern ihm eine Wunde zu versetzen? Ihr lacht und glaubt nicht, daß so etwas möglich seyn könne; fragt Mila! Ihr seht das Mädchen da, sie ist aus einem Lande, wo es eben so viele Hexenmeister wie hier Mönche gibt; sie könnte Euch fürchterliche Geschichten erzählen. Zuweilen in den langen Herbstabenden, wenn wir in freyer Luft um das Feuer herumsitzen, stehen mir die Haare bey den Abenteuern zu Berge, die sie uns erzählt.“ „Ich würde mit großem Vergnügen eines davon hören,“ sagte Mergy; „schöne Mila, thut mir den Gefallen.“ „So hört denn,“ sagte Mila, „und Ihr, mein junger Herr, der Ihr an nichts glaubt, Ihr werdet so gut seyn, Eure Zweifel für Euch zu behalten. Hauptmann, Ihr seyd wohl gewiß in Hameln gewesen?“ „Niemals.“ „Aber Ihr, Fähnrich?“ „Eben so wenig.“ „Was! sollte denn Niemand hier seyn, der in Hameln gewesen ist?“ „Ich bin ein Jahr da gewesen,“ sagte einer der Reiter und trat vor.

(Der Beschluß folgt.)

Schilderung des Rigi.

(Fortsetzung.)

Die Fremden, welche den Rigi besuchen, theilen sich in zwey Klassen. Die eine besteht aus solchen, welche um der Aussicht willen den Berg besteigen, die andere aus Kurgästen, die um der Herstellung ihrer Gesundheit willen hierherkommen, sich längere Zeit hier aufhalten und meistens die Schotten- (Molken-) Kur gebrauchen. Diese wohnen größtentheils im Klösterle oder kalten Bade, weil auf dem Staffel und Kulm durch das ewige Geräusch der ab- und zuströmenden Reisenden der erstern Klasse die Nachtruhe zu sehr gestört wird. Schwerlich gibt es für Patienten einen köstlichern Aufenthalt als der Rigi, vorausgesetzt, daß die Brust nicht zu schwach ist, um die oft plötzlichen Abwechslungen der Temperatur zu ertragen, an die man sich jedoch bald gewöhnt. Die Luft ist gleich rein, balsamisch und belebend wie an den berühmten Kurorten von Appenzell und auf dem Weißenstein; die Schotten der Rigiziegen sind gleich kräftig und wirksam, wo nicht noch wirksamer; an Auswahl von Speisen in den bessern Wirthshäusern mangelt es nicht; Unterhaltung findet man immer durch die kleinern und größern Parthien von Kurgästen, die nie fehlen; auch hat der Kulmwirth den guten Gedanken gefaßt, im Klösterle einen gemeinsamen Gesellschaftssaal für

Digitized by Google

die Kurgäste erbauen zu lassen. An Wohlfeilheit kann sich kein anderer Kurort mit diesem messen; während man in Gais, auf dem Weißenstein u. s. w. nicht unter drey Gulden des Tags lebt, zahlt man hier für Logis und Kost nicht mehr als fünfzehn bis achtzehn Batzen *) (jedoch ohne den Wein, der indessen, als unverträglich mit der Molkenkur, für Patienten wenig Ausgaben verursacht). Schon diese Vortheile sind bedeutend; was sind nun aber die Naturschönheiten der übrigen Kurorte, so groß sie auch seyn mögen, gegen die zauberischen Reize des Rigi? gegen diese Magie in der Verbindung und Mischung der lieblichsten Anmuth mit der furchtbarsten Größe der Natur, diese schauervolle Nacht dunkler Haine, diesen lachenden Schmelz grüner Matten, diesen tausendfachen und immer reizenden Wechsel drohender Felsen, von rauschenden Kaskaden belebt, einsamer Thälchen und hoher Fichtengruppen; gegen diese waldumkränzten Flächen mit ihren Alphütten und muntern Heerden, diese ragenden Spitzen mit ihren grausenvollen Abgründen und steilen Felswänden, mit dunkelgrünen Streifen durchzogen, auf denen Guirlanden von Alpenrosen glühen, gegen die ganze süße Poesie auf diesem wunderschönen und fabelreichen Berge? was endlich gegen die unaussprechlich schönen Aussichten von diesen Höhen, die kein anderer Berg in der Welt gewährt? Darüber hast Du schon mancherley gelesen; ich will daher über dieses Kapitel nur wenig sagen, um so lieber, da jede Sprache zu arm ist, um ein solches Schauspiel würdig zu schildern. Indessen will ich doch einige interessante Punkte berühren, die in den gewöhnlichen, in Zürich und Luzern fabrizirten Schilderungen des Rigi übergangen sind.

Da alle Pfade, die auf den Rigi führen, sich an dem Staffel vereinigen, so ziehen alle Fremde, die um der Aussicht willen den Rigiberg besuchen, an diesem Hause vorüber; denn alle, auch die, welche in dem Staffel übernachten, gehen auf den Kulm, weil diese Spitze die umfassendste Aussicht gewährt. Da der Wirth zum Schwerdt im Klösterle auch Besitzer des Staffels ist, und seinen Kurgästen gestattet, so oft sie wollen, in dem leztern Hause den Tag, wenn Raum da ist, auch die Nacht zuzubringen und hier ihre Mahlzeiten einzunehmen, so haben diese den Vortheil, das interessante Schauspiel der vorüberziehenden Fremdlinge mit aller Muße zu genießen. Wie auf einem Jahrmarkt strömen an schönen Tagen von allen Seiten (Weggis, Küßnacht, Arth und Goldau) Menschen aus allen Ständen und von allen Nationen den Gipfel hinauf, Schweizer aus allen Kantonen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Dänen, Schweden und Russen; auch Amerikaner, Ost- und Westindier sah ich den lezten Sommer, sah selbst einen Türken mit einer langen Pfeife im Mund in einer Sänfte heraufragen. Eben so verschieden ist die Art, mit der dikse Züge sich heraufbewegen: bald mit Tornistern auf dem Rücken, als wahre Bergreisende, rüstig mit dem Alpstock in der Hand; bald mehr in dem Kostüme der vornehmen Welt, in lange Mäntel gehüllt; bald auf Saumrossen, bald in Sänften, oft ein weitläuftiges Gepäck des Luxus hinter sich herschleppend. Ein englischer Lord brachte sogar einen Koch und einen mit Lebensmitteln beladenen Maulesel mit sich. Am anziehendsten ist bey schönem Sonnenuntergang das Menschengewühl auf dem freyen Rasenplatz des Kulm, das ich oft beobachtete. Hier lag ein träumender Engländer und zeichnete den majestätischen Anblick; ein anderer las davon in einem Buche, um sich Alles im Kleinen abzumerken; vornehme Damen saßen auf den Bänken unter den beyden Kreuzen und ließen sich ihn von geschwätzigen Herrn explizieren; in Mäntel von Wachstuch und Kapuzen gehüllt wandelte langsam eine nordländische Gruppe auf und ab; ah! que cela est beau, que cela est beau! c'est magnifique! tönte es aus einem Haufen Franzosen, die in lauter Exklamationen aufgelöst waren; steife Schweizer sprachen in einem barbarischen Französisch über die Militärkonventionen mit Frankreich und Holland, das große Thema jener Zeit; eine jubelnde Schaar von Studenten trank und sang und scherzte mit lustigen Dirnen; kleine Mädchen boten Sträuße von Alprosen an, und ein Hirtenknabe ließ weithin sein Alphorn ertönen. Ich fand immer, daß die Menschen bey solchen Scenen ungemein offen und mittheilend gestimmt waren; jeder nahm, ohne Unterschied des Standes, von jedem, der ihm freundlich entgegenkam, ein Gespräch an; bey dem überwältigenden Anblick der unermeßlichen Naturgröße, vor der wir alle in den Staub sinken, schien jeder mehr als je das allgemeine Band der Menschheit zu fühlen, das Alle umschlingt, und weniger als je den Werth der Prärogative, den einige Kinder dieser Natur sich vor andern anmaßen. Zum Lobe der Wirthe muß ich bemerken, daß sie Sorge tragen, damit diese freye Ungezwungenheit nie in Gemeinheit ausarte oder dem Anstand zu nahe trete.

(Der Beschluß folgt.)

*) Auf diesen Fuß werden jedoch nur Kurgäste behandelt, die acht bis vierzehn Tage u. s. w. da bleiben; bey Durchreisenden wird ein ganz anderer Maßstab angelegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Fortsetzung.)

Das Städelsche Kunstinstitut steht jezt im Handel um die Erwerbung eines Raphael, für den der Preis von 8000 fl. gefordert wird. Das in dem Lokale dieses Instituts aufgestellte Bild des Hrn. Jacobi, der Raub der Proserpina,

Digitized by Google

gab kürzlich einem hiesigen Kanzelredner Anlaß, gegen die Anständigkeit von dergleichen Schaustellungen, wegen der an solchen Bildern unvermeidlichen Nacktheiten, loszuziehen, wodurch, wie er meynte, das Sittlichkeitsgefühl gar sehr verletzt würde. Gewiß ließ sich der Redner dabey von den besten Absichten leiten. Ob er indessen zu deren Erreichung gerade das tauglichste Mittel wählte, dieß möchte um so mehr bezweifelt werden können, da man die Wahrnehmung gemacht haben will, daß sich seitdem das Zuströmen der Schaulustigen, in Folge der durch jenen Sermon nur noch stärker angeregten Neugier, eher vermehrt, als vermindert hat. Gleich darauf war in der That einige Tage hindurch jenes Zuströmen so groß, daß, um dem Gedränge auf dem zu dem Saale, wo sich das Bild befindet, führenden Korridor abzuhelfen, ein zweyter Eingang zu demselben eröffnet werden mußte. — Für das baldige Wiederaufglimmen unserer Gasbeleuchtung haben sich seit Kurzem mehrere Aussichten eröffnet. So fand sich bereits vor zehn oder zwölf Tagen ein sachverständiger Emissär von Seiten einer brittischen Gesellschaft hier ein, die sich wahrscheinlich auf Empfehlung des hiesigen, für den Augenblick in London anwesenden englischen Konsuls bewogen gefunden hatte, den Gegenstand als Spekulationswürdig in Betrachtung zu ziehen. Nach vorgenommener Besichtigung der zur Anstalt gehörigen Anlagen, äußerte sich derselbe sehr günstig darüber, namentlich in Betreff der Gasfabrik selber, versichernd, es sey diese, nach seinem Dafürhalten, so vollständig und zweckmäßig eingerichtet, als solches bey Oelgasfabriken nur irgend möglich sey. Indessen werden wir muthmaßlich die Mitwirkung der Fremden zur Wiederbelebung unserer Gasbeleuchtungsanstalt entbehren können. Mehrere unserer vermöglichsten und angesehensten Mitbürger interessiren sich, wie man von guter Hand vernimmt, sehr für die Sache. Ihr Vorhaben ist, heißt es, das Unternehmen auf eigene Gefahr und Kosten, so beträchtlich letztere auch seyn möchten, fortzusetzen, vorher aber einen bewährten Techniker beyzuziehen. Zu dem Ende soll Obst. Becker aus Mannheim, unter dessen einsichtsvoller Leitung schon mehrere Gasbeleuchtungsanstalten in Deutschland mit dem besten Erfolg angelegt wurden, um seinen Rath und Beystand ersucht werden. Die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes werden in der Stille betrieben, um, sollte irgend ein Wechselfall eintreten, das Publikum nicht um so schmerzlicher zu täuschen, je lebhafter dieses das Wiederaufblühen einer Anstalt wünscht, deren Vorzüge es während ihrer fünfmonatlichen Dauer kennen lernte, und die es seit der letzten Unterbrechung nur höchst ungern entbehrte. — Der Ausbau der schönen Barfüßerkirche geht rasch von Statten. Ein großer Theil der hiesigen Einwohnerschaft wünscht, daß dieser Tempel mit einem seiner Herrlichkeit entsprechenden Thurme möge versehen werden, zumal da unsere Stadt verhältnißmäßig nur wenige Monumente dieser Art zählt, diese aber von so Manchen für eine fast unentbehrliche Zierde großer Städte gehalten werden. Da nun aber von den Behörden nur ein sogenannter Glockenstuhl, wahrscheinlich aus ökonomischen Rücksichten, mit in den Bauplan aufgenommen wurde und dieses thurmähnliche Gebäude die Dachhöhe des Schiffs der Kirche nur wenig überreichen wird, so wird jetzt eine Subskriptionsliste herumgetragen, der eine lithographirte Zeichnung des projektirten Thurms beyliegt, um mittelst freywilliger Beyträge die Kosten zu dessen Herstellung aufzubringen. Allgemeinen Beyfall findet jedoch dieser Entwurf keineswegs, da es selbst unter Kunstverständigen eine Zweifelsfrage bleibt, ob überhaupt ein Thurm mit dem Baustyl dieser Kirche im Einklang stehen dürfte.

(Der Beschluß folgt.)

London, April.

Auf dem Coburg-Theater wurde neulich gegeben: „Undine und der Kobold.“ oder: „der Wassergeist.“ Feenoper, nach dem Deutschen für die Bühne arrangirt von Milner, Musik aus „dem Donauweibchen“ von (wie der Courier ihn nennt) Kauer Bierey. Ueber das Stück selbst braucht hier nichts gesagt zu werden; dagegen verdient die Maschinerie einiger Erwähnung. Undine erscheint am Ende des ersten Aktes ganz in eine klare Fontaine von wirklichem Wasser gehüllt; am Ende des zweyten Aktes wird auf Befehl des Wassergeistes das schwarze Thal mit einem brausenden Strome angefüllt; dieser wird durch Einwirkung des Feuerkönigs auf einen Augenblick in lichtes Feuer verwandelt, erlangt aber bald wieder seine ursprüngliche Gestalt und glänzt durchsichtig wie der hellste Krystall. Die Erscheinung der kolossalen, aber nebligen und undestimmten Gestalt des Wassergeistes, der aus der Fluth hervorsteigt und ihr gebietet, ist beynahe erhaben zu nennen. Besonders glänzend ist die letzte Scene, wo an hundert Fontainen, die die Bühne bedecken, einen mächtigen, in die Höhe gehenden Regenguß bilden, den zwischendurch bunte Feuerstrahlen erleuchten. Die Ausführung macht dem Maschinisten, Hrn. Cabanel, wirklich große Ehre.

Seit einiger Zeit hat sich die Politik aller Köpfe so sehr bemeistert, daß es fast gar keine literarischen Neuigkeiten gibt und die Verleger sogar schon gedruckte Bücher einstweilen zurückgelegt haben. Bey der Befangenheit der Gemüther durch die große politische Frage ist es daher desto auffallender, zu sehen, wie der alte Zauberer, Walter Scott, immer noch seinen Einfluß übt; man sieht mit Ungeduld der neuen Ausgabe seiner Werke entgegen, die vom 1. Juny an in Lieferungen erscheinen wird. Sie soll mit belehrenden Noten und einer allgemeinen Vorrede versehen werden; jeder Roman erhält eine Einleitung, in der der Verfasser die Geschichte seiner Geistesstimmung bey Abfassung desselben, die Legenden, die Familiensagen u. s. w., die dem Roman zu Grunde liegen, auseinandersetzt; ferner wird er die Landschaften beschreiben, in denen die Abentheuer sich begeben, er wird die Materialien, wie sie ihm wirklich die Geschichte geliefert, von seinen Zuthaten scheiden, damit gleichsam die Geschichte reconstruirt und dadurch denjenigen einen schlechten Dienst erweisen, welche in seinen Romanen die englische Geschichte spielend studirt zu haben glaubten; in einem Glossarium werden die alten Gebräuche und Volkssagen, auf die er anspielt, erörtert werden. Die Vorrede zu Waverley soll im Grunde nichts seyn, als des Verfassers Selbstbiographie, wenigstens die Schilderung seiner literarischen Laufbahn; auf sie sollen einige seiner ersten, noch ungedruckten prosaischen Versuche folgen. Die Ausgabe wird dem König zugeeignet, erhält Titelkupfer und Vignetten, und monatlich erscheinen 2 Bände, die 10 Schilling kosten. W. Scott verspricht in der Ankündigung, den Text sorgfältig zu revidiren, den oft etwas breiten Styl zu beleben, zu sehr gedehnte Stellen abzukürzen, kurz die letzte Hand an das Werk zu legen. Allermittelst läßt er in diesen Tagen Anna von Guirstein, als Fortsetzung seiner Chronik von Canongate, erscheinen. Ist wohl in Deutschland noch Enthusiasmus genug für den großen Unbekannten vorhanden, daß man auch diesen mächtigen Ballast seiner Romane wird übersetzen können und lesen wollen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 97.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. April 1829.

Hier, wo des Schreckhorns kalte Stirne
Die Ros' umschwebt,
Und um des Glarnisch hohe Firne
Ein Goldduft bebt —
Hier fern von aller Welt geschieden,
Athm' ich Gesundheit, Kraft und Frieden
Aus freyer Brust.

Friederike Brun.

Schilderung des Rigi.

(Beschluß.)

Um vollen Genuß aus dieser glücklichen Stimmung der Bergwanderer zu schöpfen, muß man der französischen und englischen Sprache mächtig seyn. Wer den Engländer in der Schweiz, wo das Englische so selten gesprochen wird, in seiner Sprache anredet, gegen den wird er sogleich mittheilend. Diesen Vortheil benuzte ich bestens. Ich könnte Dir eine Menge interessanter Züge mittheilen; ich begnüge mich indessen mit der Bemerkung, daß ich selten einen Menschen fand, bey welchem dieser große Anblick seine Wirkung ganz verfehlte. Am mächtigsten wurden alte, vom Schicksal vielfach erprobte Militärs ergriffen. Ich habe über diese psychologische Merkwürdigkeit eine Reihe interessanter Beyspiele gesammelt. „Le cœur me bat!" rief ein alter Napoleonscher Obrist mit funkelnden Augen, als er aus der Schlucht von Goldau an die First des Staffel kam; „le cœur me bat," wiederholte er und ließ sich von dem Pferde auf seine Krücke nieder; eine Kugel hatte ihm bey Wagram das rechte Knie gelähmt. Ich sprach mit ihm, er bat mich, ihn den Nachmittag auf dem Kulm zu besuchen. Dort fand ich ihn mit verklärtem Antlitz auf der Bank unter dem Kreutze sitzend. Ich erklärte ihm die Landschaft, die Züge der Thäler und Gebirge. Nicht auf den Pyrenäen und Appeninen, versicherte er mich, nicht zwischen dem mittelländischen und baltischen Meere, welche Länder er mit seinem Feldherrn durchwandert, habe er ein solches Schauspiel gesehen. Et que veut dire la liberté de ce beau pays? fragte er endlich. Meine Antwort mochte ihm nicht gefallen, denn er stand auf, hoppelte einige Mal mit seiner Krücke auf und nieder, und murmelte etwas zürnend zwischen den Zähnen. Dann rief er aus: mais la nature est invariable, und blickte wieder heiter in die himmlische Schöpfung, als wollte er in diesem göttlichen Anblick einen schweren Gedanken vergessen.

The most awful tempest on the sea is not worth this spectacle! rief ein alter englischer Seemann, an derselben Stelle am Staffel seiner wunderschönen Tochter zu.

Nur bey alten Weibern verfehlte dieses große Naturschauspiel häufig gänzlich seinen Effekt. Nie vergesse ich folgenden Zug. Ein Engländer kam mit seiner alten Ehehälfte, beyde zu Pferd, an dieselbe Stelle. Is not that worth coming! coming from a thousand miles! rief er aus. (Ist dieß nicht der Mühe werth, daß man ein Tausend Meilen weit herkömmt?) I do not see any thing worth coming, not any thing at all! come, let us take a cup of tea, erwiederte sie. (Da sehe ich nichts, was die Mühe lohnte, hierherzukommen; nein, gar nichts! komm, laß uns eine Tasse Thee trinken.) Der Mann ging geduldig mit der alten mürrischen Ehehälfte ins Haus und trank Thee.

Die Hauptpunkte auf dem Rigi, was die Aussicht betrifft, sind der Kulm, der Rothstock und das Känzeli. Du hast, wie ich schon bemerkt habe, in dieser Hinsicht nur Andeutungen von mir zu erwarten. Der

Digitized by Google

Kulm gewährt die umfassendste Aussicht, ein Gemälde, welches das ganze Reich ästhetischer Naturformen erschöpft, ein Meisterstück der Natur, das eine Vereinigung alles Schönen, Erhabenen und Romantischen in einem Totalanblick dem Auge darstellt. Gegen Nord und West breitet sich der größte Theil der ebenen Fläche der Schweiz aus, die Kantone Luzern, Aargau, Zürich, Theile von Solothurn und Basel, mit den mannigfaltigsten Hügelreihen, Seen, Flüssen, Städten und Dörfern. Bis nach Frankreich und Schwaben hinein reicht das Auge. Umkränzt ist diese Fläche und Hügelreihe gegen Norden von den Appenzeller Bergen, den Höhen längs der Donau und dem Schwarzwald; gegen Westen von den Vogesen und der langen Kette des Jura. Unbeschreiblich schön sind die Endpunkte dieser Ebene; links (denke Dich immer auf der Kulmspitze stehend) am Pilatus Luzern mit dem See und der Emme, die wie ein Silberband vom Entlibuch herabglänzt, und der Reuß, die in entgegengesezter Richtung ihre Wellenlinie beschreibt; vorn Küßnacht mit dem Küßnachter See und der Tells Kapelle; links der Zugersee, mit seinen blühenden Geländen und schimmernden Städtchen und Dörfern.

Gegen Süd und Ost erhebt sich von dem Vierwaldstätterse und dem Schwyzerthal das kolossale Amphitheater der Gebirgsmassen in immer höhern Abstufungen bis zu den blendenden Eisbergen, die in einem ununterbrochenen Gürtel diese Höhenwelt umschließen. Die äußersten Punkte dieses Eisgürtels sind südwestlich am Pilatus, fern im Berner Oberlande, der Ateis und die Blümlisalp, an welche sich die Jungfrau und der Mönch anschliessen; südöstlich der hohe Sentis in Appenzell. Die höchsten Eishörner in der Mitte sind das Schreckhorn und Finsteraarhorn, der Titlis, der Urikothstock, der Gotthard mit seinen vielfachen Spitzen, die Windgalle, das Scheerhorn, der Döbi und der Glarnisch mit seinen vielfachen Fortsätzen. Zwey Dinge habe ich nie mit der bloßen Einbildungskraft erreichen können, die grenzenlose Meeresfläche und die Alpen; es bedurfte der Anschauung, um das rechte Bild zu gewinnen. Ich fand, daß es dem oben erwähnten englischen Seemann eben so ging. Die lezte Purpurgluth der sinkenden Sonne auf dem blendenden Weiß dieses furchtbar schönen Riesengürtels der Eiswelt ist in der That ein Anblick, gegen den jedes Bild, auch des höchsten Dichtergenies, ohne Anschauung nur Kinderspiel seyn kann; das sind Wunder der Schöpfung, für die es keinen Maßstab gibt. Nach dieser Seite hin (Süd und Südost) erblickt das Auge wenig Thäler und Seen; jedoch zeichnet sich auf der einen Seite ungemein malerisch das Schwyzerthal aus, mit dem Lowerzer See in der Mitte und dem Dörfchen Arth, Seeven und dem Flecken Schwyz, dessen weitzerstreute Häuser auf den grünen Matten herrlich glänzen; auf der linken Seite dieses Thales, vorn dem Kulm gegenüber, liegt der rothe Erd- und Felsschutt des Roßbergs, dessen Sturz einst Goldau begrub; weiter hinten ragen der Haken und Mythen mit ihrem grauen Gestein gespensterartig in die Lüfte. Auf der andern Seite, am Pilatus, liegt ernst und düster das Thal von Unterwalden, mit dem Sarnensee in der Mitte. Auf dem Rothstock ist zwar der nördliche und nordöstliche Theil der vorhin beschriebenen Ebene, so wie der Zugersee, durch den Kulm verdeckt; alles andere stellt sich gleich vollkommen auf dieser Spitze dar, und außerdem gewährt sie, was der Kulm nicht kann, den Blick auf die niedrigern Höhen des Vierwaldstättersees und einen Theil seiner vielfach gewundenen Ufer, deren zauberischer Wechsel von Licht und Schatten, Abends und Morgens, innerhalb des umgürtenden Kranzes von Fichtenhöhen und Eisbergen jede, auch nur mäßig thätige Imagination in die Fabeln der Geisterwelt versezt. Eine eigenthümliche Magie belebt die Scene, die sich von dem Känzeli, einem Vorsprunge unweit des kalten Bades, in einem kleinern Umfange dem Auge entrollt.

Ich könnte Dir noch Manches erzählen von den mannichfachen Formen, gleichsam Phasen, unter welchen sich diese herrliche ästhetische Naturanschauung vom Rigi darstellt, z. B. bey den Gewölken des Westwindes, die wechselnd nur einzelne Theile der Ebene und der Alpenhöhen enthüllen, oder bey den Nebeln im September, die gleich einem Meere die ganze Ebene bedecken, über welches, von der Sonne beleuchtet, des Pilatus und die Jura Spitzen wie Inseln auftauchen, oder könnte ich von dem berühmten Nebelbilde auf dem Rigi reden.

Ich schließe indessen, und beneide nur die, welche jeden Sommer auf diesem Berg der Himmelskönigin zubringen können, wie ein Frauenzimmer von Luzern schon seit Jahren thut. Ich werde ihr Beyspiel, wenigstens so lange ich kann, nachahmen, und hoffe auch Dich diesen Sommer dort zu finden.

Dr. L. S.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsezung.)

„Wohl denn, Fritz," sagte Mila. „hast Du die Kirche zu Hameln gesehen?" „Mehr als hundert Mal." „Und die gemalten Fensterscheiben?" „Natürlich." „Und was ist auf diesen Scheiben gemalt?" „Auf den Scheiben? — Auf dem großen Fenster zur linken Hand steht, glaube ich, ein großer schwarzer Mann, der auf der Flöte bläst, und dem ein Haufen kleiner Kinder nachläuft." „Richtig. Nun will ich Euch die Geschichte des schwarzen Mannes und der Kinder erzählen.

Vor vielen Jahren waren die Leute in Hameln mit ei-

Digitized by Google

ner unzähligen Menge von Ratzen geplagt, die in so dicken Haufen aus dem Norden kamen, daß die Erde ganz schwarz davon erschien und ein Karrenführer nicht gewagt hätte, seine Pferde über einen Weg zu treiben, wo sie ihren Marsch hielten. In weniger als einem Augenblick war alles aufgezehrt, und in einer Scheune machten diese Ratzen kürzern Prozeß mit einer Tonne voll Korn, als ich mit diesem Glas guten Weines." Sie trank ihr Glas aus, wischte sich den Mund und fuhr fort. „Mäusefallen, Ratzefallen, Eisen, Gift, alles war vergebens. Man hatte von Bremen ein Schiff mit eilfhundert Katzen kommen lassen; aber nichts half; für tausend, welche man tödtete, erschienen zehntausend, und noch hungrigere wie die vorigen. Kurz, wenn man keine Hülfe gegen diese Plage gefunden hätte, so wäre kein Weizenkorn in Hameln geblieben und alle Einwohner vor Hunger gestorben. Da erschien an einem gewissen Freytage vor dem Bürgermeister ein langer, brauner, dürrer Mann mit großen Augen, einem Munde von einem Ohre zum andern, in ein rothes Wamms gekleidet, mit einem aufgestutzten Hute, weiten, mit Bändern besetzten Beinkleidern, grauen Strümpfen und Schuhen, mit feuerfarbenen Schleifen. Er hatte einen kleinen Beutel an seiner Seite hängen. Mir däucht, ich sehe ihn noch." Alle Augen wendeten sich in diesem Augenblicke unwillkührlich nach der Wand hin, auf welche Mila ihre Blicke heftete. „So habt Ihr ihn denn gesehen?" fragte Meegy. „Nein, ich nicht; aber meine Großmutter, und sie erinnerte sich seiner so wohl, daß sie ihn hätte malen können." „Und was sagte er zum Bürgermeister?" „Er bot ihm an für 100 Dukaten die Stadt von der Plage, unter der sie litt, zu befreyen. Ihr könnt denken, daß Bürgermeister und Bürger den Handel auf der Stelle eingingen. Sogleich zog der Fremde eine metallene Flöte aus seinem Beutel und stellte sich damit auf den großen Marktplatz vor die Kirche hin, der er aber, wohl zu bemerken, den Rücken zukehrte; er begann ein sonderbares Lied zu blasen, ein Lied, wie kein deutscher Flötenspieler jemals eines geblasen. Und siehe da, so wie dieß Lied ertönte, so kommen von allen Dachboden, aus allen Löchern in den Mauern, unter allen Sparren und Dachziegeln Ratzen und Mäuse bey hunderten und tausenden hervor und laufen ihm nach. Der Fremde, immer fort blasend, nahm seinen Weg nach der Weser hin, und da zog er seine Unterkleider aus und ging ins Wasser hinein und alle Ratzen aus Hameln ihm nach, die auf der Stelle ersoffen. Nur eine einzige blieb in der ganzen Stadt und ihr sollt bald sehen, warum. Der Herenmeister, denn das war er, sagte einen der Nachzügler, der noch nicht in die Weser hinein war, warum die weiße Ratze noch nicht gekommen sey. — Herr, antwortete die Ratze, sie ist so alt, daß sie nicht mehr gehen kann. — So lauf' denn hin und hole sie, antwortete der Herenmeister, und die Ratze lief augenblicklich in die Stadt, von wo sie bald mit einer alten, dicken weißen Ratze zurückkehrte, die aber so alt, so alt war, daß sie sich kaum zu schleppen vermochte. Beyde Ratzen, die junge die alte beym Schwanze ziehend, stürzten sich in die Weser und ertranken mit ihren Gefährten. So ward die Stadt von ihnen befreit. Allein als der Fremde nun aufs Rathhaus ging und die versprochene Bezahlung forderte, hatten der Bürgermeister und die Bürger unterdessen überlegt, daß sie nichts mehr von den Ratzen zu fürchten hätten, und da sie glaubten, leicht mit einem Menschen umspringen zu können, der ohne Schutz war, so schämten sie sich nicht, ihm zehn Dukaten statt der versprochenen hundert anzubieten. Der Fremde machte Vorstellungen, die weit weggeworfen wurden; er drohte dann, sich theurer bezahlen zu lassen, als sie glaubten, wenn sie den Handel nicht buchstäblich hielten. Die Bürger lachten laut über diese Drohung, warfen ihn die Rathhaustreppe hinunter, hießen ihn „den weitberühmten Ratzenfänger," und alle Kinder in der Stadt schrieen ihm diesen Namen nach, indem sie ihm durch die Steaßen bis zum neuen Thore folgten. Den folgenden Freytag um die Mittagsstunde erschien der Fremde von Neuem auf dem Marktplatze; allein dießmal hatte er einen purpurfarbenen, auf eine besondere Weise aufgestutzten Hut auf. Er zog eine von der vorigen ganz verschiedene Flöte aus dem Beutel, und sobald er anfing darauf zu blasen, liefen ihm alle Knaben von sechs bis fünfzehn Jahren aus der ganzen Stadt nach und gingen zum Thore mit ihm hinaus." „Und die Bewohner von Hameln ließen die Kinder wegführen?" fragten Meegy und der Hauptmann zugleich. „Sie folgten ihm nach bis an den Koppenberg zu einer Höhle, welche jezt geschlossen ist. Der Flötenspieler ging in die Höhle hinein und alle Kinder mit ihm. Der Ton der Flöte ward noch einige Zeit gehört. Nach und nach ward er leiser und leiser und endlich hörte man nichts mehr. Die Kinder aber waren alle verschwunden, und seitdem hat man nie wieder etwas von ihnen erfahren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie viel Hände die Industrie in Frankreich noch beschäftigen könnte. *)

Nach dem Coup d'oeil de la Misère hat Frankreich unter 32 Millionen Einwohnern:

5,000,000 Bettler;

150,000 legitime Diebe;

---

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

150,000 Individuen in Spitälern und Gefängnissen;
11,161 freygelassene Sträflinge;
7,896 freygelassene Gefangene;
60,000 Bettelkinder ohne Unterkunft;
3,009,009 die nicht angeben können, wovon sie leben.

8,339,360 Individuen des legitimen Elendes.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., April.

(Beschluß.)

Es wurden im Verlaufe der lezten Wochen mehrere große Konzerte, zur Beförderung gemeinnüziger Zwecke, von hiesigen Künstlern und Kunstfreunden ausgeführt. Bey diesen Anlässen bestätigte sich leider die schon früher gemachte Wahrnehmung, daß die mit den Konzerten verknüpften Nebenkosten hier immer höher steigen, mithin der Reinertrag sich in eben demselben Verhältnisse vermindert. So betrugen jene Kosten bey dem einen der hier erwähnten Konzerte, das Hr. Balbeneecker zum Vortheil der Epileptischen des hiesigen Krankenhauses veranstaltet hatte, 246 fl., während sich der Rest der Einnahme nur auf 192 fl. belief. — Unter den neuerlichen Leistungen unserer Bühne verdient die mehrmals hinter einander unter großem und stets steigendem Beyfalle wiederholte Aufführung von Ferdinand Ries großer Oper, „die Räuberbraut," rühmlich erwähnt zu werden. — Fast wäre unsere Theaterdirektion für den Zeitraum der Messe in schlimme Verlegenheit versezt worden. Dem ersten Sänger bey der Oper, Hrn. Nieser, ward vor wenigen Wochen seine Gattin durch den Tod entrissen, und nun erhob sich die für das Bühnenwesen überhaupt wohl nicht unwichtige Frage, ob in solchen oder ähnlichen Fällen die Trauer des Herzens durch Entfernthalten von jeder artistischen Leistung für längere oder kürzere Zeit kund zu geben, nicht, seinen sonstigen Pflichten unbeschadet, innerhalb der Befugniß des Künstlers liege. Es hieß, Hr. Nieser spreche diese Befugniß an und werde während der gesezlichen Trauerzeit, die den Zeitraum der Messe einschloß, nicht auf der Bühne erscheinen. Inzwischen hat man sich dahin verständigt, jene Leistungen lediglich aus dem Gesichtspunkte von Berufsgeschäften auf Seiten des Künstlers zu betrachten, und Hr. Nieser wird am Ostermontage, wo die Stumme von Portici hier zum ersten Male gegeben werden soll, in die Sphäre seiner frühern Thätigkeit wieder eintreten. Von dem vorhin erwähnten Tonsezer der Räuberbraut, Hrn. Ries, ist so eben ein herrliches Oratorium vollendet worden, das auf dem großen Musikfeste zu Aachen in den beyden Pfingsttagen, unter des Komponisten eigener Leitung, zum ersten Male aufgeführt werden wird. Das Oratorium heißt: „Der Sieg des Glaubens;" die Worte dazu sind von Hrn. J. B. Rousseau gedichtet. Derselbe Literatus hat vor einigen Tagen den Cyclus seiner in diesen Blättern schon öfters erwähnten Vorlesungen für diesen Winter geschlossen. Die beyden lezten Abende füllte Hr. Rousseau mit Vortrag einer Abhandlung über Schiller und dessen Huldigung der Künste. Beym Abschiede allen Anwesenden dankend, zeigte derselbe an, er beabsichtige im künftigen Winter einen Kursus über Aesthetik zu lesen. Unter denjenigen Vorlesungen, womit Hr. R. in der jüngsten Periode sein Publikum unterhielt, verdient noch nachträglich diejenige erwähnt zu werden, worin er sich über die Gedichte des Königs Ludwig von Bayern verbreitete. Wiewohl diese Vorlesung nicht viel mehr als eine Improvisation war, denn sie ward zwey Tage nach Ankunft jener Gedichte auf unserm Platz gehalten, so vernahm man doch von dem Redner manche recht treffende Bemerkung über diese denkwürdige Erscheinung und mehrere kritische Andeutungen, worin derselbe Bescheidenheit mit Freysinnigkeit glücklich zu paaren verstand.

London, April.

(Fortsezung.)

Haben wir gegenwärtig in der Literatur wenig Neues, so erwartet man nach Ostern desto mehr. Unter andern wird Murray mit der Herausgabe seiner Familienbibliothek anfangen, welche dem Unternehmer reichlichen Vortheil verspricht. Diese Sammlung, welche fürs erste hauptsächlich aus geschichtlichen Werken bestehen wird, worunter auch Lockharts früher angekündigte Geschichte des Cervantes erscheinen soll, kommt in monatlichen Bändchen, jedes zu 5 Schilling, heraus, was bey der Dicke, dem schönen Druck und den Kupfern, abgesehen vom innern Gehalt, sehr wohlfeil ist. Die ersten zwey Bändchen werden die Privatgeschichte Napoleons enthalten, wovon der Verleger bereits 10,000 Exemplare unter den Buchhändlern abgesezt hat.

Auch von der unter der Leitung der Freunde der Erziehung, welche die Londoner Universität gestiftet haben und die Bibliothek nüzlicher Kenntnisse herausgeben, erscheinenden Unterhaltungsbibliothek (Library of Entertaining Knowledge) ist das erste Stück erschienen. Es enthält eine Menge Holzschnitte und Beschreibungen von fremden Thieren, die sich jezt in England befinden und deren Natur und Lebensweise hier an Ort und Stelle beobachtet worden ist. Man kann das Werk in wöchentlichen und monatlichen Lieferungen für einen halben Schilling und zwey Schillinge kaufen.

Die lezten Stücke des London Weekly Review enthalten Auszüge aus dem Tagebuche eines Edelmanns zu Wien während des Kongresses, voll interessanter Anekdoten und Charakterzüge von den vielen hohen Personen, welche sich damals in der Kaiserstadt zusammendrängten. Allem Anscheine nach werden dieselben noch lange fortgesezt werden.

Es ist ohne Zweifel in Deutschland bekannt, daß in dem lezten Stücke des Quarterly Review irgend ein Anonymus in einem Artikel über das Gesalbader des Dr. Granville von einer Reise in Rußland es gewagt hat, den würdigen Niebuhr als einen Revolutionär und verlauten Religionsspötter anzugreifen, und dies zwar nur hingeworfen und ohne den geringsten Versuch, die Anklagen zu beweisen. Ob solche Beschuldigung in einer so vielgelesenen Zeitschrift den Mann, gegen den sie gerichtet ist, gekränkt hat, weiß ich nicht; freuen muß er sich aber jezt darüber, da sie zu einer Antwort von einem seiner trefflichen Uebersezer, dem Hrn. Hare, Anlaß gegeben hat, welche jedem redlichen Herzen wohlthut. Solche Freundschaftswärme, gepaart mit einer gereinigten Philosophie, edlen Freiheitsliebe und mannichfaltiger Kenntniß, findet sich heut zu Tage selten, besonders unter den Geistlichen der anglikanischen Kirche. Der Titel der Flugschrift ist: Vindication of Niebuhrs History of Rome from the calumnys of the Quarterly Review, und verdient von allen Freunden des großen Historikers, ja von allen Freunden der Wahrheit gelesen zu werden. Der Styl der Schrift ist besonders rein und kräftig.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 98.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. April 1829.

Im Windsgeräusch in stillet Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an.

Tiek.

Die Mördergrube.

Eine alte Volkssage.

In einem Lande hoch gegen Norden erstreckt sich eine unabsehbare Moorheide mehrere Meilen längs dem Wege hin, und ermüdet das Auge des Wanderers durch das Einerley der Verödung. Ist die Gegend noch jezt traurig und wüste, so war sie es noch mehr vor dreyhundert Jahren; da bot kein Baum Obdach, kein Gesträuch erquickte das Auge durch sein Grün, keine heimische Blume schmückte das unfreundliche Erdreich; keine Spur weit und breit, daß ein Sterblicher diese einsame Wildniß je betreten, außer wenigen in der Mitte der Heide zerstreut liegenden rohen Hütten, und einem Pfad für diejenigen, welche ein Geschäft und dringende Noth zwang, diese Einöde zu durchziehen. Im Verfolge der Zeit ward dieser wilde Strich immer düsterer, unheimlicher. Seltsame Gerüchte gingen, daß daselbst Verrath und Mord des einsamen Wanderers warte. Mehrere Personen, welche diesen Weg eingeschlagen, waren verschwunden; die Nachfragen der Angehörigen veranlaßten genaue Nachforschungen, die Diener der Justiz durchstreiften die Gegend und befragten die Hüttenbewohner, niegends aber zeigte sich eine Spur von den Verlorenen, kein Versteck fand sich, der dem tückischen Verbrecher Zuflucht und Aufenthalt hätte gewähren können. Da jedoch die Nachfrage nach verschwundenen Menschen immer häufiger wurde, erweckte dieß bey den Bewohnern des Dörfchens selbst die ängstlichsten Besorgnisse. Einige wollten oft in nächtlicher Stille plötzlich übernatürlichen Angstruf aus der Ferne vernommen haben, und ein Schäfer, der sich eines Abends von dem Wege verirrt hatte, erzählte, er habe drey geheimnißvolle Gestalten mit übermenschlicher Kraft mit einander kämpfen, und endlich die eine plötzlich mit einem entsetzlichen Schrey in die Erde versinken sehen.

Allmählich verließen die Bauern ihre Hütten auf der Heide und siedelten sich in wohnlicheren Gegenden an, bis endlich blos noch eine Hütte mit einer alten Frau und ihren zwey Söhnen übrig blieb, welche jammerten, daß sie durch ihre Armuth an diesen traurigen Ort gefesselt würden. Wanderer, welche diesen Weg machen mußten, thaten es nicht leicht anders als in Gesellschaft, um sich gegenseitig Schutz zu gewähren, und wenn sie die Nacht überfiel, kehrten sie gewöhnlich in der unansehnlichen Hütte der Alten und ihrer Söhne ein, wo reinliches Nachtlager ihrer wartete, und die Kühnern bey einem Torffeuer über die eingebildeten Schrecknisse des Weges lächelten, während den Fuchtsamern bey der Erzählung der Geschichten, womit sie ihre Gastfreunde unterhielten, die Haare zu Berge standen.

In einer finstern, stürmischen Novembernacht zog ein Krämerjunge mit hastigen Schritten durch die Moorgegend hin. Bestürzt, als er sich in dieser endlosen Wildniß von der Finsterniß überfallen sah, kamen ihm unwillkührlich tausend schauerliche Sagen, die sich an diesen Ort knüpften, in sein Gedächtniß zurück. Jeder Windhauch, der über die

Digitized by Google

Heide strich, war ein Geächze abgeschiedener Geister, und die Vögel, welche über seinem Haupte durch die Luft hinglitten, schienen ihn mit ihrem lauten, schrillen Gekrächze vor nahender Gefahr zu warnen. Das Pfeifen, womit er gewöhnlich seine Wanderschaft kürzte, verstummte, und mit zitternden, ungewissen Tritten, die ihm gar so laut in das Ohr tönten, schwankte er dahin. Aber die Verheißung der Schrift fiel ihm ein und stärkte seinen Muth: „Ich will dein Fels seyn in der Wüste und dein Zufluchtsort im Sturm.“ „Gewiß, wenn auch allein,“ dachte er, „bin ich doch nicht vergessen,“ und ein Gebet um göttlichen Beystand sprachen unwillkührlich seine Lippen.

Ein Licht glimmte jezt in der Ferne, das, wie er schloß, ihn zu der Hütte der alten Frau führen mußte; nach diesem richtete er seine Schritte, wobey er sich erinnerte, wie er hier leztes Jahr mit einer großen Reisegesellschaft eingekehrt, die sich den Abend mit jenen geheimnißvollen Geschichten verkürzt hatte, welche jezt seinem Gehirne Schreckbilder vorgaukelten. Er erinnerte sich noch, wie angelegentlich die alte Frau mit ihren Söhnen ihm zuredete dazubleiben, als die andern Reisenden aufbrachen, und hoffte jezt dieselbe herzliche Aufnahme zu finden. Sein erster Anruf schien wenig beachtet zu werden, plözlich aber ließ sich lauter Lärm und Aufruhr in der Hütte hören. Sie glauben, es komme einer der übernatürlichen Gäste, von denen die alte Frau so viel spricht, dachte der Junge und trat an ein Fenster, wo ihm bey der schwachen Beleuchtung alle Bewohner verschiedentlich beschäftigt schienen. Die Alte scheuerte eilig die steinerne Flur und bestreute sie dick mit Sand, während ihre zwey Sohne mit gleicher Hast einen großen und schweren Gegenstand in eine große Küste schoben und diese sorgfältig verschlossen. Der Bursche klopfte in jugendlichem Uebermuth an das Fenster, da fuhren alle auf und verriethen solche Bestürzung, daß ihn unwillkürlich eine unerklärliche Furcht überfiel und er zurückschrack; ehe er jedoch Zeit hatte sich zu besinnen, fuhr plözlich einer der Männer aus der Thür, griff ihn unsanft an der Schulter und zog ihn gewaltsam in die Hütte hinein. „Ich bin nicht der, wofür ihr mich haltet,“ sprach der Junge und versuchte zu lachen, „ich bin blos der arme Krämer, der euch leztes Jahr besuchte.“ „Seyd Ihr allein?“ fragte die Alte in einem barschen, tiefen Ton, vor dem sein Herz erbebte. „Ja,“ versezte der Bursche, „ich bin allein *hier*, und ach,“ fuhr er mit ängstlicher Beklemmung fort, „ich bin allein in der weiten Gotteswelt, habe Niemand, der mir beystünde in der Noth, oder eine Thräne vergöße, falls ich in dieser Nacht noch sterben sollte.“ „Dann seyd Ihr willkommen!“ sprach einer der Männer mit höhnischem Grinsen, indem er den andern Bewohnern der Hütte einen bedeutungsvollen Blick zuwarf. (Der Beschluß folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Sind Sie verheyrathet?

In einer Stadt, wo die Bevölkerung, trotz der ausserordentlichen Fruchtbarkeit der Weiber, sehr gering ist, scheint die Heyrathslust der Römerinnen eine weise Einrichtung der Vorsehung zu seyn. Splitterrichter, welche nur die Schattenseite der Dinge im Auge haben, erklären dieß bald so, bald anders. Ohne die Sache genauer zu untersuchen (denn Gott allein sieht ins Herz und prüft die Nieren), will ich nur die Thatsache anführen, daß ein Fremder keinem hiesigen unverheyratheten Frauenzimmer irgend eine, wenn auch nur formelle Aufmerksamkeit beweisen kann, ohne sogleich von ihr mit der Frage: **Siete maritato?** heimgesucht zu werden. Dabey kömmt es weder auf Stand, noch auf Alter, noch auf Reichthum, noch auf Liebenswürdigkeit, nicht einmal auf Schönheit an; es ist genug, ein Beinkleid zu tragen, um gefragt zu werden: **Siete maritato?**

Die Heyrathen im Süden sind eben so sehr von denen im Norden verschieden, als die Sonne, welche den einen und den andern bescheint. Urtheilt darum nicht unbillig von diesen Kindern der Sonne, ihr, die ihr nicht weit vom 50sten Grade der Breite oder jenseits desselben geboren seyd.

Vorzugsweise äußert sich die Heirathslust der Römerinnen gegen Ausländer. Der böse Leumund erklärt dieß wieder auf seine Weise: es sey, meynt er, der bedeutendere Wohlstand, vielleicht auch die größere Herzensgüte, welche man bey ihnen voraussetze, Schuld daran. Und unverschämter Weise wird ferner behauptet, nicht reine Lust an dieser Güte, sondern die Ueberzeugung, leztere lasse sich ungestrafter als der hitzige Kopf der römischen Männer mißbrauchen, sey die Ursache jenes Vorzugs. Unter den Ausländern trifft dieser ganz besonders die Deutschen, und unter diesen, sonderbar genug, wieder die Protestanten, obgleich leztere von drey Viertheilen der Römer für Juden oder Türken gehalten werden. Schüzt man, um dem Heirathsantrage mit Ehren auszuweichen, den Protestantismus vor, so wird geantwortet: „**Non fa niente**“ (das macht ja gar nichts!); sagt man, man sey ein ewig Verdammter: „**Non fa niente**“ (das macht gar nichts!); man komme nicht in den Himmel: „**ma non fa niente, vi dico.**“ (Aber ich sage Ihnen ja, daß dieß kein Hinderniß ist. Ein kleines Abenteuer mag um so mehr zum Belege des Gesagten dienen, als kein Buchstabe davon erdichtet ist. Ein Ausländer von Welt, aber weder schön noch jung, und den Fünfzigen näher als den Vierzigen, trifft in einer Schauspiellogе mit einem sechszehnjährigen, höchst wohlgebildeten Frauenzimmer zusammen. Die erste Veranlassung zur gegenseitigen Annäherung gibt der Dank, welchen sie im Beyseyn ihrer Geschwister und eines Onkels dem Fremden für die Bereitwilligkeit, ihr den Vorderplatz einzuräumen, abstattet;

Digitized by Google

dann erkundigt sie sich, ob der Fremde verheyrathet sey. *) Auf seine verneinende Antwort erhält die Conversation neuen Schwung; ein Wort gibt das andere, von Seiten des Mädchens mit eben so strenger Beobachtung der Convenienz als Vermeidung aller Ziererey; dabey entwickelt sie einen Schatz von klarem, gesundem Menschenverstande. Das Ende des Schauspiels naht heran, ohne daß beyde großen Antheil daran genommen haben. Man steht auf; mit einer Natürlichkeit, wie man sie nur unter dem südlichen Himmel findet, gesteht das Mädchen, (nicht gerade so laut, daß es ihre Verwandte ohne besondere Aufmerksamkeit hören, aber auch nicht so leise, als ob sie ihnen ein Geheimniß daraus machen wollte) dem Fremden, sich nie in ihrem Leben so gut unterhalten zu haben, sagt dann, beym Austritt aus der Loge, in höchster Eile, um ihren Verwandten nachzukommen: „Wenn Ihnen eben so viel daran gelegen ist, mich wieder zu sehen, als ich Vergnügen haben werde, Ihre fernere Bekanntschaft zu unterhalten, so kommen Sie Sonntags früh auf das *** Kaffeehaus, wo wir, meine Mutter, Schwester und ich, nach gehörter Messe in S. Andrea Della Valle, und nach gemachtem Einkaufe auf der Rotonda gewöhnlich an diesem Tage zu frühstücken pflegen.“ Damit eilt sie, nachdem sie lange und sichtbar in der Absicht gewartet hat, der Fremde solle ihr den Arm bieten, was dieser aber nicht zu thun für gut findet, auch ihm unaufgefordert Wohnung und Namen gesagt hat, ihren Anverwandten nach, welche schon einen bedeuten den Vorsprung gewonnen haben. Der Sonntag erscheint; der Fremde, neugierig, zu sehen, wie weit das Mädchen gehen zu dürfen glauben möchte, ohne ihrer Meynung nach den Anstand zu verletzen, begibt sich zur besagten Stunde auf das Kaffeehaus. Kurz nach ihm erscheint sie mit ihrer Schwester, ihrer Mutter, einer, dem Anscheine nach sehr würdigen Matrone, und einem ältlichen Manne, den der Fremde für ihren Vater hält. Sie sieht sich beym Eintreten rings im Kaffeehaus nach ihm um, und wird, als sie ihn erblickt, blutroth. Da nur ganz am entgegengesetzten Ende des Saales ein einziger Tisch leer ist, so kömmt die Familie außer den Bereich des Fremden zu sitzen. Dieser Umstand und der Gedanke, daß das Mädchen mit Fleiß ihre ganze Sippschaft mitgebracht hat, um ihn gleichsam die Musterung passiren zu lassen, veranlaßt ihn, das Kaffeehaus zu verlassen, ohne sich ihr zu nähern, obgleich sie kein Auge von ihm verwandt hat. Da der Zufall will, daß sie in einer Gasse wohnt, durch welche ihn täglich gegen Abend sein Weg zum Restaurateur führt, so erblickt er am folgenden Tage die Schwester am Fenster. Kaum ist diese seiner gewahr geworden, als sie davon läuft und die andere herbeyholt. Nun geht es an ein Gruß- und Kußzuwerfen, daß die Nachbarn aufmerksam werden, und der Fremde sich genöthigt sieht, davon zu gehen, um kein Aufsehen zu machen. Ein Paar Tage nachher ereignet sich dieselbe Scene. Als eben die Grüße und Küsse im besten Gange sind, fühlt sich der Fremde am Kleide gezogen. Er sieht auf, eine Dienstmagd in ein Seitengäßchen tretend, winkt ihm, ihr zu folgen. Der Fremde geht ihr nach. Sie werde, spricht sie hier, von der Signora** geschickt, um ihn zu fragen, ob er ihr etwas zu melden habe? Er sucht sie mit einigen allgemeinen Phrasen abzufertigen, merkt aber an ihrem Zögern und Stammeln, daß sie noch etwas auf dem Herzen hat. Doch geht sie endlich. Ein Paar Tage darauf dieselbe Scene, dieselbe Botschaft. Die Magd sagt ihm, ihre Mamsell gehe heute Abend mit ihrem Bruder und ihrer Schwester ins Theater Argentina, in die und die Parterreloge; der Fremde werde gebeten, ein Parterrebillet in deren Nähe zu nehmen. Dieser folgt der Einladung; das Mädchen kömmt und wendet während des ganzen Schauspiels kein Auge von ihm. Am Tage darauf eine abermalige Botschaft. Jezt geht die Magd mit der Sprache heraus: ihre Mamsell, heißt es, lasse ihn bitten, sich, wenn er ehrliche Absichten habe, an die Mutter zu wenden. Der Fremde begreift jezt, daß ihm, da es nicht in seinem Plane liegt, sich zu verheyrathen, nichts übrig bleibt, als diese Intrigue abzubrechen, ob ihm gleich hinterbracht wird, daß das Mädchen die Tochter eines nicht reichen, aber doch wohlhabenden und sehr geachteten höhern Regierungsbeamten ist. Er hat sie seitdem, obgleich immer zufällig, häufig wiedergesehen und zu bemerken geglaubt, daß sie ihm, obgleich sichtbar empfindlich, immer noch dieselbe Aufmerksamkeit schenkt. Ihre Gasse vermeidet er oder sieht wenigstens nicht nach ihren Fenstern hinauf. Die Botschaften der Magd haben seit der Zeit aufgehört.

*) Hier, oder nie, könnte ich mit der Frau von Genlis sagen: Historique.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Die Zigeunerin hielt inne, um in den Zügen ihrer Zuhörer die durch ihre Erzählung hervorgebrachte Wirkung zu beobachten. Der Reiter, der in Hameln gewesen war, nahm das Wort und sagte: „Diese Geschichte ist so gewiß wahr, daß, wenn man in Hameln von irgend einer außerordentlichen Begebenheit spricht, es beständig heißt: Dieß geschah zwanzig Jahre oder zehn Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder — sechszig Jahre nach dem Auszuge unserer Kinder ward unsere Stadt von dem Herrn von Falkenstein geplündert.“ „Das Sonderbarste bey der Sache ist aber,“ sagte Mila, „daß zu gleicher Zeit weit von da, in Siebenbürgen, eine Zahl Kinder erschien, die gut Deutsch sprachen und nicht sagen konnten, von woher sie kamen. Sie verheyratheten sich im Lande und lehrten ihre Kinder ihre Sprache, woher es kommt, daß man noch bis auf diesen Tag Deutsch in Siebenbürgen spricht.“ „Und so sind dieß die Kinder von Hameln, welche

Digitized by Google

vom Teufel dort hingeführt worden?“ fragte Mergy lächelnd. „Beym Himmel, es ist wahr!“ rief der Hauptmann, „denn ich bin in Siebenbürgen gewesen und weiß wohl, daß man dort Deutsch spricht, wäheend sie in der ganzen umliegenden Gegend ein höllisches Kauderwelsch reden.“ Die Versicherung des Hauptmanns war wenigstens eben so gut als manche Beweise, wie sie oft geführet werden.

Trudchen nahm eine Art Mandoline, auf der nur wenige Saiten fehlten, und fing an einen deutschen Marsch zu spielen; wie sie die Soldaten sich in einen Kreis um sich her sammeln sah, sang sie in ihrer Sprache ein Kriegslied und die Reiter stimmten aus vollem Halse in den Chor ein. Durch das Beyspiel gereizt, begann der Hauptmann ebenfalls mit einer das ganze Zimmer erschütternden Stimme ein altes hugenottisches Lied, dessen Melodie zum wenigsten eben so barbarisch wie die Worte war:

„Le prince de Condé,
Il a été tué;
Mais Monsieur l'emiral
Est encore à cheval
Avec La Rochefoucauld,
Pour chasser tous les papaux,
Papaux, papaux, papaux.“

Die vom Weine erhitzten Reiter fingen an, ein jeder sein eigenes Lied zu singen. Trümmer von Tellern und Flaschen bedeckten den Fußboden. Die Küche erschallte von Flüchen, Gelächter und Trinkliedern. Doch bald übte der Schlaf, von den Weindünsten herbeygeführet, seine Macht auf die meisten der Theilnehmer dieser bachantischen Scene aus. Die Soldaten warfen sich auf die umherstehenden Bänke. Der Fähnrich wankte seinem Bette zu, nachdem er zwey Schildwachen vor die Thüre gestellt. Der Hauptmann, der noch die Kraft hatte, sich auf gerader Linie zu erhalten, stieg ohne Schwanken die Treppe hinauf, die in das Zimmer des Wirths führte, welches er, als das beste in der Schenke, für sich gewählt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Diesen Abend (den 10.) wird im Oberhaus das Emanzipationsgesetz angenommen werden; aber die Stadt, so wie das ganze Land, ist stille und all die Furcht, die Unruhe und die Drohungen haben sich allmählich, so wie das Parlament in der Sache weiter ging, in Friedfertigkeit und Vertrauen aufgelöst, so sehr auch mehrere Zeitungen offenbar Aufruhr gepredigt und es der Nation zur religiösen Pflicht gemacht haben, sich ihren Gesetzgebern mit bewaffneter Hand zu widersetzen. War es nur Gleichgültigkeit, Verzagtheit oder bessere Erkenntniß, so viel ist gewiß, daß es selbst in der Gährung, welche den ganzen Februar durch in mehreren Städten herrschte, fast nirgends zu Thätlichkeiten kam, und auf jeden Fall kein einziger Mensch mißhandelt oder im Geringsten beschädigt wurde. Diesen Morgen noch war der Pöbel aufgefordert, sich in großer Menge vor dem Hause des Herzogs von Wellington zu versammeln, um einen Demagogen mit einer Bittschrift an den König nach Windsor zu begleiten. Es fanden sich nur ein Paar Hunderte ein, die sich sehr friedlich benahmen und am Ende den Mann mit seiner Bittschrift allein ziehen ließen. Wenn man sich erinnert, zu welchen Auftritten dieselbe Sache im Jahre 1780, ja selbst noch 1807 hier in London Anlaß gegeben hat, so wird man unwillkührlich an den „Schulmeister“ erinnert.

Das Monthly Magazine enthält eine sehr interessante Beschreibung einer Reise durch die Pampas, woraus ich folgende Scenen ausbebe: „Wir trafen auf ein Beyspiel jenes außerordentlichen Geistes der Unabhängigkeit und Unternehmungslust, wie man sie nur bey Wilden findet. Wir erblickten eine kurze Strecke vor uns einen Mann zu Pferde, welcher 12 andere Pferde vor sich her trieb. Als wir uns näherten, um zu sehen, wer eine Wüste, wo der Mensch nie dem Menschen begegnet, ohne daß er ihn als einen Feind fürchten muß, so ganz allein durchreisen mochte, fanden wir, daß es ein alter Gaucho von Rojas war. Er sagte uns, er reise nach San Ignacio im Gebirge von Cordova, um seinen Sohn abzuholen. Dieß schien uns so unwahrscheinlich, daß wir seinen Paß zu sehen verlangten, und wir fanden, daß es so war. Er reiste wirklich von Rojas nach San Ignacio, eine Strecke von 70 Stunden, von denen 50 über eine pfadlose Ebene führen, auf welcher ihn nichts leiten konnte, als die Sonne am Tage und die Sterne bey Nacht, und zwar mit keinen andern Lebensmitteln, als ein wenig getrocknetem Rindfleisch, zwey kleinen Hörnern voll Wasser und etwas Tabak. Er war beständig der Gefahr ausgesezt, wilden Indianern zu begegnen, und mußte dabey die 12 Thiere zusammenhalten, welche ganz frey umherliefen und Lust genug bezeigten, zu entwischen. Er fing sie eins ums andere mit dem Lasso, wenn er seinen Sattel umtauschen wollte; des Nachts pflegte er, sobald die Sonne untergegangen war, anzuhalten und seine Pferde zu füttern, worauf er sich ein Paar Minuten zum Schlaf niederlegte, von dem er sich aber bald wieder erheben und ein Pferd besteigen mußte, um die andern wieder zusammenzuholen. Während er schlief, hatte er immer den Zaum des Pferdes, das er eben reiten wollte, in der Hand. Ueberhaupt würde es schwer seyn, in der civilisirten Gesellschaft ein Beyspiel von Einfalt und Selbstvertrauen zu finden, wie wir es hier vor uns hatten.“

„Indem wir auf einen Sumpf zuritten, entdeckten wir zu unserer großen Freude eine Menge Regenwasser zwischen dem Rohr und wollten eben absteigen, um davon zu trinken, als plötzlich ein großer Puma oder südamerikanischer Löwe aus den Binsen hervorbrach, wo er versteckt gelegen hatte, und über die Ebene hinfliehen wollte. Diese unerwartete Erscheinung ließ uns für den Augenblick unsern Durst vergessen, und wir sprengten alle dem fliehenden Thiere nach. Der Cordovenser Wegweiser hatte es bald ein, warf ihm sein Lasso über den Kopf und brachte es in einem Nu, durch die zusammengezogene Schleife beynahe erstickt, zu Boden. Doch der Löwe erholte sich schnell wieder und schien sich gegen seine Verfolger kehren zu wollen; aber ehe er noch aufstehen konnte, warf ihm ein anderer sein Lasso geschickt um die Hinterbeine. Die Cordovesen sprangen nun blitzschnell von ihren Pferden, zogen ihre Messer, und in wenigen Sekunden färbte des Löwen Blut den Rasen. Nachdem wir unsern Durst mit dem sumpfigen Wasser gestillt hatten, wurde der todte Löwe zu dem Karren hingeschleppt, und nachdem man ihm die Haut abgezogen, das Fleisch in kleine Stücke zerschnitten, gebraten und eine Stunde, nachdem wir seiner zuerst ansichtig geworden, verzehrt. Das Fleisch, welches ich kostete, war sehr weiß und glich dem Kalbfleisch, schmeckte jedoch fischig, war aber auf jeden Fall besser als das Fleisch eines eben erlegten Rehbocks, welches zu gleicher Zeit gebraten wurde. Die Gauchos halten sehr viel auf Löwenfleisch, und freuten sich daher ungemein über diesen Fang.“

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. April 1829.

— Laßt uns Menschen seyn.
Der Menschheit Schwingen sind Verstand und Herz.

Herder.

Der alte Streit.

„Sah man von je die Welt entbrannt
„Sich so wie jezt entzweyen,
„Hier für Gefühl, dort für Verstand
„Zwey feindliche Partheyen?“

„„Ja wohl, mein Sohn, von Urbeginn
„„Währt dieser Kampf beständig;
„„Und war für höheren Gewinn,
„„Und ist der Welt nothwendig.““

„Nothwendig? Wie, und blut'ge Spur
„Von der und jener Lehre?“
„„Mein Sohn die Weisen streiten nur
„„In reiner geist'ger Sphäre.““

„Doch im Verkehr der Welt, o sprich!
„Wohin soll ich mich wenden?
„Du weißt es, Vater, sicherlich,
„Wie dieser Kampf zu enden!“

„„Kein Wort kann Dich aus diesem Streit,
„„Doch eine That erlösen.
„„Die That heißt Ehrerbietigkeit
„„Vor gottgeschaffnen Wesen.

„„Die Ros' erblühet rosenroth,
„„Die Lilj' in weißem Kleide;
„„Auf ihres Schöpfers Urgebot
„„Sind sie verschieden beyde.

„„So keimen auch in Herz und Geist
„„Verschied'ne Gottesgaben,
„„Und Er, der Schöpfer selbst, er heißt
„„Davor uns Ehrfurcht haben.

„„Nur Hochmuth, der sich geistarm nennt,
„„Will sich allein nur dulden,
„„Und spricht von Schuld, er, der nicht kennt
„„Sein eigenes Verschulden.

„„Nur der Verstand, der nicht in sich
„„Zu Ende ist gekommen,
„„Sezt sich als Höchstes freventlich,
„„Und hat nur sich vernommen.

„„Nicht so, mein Sohn, nur liebevoll
„„Ist dieser Streit zu schlichten.
„„In eines andern Seele soll,
„„Und kann der Mensch nicht richten.““ —

„Schon recht. Was aber fang' ich an,
„Wann in mir beyde streiten?
„Soll der Verstand im Innern dann,
„Soll das Gefühl mich leiten?“

„„Ist in Dir Streit, und mußt Du klar
„„Erst Dein Gefühl begründen,
„„Dann bist Du schon für immerdar
„„Entrückt dem Urempfinden.

„„Dann führt der Rückweg Dich in Nacht,
„„In Selbstbetruges Schlingen;
„„Dann mußt Du durch des Denkens Schacht
„Stets vorwärts müthig dringen.

Digitized by Google

„„Hindurch! Sieh, dort erglänzt ja schon
„„Ein Stern, des Schachtes Mündung;
„„Dort kommst Du in die Region
„„„Begründeter Empfindung,
„„Wo zu des Denkens Klarheit sich
„„Empor Gefühle ranken,
„„„Und die erforschte Wahrheit sich
„„Verklärt zu Herzgedanken.““

Ludwig Robert.

Die Mördergrube.

(Beschluß.)

Mehr vor Furcht als Kälte schaudernd, trat der Junge an das Feuer, und die Blicke, welche die Alte mit ihren Söhnen wechselte, ließen ihn wünschen, er hätte lieber in den zerstreut umherliegenden, zertrümmerten Hütten Schutz gesucht, als diesen verdächtigen Leuten sich anvertraut. Schrecklicher Argwohn stieg in ihm auf und eine unwiderstehliche Angst bemächtigte sich seiner; aber allein, außer dem Bereich menschlicher Hülfe, mußte er seinen Verdacht unterdrücken, um die Gefahr nicht zu vergrößern.

Das Zimmer, in welches er sich für diese Nacht begab, befand sich in der ärgsten Zerstörung; die Bettvorhänge schienen gewaltsam abgerissen und hingen in Lappen umher; der Tisch war zertrümmert, und Stücke von verschiedenem Hausgeräth lagen auf dem Boden umher. Der Junge bat, ein Licht in seinem Zimmer brennen zu dürfen, bis er einschlafen könnte, und untersuchte sorgfältig das Thürschloß; dieses schien aber früher einmal zerbrochen worden und so geblieben zu seyn.

Lange konnte sich der Krämer nicht entschließen, seine erschöpften Glieder zur Ruhe zu legen; endlich aber begann der Schlummer sich seiner Sinne zu bemächtigen; seine Einbildungskraft aber blieb in peinlicher Thätigkeit und malte seinem Geiste neue Schreckensscenen in den Farben der lebendigsten Wirklichkeit vor. Ihm war, als wanderte er über die Heide, welche voll Gespenstern war, die ihn baten, nicht in die Hütte zu treten, und als er ihr nahte, mit hohlem Verzweiflungsschrey vor ihm verschwanden. Die Scene veränderte sich, und er saß an dem Feuer, wo die Blicke der Männer mit teuflischer Bosheit auf ihm ruhten; plötzlich packte ihn die Alte in die Arme. Da fuhr der Junge wie auf einen Nothruf aus seinem unruhigen Schlummer auf, war im Augenblick völlig wach und saß aufrecht im Bette; aber der Schrey wiederholte sich nicht und er suchte sich zu überreden, daß es blos eines der Schreckniße gewesen sey, die seine Ruhe gestört hatten, als er mit einem Blick auf die Thüre unter derselben durch eine breite Blutlache sich langsam auf dem Boden herstehlen sah. Vor Bestürzung außer sich, war er im Augenblick auf den Füßen und an der Thür, wo er ungesehen durch eine Ritze beobachten konnte, was in dem anstoßenden Zimmer vorging. Seine Furcht verschwand sogleich, als er bemerkte, daß es blos eine Ziege war, die sie geschlachtet hatten; schon wollte er, beschämt über seine grundlosen Besorgnisse, in sein Bette zurückschleichen, als die Unterhaltung, die er außen hörte, ihn bestürzt an die Stelle fesselte.

„Dieß ist eine leichtere Arbeit als Deine gestrige,“ sagte der Mann, der die Ziege hielt. „Ich wollte es wäre mit allen Kehlen, die wir abgeschnitten, so leicht und stille abgegangen. Hörte man auch je einen solchen Lärm, wie der alte Herr gestern Nacht einen machte! Es war gut, daß wir keine Nachbarn im Umkreis von ein Paar Meilen hatten, sie müßten sein Geschrey um Hülfe und Gnade vernommen haben.“ „Schweig davon,“ sprach der andere „nie hab' ich gerne Blut vergossen.“ „Ha! ha!“ hohnlachte der erste, „das wäre?“ „Ja,“ antwortete der andere verdrossen, „die Mördergrube ist mein Element, die schwazt nichts aus, ein einziger Puff, und der Bursche ist todt und begraben. Ja, die Natur hat ihr gut Theil gethan, als sie uns einen solchen Ort verschaffte. Wer sah wohl je eine Grube auf der Heide, mit klarem Wasser gefüllt, und so eng, daß das lange Gras drüber zusammenwächst, und glaubt, daß sie mehr denn vierzig Leute verbirgt, die darin ihren Tod gefunden haben? sie saugt sie ein wie ein Blutigel.“ „Wie gedenkt Ihr den da drinnen abzufertigen?“ fragte die Alte mit gedämpfter Stimme. Der ältere Sohn machte ihr ein Zeichen, stille zu seyn, indem er nach der Thüre wies, die ihren zitternden Zuhörer verbarg, der andere aber fuhr mit dem Ausdruck entmenschter Rohheit mit dem Messer an der Kehle hin.

Der Krämerjunge besaß kühnen Unternehmungsgeist, der jezt bis zur Verzweiflung stieg; da er aber bey offenem Widerstand ohne Rettung verloren war, schien ihm die Flucht der einzige und beste Rettungsweg. Leise stahl er sich daher an das Fenster und ließ sich, nachdem er mit verzweifelter Anstrengung den rostigen Riegel, womit es geschlossen war, erbrochen, ohne Geräusch und Schwierigkeit hinab. „Eine gute Vorbedeutung,“ dachte er und hielt einen Augenblick an in furchtbarer Unschlüssigkeit, welche Richtung er nehmen sollte. Da riefen mit einem Male die rauhen Stimmen der Männer: „Der Bube ist entsprungen! laßt den Bluthund los!“ Diese Worte fuhren ihm wie ein Dolchstich ins Herz, sein Entkommen schien jezt unmöglich. „Soll ich freywillig erliegen!“ dachte er, raffte seine Kräfte zusammen, und flog wie ein hülfloses, von grausamen Jägern gescheuchtes Reh über die Heide dahin. Aber nicht lange: so brach das Gebell des Bluthunds die Stille der Nacht, und die Stimme seiner Herrn erscholl

Digitized by Google

durch den Moor, wie sie ihn zur Eile antrieben; keichend und athemlos verfolgte der Junge seine hoffnungslose Flucht; aber jeden Moment schienen seine Verfolger ihm näher zu kommen. Die Finsterniß, die ihm undurchdringlich war, hinderte den Hund nicht, und sein Gebell drang immer lauter, immer und gräßlicher in sein Ohr, näher und näher flimmerten die Laternen der Männer.

Im vollsten Laufe stürzte da mit einem Male der Junge mit Heftigkeit über einen Steinhaufen, und da er nichts als sein Hemde anhatte, ward er schmerzlich an allen Gliedern verlezt. Ein wilder Angstruf um den Beystand des Himmels entfuhr ihm, er lag blutend, fast bewußtlos auf der Erde. Die heisern Stimmen der Männer und das Hundegebell waren jezt so nahe, daß augenblicklicher Tod unvermeidlich schien; schon fühlte er die Fänge des Hundes, schon blizte das blutige Messer der Mörder vor seinen Augen, da gab ihm Verzweiflung neue Kraft und in Todesangst, die an Wahnsinn grenzte, raffte er sich zum lezten Mal auf, nochmals die Flucht zu versuchen. Ein helles Bellen an dem Orte, den er eben verlassen, traf alsbald in sein Ohr. Der Hund hatte an der Stelle gehalten, wo des Krämers Wunden so reichlich geflossen waren, und da er die Jagd beendigt glaubte, legte er sich dabey nieder und konnte nicht zu weiterer Verfolgung gebracht werden; umsonst schlugen die Männer mit Wuth auf ihn ein und versuchten ihn wieder auf die Fährte zu bringen. Der Anblick des Bluts hatte das Thier überzeugt, daß sein Werk gethan sey, und mit mürrischer Beharrlichkeit widerstand es jeder Aufforderung, dieselbe Fährte zum zweyten Male zu verfolgen. Der Krämerjunge aber hielt nicht eher an, als bis der Morgen dämmerte; immer, so weit er auch floh, war es ihm, als höre er das Geräusch von Tritten hinter sich, immer tönte ihm noch das Geschrey der Mörder aus weiter Ferne gräßlich in die Ohren. Nach mehreren Stunden erreichte er ein Dorf und machte augenblicklich Lärm. Voll Entrüstung erhob sich die ganze Einwohnerschaft, mehrere hatten Söhne, hatten Brüder oder Freunde auf der Heide verloren. Sie zogen auf der Stelle aus und ergriffen die Alte mit ihren Söhnen, welche sie in ihrer Wuth beynahe in Stücke rießen. Drey Galgen wurden alsbald auf dem Moore errichtet, und die Schuldigen bekannten vor ihrer Hinrichtung, gegen fünfzig Schlachtopfer in die Mördergrube, welche sie zeigten, gestürzt zu haben. Die Gebeine mehrerer Ermordeten wurden mit Mühe aus dem Abgrund hervorgebracht, aber so eng ist die Oeffnung der Grube und diese so tief, daß, wer sie sieht, leicht begreift, daß das Landvolk glaubt, sie sey unergründlich.

Dieser schauerliche Ort erscheint heute, also nach 300 Jahren, noch eben so wie damals. Die Trümmer der alten Hütte mit ihren schwarzen Mauern, natürlich jezt der Sitz von tausend bösen Geistern, und der weit ausgedehnte Moor, auf welchem ein kleines, moderneres Wirthshaus steht, tragen ganz das Gepräge der Vorzeit, nur die Bewohner haben sich geändert; der Wirth im kleinen Wirthshause ist ein musikalisches Genie und ausnehmend gewandt im Erzählen von Schaudergeschichten. Seine Tochter, welche nie über die Heide hinausgekommen ist, hat ihres Vaters Talent geerbt und gibt alle seine schreckhaften Geschichten mit viel Geist zum Besten. Wenn sie euch aber über die Heide führt, und ihr einen Stein in den engen und tiefen Schlund hinabwerft, wenn ihr auf dem schlüpfrigen Rande steht und über das lange Gras weg, womit er bedeckt ist, in seine geheimnißvollen Tiefen schaut; wenn sie euch so lebhaft, als wäre sie dabey gewesen, den Kampf der Schlachtopfer beschreibt, die nach dem Gras, als dem lezten Rettungsanker griffen, und als lezten Racheversuch ihren Mörder mit sich hinabzuziehen strebten; wenn ihr erfahrt, daß 300 Jahre lang das klare Wasser in diesem Demant der Wüste von keines Sterblichen Lippe berührt ward, und daß den einsamen, nächtlichen Wanderer auf der Heide immer noch das Heulen des Bluthundes verfolgt, dann erst vermögt ihr die Schrecken der Mördergrube völlig zu würdigen.

Runkelrübenzucker-Fabrikation in Frankreich. *)

In Folge der von der Handlungskommission angestellten Untersuchungen ergab sich, daß zu Ende des Jahres 1828 beynahe hundert Runkelrübenzucker-Fabriken in Frankreich im Gange waren; daß sie im vorigen Jahre 2,500,000 Kilogramm (mehr als 50,000 Ctr. schweres Gewicht) Zucker erzeugten und dieß Jahr 5 Millionen Kilogramm erzeugen werden. Es läßt sich hiernach erwarten, daß Frankreich in einigen Jahren seinen Bedarf an Zucker selbst erzeugen und dabey auch reichlich Mastvieh erhalten wird.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Märzheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Januar bis April.

Die Musen haben in der lezten Zeit unsere Hauptstadt mit besonderer Vorliebe bedacht. Kaum hat einer ihrer bedeutendsten Lieblinge, Devrient, uns verlassen, so senden sie uns zwey andere dafür zum Ersaz, Mad. Pasta und Hrn. Esslair. Eine geraume Zeit vor der Ankunft der erstern stritt man sich darüber, wo sie sich würde hören lassen, ob im Redoutengebäude oder im landständischen Saale, welche beyden

Säle zu Konzerten am geeignetsten sind. Sie erschien und trat in keinem dieser Orte, sondern im Hoftheater, nächst dem Kärnthnerthore, auf, gegen alles Vermuthen, weil man das Personal der deutschen Oper nicht für geeignet hielt, neben ihr, und noch dazu in italienischer Sprache zu singen. Es wurde ein Abonnement für sechs Vorstellungen eröffnet, dergestalt, daß Logen und Sperrsitze nur an Jene vergeben wurden, welche sie für alle Vorstellungen nahmen. Zwey Tage vor dem Auftreten der Sängerin waren bereits alle Sitzplätze, deren Preise auf das Doppelte erhöht wurden, vergriffen. Den Wünschen des Publikums gemäß wurde ein zweytes Abonnement eröffnet; außerdem sang sie in einer Vorstellung zum Besten der Armen, ferner in einer zweyten, außer dem Abonnement, Konzertstücke und im „Othello," das vorlezte Mal „Tancred" außer dem Abonnement, und zum Abschiede zu ihrem Benefize „Semiramis," vor welcher Oper sie das Volkslied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" und eine Arie von Gluck aus der Oper „Orfeus" vortrug. Ein Mal hörten wir sie im Hofburgtheater in Konzertstücken und den Theilen der Oper „Giulietta e Romeo," in welchen sie im Kärnthnerthortheater erschienen war, welch leztere Vorstellung Se. Majestät der Kaiser mit Ihrer Gegenwart beehrten und der Künstlerin am folgenden Tage einen kostbaren Schmuck, und durch Ihren Oberstkämmerer, Grafen von Czernin, das Dekret als erste Kammersängerin zustellen zu lassen geruhten. Bey all diesen Vorstellungen war Andrang und Beyfall des Publikums ungewöhnlich.

Mad. Pasta ist eine Sängerin ersten Ranges und dabey eine vollendete Schauspielerin. Ihre Stimme ist in den hohen Tönen zwar umschleyert und in der Tiefe zuweilen rauh, aber bey der siegreichen Kunst, die sie entfaltet, vergißt man alle die Mängel, welche der unpartheyische, doch dabey kalte Kunstrichter rügen wird. Was die Stimme betrifft, haben wir in jeder Hinsicht eindrucksvollere gehört. Vor Allem ist das Zaubervolle, was die Jugend dem Tone gibt, verschwunden, aber etwas Vollendeteres in der Kunst des musikalischen und mimischen Vortrags, eine sprechendere, würdigere und richtigere Gesticulation, die, beyläufig gesagt, der Mehrzahl unserer jetzigen Sänger und Schauspieler entweder ganz mangelt oder in Grimasse ausartet, hörten und sahen wir nie. Sie besizt eine Kunst der Individualisirung, welche Referent bis jezt nur an Devrient in gleichem Maße gefunden hat. Unnachahmlich waren die Sterbeszenen in „Giulietta e Romeo" und im „Othello," die Scene in der „Medea" und fast alle Scenen in „Semiramis," ihrer größten Leistung. In „Tancred" wollte das Frauenhafte, welches hin und wieder, z. B. in dem anmuthigen Gange, in dem Spiele mit dem Schwerte und dergleichen, vorschlug, nicht ansprechen, als Romeo aber dachte man nicht an das Weib. Wie herrlich war der Moment dargestellt, in welchem sie das Giftfläschchen leert. Sie stellte sich, der Weise anderer Darsteller entgegen, dem Sarge Juliens gegenüber, und indem sie, mit fest auf die Leiche gerichteten Blicken, sich gleichsam Muth zum schrecklichen Unternehmen holte, trank sie in langsamen, feyerlichen Zügen den Trank, der sie mit der Geliebten vereinigen sollte. Ihr ausdrucksvolles, obgleich nicht mehr jugendliches Gesicht und ihre wahrhaft königliche Gestalt begünstigten sie vorzüglich in der Rolle der „Semiramis." Man kann die Darstellung dieser Rolle durch Mad. Pasta unbedenklich eine klassische nennen. Jene sichere Ruhe, jene erhabene Würde und jene Gewalt des Eindrucks, welche sich in dieser Leistung vereinigten, sind nur dem durch das strengste Studium künstlerischer Erfordernisse geleiteten Genie eigen. Und damit Sie ja nicht glauben, daß jener ungewöhnliche Beyfall, dessen die Künstlerin sich erfreute und den man wohl mit dem beliebt gewordenen Prädikate eines stürmischen bezeichnen könnte, meist in der leichten Erregbarkeit der Wiener für schöne Kunst seinen Grund habe, so mögen Sie wissen, daß die Künstlerin in einem Theil ihrer lezten Darstellung von dem in Ueberzahl vorhandenen Publikum laute Zeichen des Mißfallens erhielt. Sie sang, wie schon gesagt worden, vor der „Semiramis" das Volkslied, hatte es zu wenig einstudirt und detonirte. Das Publikum ließ sich von ihrer sonstigen Kunstgröße nicht imponiren, nahm den Fehler dafür, wofür er zu nehmen war und äußerte seinen Unwillen. Als die „Semiramis" an die Reihe kam und die Künstlerin wieder den alten Höhepunkt erreicht hatte, belohnten sie dafür wieder die lautesten und unzweydeutigsten Beyfallsbezeugungen. Ich melde Ihnen dieß, damit Sie erkennen mögen, daß die Wiener unparthevisch sind im Lob, wie im Tadel, und daß jener Beyfall, welcher der Künstlerin zu Theil wurde, ein wohlverdienter und ein gerechter war. Seltsam genug wollten Manche aus der Betrachtung, daß die Künstlerin vieler Mühe bedürfe, um eine große Leistung hervorzubringen und ihr nicht die Erregung eines Eindruckes durch schnelles Auffassen gelinge, nachtheilige Folgerungen für die künstlerische Natur der Mad. Pasta ziehen, ohne zu bedenken, daß es uns in der Kunst nur um die Wirkung zu thun ist, nie darum, wie jene Wirkung erfolgt. Zugleich muß bemerkt werden, daß die deutsche Operngesellschaft sich ehrenvoll neben Mad. Pasta behauptete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 95:

Thränenweide.

Räthsel.

Sprich: eine scharfe Zunge
Und eine kräftige Lunge,
Beil, Säge, Kolben, Hammer,
Weibergeschrey und Jammer,
Schild, Stacheln, Gift, Gerüche,
Stuhlfüße, Besen und Flüche,
Huf, Kralle, Flügel und Schwanz,
Staub, Steine, Sand und Glanz,
Arm, Fuß, Zahn, Schnabel, Horn,
Stillschweigen, Bitte, Zorn,
Speer, Pfeil, Schwert, Stock und Flinte,
Selbst gute Feder und Tinte,
Schönheit und Häßlichkeit,
Stärke und Schwächlichkeit:
Vermagst Du mir ein Ding zu nennen,
Das Alle sind und werden können?
Und kannst Du mir auch die Dienste nennen,
Die sie als solches leisten können?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 100.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. April 1829.

Sie sind Meister in der Kunst, ein lächerliches Kleid mit Anstand zu tragen, sie sind gewandt in leichtfertigen Reden, aber vor Allem geschickt im Nichtsthun.

Lesage.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Die jungen Herrn vom Hofe.

Bey seiner Ankunft in Paris hoffte Mergy die besten Empfehlungen an Admiral Coligny zu erhalten, und freute sich darauf, im bevorstehenden Kriege gegen Flandern unter dem Befehle dieses großen Feldherrn zu dienen. Freunde seines Vaters, welchen er Briefe zu überreichen hatte, würden, so dachte er, ihm in seinen Bemühungen beystehen, ihm Eingang am Hofe König Karls zu verschaffen, wie auch bey dem Admiral, der ebenfalls seinen Hofstaat hatte. Mergy wußte, daß sein eigener Bruder nicht ohne Einfluß war, konnte sich aber nicht leicht entschließen davon Gebrauch zu machen. Ehe er über das Verhältniß, in welches er sich mit seinem Bruder setzen sollte, im Reinen war, und noch vor dem Ueberreichen seiner Empfehlungsschreiben, hielt er für gut, auf Mittel zu sinnen, wie er seine leere Börse füllen könne. In dieser Absicht verließ er sein Gasthaus und machte sich auf den Weg, um von einem Goldarbeit er auf der St. Michelsbrücke eine Summe Geldes einzufordern, welche dieser seinen Eltern schuldig war.

Am Eingange der Brücke begegnete er einigen sehr elegant gekleideten jungen Leuten, die in einer Reihe, Arm in Arm, den engen Durchgang zwischen den vielen Läden und Krambuden, welche sich zu beyden Seiten der Brücke wie zwey parallele Mauern erhoben, fast ganz versperrten. Hinter den jungen Leuten her gingen ihre Lakaien, und jeder Lakai trug in der Scheide einen langen, zweyschneidigen Degen (Duel genannt) und einen Dolch mit so breitem Stichblatte, daß es zur Noth als Schild dienen konnte. Die Herrn schienen in guter Laune zu seyn, wenigstens nahm ihr lautes Gelächter kein Ende. Ging eine anständige Frau vorbey, gleich grüßten sie dieselbe auf eine halb höfliche, halb impertinente Art, während sich ein anderer Theil der lustigen Brüder das Vergnügen machte, den in schwarzen Mänteln ernst einherschreitenden Bürgersleuten die Kraft ihrer Ellenbogen fühlen zu lassen; die Bürger gingen ihrer Wege, tausend Verwünschungen gegen die Unverschämtheit der Leute von Hofe — ganz leise murmelnd. Nur ein einziger unter den Leztern ging mit gesenktem Haupte, und schien an den Scherzen allen keinen Antheil zu nehmen.

„Gott verdamme mich! Georg," rief einer der jungen Leute und schlug ihm auf die Schulter, „Du wirst mir gewaltig ungelenk. Eine starke Viertelstunde hast Du den Mund nicht aufgethan. Willst wohl Karthäuser werden?" Beym Namen Georg fuhr Mergy auf, aber er hörte von dem, welchen man so anrief, keine Antwort. „Ich wette hundert Pistolen," begann jener von Neuem, „der ist wieder in eine erztugendhafte Seele verliebt. Armer Freund! Du dauerst mich; von Unglück kann sagen, wer eine Grausame findet.... und gar in Paris!" Geh hin zum Zauberer Rudbek, hol Dir einen Liebestrank, damit Du geliebt werdest." „Vielleicht," meynte ein Anderer,

Digitized by Google

„vielleicht ist unser guter Kapitän in eine Nonne verliebt. Diese verteufelten Hugenotten, bekehrt oder nicht bekehrt, stellen den Verlobten unsres Herrgotts nach.“ Traurig erwiederte eine Stimme (die Mergy augenblicklich erkannte): „Laß mich in Ruhe! die Liebesgeschichten allein würden mich nicht so schwermüthig machen, aber,“ sezte er leise hinzu, „de Pons, dem ich Briefe an meinen Vater mitgegeben, ist zurück, und bringt mir die Nachricht, daß mein Vater durchaus nichts mehr von mir hören wolle.“ „Je nun, dein Vater ist von altem Schrot,“ sagte einer von den jungen Leuten, „einer von den alten Hugenotten, welche Amboise stürmen wollten.“

Kapitän Georg wandte zufällig den Kopf und erblickte Mergy. Außer sich vor Freude und Ueberraschung, stürzte er mit offenen Armen auf ihn zu. Mergy zauderte keinen Augenblick, ihn an sein Herz zu drücken. Wäre das Wiedersehen nicht so unverhofft gewesen, vielleicht würde Bernhard versucht haben, sich etwas gleichgültig zu stellen, allein durch die Ueberraschung gewann sein inneres Gefühl die Oberhand, und so war das Wiedersehen herzlich, wie das zweyer Freunde, die sich nach einer langen Reise wiederfinden. Nach den Umarmungen und den ersten Fragen wandte sich Kapitän Georg zu seinen Freunden und stellte ihnen seinen Bruder vor und nannte demselben den Baron von Vaudreuil, den Ritter von Rheinev, den Vicomte von Beville u. s. w. Sie überhäuften den Neuling mit Schmeichelworten, er mußte einen nach dem andern umarmen. Der lezte, welcher ihn umhalste, war Beville. „Oho!“ rief dieser, „Gott verdamm' mich! Kamerad, ich rieche Ketzerey. Ich wette meine goldene Kette gegen eine Pistole, Du gehörst zur Religion.“ „Ihr habt Recht, und ich halte nicht so fest am Glauben als ich sollte.“ „Seht doch, ob ich nicht unter Tausend einen Hugenotten herausfinde! Alle Hagel! was diese Herrn von der Colas-Kub *) für ein ernsthaftes Gesicht machen, wenn sie von ihrer Religion reden.“ „Mich dünkt über diesen Gegenstand sollte man nie spaßen.“ „Herr von Mergy hat Recht,“ sagte Baron von Vaudreuil; „und Euch, Beville, wird es übel ergehen, wenn Ihr mit dem Heiligen Spott treibet.“ „Seht doch einmal dieses Heiligengesicht an,“ sprach Beville zu Mergy. „Das ist der Ausgelassenste von uns allen, und doch fällt ihm zuweilen ein, uns eine Predigt zu halten.“ „Ich bin was ich bin, Beville,“ erwiderte Vaudreuil. „Ich bin ausgelassen, weil ich nicht anders kann; aber ich achte wenigstens, was Achtung verdient.“ „Ich für meinen Theil achte sehr ... meine Mutter; sie ist die einzige sittsame Frau, die ich je gekannt. Uebrigens, mein Lieber, gelten mir alle gleichviel, Katholiken, Hugenotten, Papisten, Juden und Türken, Alles ist mir einerley; ich scheere mich den Teufel um ihren Streit.“ „Gottloser!“ murmelte Vaudreuil vor sich hin und machte das Zeichen des Kreuzes auf seinem Munde, hielt aber wohlbedacht sein Taschentuch vor. „Du mußt wissen, Bernhard,“ sagte Kapitän Georg, „unter uns findest Du wenig Glaubensverfechter, wie unsern geschickten Lehrer Theobald Wolfsteinius. Wir halten wenig auf theologische Unterhaltung und wenden, Gottlob! unsere Zeit besser an.“ „Vielleicht,“ entgegnete Mergy etwas empfindlich, „vielleicht wäre es besser für Dich gewesen, wenn Du die gelehrten Worte des würdigen Predigers aufmerksam angehört hättest.“ „Brechen wir davon ab, lieber Bruder, später kommen wir wohl auf diesen Gegenstand zurück; ich weiß, Du hast von mir eine Meynung, eine Meynung .... thut nichts .... Wir sind nicht hier, um von dergleichen zu reden .... Ich glaube ich bin ein ehrlicher Mann, und Du wirst Dich gewiß eines Tages davon überzeugen .... Und damit Punktum; wir müssen jezt daran denken uns zu amüsiren.“ Nach diesen Worten strich er mit der Hand über seine Stirn, als ob er sich von einem traurigen Gedanken losmachen wollte. „Lieber Bruder!“ sagte Mergy ganz leise und drückte ihm die Hand; Georg drückte die Hand des Bruders, und beyde eilten den Gefährten nach, welche einige Schritte voraus waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Spitzname der Protestanten.

Ueber die älteste Poesie in China.

Von Dr. Heinrich Kurz.

Bis jezt mag die Meynung, die wir von China hegen, mit dem Begriff von Poesie ziemlich unvereinbar gewesen seyn, und wenn man von chinesischen Dichtungen sprechen hörte, so wird man wohl ganz unwillkührlich an die pedantischen Nachahmungen französischer Galanterien durch unsere deutschen Poeten des vergangenen Jahrhunderts erinnert worden seyn; denn bis jezt kannte man chinesische Poesie entweder gar nicht oder nur aus einzelnen französisch mitgetheilten Stücken, welche nicht nur die Sprache, sondern nur zu oft auch den Gedanken des Originals französirten. Lateinische Uebersetzungen, welche von den Jesuiten verfaßt worden, waren nur in Abschriften vorhanden, und ziemlich selten. Eine solche wird zum ersten Male gedruckt in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Man möge folgenden Versuch über die älteste Poesie in China als einen Vorläufer und Ankündiger dieser wichtigen Unternehmung betrachten.

Das chinesische Reich, welches eine mythenlose Geschichte von mehr als 2000 Jahren besizt, und dessen Literatur eben so weit zurück geht, bat, trotz der ihm vorgeworfenen pedantischen Stabilität, doch so manche wesentliche Veränderungen in seiner innern Verwaltung, in den Sitten seiner Völker, in seinen Beherrschern, in

Digitized by Google

seinen religiösen wie in seinen philosophischen Ansichten erfahren, daß nothwendig seine Literatur, und hauptsächlich die Volksliteratur (die Dichtungen), dieser klare Spiegel der Geschichte, ebenfalls diese Veränderungen an sich zeigen muß. Wie im ganzen übrigen Leben des chinesischen Volkes, so macht auch hier ihr politischer Reformator, Kung-dsö (Confucius) Epoche. Denn mit ihm schwindet alles poetische Element, welches sich früher in seinem Volke vorgefunden hat, und, mit wenigen Ausnahmen, werden wir von seiner Zeit an nichts anderes finden als schaale Nachahmungen altvaterländischer Poesien, oder politische Grundsätze und moralische Lebensregeln Kung-dsö's und seiner vornehmsten Schüler in unpoetische, pedantische Verse gebracht, unsern gereimten Sprichwörtern nicht unähnliche, deren Knüttelverse aber doch noch mehr dichterisches Gefühl verrathen, als die schönsten und künstlichsten Combinationen der neueren chinesischen Versemacher. Denn bey einem Volke läßt sich wohl nicht leicht eine reiche Aber von Poesie denken, wo blos literärischer Ruf und eigentliche Belletristik selten mehr Ruhm und Reichthümer gewähren als bey uns die kühnen Sprünge eines Seiltänzers. Der Staat ist in China die alles in Bewegung setzende Triebfeder; ein Beamter und der in den administrativen Fnnktionen Erfahrene ist alles; der Enkel eines alten, edlen Hauses eben so sehr als der Gelehrte und Schöngeist, ist als solcher mehr verachtet als geehrt und vorgezogen. Staatsverwaltungskunst ist der einzige, aber auch unfehlbare Weg zu Ehrenstellen und zum Reichthum, und nur einem um den Staat verdienten Manne wird die Achtung und die Ehrfurcht der Mit- wie der Nachwelt zu Theil. Uebrigens ist das ganze Leben so prosaisch, so einförmig; es ist zu einer so ängstlichen Nachbeterey des Lebens im hohen Alterthum geworden; alle Elemente der Poesie sind mit so vieler Einsicht unterdrückt, daß es ein seltenes Glück ist, wenn ein poetisches Genie, deren es in China eben so gut gibt als irgendwo sonst in der Welt, zu seiner eigenen Erkenntniß gelangt.

Ich will indessen diese meine Meynung nicht als eine von vielen Gründen unterstützte, sondern nur als eine noch sehr zu untersuchende Hypothese angeben, da ich neuere chinesische Dichter im Original zu lesen noch nicht Gelegenheit hatte, und die Arbeiten der Europäer über dieselben von keiner Bedeutung sind; sie schien mir aber als nothwendige Folge des eben Vorangeschickten sich ergeben zu müssen.

Vor Kungdsö aber war das chinesische Leben vielleicht gänzlich verschieden von dem jetzigen, aus seiner Reformation hergeflossenen. Alle Elemente des poetischen Lebens waren noch vorhanden; das Reich war eine Feudalmonarchie, der deutschen nicht unähnlich; man kann einen gewissen ritterlichen (freylich nicht germanisch-ritterlichen) Geist in ihren Fürsten und Herrn nicht verkennen; anstatt der heute vorherrschenden Lebensphilosophie und Staatspraxis hatte man eine, von den ältesten Zeiten herstammende Religion *), und daher auch alle, mit Religion nothwendig verbundenen poetischen Elemente. Die Frauen scheinen damals nicht in der gänzlichen Abgeschiedenheit von den Männern gelebt zu haben, wie jetzt; die Gründer des Reichs endlich und alle Helden des höchsten Alterthums lebten noch in lebendigen Traditionen fort und sie wurden nicht, wie jetzt, nur als hochzuehrende Muster guter Regenten, sondern vielmehr als Männer betrachtet, welche in religiöser Begeisterung und mit religiösen Zwecken handelten und die mit der Gottheit in mittelbarer oder selbst unmittelbarer Verbindung standen. Alle diese Bemerkungen würden sich wohl durch Belege aus den ältesten Gedichten beweisen lassen, und wenn mir auch Zweck und Raum der vorliegenden Abhandlung nicht erlauben, es zu thun, so werde ich wohl einst im Stande seyn, es irgendwo anders ausführlich zu unternehmen.

Beynahe alle Ueberreste der altchinesischen Poesie sind in dem Buche der Gedichte (chinesisch Schi-ging) aufgezeichnet. Freylich können die andern heiligen Bücher der Chinesen, obgleich entweder historischen Inhalts (wie das Schu-ging, das Buch der Annalen) oder mystisch-philosophischen Inhalts (wie das Iging, das Buch der Verwandlungen) eben so gut als Produktionen des poetischen Enthusiasmus betrachtet werden, als die Bücher des alten Testaments, und man kann gewiß die Beschreibung der chinesischen Fluth im Schuging der Noachischen in der Genesis an die Seite setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Ein auffallender Beweis dieses Alterthums ist der sich in China vorfindende altasiatische Glaube an den Gott Jehovah, Jova, Jovis, Javo, Jao, Ja, Janus ꝛc.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

Endlich ist die Sache der Katholiken zur Freude aller Wohlgesinnten günstig entschieden, und Jedermann überläßt sich wieder seiner gewohnten geistigen Thätigkeit, ohne auf einen Gran größerer Vollkommenheit in der Kunst der Politik Anspruch zu machen, als er vor dem Streite über jenes berühmte Befreyungsgesetz besaß. Wir athmen jetzt wieder freyer und es ist, als ob den Leuten eine wahrhaft drückende Bürde abgenommen worden sey. So sehr fesselte diese Angelegenheit die Aufmerksamkeit Aller, und bildete das Tages- und Abendgespräch so ausschließlich, im Freyen wie in den Häusern, in den öffentlichen wie in den Privatunterhaltungen, daß man sich beynahe in gewisse Hauptstädte des festen Landes versetzt glaubte, wo bisweilen ein neues Ballet oder Singstück eine fast ähnliche Wirkung auf die Gesellschaft hervorbringt und allen Klassen mehr Stoff zur Unterhaltung, Kritik und zum Nachdenken gibt, als sämmtliche Reichsangelegenheiten des

Landes. Sogar eine freywillige Verbannung aus London würde gegen das Uebel dieser politischen Aufregung nicht geschüzt haben; das ganze Land war davon ergriffen und mochte man sich auch fünf oder zehn deutsche Meilen weit von der Hauptstadt entfernen, die Schnellkraft der neuen Druckpressen, der Wetteifer der Zeitungshändler und das Laufstalent unserer Pferde gleichen alles aus, und von London bis nach Windsor — il n'y a qu'un pas. Wer z. B. in diesem königlichen Residenzstädtlein um 8 Uhr Morgens oder in dem 54 Meilen von hier entfernten Brighton 3 Stunden später sich zum Frühstücke sezt, findet bereits die hiesigen Morgenzeitungen desselben Tages auf dem Tische. Hat man sich auch schon am Tage vorher an den Debatten auf mehrere Wochen satt gelesen, und wird das neue Tageblatt nur mit dem Vorsatze, es leicht zu überfliegen, skimming over, wie wie es nennen, in die Hand genommen, so stößt man immer wieder auf die Reden seiner Lieblinge, die man unmöglich ungelesen lassen kann. Der „Vorwärts" Rufende will nicht gern seinen Makintosh, Brougham, Russel, Milton und viele ähnliche Freunde im Stiche lassen; die „Rückwärts- oder die Welt steh' still Männer" können sich eben so wenig von ihren Eldons, Newcastles, Bunkets und andern Stüzpfeilern des gesellschaftlichen gothischen Gebäudes trennen. Hat man sich nun an den Reden der Männer seiner eigenen Parthey gelabt und unvermerkt die schönsten Tagesstunden eingebüßt, dann legt der Patriotismus die Pflicht auf, auch die Antworten der Gegner nicht zu übergehen, damit man doch erfahre, was wohl solche Herrn Haltbares und die Wahrheit Entkräftendes vorbringen können, und diese Unparteylichkeit des audiatur et altera pars erklärt es, warum wir uns während der Sitzungen des Parlaments oft ganze Tage mit dem Zeitungslesen beschäftigen und sogar dem Abende einige Stunden für die Abendblätter abzugewinnen wissen. Die Zeitung ist in der That jezt ein so unentbehrliches Bedürfniß aller Klassen Englands, und trägt sicher zu einem viel nüzlicheren Wohlbefinden auch des gemeinen Mannes bey, als leider die üble Gewohnheit des Tabacks in unserm deutschen Vaterlande. Der kaum 10jährige Bursche fängt schon an, sich täglich wenigstens eine Stunde im Zeitungslesen zu üben, und beginnt er auch, wie die hiesigen Damen gewöhnlich zu thun pflegen, bey der lezten Seite, die wegen der Polizeyberichte und Gerichtsverhandlungen so vielen Reiz gewährt, so rückt er doch bald, wenn er nur ein vernünftiger Mensch ist, zu den Leading Articles vor, weil beynahe jede Neuigkeit oder Erörterung, welche er in diesen Blättern findet, nur auf sein Land und dessen Interessen Bezug hat. Und gerade dieser Umstand ist es, der dem Britten das Lesen seiner Zeitungen so unentbehrlich macht, daß sie ihm nach allen Welttheilen nachgeführt werden müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Fortsezung.)

Eßlair behauptet seinen alten, wohlverdienten Ruf und füllt das Theater an der Wien auf ungewöhnliche Weise mit Zuschauern. Er trat bisher zwey Mal als Tell, zwey Mal als Belisar, zwey Mal als alter Fallner in der Dienstpflicht, ein Mal in Holbeins Verräther und im Essighändler, und ein Mal im Taubstummen als Abbé de l'Epée auf. In allen Rollen bewährte er den vollendeten Meister, zu welchem Neid und Mißgunst nicht hinauf reichen. Uebrigens ist doch die Mehrzahl auf seiner Seite, denn jedes Mal wurde er drey und mehr Mal gerufen, und als der Advokat im Taubstummen zu ihm, als Abbé, sagte: „Sie sind ein Mann, der unserm Jahrhundert Ehre macht," bezog man die Stelle auf Eßlair und der Beyfall wollte kein Ende nehmen. Neu war uns von den genannten Darstellungen nur Belisar, in welchem er weniger als in den übrigen von Manier frey war, doch zugleich eine seltene Großartigkeit in der Auffassung und Durchführung des Charakters zeigte. Besonders zu loben ist, daß er den Römer charakteristisch bezeichnete, worauf vom Darsteller Rücksicht genommen werden muß, weil uns sonst die Handlungsweise Belisars gegen seinen Sohn, welche als vorhergegangen dem Stücke zum Grunde liegt, nicht wohl begreiflich wird. Das Stück bewährte aufs Neue seine Wirksamkeit und seinen Gehalt, welchen hin und wieder das nur Wirkungsloses und Unnatürliches anpreisende Unvermögen fruchtlos ihm abzusprechen bemüht war.

Außerdem geben unsere Theater den alten, das heißt, guten Gang. Die Hofbühne gab seit meinem lezten Berichte als neu drey Stücke von Raupach: „den Nibelungenhort," „das Ritterwort" und „der Fürst über Alle." „Der Nibelungenhort" ist eine poetische Bearbeitung des bekannten Heldengedichtes. Es ist zu bedauern, daß der Dichter, welcher die bedeutende Mühe nicht scheute, diesen, durch seine Größe eigentlich nur für ein Epos geeigneten Stoff auf den beengten Raum der Bretter zu bringen, manche geringere Schwierigkeit in der Ausgleichung und Motivirung vermied, wozu besonders das Klarmachen des Grundes gehört, der Hagen zum Morde antreibt und der, wie wir ihn in Raupachs Tragödie erblicken, nicht mit der sonstigen Denk- und Handlungsweise des Helden zusammenhängt. Auch ist der König zu passiv gehalten und der Uebergang Ehrimhildens von der Rachsucht zur Duldung zu wenig vorbereitet und begreiflich gemacht. Das Vorspiel ist meisterhaft als Exposition, nur hätte wohl zweckmäßiger manches Fabelhafte, wie z. B. die Erzählung von dem Raub durch den Drachen, weggelassen werden können, da in dem darauf folgenden Stücke keine Rücksicht darauf genommen wird, und sich die halb aus der fabelhaften, halb aus der wirklichen Welt geholten Theile als fremdartig nicht innig zu einem Ganzen verbinden. Das Vorspiel geht ganz im Reich des Zauberes vor, im darauf folgenden Stücke ist, die Nebelkappe ausgenommen, nichts dergleichen enthalten. Das Stück gefiel sehr und würde noch mehr gefallen haben, wenn man Hagen den Meuchelmord und dem König seine Theilnahmslosigkeit hätte vergeben können. Die Aufführung war ausgezeichnet. — Beyde Lustspiele sprachen sehr an und werden sich bleibend auf dem Repertoire erhalten. Obschon sie nicht von entschiedenem Gehalte sind, ist in beyden der Dichter sichtbar, der das Interesse des Inhalts mit ächt künstlerischer Behandlung zu vereinigen weiß. Töpfers „guter Ton" ging nach einigen Darstellungen ziemlich spurlos vorüber. Man fand den Witz zu karg gebraucht und zu platt, und das Ganze erschien als ein nicht mißlungener Scherz, aber ohne eigentliche künstlerische Bedeutung. Die Regisseure gaben zu ihrem diesjährigen Benefiz eine musterhafte Uebersetzung von Delavignes „Paria" durch den der Kunst wieder geschenkten Hofrath und Vizedirektor der Hoftheater, von Mosel. Das Stück, welches hier unter dem Titel „Idamor und Neale" erschien, fand eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Sein Kunstwerth ist bekannt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 101.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. April 1829.

Ich höre gern von alten Sprachen, wenn man von ihnen nur menschlich redet; sie geben die unterscheidendsten Züge vom Charakter und der Sehart einzelner Völker, wo man aus der Vergleichung mit andern immer lernt.

Herder.

Ueber die älteste Poesie in China.

(Fortsetzung.)

Das Buch der Gedichte, das Schiging hat seine jetzige Gestalt von Kungdsö erhalten. Vor ihm waren die in demselben enthaltenen Gedichte theils in kleinen Sammlungen zerstreut, theils lebten sie auch nur im Munde des Volkes. Kungdsö sammelte sie; aber von mehr als 3000 Gesängen, die er zusammenbrachte, hat er uns nur 305 mitgetheilt. Wenn sich auch die warmen Anhänger des chinesischen Reformators über diese Auswahl freuen und ihn rühmen, daß er das Ueberflüßige und Ungeeignete der Vernichtung preisgegeben habe, so müssen wir, die wir unpartheyischer seyn können, diesen Verlust um so mehr bedauern, da Kungdsö hier wie in den andern heiligen Büchern die Stellen hauptsächlich wird vernichtet haben, welche vom höchsten Alterthume sprachen und seiner neuen Lehre entgegenstanden, und es bleibt uns nichts übrig, als den tiefblickenden Geist des Reformators zu bewundern, welcher sein Werk, das er in seinem Leben nicht durchführen konnte, dadurch gleichsam der Nachwelt aufdrang, daß er sich zum Vermittler des allen Chinesen so theuren Alterthums machte, indem er allen Traditionen und allen hinterlassenen Büchern der Vorzeit sein Siegel aufdrückte.

Im Allgemeinen ist über die uns im Schiging aufbewahrten Gedichte zu bemerken, daß sie beynahe sämmtlich historische, d. h. Gelegenheitsgedichte sind. Ihre Form ist, mit wenigen Ausnahmen, ein Vers von vier Sylben, der in einigen verschiedenen Versmaaßen eingekleidet und mit harmonischen, manchen prosodischen Regeln unterworfenen Reimen geendigt ist. Der Styl ist einfach, kräftig und an's Herz sprechend. Man kann ihn nur mit dem des alten Testaments vergleichen, und unwillkürlich wird man an diese altpatriarchalischen Dichtungen erinnert, gegen welche selbst homerische Gesänge so modern erscheinen. Poetischer Figuren sind wenige, die Sprache des Herzens und der Kindheit bedarf keiner Unterstützung, die einzige mag die auch in den hebräischen Poesien sich vorfindende des Parallelismus seyn, und eine Art von Refrain, welcher in wenigen, aber kräftigen Zügen den Grundton des Lieds angibt. Eine den Chinesen eigenthümliche und in keiner Sprache wiederzugebende Schönheit ihrer dichterischen Schöpfungen liegt in ihrer Schrift, die, vorzüglich im Alterthume, eine sinnliche Darstellung der Ideen war, so daß die Dichtkunst nicht allein in der glücklichen Wahl der Gedanken, in der glücklichen Wahl wohltönender und die Idee treffend bezeichnender Worte bestand, sondern auch in der Wahl von Schriftbildern, welche diesen Ideen und diesen Worten entsprachen, und welche den Augen zeigten, was das laute Wort dem Gemüthe gab. Es ist schwer, sich einen richtigen Begriff von dieser Eigenthümlichkeit zu verschaffen, unmöglich aber ist es, sie wiederzugeben. Man kann sie mit der Onomatopöie unserer Poesie vergleichen, und Virgils

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum

macht denselben Eindruck auf unser Ohr, als z. B. die

Digitized by Google

Beschreibung der Fluth im Schuging auf die Augen chinesischer Leser machen mag.

Daraus erhellt schon, daß eine gute, wahrhaft poetische Uebersetzung, welche die Schönheiten, vorzüglich die vielsagende Einfachheit des chinesischen Dichters mit aller nur möglichen Treue wiedergeben würde, gewiß keine leichte Aufgabe seyn wird. Die wenigen Proben, welche hier nachfolgen werden, machen durchaus keinen Anspruch auf diese Vollkommenheit, und von allen Forderungen ist nur die der Treue gewissenhaft erfüllt worden, von der ich nur dann abgewichen bin, wo ich sonst zu lange Bemerkungen hätte einschalten müssen; doch nehmen sie dem Ganzen nichts von seiner Eigenthümlichkeit.

Vorher wird es nicht an ungelegenem Orte seyn, einen Chinesen selbst über den Schiging sprechen zu lassen. Dieß ist Tschu-chi, welcher im zwölften Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, und einen ausgezeichneten Rang unter den chinesischen Gelehrten einnimmt. „Wie das Buch der Gedichte entstanden sey? — Der Mensch erhält bey seinem Eintritt in die Welt die Ruhe des Herzens vom Himmel als Mitgabe. Von den äußern Gegenständen in Bewegung gesezt, verwandeln sich seine Gefühle in Wünsche, die Wünsche bringen den Gedanken hervor, der Gedanke ruft das Wort aus seinem Schlummer auf, das Wort aber reicht nicht hin für seine stürmischbewegte Brust; es bricht in laute Seufzer aus und in schneidende Jammertöne, welche auch ohne unsern Willen zu Melodien werden und zu Gesängen voller Harmonie. So ward das Schi-ging verfaßt!“ Man vergleiche: Essai sur le Chi-king par Mr. Brosset. Paris 1828. 8., das, ob es gleich niedergeschrieben ist, ohne daß der Verfasser von seinem Gegenstande hinlänglich durchdrungen war, doch einige interessante Bemerkungen liefert.

Nun einige Proben:

Erstes Buch. Neunzehntes Lied.

Ich ging hinaus zur Pforte des Orients;
Siehe, da stand eine Jungfrau, lieblich wie die Wolken!
Wohl stand sie da, lieblich wie die Wolken
Und herrlich! Und mein Herz flog ihr entgegen.
Einfach war ihr Kleid, himmelblau ihr Häubchen,
Ihr Anblick entzückte mich Glücklichen.

Ich ging hinaus zum thurmbesezten Thore,
Siehe, da stand eine Jungfrau, anmuthig wie die Rose!
Wohl stand sie da anmuthig, wie die Rose
Und herrlich! Und mein Herz beugte sich vor ihr.
Einfach war ihr Kleid und blau wie ein Veilchen,
Ihr Anblick erfüllte mich mit unendlicher Sehnsucht.

Erstes Buch. Siebtes Lied.

Ich will hingehen auf die Heerstraße,
Mit meinen Händen will ich Dein Kleid fassen, mein Geliebter!
Ach! hasse mich nicht!
Vergiß die Vergangenheit nicht!
Ich will hingehen auf die Heerstraße,
Mit meinen Händen will ich Deine Hände fassen, mein Geliebter!
Ach! wende Dein Angesicht nicht ab von mir!
Vergiß nicht, daß Du einst mich an Dein Herz gedrückt.

Zweytes Buch.

Die herbstlichen Gebüsche grünten noch,
Der weiße Thau glänzte noch auf ihnen,
Und jener Jüngling, den ich singe,
Sieh', er stand an des Stromes Ufer,
Und stromaufwärtsgehend folgt' ich ihm. —
Ha! der Pfad, er war so steil, er war so felsig!
Und den Strom durchwatend, folg' ich ihm, —
Ha! Da verschwand er hinter einer Insel.

Die herbstlichen Gebüsche grünten noch,
Aber der weiße Thau war zum Reif geworden.
Und jener Jüngling, den ich singe,
Stand an des Stromes hohem Ufer,
Und stromaufwärtsgehend folgt ich ihm. —
Ha! der Pfad, er war so steil, er war so weit!
Und den Strom durchwatend folgt' ich ihm. —
Ha! Da verschwand er, von Wogen fortgerissen!

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Als sie an dem Louvre vorbey gingen, kamen gerade eine Menge Personen in stattlicher Kleidung heraus; der Kapitän und seine Freunde grüßten oder umarmten fast alle die vornehmen Herrn, welchen sie begegneten. Zugleich stellten sie den jungen Mergy vor, der auf diese Weise schnell mit einer großen Zahl der damals berühmten Leute Bekanntschaft machte; zu gleicher Zeit lernte er auch ihre Spitznamen kennen (jeder vornehme Mann hatte damals seinen eigenen) und die scandalösen Geschichten, welche man ihnen zur Last legte. „Sieh,“ sagte man ihm, „hier ist der kleine Kapitän Brule-Bancs; dort ist der Flaschen-Erzbischof *), der sich ziemlich aufrecht hält auf seinem Maulesel, dieweil er noch nicht zu Mittag gespeist. Da ist auch ein Hauptheld Eurer Partey, der tapfere Graf de la Rochefoucauld, zubenannt: der Feind der Kohlköpfe. Im lezten Kriege hat er ein unglückliches Kohlbeet mit Büchsenschüssen zerfetzen lassen; der Mann ist kurzsichtig, und sah die Kohlköpfe für Infanteristen an.“ Noch war nicht eine Viertelstunde vergangen, und schon kannte Mergy die Auserwählten aller Damen vom Hofe dem Namen nach, und wußte die Zahl der Duelle, zu welchen ihre Schönheit Anlaß gegeben hatte. Er erfuhr, daß der Ruf einer Dame von der Menge der Todesfälle, woran sie Schuld war, abhing; Frau von Courtavel zum Beyspiel, deren jetziger Geliebter zwey Nebenbuhler getödtet,

*) Der Erzbischof von Guise.

Digitized by Google

war bey weitem berühmter als die arme Gräfin von Pomerande, die nur zu einem kleinen Duell Veranlaſſung gegeben und zu einer ſehr geringfügigen Wunde. Beſonders aufmerkſam wurde Mergy auf eine Dame von ſchönem Wuchs, die auf ihrem weißen Maulthier einherritt, geleitet von einem Knappen, hinter ihr zwey Lakaien; ihre Kleider waren nach der neuſten Mode, ganz ſteif vor lauter Stickerey. So viel man abnehmen konnte, mußte ſie hübſch ſeyn; bekanntlich gingen die Damen damals nicht anders aus als maskirt. Ihre Maske war von ſchwarzem Sammt; das Wenige, was durch die Augenöffnungen ſichtbar war, zeigte oder verrieth vielmehr die blendende Weiße der Haut und das Dunkelblau ihrer Augen. Als ſie an den jungen Leuten vorbey kam, ließ ſie das Maulthier langſamer gehen und ſchien ſogar Mergy, deſſen Geſicht ihr unbekannt war, einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Auf ihrem Wege kehrten alle Federbüſche die Erde, und ſie neigte das Haupt voll Anſtand, für die zahlreichen Verbeugungen zu danken, welche zu beyden Seiten die Reihe der Bewunderer vor ihr machte. „Wer iſt die Dame, vor welcher Jedermann ſich verneigt?“ fragte Mergy neugierig. „Schon verliebt!“ rief Beville. „Uebrigens thut ſie es ja Allen an; Hugenotten und Papiſten, alle ſind verliebt in die Gräfin Diana von Turgis.“ „Sie iſt eine der Schönheiten des Hofes,“ fügte Georg hinzu, „eine der gefährlichſten Circe's für unſre jungen Galans. Aber, der Henker! dieſe Feſtung iſt nicht leicht einzunehmen.“ „Wie viele Duelle zählt ſie?“ fragte Mergy lächelnd. „O dieſe zählt die Duelle zwanzigweis,“ erwiederte der Baron von Vaudreuil; „was aber das Schönſte iſt, ſie hat ſich ſelbſt ſchlagen wollen; einer Hofdame, welche ihr den Rang abgelaufen, hat ſie eine Herausforderung in beſter Form zugeſchickt.“ „Poſſen!“ rief Mergy. „Die wäre nicht die erſte,“ entgegnete Georg, „die ſich in der lezten Zeit geſchlagen hätte; der Sainte-Foir hat ſie eine förmliche Herausforderung zugeſandt, auf Leben und Tod, auf Säbel und Dolch, und im Hemd, wie es raffinirte Dueliſten machen.“ „Die Turgis iſt wie der Vaudreuil,“ ſagte Beville; „aus der Religion und den Sitten der Zeit macht ſie ein Ragout; ſie will ſich ſchlagen, und das iſt, glaube ich, eine Todſünde, und täglich hört ſie zwey Mal die Meſſe.“ „Laß mich doch zufrieden mit der Meſſe,“ rief Vaudreuil. „Ja, zur Meſſe kommt ſie,“ fiel Rheincy ein, „aber blos, um ſich unmaskirt ſehen zu laſſen.“ „Deßwegen, glaube ich, ſind ſo viele Damen bey der Meſſe,“ bemerkte Mergy, erfreut über die Gelegenheit, eine Religion zu beſpötteln, welche nicht die ſeinige war. „Und bey der Predigt,“ ſagte Beville; „wenn ich einer Hugenottin einen Liebesbrief zuzuſtellen hätte, würde ich mich an ihren Geiſtlichen wenden.“ „Ohne Zweifel,“ antwortete Mergy, „weil Ihr gewohnt ſend, euren Prieſtern ſolche Beſtellungen zu geben.“ „Unſern Prieſtern ....“ rief Vaudreuil, roth vor Zorn. „Laßt den langweiligen Streit,“ unterbrach ſie Georg, denn er merkte, wie bey jeder Gegenrede die Bitterkeit zunahm; „laſſen wir die Andächtler aller Sekten. Ich ſchlage vor, daß der Erſte, dem das Wort Hugenotte, Papiſt, Proteſtant, Katholik, über die Lippen kömmt, Strafe zu geben habe.“ „So ſey es,“ rief Beville; „er ſoll uns im Gaſthaus, wo wir ſpeiſen, mit gutem Cahorsweine bewirthen.“

Einen Augenblick ſchwiegen alle ſtill. „Seit dem Tode dieſes armen Lannoy, der vor Orleans umkam, hat die Turgis keinen bekannten Liebhaber,“ hob Georg an, der ſeine Freunde nicht bey den theologiſchen Ideen laſſen wollte. „Wer kann behaupten,“ rief Beville, „daß eine Pariſerin keinen Liebhaber hat? So viel iſt gewiß, Comminges ſezt ihr lebhaft zu, und er verheißt Jeglichen umzubringen, der es wagt, die ſchöne Gräfin zu lieben; und um nicht ohne Liebhaber zu bleiben, wird ſie ſich ſchon entſchließen müſſen, mit Comminges vorlieb zu nehmen.“ „Wer iſt denn dieſer furchtbare Mann?“ fragte Mergy. „Er iſt,“ antwortete Rheincy, „einer unſerer famöſeſten Raffinirten. Da Ihr aus der Provinz kommt, ſo muß ich Euch wohl das ſchöne Wort erklären. Ein Raffinirter iſt ein Galanthomme in der höchſten Vollkommenheit, ein Mann, der ſich ſchlägt, wenn der Mantel eines Andern den ſeinigen berührt, oder wenn man vier Schritte von ihm ausſpuckt, und aus jedem andern eben ſo gewichtigen Grunde.“

Ein Jeder führte nun irgend ein merkwürdiges Beyſpiel von der Geſchicklichkeit und Streitſucht des Comminges an. Das war ein reichhaltiger Stoff, und mit dieſer Unterhaltung gelangten ſie vor die Stadt nach dem Wirthshauſe zum Mohren, das mitten in einem Garten an der Stelle gelegen war, wo nachher das Schloß der Tuilerien erbaut worden iſt. Mehrere Edelleute von Georgs und ſeiner Freunde Bekanntſchaft trafen ſich hier, und man ſezte ſich in zahlreicher Geſellſchaft zu Tiſche.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beſchluß.)

Während deutſche Tageblätter die politiſchen Ereigniſſe aller andern Länder unſers Erdbodens, ſo wie die ausgeſprochenen Meynungen aller großen Staatsmänner des Auslandes fleißig ſammeln und gewiſſenhaft mittheilen, wogegen das liebe Vaterland mit Stillſchweigen übergangen wird, räumt ein engliſches Blatt den Angelegenheiten des eigenen Landes alle ſeine Kolumnen ein und weiſet den Neuigkeiten aus andern Gegenden nur ein kleines, ſpärliches Plätzchen an. Dieſer Mangel an Intereſſe für die Angelegenheiten fremder Länder, bisher durch das ſchlechteſte Erziehungsſyſtem veranlaßt.

Digitized by Google

wovon ein Volk jemals heimgesucht wurde, erscheint noch jezt bisweilen in einem sehr grellen Lichte, gerade wie umgekehrt uns vor lauter Universalität unser eigenes Staatsgebäude bisweilen fremd ist; so fragte mich vor kurzer Zeit ein gelehrter Geologe in allem Ernste, ob denn die Einwohner der Moldau und Wallachey Christen seyen und unter welcher Botmäßigkeit sie ständen. Gestehen wir hingegen zur Steuer der Wahrheit, daß der noch immer nicht unverdiente Vorwurf, den man den heutigen Britten macht, daß sie mit dem Leben anderer Staaten gar zu unbekannt sind, vollkommen dadurch aufgewogen wird, daß sie der größten aller Ideen huldigen und sie zu verwirklichen bemüht sind, die Idee nämlich, allen Welttheilen vermittelst einer zweckmäßigen moralischen Erziehung der jungen Geschlechter die Civilisation Europa's zuzuführen. Kein Volk auf Erden besizt freylich einen solchen Spielraum und solche Kräfte zur Ausführung dieses Planes, wie das englische; aber auch kein mit eben denselben Vortheilen begabtes Volk würde, wenn man das deutsche ausnimmt, diese hohe Aufgabe so schön gelöst haben, wie dieß jezt hier geschieht. Unzählig sind die Vereine, welche alle auf denselben Zweck hinarbeiten; keine Race, Malaien oder Hindus, Buddhisten oder Tartaren, Neger oder Indianer, ist vor ihrem Civilisationslämpchen sicher, und mit ungetrübter Freude blickt der Menschenfreund schon auf die großen und gewissen Erfolge, womit die Zukunft die Bemühungen jener Wohlthäter unsers Geschlechts krönen wird. Die französischen Blätter gaben vor kurzer Zeit einen anziehenden Bericht von dem Pomp und den Ceremonien, welche bey der Beerdigung des unlängst verstorbenen vortrefflichen Königs von Madagascar, Radama, stattfanden; eine kurze Nachricht von den neuesten Fortschritten des Erziehungswesens unter den vier Millionen Madagascaren wird hoffentlich manchem Leser nicht weniger angenehm seyn. Diese Fortschritte sind in der That erstaunlich. Vor zehn Jahren (im Jahre 1818) sendete eine hiesige Missionsgesellschaft mehrere Missionäre dahin ab, die unter dem Schutze und mit Aufmunterung des Königs ihr Civilisationswerk begannen. Im Jahre 1826 bildeten jene Männer auf der Insel selbst schon eine eigene Madagascar-Schulgesellschaft. Die Schulkinder erhalten Unterricht in allen Elementarkenntnissen, in der Erdbeschreibung, Gradenlehre, Religionslehre und in der englischen und Malegasy-Sprache. Im Jahre 1825 wurden 64, im Jahre 1826 185 und im Jahre 1827 909 Kinder aus der Schule entlassen. Im Anfange des vorigen Jahres gab es in 6 Schuldistrikten 38 Schulen mit 44 Lehrern und 46 Unterlehrern und 2389 Schulkindern beyden Geschlechts, von welchen 1449, nämlich 968 Knaben und 481 Mädchen, im Durchschnitte täglich die Schulen besuchten. Am 19. und 20. März waren öffentliche Prüfungen in Gegenwart der königlichen Familie und vieler Beamten, und die sichtbaren Fortschritte der Kinder hatten den Eifer der Eingedornen so rege gemacht, daß aus allen Theilen der Insel Gesuche um Errichtung von Schulen einliefen, und am Ende des vorigen Jahres ihre Anzahl von 38 schon auf 91 gestiegen war. Bereits liefern die Schulen viele Lehrer aus ihrer eigenen Mitte; eine beträchtliche Anzahl der ausgezeichnetsten Knaben erhielten gleich nach ihrem Abgange ehrenvolle Anstellungen im Dienste ihres Fürsten, und da die Obern sogar nachdem die Kinder die Schule verlassen, noch eine heilsame Aufsicht über sie ausüben und die Schuljucht sich selbst auf alle Dörfer im Innern der Insel erstreckt, so kann man sich ohne Zweifel dem schönen Gedanken überlassen, daß die europäische Civilisation in den lezten drey Jahren durch die friedlichste aller Eroberungen, Erziehung, Madagascar mit seinen vier Millionen Einwohnern der europäischen Familie gewonnen habe.

R—e.

Wien, Januar bis April.

(Fortsezung.)

Von Neuigkeiten erwarten wir auf der Hofbühne „Hero und Leander" von Grillparzer, und „Maximilian von Oestreich und Maria von Burgund" von Deinhardstein. Das wieder eröffnete Kärnthnerthortheater gedeiht unter der Leitung des Grafen Robert Gallenberg, welcher dem Redakteur des Wanderers, Joseph Ritter von Seyfried, Bruder des Kapellmeisters, einem im Theaterwesen vielerfahrnen Manne, einen Theil der Geschäftsleitung übertragen hat. Besonders zu rühmen ist der rasche Wechsel der Vorstellungen auf dieser Bühne, welche sich nach der langen Ruhezeit und nach gleichsam zerstörter deutscher Oper ein ganz neues Repertoire schaffen mußte. Eine der merkwürdigsten Darstellungen war Webers „Oberon." Die Berichte, welche sagen, daß er mißfallen habe, berichten Unwahrheit. Er entsprach den Erwartungen nicht, welche man davon hatte, das muß zugegeben werden, aber von Mißfallen kann keine Rede seyn, wenn gleich die Erwartungen groß, ja überspannt waren. Die Musik der Oper wurde so gewürdigt, wie sie es verdient; man verkannte die Vorzüglichkeit, den Fleiß und die musikalischen Kenntnisse des Meisters nicht, fand sich aber nicht bedeutend aufgeregt, weil diese Musik, vom Verstande erzeugt, nicht unmittelbar auf das Gefühl wirkt, wie jedes schöne Kunstwerk es soll. Die Darstellung war gut, ohne ausgezeichnet gewesen zu seyn. Die Hauptpartbieen waren zweckmäßig besezt, die Nebenpartbieen unvollkommen. Auf welchem deutschen Theater kann aber gegenwärtig Oberon genügend gegeben werden? Weit mehr sprach die Reprise von Rossini's „Barbier" an, in welcher Oper Dem. Hähnel, welche früher als ausgezeichnete Dilettantin in Wien lebte, zum ersten Male auftrat. Nie vielleicht hat eine Sängerin bey ihrem ersten Debüt so entschieden gefallen und die allgemeine Theilnahme gerechter in Anspruch genommen. Man muß aber auch gestehen, daß in Dem. Hähnel sich Alles vereinigt, was, selbst wenn es einzeln gefunden wird, Zufriedenheit hervorbringt, Jugend, Liebreiz, Wohlklang der Stimme, Kunstfertigkeit im Gesange und im Spiel. Auch Kreutzers „Lidussa," so wie „Don Juan" und „die Entführung aus dem Serail" gingen bisher in Scene und wurden entsprechend dargestellt. Eine neue Oper von Kreutzer, „die Insulanerinnen," eine Jugendarbeit des talentvollen Tonsezers, fand keinen Beyfall. — Balletmeister Astolfi findet sich immer mehr in den Geschmack des Publikums, und seine neuen Ballete, „Panurge auf der Laternenmiet" und selbst „der Maskenball," lezteres eigentlich nur ein Divertissement, haben verdienten Beyfall gefunden. Ein neues Ballet vom Tänzer Cromdé, „Zephyr und Flora," wollte weniger ansprechen, wahrscheinlich, weil derselbe Stoff ehedem in besserer Behandlung vorhanden war, und man sich dabey des unvergeßlichen Duport als Zephyr zu lebhaft erinnerte. Von Tänzerinnen sind die beyden Dlle. Elsler ausgezeichnet, eben so Mad. Cromdé. Von Tänzern kann man die Herren Mottis und Cromdé unübertrefflich nennen, besonders was die Grazie betrifft. Sie sind beyde Lieblinge des Publikums geworden. Von Sängerinnen gefallen außer Dem. Hähnel, der Perle der Oper, Dem. Hartmeier, eine Schweizerin, und Dem. Achten, eine niedliche Soubrette.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. April 1829.

Wollt ihr nicht hören? Männer! wilde Thiere!
Die ihr die Flammen eurer schnöden Wuth
Im Purpurquell aus euren Adern löscht!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Mergy, der zur Seite des Barons von Vaudreuil saß, bemerkte, daß dieser, als er sich zu Tische setzte, das Zeichen des Kreuzes machte und mit leiser Stimme, die Augen geschlossen, ein lateinisches Gebet sprach.

„Ihr versteht Latein, Herr Baron?“ fragte ihn Mergy— „Ihr habt mein Gebet gehört?“ „Ja, aber ist gestehe, daß ich es nicht verstanden.“ „Um Euch die Wahrheit zu sagen, ich verstehe kein Latein, und weiß auch nicht, was dieß Gebet bedeutet; allein ich habe es von meiner Muhme, die sich immer wohl dabey befunden, und seitdem ich es hersage, habe ich nur gute Folgen davon gesehen.“ „Ich denke, das ist katholisches Latein, und daher können wir Hugenotten es nicht verstehen.“ „Strafe her! Strafe her!“ riefen zugleich Beville und Kapitän Georg. Mergy fügte sich gutwillig, und man besetzte den Tisch mit andern Flaschen, welche alsbald die Gesellschaft in gute Laune brachten.

Die Unterhaltung wurde lärmend, und Mergy nutzte den Tumult, um mit seinem Bruder zu reden, ohne darauf zu achten, was um sie her vorging. Erst nach dem zweyten Gange wurden sie durch den heftigen Wortstreit, der zwischen zwey Gästen ausgebrochen war, in ihrem Seitengespräche gestört. „Das ist eine Unwahrheit!“ schrie der Ritter von Rheincy. „Unwahrheit!“ rief Vaudreuil, und sein von Natur blasses Gesicht wurde weiß wie eine Leiche. „Sie ist die tugendhafteste, keuscheste Frau von der Welt,“ fuhr der Ritter fort. Vaudreuil lachte bitter und zuckte die Achseln. Alle Augen waren auf die beyden Zänker gerichtet, und jeder schien still und neutral abwarten zu wollen, was der Streit für ein Ende nähme.

„Was gibt's, meine Herrn, wann soll einmal dieser Spektakel enden?“ fragte der Kapitän, stets bereit, sich jeder Friedensstörung zu widersetzen. „Unser lieber Ritter,“ antwortete gelassen Beville, „meynt, seine Geliebte, die Sillery, sey keusch, und unser lieber von Vaudreuil dagegen behauptet, daß sie nicht keusch sey, und daß er hierüber ein Wörtchen mitsprechen könne.“ Ein allgemeines Gelächter folgte diesen Worten und steigerte die Wuth Rheincy's, der mit zornflammenden Augen bald Vaudreuil, bald Beville anblickte. „Ich könnte Briefe von ihr zeigen,“ sagte Vaudreuil. „Thu' das!“ schrie der Ritter. „Je nun!“ sagte Vaudreuil mit boshaftem Hohnlächeln, „ich will diesen Herrn einen ihrer Briefe vorlesen. Die Schrift ist ihnen vielleicht eben so bekannt als mir; denn ich will mich nicht rühmen, allein Billetchen und Gunstbezeugungen von ihr zu empfangen. Hier ist zum Beyspiel ein Billet, das ich erst heute von ihr erhalten.“ Und nun suchte er in seiner Tasche, als ob er einen Brief herausziehen wollte. „Du lügst in Deinen Hals hinein!“ rief der Ritter. Der Tisch war zu breit, als daß die Hand des Barons seinen Widersacher, der ihm

Digitized by Google

gegenüber saß, hätte erreichen können. „Du lügst in Deinen Hals, und magst dabey ersticken," schrie er und begleitete seinen Satz mit einer Flasche, die er dem Ritter nach dem Kopf warf. Rheincy wich aus, schlug in der Eile seinen Stuhl rückwärts um und lief an die Wand, um seinen Degen vom Hacken abzunehmen.

Da standen alle auf, einige um den Streit beyzulegen, die Meisten, um nicht zu nahe dabey zu seyn.

„Haltet ein, ihr tollen Menschen!" rief Georg und stellte sich vor den Baron, welcher ihm am nächsten stand. „Sollen sich zwey Freunde um solch eine armselige Weibsperson schlagen?" „Eine Flasche an den Kopf ist so viel als eine Ohrfeige," versetzte Beville kaltblütig. „Auf! mein lieber Ritter, vom Leder gezogen!" „Ehrlich gefochten! Platz gemacht!" schrien fast alle Gäste. „Holla! Hänsel, die Thür zu!" rief guter Dinge der Wirth zum Mohren, der an dergleichen Auftritte gewöhnt war; „wenn die Häscher vorbey kämen, könnten die edlen Herrn unterbrochen werden, auch könnt' es meinem Hause schaden." „Wollt Ihr Euch im Gastzimmer schlagen, wie betrunkene Soldaten?" mahnte Georg, um Zeit zu gewinnen; „wartet wenigstens bis morgen." „Gut, auf morgen," sagte Rheincy und wollte den Degen in die Scheide stecken. „Unser Ritterlein ist ängstlich," versetzte Vaudreuil. Da stürzte Rheincy, zu beyden Seiten alle zurückdrängend, auf seinen Gegner los. Wüthend griffen die beyden einander an. Vaudreuil aber hatte Zeit gehabt, sorgfältig eine Serviette um seinen linken Arm zu wickeln, und benuzte dieß geschickt, die Hiebe zu pariren; Rheincy dagegen, minder vorsichtig, wurde gleich bey den ersten Ausfällen an der linken Hand verwundet. Er ließ dennoch nicht ab, muthig weiter zu fechten, rief seinem Lakaien und forderte seinen Dolch. Beville behauptete, Rheincy dürfe seinen Dolch nicht brauchen, da sein Gegner keinen habe, und hielt den Lakaien zurück. Einige Freunde des Ritters machten Einwendungen; es wurden bittere Worte gewechselt, und aus dem Duell wäre gewiß ein Scharmützel geworden, hätte nicht Vaudreuil in diesem Augenblicke seinen Gegner durch einen plötzlichen Stich in die Brust zu Boden gestürzt. Schnell sezte er nun seinen Fuß auf Rheincy's Degen, daß er ihn nicht aufheben konnte, und war im Begriff, dem Ritter den Gnadenstich zu geben. Solche Grausamkeit im Zweykampf war erlaubt. „Er ist entwaffnet!" schrie Georg und riß Vaudreuil den Degen aus der Hand.

Die Wunde des Ritters war nicht tödtlich, er verlor aber viel Blut. Man verband ihn so gut als möglich mit Servietten; er verbiß seinen Schmerz und sagte mit erzwungenem Lächeln, die Sache sey noch nicht zu Ende. Bald darauf erschienen ein Mönch und ein Wundarzt, die sich eine Zeit lang um den Verwundeten stritten. Der Wundarzt erhielt jedoch den Vorzug, ließ seinen Kranken an die Seine tragen und führte ihn zu Schiffe bis an seine Wohnung. Während Knechte die blutigen Servietten wegtrugen und den rothen Fußboden wuschen, brachten andere von Neuem Flaschen herbey. Vaudreuil trocknete für's Erste sorgfältig seinen Degen, steckte ihn in die Scheide, machte das Zeichen des Kreuzes, zog sodann mit der kaltblütigsten Gelassenheit einen Brief aus der Tasche, bat um's Wort und las die erste Zeile, auf welche ein lautes Gelächter erfolgte: „Mein Lieber, dieser langweilige Ritter, der nicht von mir weicht ...."

„Wir wollen gehen, sagte Mergy voll Abscheu zu seinem Bruder. Der Kapitän folgte ihm. Der Brief beschäftigte die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, und die Abwesenheit der beyden Gäste fiel nicht auf.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die älteste Poesie in China.

(Beschluß.)

Wie schon oben erwähnt worden ist, können die andern Bücher des chinesischen Alterthums, vorzüglich das Schuging, als Ausströmungen des poetischen Geistes betrachtet werden; außerdem findet man in diesen Büchern mehrere Gesänge, welche den historischen Personen in den Mund gelegt werden. Der große Jao z. B. gibt seine Befehle in Liedern eingekleidet, und alle Ausbrüche der Leidenschaften, alle religiösen und edlen Empfindungen werden von den ältesten Kaisern und andern Personen des Alterthums gesungen. Man wird uns erlauben ein Beyspiel herzusetzen.

Gesang der fünf Brüder. Schuging, Zweytes Buch, dritter Abschnitt.

Tai-kang, dritter Kaiser der Dynastie Chia (2206 — 1766 vor Chr. Geb.), und Enkel des großen Yu, des Stifters dieser Herrscherfamilie, hatte sich nicht bestrebt, die herrlichen Vorbilder seiner Väter nachzuahmen, sondern hatte sich vielmehr den Ausschweifungen hingegeben und seine köstlichste Zeit auf die Jagd verwandt. Dieß benuzend, hatte ein Rebell seine Hauptstadt erobert, und er selbst irrte flüchtig im Lande herum. Seine fünf Brüder, voll Schmerz über seine Entartung, betrauern seine Nichtswürdigkeit.

Der erste Bruder.

Unser kaiserlicher Ahnherr hat uns gelehrt:
Das Volk sollt Ihr zu Euch ziehen,
Nicht darf es herabgesezt werden!
Denn das Volk nur ist des Reiches Grundlage.
Ist sie gesichert, ist auch das Reich im Frieden.

Wenn ich hinblicke auf des Reiches rohteste Männer,
So können alle besser seyn und edler als ich.
Doch wenn ein Mensch drey Mal fehlt,

Digitized by Google

Wie sollte der Haß sich nicht zeigen gegen ihn?
Und wie sollte er diesen Haß nicht bemerken?
Wenn ich hinblicke auf das Volk, so schaudre ich,
Wie wenn ich mit zerrißnen Zügeln sechs Rosse wollte bändigen.
Die Menschenfürsten, sollten sie nicht ewig zittern?

Der zweyte Bruder.

Also lautet meines Ahnherrn Lehre:
Im Hause sich hinzugeben der Wollust,
Nach Außen nichts Höh'res ahnen als die Jagdvergnügungen,
Den Wein zu lieben und unzüchtige Musik,
Hohe Palläste aufzubauen und schöngebauene Mauern,
Eines schon von diesen Lastern,
Reicht es nicht hin, um uns zu stürzen in's Verderben?

Der dritte Bruder.

Seit unserm Altvordern Jao
Besaßen wir dieses herrliche Land.
Ach! da man vergessen hat seine Tugend
Und verachtet seine weisen Gesetze,
Haben wir auch dieses Land verloren!

Der vierte Bruder.

Durch seine unendliche Weisheit ist unser Ahnherr
Des Menschengeschlechts Herr geworden.
Er war so tugendhaft, er war so würdevoll;
Sein Beyspiel ließ er seinen Enkeln.
Er hatte gleiches Maaß für alle, und gleiche Liebe;
Ach! Maaß und Liebe sind aus dem Land verschwunden!
Denn sie haben seine Lehren verworfen.
Gestürzt haben sie die Tempel und entweiht die Opferstätten!

Der fünfte Bruder.

Wehe! wehe! was beginnen wir?
Ich bin durchdrungen von Traurigkeit!
Das ganze Volk hasset uns.
Auf wen sollen wir uns stützen?
Wehmuth umschnürt mir das Herz,
Meine Stirne erröthet vor Schaam!
Ach! ich habe ja die Tugend nicht geübt!
Wenn ich auch reuevoll bin,
Kann ich je zurückrufen die Vergängenheit?

Der Tapir.

Bey mehreren Volksstämmen in den hohen Gebirgsthälern der amerikanischen Cordilleren herrscht der Glaube, daß hoch oben im Gebirge ein unbekanntes großes Thier lebe, und es ging mit dieser Sage, wie es mit ähnlichen auf dem alten Kontinente gegangen ist, das selten gesehene Ungeheuer, Pinchaco genannt, wurde mit der Zeit immer wunderbarer und größer, so daß selbst manche Naturforscher zu dem Glauben veranlaßt wurden, es möchte das Mastodon, dessen gigantischen Gebeine wir soisit in Amerika finden, wirklich noch hie und da in jenen Hochländern leben. Bald sollte das Thier so groß wie ein Pferd, bald weit größer seyn, man wollte Spuren davon ganz nahe bey Bogota gefunden haben, man brachte den Mist des Thiers und das Maaß seiner Fährte dahin, man sammelte Haare von ihm, die es in sehr bedeutender Höhe an den Bäumen abgestreift haben sollte. Der französische Reisende Roulin hat aber jezt nach sorgfältigen Untersuchungen bewiesen, daß dieses Thier nichts ist als eine bisher unbekannte Tapirart, die etwas größer und kräftiger ist als die gewöhnliche und nur ganz oben im Gebirge lebt, wohin der Mensch selten kommt; diese neue Art und der orientalische Tapir von Sumatra gleichen weit mehr dem Paläotherium der Vorwelt, als der gemeine Tapir. Roulin thut dar, daß alle Spuren, die man von jenem halb fabelhaften Thiere gefunden, auf diesen Gebirgstapir passen, die Haare hoch oben an den Bäumen ausgenommen, die vom kletternden amerikanischen Bären herrühren. Hätten die Eingebornen von jenem Thier noch weit wunderbarere Dinge zu erzählen gehabt, so wäre es nicht zu verwundern; denn selbst der Tapir der Ebene ist z. B. so stark, daß er mit Einem Riß die Stricke zerreißt, mit welchem die spanischen Jäger die wildesten Ochsen bändigen.

Der Pincharo ist übrigens nicht das einzige fabelhafte Wesen, zu dessen Schöpfung die Thiere aus dem Tapirgeschlecht Veranlassung gegeben zu haben scheinen. In den Büchern der Chinesen kommt ein fabelhaftes Thier, Namens Me vor, das offenbar nichts ist, als ein Tapir mit der gefleckten Haut, wie sie die jungen Thiere dieses Geschlechts haben, nur mit einem zu langen Rüssel. Sie schreiben ihm wunderbare Eigenschaften zu: so widerstehen seine Knochen dem Eisen und dem Feuer, er verschlingt Schlangen, frißt Kupfer und Eisen. Fast alles dieß hat wohl wirklich in der Lebensart des Thiers seinen Grund; der wahre Tapir zerbeißt und frißt Holz, und packt überhaupt alles Mögliche mit den Zähnen. Aber noch weit ältere, wichtigere Fabeln lassen sich vom Tapir herleiten. Wenn unwissende Menschen von Weitem den Me, oder orientalischen Tapir sitzen sahen, wo dann sein kurzer Rüssel sich über den Mund herabkrümmt, konnte es ihnen vorkommen, das Thier habe einen krummen Schnabel, ähnlich einem Adlersschnabel; seine Füße mit den runden Zehen mochten ihnen wie Löwentatzen mit eingezogenen Krallen erscheinen; auf diese Weise soll nun nach Roulin die uralte Fabel vom Greifen entstanden seyn. Allerdings erinnert der Umriß des sitzenden Tapirs auffallend an die Figur, die man gewöhnlich dem Greifen beylegt, mit Ausnahme der Flügel; aber gerade diese Flügel scheinen ein späterer Zusatz zu seyn, denn Herodot erwähnt ihrer in seiner Beschreibung dieses fabelhaften Thieres nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston. Anfangs März.

Herr Jackson soll, als er nach Washington kam, nicht weniger als 3000 Briefe an ihn auf der Post gefunden haben.

Digitized by Google

Da hätte Göthe noch eine bessere Gelegenheit gehabt, um über den Inhalt derselben zu träumen, als dort in der Champagne, wie er uns so angenehm erzählt. Wenn Herr Jackson nicht vorräthige Antworten hat, wie jener Arzt vorräthige Rezepte hatte, welche sein Diener ausgab, so sehe ich nicht ein, wie er auskommen will. Dreytausend Briefe! Ein guter Geschäftsanfang. Und das Uebelste ist, daß Herr Jackson erst nach dem Antritte seines Amtes freyes Porto erhält. Da hat der arme amerikanische Jackson noch mehr zu thun mit Briefen, die an ihn gerichtet sind, als die arme europäische Polizey mit denen, die nicht an sie gerichtet sind. Und was mag der Inhalt seyn? Jeder Dummkopf, der einmal in einer Zeitung recht grob auf Adams geschimpft hat, empfiehlt einen Freund zu einem Amte, während er von einem andern empfohlen wird; ein Gastwirth, bey dem er vor Jahren vielleicht eingekehrt war, erneut die alte Freundschaft; Andere machen wohl gar Vorschläge, aber die große Masse bezieht sich doch gewiß auf Aemter. Nach Briefen aus Washington ist das Schnappen nach einem Amte (office hunting) ungeheuer, und ein Theater hat ein Stück „the office Hunters" versprochen. Jackson zeigt sich indessen sehr ruhig. Obschon nun seine Installirung vor der Thüre ist, so weiß doch noch Niemand etwas von seinem Kabinette. Er scheint dieß sehr selbstständig zu wählen. Er fragt alle Leute von Bedeutung nach der öffentlichen Stimme, wen man wünsche, scheint sich über Alles genau zu unterrichten, aber läßt sich von keiner Wahl etwas merken. Jeden Morgen von 12 Uhr bis 3 hält Herr Jackson Lever. Als er hörte, daß die Adamssche Familie Anstalten zum Ausziehen aus dem Präsidentenpallaste mache, bat er Madame Adams höflich, nicht zu eilen, er bleibe gern in seiner bisherigen Wohnung, bis sie mit voller Bequemlichkeit ausgezogen sey. Indeß hat Herr Adams schon ein Privathaus gemiethet und wird noch einige Zeit in Washington bleiben. Diese Stadt bietet jezt dem Beobachter reichen Stoff dar; eine Regierung an ihrem Abend, die andere an ihrem Morgen.

Ich gebe hier eine Uebersetzung des Erlkönigs von Göthe. Sie steht im Galaxy, einer Bostonschen Zeitung. Sie ist zwar nicht sehr ausgezeichnet, aber es mag doch manchem Leser die amerikanische Uebersetzung eines so beliebten Volksliedes interessant seyn. Sonderbar ist es, daß sich die Uebersetzer mit dem Namen Erlkönig nicht vertragen können; der Amerikaner macht einen König der Elfen daraus, und ein französischer Uebersetzer nennt ihn roi des Tilleuls.

THE ELF-KING.

From the German of Goethe.

Who rides so late through the dreary midnight?
A father it is, with his infant so bright —
He folds him all close in his faithful arm, —
He bears him along all safe and warm.

— Why hide you your face in affright my Son?
— O, see you not, Father, the Elfin-King come?
With his glittering crown, and his garments so wild —
— It is but a vapour, thou innocent child.

— „Lovely boy, wilt thou go with me?
Gay are the gambols, I'll play with thee —
Bright o'er the strand my flowers unfold,
And my mother has many a garment of gold."

— My father, my father, and do you not hear,
What the Elfin King whispers so soft in mine ear?
— Be quiet, my child — it is but the breeze —
Hark, how it rustles among the dry trees!

„Wilt thou come, fair boy, and away with me?
My daughters shall tend thee right royally —
My daughters, who lead the dance by moonlight,
Shall sing thee asleep at the coming of night."

— His daughters, dear father! O, see you not
The Elfin King's daughters in yonder dark spot?
— I see it my son — it is but a ray,
That plays on the leaves of the willows so gray.

„Thy face has a charm in it — infant, I love thee —
And wilt thou not come? — then force must remove thee."

— O! Save me dear father! I'm pressed in his arm —
My father! I feel he has done me a harm.

The Father, he trembles — he drives o'er the wild,
And strains to his bosom the deep-groaning child —
He reaches the court-yard, in anguish and dread —
His only child lies in his arms stone dead.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

An Sängern haben wir leider mehr Mangel. Die beyden Tenoristen Schuster und Cramolini sind brave, aber nicht ausgezeichnete Sänger; Cramolini, im Spiel sehr zu loben, hat eine angenehme, aber zu schwache Stimme. Bey Schuster ist die Mühe zu sichtbar und die Stimme nicht sehr wohlklingend; mit dem Baß sind wir besser bestellt. August Fischer gefiel ausnehmend als Figaro in Rossini's Barbier und als Leporello im Don Juan. Sibert ist ein bedeutender Sänger, und Hauser vereinigt Kunstbildung mit einer herrlichen Anlage. Die neuen Engagements der Mad. Ernst aus Prag und Dem. Dietmar aus Berlin sind als entschiedener Gewinn anzusehen, und so haben wir gerechte Hoffnung, bald wieder eine deutsche Oper zu besitzen, wie sie uns seit geraumer Zeit nicht geworden ist. Das Orchester und die Chöre sind ausgezeichnet, selbst, dem allgemeinen Urtheile nach, besser als unter Barbaja.

Das Theater an der Wien kultivirt seit einiger Zeit vorzugsweise die Oper. „Der Schnee." „das Pilgerhaus," „der Barbier von Sevilla" wurden nacheinander aufgeführt. Dem. Vio, Sopranistin, und die Bassisten Forti und Seipelt thun ihr Möglichstes und sind in jeder Rücksicht zu loben; aber die Nebenpartheien sind schlecht besezt und da ein Tenorist fehlt, so können ihre Bemühungen nicht recht durchgreifen, besonders da das Kärnthnerthortheater Alles aufbietet, jene Leistungen zu übertreffen. Das recitirende Schauspiel und die Tragödie wollen gleichfalls immer nicht ganz aufkommen. Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne Mitglieder gut, ja ausgezeichnet zu nennen sind, aber da die Mehrzahl nicht zu jenen Darstellungen brauchbar ist, bleibt die Gesammtwirkung meist schwach und ungenügend. Von Schauspielerinnen steht Mad. Birch-Pfeifer oben an; was die Schauspieler betrifft, so kann das schöne Talent der Hrn. Kunst, Artour und Fehringer nicht verkannt werden, allein das falsche Pathos und eine Manier, welche man die gleichförmig schreyende nennen könnte, stehen hauptsächlich dem gewünschten Totalerfolge entgegen. Vielleicht bringt Esslair's Anwesenheit eine günstige Reform auf dieser Bühne hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 103.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. April 1829.

Wolken ihr, stets unversiegt,
Aufwärts nun, daß zur Schau
Wir mit thauigem Wuchs rasch vorgehn
Vom dumpftosenden Vater Okeanos,
Hochaufstarrende Berge hinan! —
Flugs denn, des Regengewölks sey entlediget
Uns der unsterbliche Leib, und beschaun wir
Fernspähenden Blickes das Erdreich.

Aristophanes.

Wolkenzug.

Von Moriz Rapp.

Das ungedruckte Drama des jungen Dichters, das diesen Namen führt, charakterisirt in phantastischen Bildern verschiedene Individuen unserer Zeit; den Chor bilden nach Aristophanischer Weise die Wolken. Eine Probe dieser Dichtung wird manchen Lesern nicht unwillkommen seyn, und wir wählen dazu eine Stelle, die sich aus dem Zusammenhang trennen läßt.

* * *

Zwischengesang der Wolken.

(Stratus.)

Herbey, herbey,
Träge, dämmernde Nebel,
Braucht die Winde zum Hebel,
Seyd frey.
Was klebt ihr zäh in den Fichtenwipfeln?
Was weint ihr am scheidenden Erlenbach?
Reißt los euch, rennt euch im Sturmwind wach,
Auf zu den schimmernden Alpengipfeln!
Herüber, heraus aus dem pressenden Thale,
Wo ihr die Nasen zerstoßt und die Stirne,
Von des Nordens mattgeebnetem Saale
Auf an die sonnigen Alpenfirne!

Eine Festfey'r gilts,
Hört mich, ihr Schwestern,
Die Meisterin wills,
Laßt euch nicht Säumende lästern.

Sie nahn, sie nahn,
Heran! heran!
Sie streichen den Schlaf
Aus den schweren Liedern,
Sie putzen sich brav
In feuchten Miedern,
In langen Zöpfen,
Hereingekämmt,
Im Morgenhemd
Sich Luft zu schöpfen;
Sie lassen die schweigenden Thale
Und ziehen zum goldenen Mahle.
Laßt leuchten die sonnigen Kerzen zum Feste
Und lockt mir die Gäste!
„Der Sonne Gruß.“ Guten Morgen,
Willkommen. Wes Wegs?
Ihr kommt mit den Lerchen. —
„Von dem Rücken des Fichtelstegs,
Da war'n wir geborgen
In den weinenden Förchen,
Wo wir mit den zarten
Küssend uns paarten.“
Und ihr? — „Laßt uns ruhn,

Digitized by Google

Wir schwanken von wieriger Reise;
Laßt uns leise
Das heilige Morgengebete thun.
Bedenkt, in dreyer Tage Grauen
Durchritten wir straff
Die endlos gebreiteten deutschen Gauen,
Fernest herüber vom kurischen Haff.“
O nehmt Platz hier am Heerde,
Wo der Sonnball steigt ob der harrenden Erde.

Horch, horch!
Was kommen sie da mit Geschrey?
Mit Klappergelärm wie der stelzige Storch?
Die tanzen herbey,
Es sind die lustigen Schaaren vom Rhein.
„Gu'n Tag, gu'n Tag!“
Tretet ein, tretet ein!
„Helfa, und schenkt uns den goldenen Wein,
Wer uns bewirthen und leiden mag.“ —

„Voran da ihr Alten,
Die uns gemahnt,
Am frühen Morgen den Schlaf zu verhalten,
Weil uns die dämmernde Straße gebahnt.
Voran, geh, geh,
Halbwelsche du aus der Zuydersee,
Und führ' uns die Nachbarn,
Die flüchtigen, wachbarn,
Von der Yssel und Waal und Lippe heran;
Wir folgen euch dann,
Wir hoch von der Veen und der Eifel herüber,
Vom Westerwald hier und vom Hundsrück dort.
Wir sahn uns in einerley Spiegel, o Lieber,
Nun ziehn wir gesammt an den Freudenort.
Ihr jetzo, die ihr die Grenzen bewacht
Der rauh in uns hallenden deutschen Zunge,
Wasgauer, zeigt euch in heimischer Tracht,
Deckt auch ein welsches Wappen die Lunge.
Jezt müßt ihr noch die Langschläfigen holen,
Die Schwarzwaldmaid und die rauhe Alb,
Sie plätschern im Bodensee noch mit den Sohlen,
Um zu glänzen beym Tanz und versäumen ihn halb.
So schwingt sich die glänzende Rheinprocession
Ueber die Münsterspitzen von Straßburg und Ulm,
Und sammelt sich lachend und grüßend schon
Zum Reigen und Tanz um den Rigi-Kulm.

Sieh, sieh und da ruhn sie all' schon gelagert
Die durstigen Donauweibchen im Kreis! —
Ey, ey wie seyd ihr mir abgemagert,
Daß ich euch mit Noth zu erkennen weiß,
Ihr schlüpfrigen Nymphen der kühlen Eibe!
Und ihr auch, Gruß euch vom nächtigen Harz,
Du, Teutoburg, edle, bist noch dieselbe,
Wie Hermann du kanntest, dein Schweigen bewahrts.
Vom welschen Meer ihr, herein über Brixen,
Kobolde vom Erz- und Riesengebirg,
Ihr Weser-Elfen, ihr Oder-Nixen
Herauf zur gerötheten Höhe von Zürch! —

Schwestern hervor!
Es steigt aus den Gründen das ewige Licht,
Wendet in Andacht das fromme Gesicht
Und geißt es im Chor!

Stern des Lebens, dich grüßen wir,
Hoher Hyperion, seliger Stern,
Vor deiner brennenden Kraft zerfließen wir,
Hör uns von fern!
Du rufst die schwellende Kraft in die Traube,
Du vergeistigst die kriechende Raupe,
Du beflügelst die fröhlichen Sohlen,
Wenn sie sich drehn nach dem Klang der Mandolen,
Du schaffst die Wonne der seligen Braut,
Wenn der Altar sie dem Helden getraut,
Du weckst des Weisen erhabenste Macht,
Daß er das Wesen der Gottheit gedacht.
Heiliger Stern!
Sieh, wir flatternden, träumenden Kinder
Preisen im nebligen Spiel dich nicht minder,
Leucht' uns von fern!

An G. Schwab.

Beytrag zu seiner Sammlung.

Nürnberg, den 1ten April 1829.

Du hast, geliebter Freund, aus Deiner Sammlung *) uns eine Reihe von Bildern vorgeführt, an welcher viele mit mir sich innig ergözt haben. Die Rahmen dazu mußtest Du aus der neuern Zeit nehmen, weil die Gemächer, worin Du Deine Alten fandest, wohl auch die des lateinischen Metzgers und des Oelmüllers, auf jeden Fall aber die der beyden andern sich nicht so, wie sie zur Zeit der Geburt jener Männer waren, erhalten haben. Laß mich daher aus unserer alten Stadt, die von jeher viel Schnitzwerk liefert, Dir einen Rahmen senden, welcher freylich unter Deinen Bildern fast nur für den General oder für seinen Oheim, den Geheimenrath, passen wird.

Viele unserer Häuser ziehen sich in einem Parallelogramm, oder in unregelmäßiger Gestalt, von der Straße, an welcher ihre Fronte steht, durch ein ganzes Quartier, jedoch immer mit dem Zwischenraume eines Hofes oder kleinen Gartens hindurch, bis in eine andere Straße, wo sie wieder hervorkommen, und ein besonderes Haus, das Hin-

*) Siehe Nr. 228 ff. des Morgenblatts 1828.

Digitized by Google

terhaus, darstellen. Ich lade Dich ein, in einem solchen den Gang vom Vorderhause zum Hinterhause mit mir zu machen; unterwegs werden wir den Rahmen zu Deinem Generalsbilde antreffen. Wir gehen von dem Vorplatze der Wohnzimmer, der mit weißen Marmorplatten belegt ist, über einen bedeckten, aber nach Einer Seite offenen Gang, dem gegenüber ein Gesindezimmer und unter dem ein kleiner Hofraum ist, dem Hinterhause zu. Aber zuerst treten wir durch eine kleine Thüre in einen großen, mit rothen und grauen Backsteinen gepflasterten Saal, in dessen Mitte eine starke eichene Säule den gewaltigen Durchzug trägt, auf dem dieser Theil des Hauses vornehmlich ruht. Von diesem Saale aus, dessen Fenster wieder in einen Hofraum blicken, und von dem aus fünf Thüren nach verschiedenen Theilen des Hauses führen, gehen wir durch eine derselben etliche Treppen hinab, wieder über einen gepflasterten, bedeckten, auf einer Seite offenen Gang in ein Mittelgebäude, das den zweyten Hofraum schließt, aber unten wieder einen Durchgang hat. Hier wäre zwar allerley zu zeigen; ich führe Dich aber durch mehrere Räume ohne Aufenthalt, eine kleine Wendeltreppe hinab, jedoch immer noch im ersten Stocke des Hauses, auf einen hellen Vorplatz vor zwey Thüren, der wieder mit Marmorplatten belegt ist. Du siehst aus den Fenstern in den dritten Hofraum dieses Hauses. Im zweyten und im dritten stehen ein Paar Bäume, gleichsam als Exemplare dieses Theils der Schöpfung für solche Leute, die nicht leicht von der Arbeit im Hause vors Thor kommen, und auch dann nicht eben viel Baumwerk sehen. Den Hofraum trennt vom Nachbar ein Theil des Gebäudes und eine hohe Mauer, stark, wie man sie jezt um keine Stadt mehr zieht. Wir öffnen eine der Thüren, vor der wir stehen, sehen aber fürs erste nichts, als den äußern Theil der Thüre selbst, deren Oelfarbe, silbergrau und geld in verschiedenen Feldern, seit neun-und-neunzig Jahren sich nur wenig gebleicht hat; denn drinnen ist's Nacht. Wir müssen erst die Fenster, dann die Läden öffnen. Es sind schwere kupferne Läden, oben eingehängt, die wir mit Mühe an ihren eisernen Stangen von uns schieben und feststellen. Jezt, da es licht um uns wird, finden wir uns in einem Gemache, das ganz so geblieben ist, und auf den ersten Blick so erscheint, wie es im September 1729 eingerichtet und von den Besitzern als Prunkgemach eingeweiht worden ist. Zuerst fällt uns in die Augen, daß es zwey Abtheilungen hat, deren zweyte durch einen Vorhang und durch Schranken von der ersten geschieden ist. Wir sehen links in den dritten Hofraum, rechts in einen kleinen Garten. Die Fenster sind hoch und breit, die Scheiben rund und vom reinsten Glase. Das Messing am Thürschloß und den Angeln ist so rein und glänzend, wie von gestern; an den Wänden sind Tapeten von Leder. Auf dem reichen Goldgrund derselben ist allerley Druck von Silber, Roth und Grün, Gestalten, die man weder Blatt, noch Thier, noch Geräthe, noch Arabeske, die man überhaupt gar nicht benennen kann. Links und rechts, je zwischen den zwey Fenstern, hängt an seidenen Goldschnüren mit starken Quasten ein Spiegel, das einzige Stück, worin jene Zeit nicht prachtvoller war als die gegenwärtige. Beyde Spiegel sind sich vollkommen gleich, nicht groß nach dem jetzigen Maße, mit schmalen Rahmen von Nußbaumholz, ohne alles Schnitzwerk. Unter denselben je ein halbrunder Tisch. Diese zwey Tische nebst einem dritten viereckigen, der zur Seite neben dem Ofen steht, sind mit scharlachrothem Zeug bedeckt und bis an den Boden verhängt; an den Kanten ist eine Einfassung von gelben Borten. Der viereckigte Ofen, des Töpfers Werk und weiß angestrichen, aber auf vergoldetem Postamente ruhend, ist mehr nach der Art französischer Kamine, als der alten großen Stubenöfen; er ist eine Zierde des Zimmers und hat oben eine Vase von gleicher Arbeit. Unter ihm ist der Boden und hinter ihm die Wand mit weißem und blauem Porzellain eingelegt, das in kleinen viereckigten Feldern allerley Bilder vorstellt. Nichts, was einem Sopha ähnlich sähe, ist im Zimmer, auch nicht in der andern Abtheilung, wohl aber hier und dort sechs stattliche, schwere Sessel, Sitz und Rücklehne gepolstert, der Ueberzug von façonirtem rothem Sammt. Links und rechts, wo die Wände den Eingang in die zweyte Abtheilung, der nach Art der Alkoven eine bogenförmige Oeffnung hat, begrenzen, hängen die Bilder des Herrn und der Frau an Schnüren derselben Art, wie die Spiegel, aber in runden goldenen Rahmen mit Schnitzwerk; sprechende Bilder aus der kräftigsten Zeit des Lebens, er mit Alongeperücke, in grauem Staatskleide; es fehlt nicht der Mantel, der auch ihr eben von der Schulter fällt und bey beyden roth ist; sie in reichem Seidenstoffe; ihm gegenüber an der Wand in gleicher Größe und Form das Bild des Söhnleins, wohlfrisirt und gepudert, in einer Art rother Husarenuniform, eine Rose auf der Brust, einen Degen an der Seite, nach dem kleinen dreyeckigten Hute greifend. Wir öffnen die niedrigen Schranken, welche die zweyte Abtheilung von der ersten trennen und mit brauner Oelfarbe bestrichen sind, außer dem Schnitzwerk daran, welches wohl vergoldet ist. Ueber uns ist ein Vorhang rings über dem bogenförmigen Eingang, nicht sowohl zur Verhüllung, als zur zierenden Bekleidung, wie etwa jezt unsere Fenstervorhänge. Er ist von demselben Scharlachzeug mit gelben Borten, wie die Bedeckung der Tische. Von eben demselben und mit denselben Borten reich versehen ist die Bekleidung des hohen Himmelbettes, vor dem wir unmittelbar stehen. Der Betthimmel ist ganz oben an der Decke angebracht und von da aus fließen die reichen Vorhänge an den vier Seiten des Bettes herab, das in dem Zimmer wieder ein eigenes Zimmer vorzustellen scheint; so ansehnlich ist sein Umfang, so wohl ist für die zwey Schläfer gesorgt, die es beherbergen soll. Es steht

Digitized by Google

in der Mitte dieser zweyten Abtheilung, und diese hat links und rechts auch ihr Fenster mit gleicher Aussicht, wie die erste; dazu kommen noch sechs gleiche Sessel und, weil es ein Schlafgemach vorstellt, links und rechts je ein Tabouret, offenbar, um die Schwierigkeit des Einsteigens zu mindern. Wenn man die Vorhänge des Bettes öffnet, welche an rothen Schnüren aufgezogen werden können, so findet man zuerst wieder einen großen Ueberwurf von demselben Scharlachzeuge, ebenfalls mit Goldborten besezt, über das ganze Innere ausgebreitet. Bevor man diesen Ueberwurf lüftet, steht man zweifelnd da, ob das Bette auch mit Hülfe der Tabourets von einer gewöhnlichen Menschengestalt erstiegen werden möge; jezt aber sehen wir, daß das Gestelle selbst ganz niedrig und auf demselben eine Fülle der weichsten Flaumbetten wie ein Berg gelagert ist. Es wird leicht seyn, auch ohne Tabouret hineinzusteigen; aber wer drinnen ist, wird schwer wieder herauskommen.

Gleichwie im Zimmer Nichts den Eindruck stört, als etwa die moderne Kleidung, die man selber trägt; so fällt auch der Blick, nach außen gerichtet, nur auf solche Dinge, welche die Illusion begünstigen. Besonders dient hierzu ein kleiner Garten, die nächste Aussicht aus dem Zimmer. Er ist in Quadrate eingetheilt und diese sind mit Buchs eingefaßt, die Beete meist mit Blumen besezt. Wenn im Frühlinge die Tulpen ihren Staat ausbreiten und die Orangenbäume und Feigenbäume zu beyden Seiten der Wege auf ihren Gestellen ruhen, so blickt man gerne hinab auf die anmuthige Steifheit und das wohlbeschnittene und abgezirkelte Grün, und kaum würde man sich wundern, wenn jezt unten aus der solid gezimmerten Hütte, die eine Laube vorstellt, ein Paar hervorträte, geputzt, wie der Herr und die Dame auf den Bildern, und wenn Er mit zierlichen Manieren eine Narcisse pflückte und Sie mit Daumen und Zeigefinger das Dargebotene annähme, und beyde einander über der Blume bekomplimentirten. C. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfangs März.

(Beschluß.)

In dem Bostoner Galaxy ist eine fingirte Grabschrift Lord Byrons. Der Leser erinnert sich, daß ihm in der Westminsterabtey ein Denkmal verweigert ward. Der Lord liegt in einer kleinen Kirche zu Hucknall, unweit Newstead Abbey, begraben. Das Epitaph lautet:

In Englands Abbey I'm denied a stone —
Why not! I lie here well, and lie alone.

Folgendes ist ein Brief Washingtons an einen Freund, einige Zeit nachdem sich der große Mann in das Privatleben zurückgezogen hatte:

„Eben jezt erst fange ich an, der Muße und der Freyheit von öffentlichen Sorgen mit Lust zu genießen; denn, wie wünschenswerth sie mir auch sind, es erforderte doch einige Zeit, bis ich mich in ihrem Besize fühlte; es mag sonderbar klingen und ist dennoch wahr, erst ganz vor Kurzem gelang es mir, von meiner Gewohnheit zu lassen, sogleich beym Erwachen am Morgen über die Geschäfte des Tages zu sinnen und keine Ueberraschung mehr zu fühlen, wenn ich, nachdem sich manche Dinge im Geiste um und um gewandt hatten, die Entdeckung machte, daß ich kein „öffentlicher Mann" mehr sey oder sonst irgend mit öffentlichen Geschäften zu thun habe. Es ist mir, wie wohl einem ermüdeten Wanderer zu Muthe seyn mag, der nach manchem mühevollen Schritt, mit schwerer Bürde auf seiner Schulter, endlich derselben enthoben ist, endlich den Ort seiner Bestimmung erreicht hat, und nun vom Ziele seiner Reise mit ernstem Auge zurück auf die Windungen seines Pfades sieht, wie er da dem Sumpfe, dort dem Flugsande entging, die auf seinem Wege lagen und vor denen ihn nur der allmächtige Leiter menschlicher Schicksale bewahren konnte. Ich bin ein einfacher Bürger an der Bank des Potomacks geworden, und genieße unter meiner eigenen Rede und meinem eigenen Feigenbaum fern von dem Gewühle des Lagers und den geschäftigen Scenen des öffentlichen Lebens die Freuden, die der Soldat, der seinem Ruhm nachjagt, der Staatsmann, dessen geschäftige Tage und schlaflose Nächte Pläne für die Wohlfahrt seines eigenen Landes (vielleicht den Ruin anderer Länder) fällen, als wenn die Erde nicht für uns alle groß genug wäre, die der Hofmann, der unausgesezt den Blick seines Fürsten bewacht, ob er nicht ein gnädiges Lächeln erhasche, nicht kennen kann. Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe mich auch in mich selbst zurück und werde den stillen Pfad des Privatlebens mit herzlicher Zufriedenheit gehen. Auf Niemand neidisch, bin ich entschlossen, mit Allem zufrieden zu seyn; dieß, lieber Freund, ist meine Marschordre; ich will sanft den Lebensstrom hinabgleiten, bis ich mit meinen Vätern schlummere." — So weit Washingtons Brief. Anders fühlte der kaiserliche Eremit von Sankt Just in Estremadura, anders schrieb der kaiserliche Gefangene auf St. Helena. Wenigen Menschen, vielleicht keinem sonst, war es vergönnt, so zu beglücken und so glücklich zu seyn als Washington. Er war ein reiner, fester, weiser Mann und, das größte Glück, ein Mann, wie ihn die junge Republik nöthig hatte. Von wie wenigen Rettern des Vaterlandes kann das gesagt werden!

Wien, Januar bis April.

(Fortsetzung.)

Was nach Ostern mit dem Theater an der Wien geschehen wird, ist noch nicht bekannt; der Wahrscheinlichkeit nach dürfte es in den Sommermonaten geschlossen werden. Mad. Birch-Pfeiffer, welche in lezter Zeit auch mehrere brauchbare Theaterstücke dieser Bühne geliefert hat, von welchen sich besonders „das Schloß Greifenstein" oder „der Sammtschuh" einer fortwährenden Theilnahme erfreut, soll dem Vernehmen nach auch dieses Theater verlassen und der Direktor Carl selbst geht nach Prag, um einen Cyclus von Gastrollen zu geben. — Das Josephstädter-Theater erhält sich fortwährend durch die Umsicht und den Fleiß seines Direktors Fischer, und leistet mit beschränkten Mitteln das Möglichste. In lezterer Zeit wurde die Parodie eines im Kärnthnerthortheater gegebenen Ballets, „Mathilde von Spoleto," zahlreich besucht. Gegenwärtig wird eine neue Pantomime von Decioni, „der Drachenfürst," gegeben, welche besonders in Rücksicht ihrer schönen Dekorationen und kunstreichen Maschinen Theilnahme findet. — Das Leopoldstädter Theater wird nur durch des Direktors Raimund Thätigkeit erhalten und müßte in sich zusammensinken, wenn er die leitende Hand davon abzöge. Viele der brauchbarsten Mitglieder wurden vom Eigenthümer entlassen. Die Farbe des Lokaltheaters, welches es bisher vor allen Bühnen charakterisirte, erbleicht täglich mehr und Krankheiten bedeutender Mitglieder vermehrten obendrein diesen Nachtheil. Am meisten füllt dieß Haus Raimunds Alpenkönig, der sich seit seinem Erscheinen in gleichem Beyfalle erhält und am 24. März sein fünfzigstes Jubiläum feyerte. Außerdem gefiel auch „der Mann von Millionen," ein Lokallustspiel von Bäuerle. Schade, wenn dieser tüchtige Lokalschriftsteller sich, dem Vermuthen nach, von der Theilnahme an jener Bühne zurückzöge.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Kunstblatt Nr. 35. u. Monatsreg. April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nähret,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 1 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse, von L. Robert. 106. 107.
Frühlingslieder, von Felder. 113.
Die Sehnsucht des Alls, von Bocksbammer. 116.
Das Opfer, von Schöll. 121.
An die ungebornen Lieder, von Bocksbammer. 127.
Charade: Frankfurt. 105. — Haarputz. 111. — Aufsatz. 123.
Logogryph: Haug. 117.

Romane und Erzählungen.

Bilder aus dem Jahr 1572. 106. 107. 108. 109. 112. 113. 114. 116. 118. 119.
Die Zwillingsbrüder, von Schwarz. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129.

Länder- und Völkerkunde.

Die Erzähler des Orients. 104. 105.
Die königlichen Grüfte in St. Denis. 110. 111.
Skizzen aus Amerika. 112. 128. 129.
Ein Sonntag in London. 122.
Fahrt auf dem Tigris. 127.

Reisen.

Die Seen von Killarney in Irland. 125.

Naturgeschichtliches.

Ueber einige Mittel zur Wiederbelebung Scheintodter. 106.
Ueber den Diamant. 123.
Zur Naturgeschichte des Maulwurfs. 125.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Magnetismus im Geisterreich. 101. 105.
Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. 109. 110. 111. 113. 114. 115. 118. 119. 120. 121.
Leichen im Sarge vor Entwendung zu sichern. 110.
Die Londoner Diebshöhle. 115.
Zimmetkultur auf Zeylon. 115.
Ewige Erdäpfel. 115.
Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. 116.
Schillers Gedächtnißfeyer zu Stuttgart. 117.
Chinesen in Paris. 124.
Anfrage eines Todtengräbers. 126.
Ungedruckter Brief Wielands. 128.
Räthsel: Magnetnadel. 129.

Korrespondenz.

Genf. 104. 105. 106. 125. 126. — Wien. 104. — Paris. 105. 108. 109. 110. 111. 116. 118. 119. 121. 122. 127. 128. 129. — Prag 106. 107. 108. 109. 110. — Berlin. 111. 112. 113. 126. 127. — Stuttgart. 112. 113. — Boston. 114. 115. — Modon. 114. 115. — London 116. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. — Dresden 120. — Zürich. 128. 129.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 36.

Archäologie. Ueber den Apollo von Belvedere und das Verhältniß der griechischen Plastik zur Tragödie, von Anselm Feuerbach. — Neue Kupferstiche. — Bemerkungen über bildende Kunst.

Nro. 37.

Kunstnachrichten aus München, von B. Speth. — Aus Bayern.

Nro. 38.

Kunstnachrichten aus München. (Forts.) — Lithographie. — Rom. — Aus England.

Nro. 39.

Bemerkungen über bildende Kunst. — Kunstnachrichten aus München. (Beschluß.) — Neue artistische Werke.

Nro. 40.

Deutsche Kunst in Genf. (Forts.) — Archäologische Untersuchungen im nördlichen Frankreich.

Nro. 41.

Hans Holbein der Jüngere. 1) Hans Holbein der Jüngere, von Ulrich Hegner. — Bemerkungen über bildende Kunst.

Nro. 42.

Hans Holbein der Jüngere. (Forts.) — Rom. — Bekanntmachung. — Erklärung.

Nro. 43.

Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern, siegt bey Mühldorf über Ottokar, König der Böhmen. Freskogemälde von Stürmer in den Arkaden des Hofgartens in München. — Hans Holbein der Jüngere. 2) Auswahl der Werke H. Holbein des Jüngern von Basel ꝛc., von Birmann und Söhne. — Bemerkungen über bildende Kunst.

Literatur-Blatt.

Nro. 35.

Ueber die Bibelgesellschaften. — Geschichte. Histoire de la revolution grecque par A. Soutzo.

Nro. 36.

Dichtkunst. Gedichte des Königs Ludwig von Bayern.

Nro. 37.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. (Forts.)

Nro. 38.

Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. (Beschluß.)

Nro. 39.

Reisen durch Morea.

Nro. 40.

Dichtkunst. The course of time, a poëm in ten books by Robert Pollok. — Badeschriften. — Novellenliteratur. Novellen von Wilh. Hauff.

Nro. 41.

The course of time. (Beschluß.) — Geschichtkunde. Das alte Zürich, pistorisch-topographisch dargestellt, von S. Vögelin.

Nro. 42.

Briefliteratur. 1) Jean Pauls Briefe an Friedrich Heinrich Jakobi. 2) Briefe von K. W. v. Bonstetten an Friederike Brun. — Naturkunde. Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda, von Paul Partsch.

Nro. 43.

Zeitgeschichte. Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden. Materialien zu dem verheissenen ersten Theile der Fragmente aus dem Leben des Abentheurers Ferd. Johannes Witt, genannt von Dörring. — Geschichte. David Cusick's Sketches of ancient history of the six Nations.

Anzeige.

[188] Bey J. A. Barth in Leipzig erschien so eben:

Sophocles Trauerspiele. Uebersezt von Dr. K. L. S. Liskovius. Mit dem griechischen Texte zur Seite. 1r Band: Antigone. 8. Velinpapier 15 Gr.

Des unsterblichen Dichters erhaben schöne in einfachster und geregelster Form gegebene Meisterwerke sinn- und wortgetreu, soviel es irgend die so fügsame deutsche Sprache vermag, wiederzugeben und so für Jeden geniessbar zu machen, ist der Plan des sorgsamen Bearbeiters, und dies hier angezeigte Trauerspiel ohnstreitig die empfehlendste Einführung der übrigen künftig erscheinenden. Das Verdienstliche der Arbeit wird dem Kenner bey näherer Untersuchung gar bald sich erweisen, und der gegenüberstehende Text das Einzelne der Uebersetzung rechtfertigen, die mythologische Einleitung aber wie die beygefügten Anmerkungen jedem Leser eine erwünschte Zugabe seyn.

Digitized by Google

N°. 104.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 1. Mai 1829.

— Findet sich
Aus Irrthum irgendwo ein Fünkchen Wahrheit;
Schnell muß das Fünkchen Wahrheit wiederum
Zum Irrthum werden. So dreht wunderbar
Der Völker, Zeiten, der Geschlechter Rad
Sich auf und ab, erhebet oder stürzt,
Zerquetschet aber immer.

Herder.

Der Magnetismus im Geisterreich.

In einem alten Lustspiel, „Harlekins Hochzeit" betitelt, steht eine uralte Wahrheit, die aber auch von der neueren Zeit noch gar nicht erkannt ist. Ganz vergebens würde man sie in philosophischen Systemen suchen, dennoch ist es eine sehr philosophische Wahrheit, und lautet also: „die Wahrheit muß sich oft erst in unsere eigene Meynung, in unser Vorurtheil verwandeln, ehe sie ihr Recht behaupten kann." Das Zeitalter der Kritik, in dessen Herbst wir leben, wo die zahllosen Fliegen matt werden, aber um so häufiger aufs Blut stechen, wollte dem Menschengeschlecht für ewige Zeit die Weisheit aufdringen, die, in höchsten Grad zufrieden mit dem, was sie Vernunft nennt, mitleidig auf alles Vorurtheil herablächelt, ohne gewahr zu werden, daß es nur ihr eigener Schatten ist, worüber sie spottet. Unbarmherzig spricht sie allem Vorurtheil das Endurtheil, ohne durch ihre Brille, mit der sie alles durchschauen will, in der Geschichte zu sehen, daß die Menschen ohne Vorurtheil noch zu gar keinem Urtheil gekommen wären. Sehen doch die in dem Rest ihrer Zeit, im Abendschimmer des kritischen Jahrhunderts befangenen, oder, wie sie glauben mögen, verklärten Kritiker selbst nicht, was sie treiben, daß sie rastlos die unbewohnbaren Pyramiden einer Philosophie, einer Metaphysik abtragen, die aus den, von ihren kritischen Vorgängern längst demolirten Meynungen früherer Jahrhunderte erbaut wurden und ihre Zeit überstanden haben, ohne sie überdauern zu können. Umgeben, bald von den Sandwüsten des Zweifels und des Unglaubens, bald von den blühenden Oasen der Hoffnung und des freudig regsamen, auch ins Leid sich senkenden Gemüths, ragten sie im Leben der Geister empor, die das vergangene, in Zahlen und im Nichts aufgegangene Erscheinen ihrer Zeit mit ihrem Seyn erfüllten. Wie leuchtend, und selbst erwärmend aber auch die Sonnen seyn mochten, die an diesem Himmel vorüberzogen, es zeugt auf Erden kein Himmelsstrahl die Frucht für eine Ewigkeit. Was hienieden reift, das dauert nur im Wechsel durch seinen Saamen fort. So auch unser Wissen und Glauben, dessen Früchte weit mehr ausarten, ins Bessere und Schlimmere, als irgend eine andere Frucht. Ein, von der Kritik als in hohem Grade schlimm und gefährlich bekämpftes Vorurtheil könnte leicht einst der schönste Schmuck in den Bildungen werden, die, aus kritischem Material geformt, dieses Urtheil aus dem Saamen seiner früheren, als Vorurtheil bezeichneten Existenz ganz anders entfaltend, irgend einen Abschnitt in der Zukunft des menschlich strebenden Geistes darstellen mögen.

Was man heut zu Tage thierischen Magnetismus und Geistererscheinungen nennt, war ohne Zweifel zu allen Zeiten da, als die abwechselnd mannigfach gestaltete Ursache einer Wirkung, die sich erst dann wird erkennen lassen, wenn die Wirkungen lang genug ohne Vorurtheil beobachtet seyn werden, ohne daß man sich nämlich der Beschränktheit überläßt, die von alle dem nichts wissen

Digitized by Google

gebenheiten des wirklichen Lebens in solcher Weise nachzuahmen; in Griechenland jedoch und Italien, wie in Indien und China, fand man in allen nur irgend bedeutenden Städten theatralische Darstellungen, und auf dem ganzen Erdball gibt es jezt kein Volk, die rohen Inselbewohner des Südmeeres nicht ausgeschlossen, welches nicht, durch Pantomime wenigstens, die Ereignisse des Lebens wiederzugeben suchte.

Eine allgemeine Erklärung dieser Thatsache möchte überflüssig seyn, denn welcher Beweis, der für den geselligen Zustand von Egypten und Persien paßt, ließe sich nicht auch dem von Indien und China anfügen? Da es aber dem Menschen überall darum zu thun ist, sich unter irgend einer geselligen Form zu vergnügen und zu zerstreuen, so mußten die Völker, von welchen wir sprechen, nach etwas suchen, was ihnen für den Mangel der scenischen Darstellungen Ersatz gebe, und dieser ward ihnen denn durch die mündlichen Mittheilungen merkwürdiger Begebenheiten.

Im ganzen muhamedanischen Asien gibt es Erzähler; in den Städten sind sie so häufig, daß sie, wie die verschiedenen Zweige der Kaufmannschaft, ein eigenes Korps bilden, welches ein Oberhaupt hat, Scheikul-meddah oder Sceicco, der Erzähler des Kaffeehauses genannt. An jedem Ort und zu jeder Stunde sind sie bereit, ihre Geschicklichkeit zu zeigen und sind immer sicher, zahlreiche Zuhörer zu finden. Ob man am Tigris oder am Nil reist, durch die Wüsten Irak's oder die Ebene Syriens zieht, nach Hedschaz oder zu den anmuthigen Einöden von Yemen wandert, überall begegnet man Erzählern, deren Mittheilungen die höchste Lust des Volkes ausmachen. Man sieht sie im Zelte des Beduinen, wie in der Hütte des Fellah *), und in den Kaffeehäusern der Dörfer sowohl als in denen von Cairo, Damask und Bagdad. Bewunderungswürdig geschildert ist ein solcher Erzähler in dem Werke von Morier, dem ehemaligen Geschäftsträger des englischen Hofes in Persien, welches den Titel führt: Begebenheiten des Hadschi Baba.

Eine ihrer gewöhnlichen Künste ist es, wie wir dieß aus „Tausend und eine Nacht" kennen, die Erzählung abzubrechen, wenn sie zum interessantesten Punkte gekommen sind, und das Uebrige auf den nächsten Tag zu versparen, wo sie dann wiederum eine neue Geschichte beginnen und sie liegen lassen, um die des vorhergehenden Tages zu vollenden, oder eine dritte anzufangen, wodurch ein buntes Gewebe von tausend Farben entsteht, welche Kunst Ariost wohl zu schätzen wußte und aufs Vollkommenste nachahmte; eine Kunst, die dem Erzählenden für eine Reihe von Tagen seine Zuhörer sichert.

*) Der Beduine ist der nomadisirende und Viehzucht treibende Araber, der Fellah hingegen derjenige, welcher fest wohnt und den Acker baut.

Die Gabe zu erzählen ist indessen nicht nur denen eigen, welche sie als Gewerbe treiben, es besitzen sie auch, namentlich in Arabien, unter den Bewohnern der Zelte viele in gleichem Grade. Naht die Kühle des Abends, so versammeln sich die Beduinen um einen der Ihrigen, von dem sie wissen, diese Kunst sey ihm eigen, und horchen aufmerksam den wunderbaren Erzählungen, welche von seinen beredten Lippen strömen.

Merkwürdig ist es, welche Macht diese Geschichten auf die ungestümen, feurigen Gemüther der Araber ausüben, ein Volk, dessen Freude es ist, wie sein Prophet sagte, zu fühlen, zu schauen und zu handeln. Nicht nur in den Städten muß man sie sehen, wie sie in einem Kaffeehause auf Kissen und Sopha's nachläßig hingestreckt, Mocca oder die Dünste des Narguille schlürfend, sich ohne Zurückhaltung den Empfindungen hingeben, welche ein geübter Erzähler durch anmuthige Reden und wohlklingende Verse in ihnen erweckt; ein weit belebteres und merkwürdigeres Bild bietet die Wüste dar, wenn die Beduinen beym Sinken der Soune einen Kreis um den Erzählenden schliessen, und mit immer gleich lebendigem Interesse die Geschichte anhören, welche sie vielleicht zum hundertsten Male vernehmen; ihre regsame Einbildungskraft und die Kunst des Erzählenden läßt den Eindruck, den sie auf ihre Gemüther mach, niemals schwächer werden.

„Man muß diese Söhne der Wüste gesehen haben," so schreibt ein Reisender, „wenn sie eine ihrer Lieblingsgeschichten hören, wie sie abwechselnd von Angst erfüllt sind und sich beruhigen, wie das Auge in den dunkeln Gesichtern leuchtet, wie Zorn den zarten Empfindungen, Lächeln den Klagen und Thränen folgt, wie ihr Athem stockt und sich neu belebt, wie sie alle Gefühle des Helden theilen, seine Freude, seinen Schmerz. Es ist ein wirkliches Drama, ein Drama aber, bey welchem die Zuschauer zugleich auch die Handelnden sind. Mit allen Hülfsquellen, welche den europäischen Dichtern zu Gebote stehen, mit dem Zauber der Verse, dem Reiz der Musik und der Magie der Dekorationen vermag man auf die satten und schläfrigen Gemüther der Abendländer nicht zum hundertsten Theil den Eindruck zu machen, welche dieser halbwilde Erzähler hervorbringt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Avril.

Ich habe zu meiner lezten Korrespondenz von Genf noch Einiges aus vorigem Jahre nachzutragen, was vielleicht nicht ohne alles Interesse für Sie ist.

Ueber Rousseau's Denkmal ist intra et extra muros ein gewaltiger Krieg und Streit entstanden, bey dem viel unnüze Worte und wohlfeiler Witz zum Vorschein kamen. Im Innern der Stadt ließ sich ein Augendiener vernehmen und behauptete, es sey unpassend und respektwidrig, daß jezt Privatpersonen Rousseau'n ein Denkmal errichten wollten, da es

Digitized by Google

das Conseil d'Etat aus guten Gründen abgeschlagen. Diesem allein gebühre darin die Initiative. Der Mann ging viel weiter, als der Staatsrath selbst will und bey seiner Entscheidung im Sinne hatte. Vor dem Thor donnerte der Hirt und Wächter der Témoignage-Kirche, der Zion unserer Methodisten (momiers). Ihm ist Rousseau ein Gottes- und Religionsverächter, ein Sittenverderber u. s. w., dem kein Ehrendenkmal gebüre, vor dem man vielmehr Groß und Klein warnen müsse. In den folgenden Tagen erhoben sich die Patrioten in unserm Lokalblatt mit argem Schimpfen und Schelten gegen den Dissenter. Da seine Gründe aber doch nicht ganz widerlegt werden konnten, so nahmen die infiniment-petits zu Persönlichkeiten und gar nicht hierher gehörigen Dingen ihre Zuflucht, nannten den Priester serpent hypocrite und warfen ihm unter andern vor — welches Verbrechen! — er habe Pré l'Evêque, dem Platze, an dem sein Haus nebst Garten und Kapelle steht, einen andern Namen gegeben und es pré bénit geheißen u. s. w. Des Methodistenpredigers Antwort auf diesen Vorwurf hat etwas Rührendes. Sie drückt übrigens die Denkungsart dieser Gemeinde genau aus. „Die Redaktion," schrieb Dr. Malan, „ist im Irrthum. Nicht den Platz, an dem mein kleines Haus liegt, habe ich Pré bénit genannt, da ich wohl weiß, daß nur die Regierung solche Namensveränderungen vornehmen kann, sondern mein geringes Eigenthum selbst. Damit hat es folgende Bewandniß. Als am 29. März 1827 ein ungeheurer Regenguß und die daraus entstandene Ueberschwemmung die Mauer meines Gartens eingerissen, Alles verwüstet hatte und in mein Haus eingedrungen war, wo die Zerstörung noch größer wurde, zogen Tausende von Genfern aus der Stadt, um die Verwüstung zu sehen. Damals hörte ich mit meinen eigenen Ohren die ärgsten Schmähungen und Verwünschungen gegen mich und meine Familie, ich hörte dabey den laut ausgesprochenen Wunsch, daß uns Alle das Wasser verschlungen haben möchte. Da erkannte ich alsobald mit den Meinigen, daß Jesus der Herr, dem alle Gewalt gehört im Himmel und auf Erden, diese verwüstete Stelle gesegnet, wo sein Wort verkündet wird und wo ich, des ungerechten Hasses ungeachtet, mit den Meinigen den herrlichen Frieden genieße, den freylich die Welt nicht kennt, aber uns auch nicht nehmen kann. Darum nannte ich in meinem Danke gegen Gott mein kleines Eigenthum pré bénit, denn da hatte mich der Herr bisher mit Wohlthaten überhäuft. Ich dachte damals nicht, daß man mich tadeln könnte, weil ich es nicht la Grénade, Monchoisi oder la Fenêtre genannt, alles neue Namen, welche die Eigenthümer ihren Landhäusern bey Genf gegeben. Es konnte mir überdieß nicht in den Sinn kommen, eine Benennung zu ändern, die (Pré l'Evêque) an die gesegneten Zeiten erinnert, deren Gedächtniß gewiß kein Freund der Religion und unserer Väter verwünschen wird." — Wie nun die Redaktoren unsers Journals nach ihrer Art auch über diese Aeußerung sottend herfielen, brach eine bedeutende Feuersbrunst aus, bey der Viele um das Ihrige kamen und in den harten Wintertagen ohne Dach und Fach waren. Da sammelte der Dr. Malan in seiner Methodistenkirche in Kurzem gegen 1000 Franken und sandte sie den Redaktoren jener Zeitung, die zu Beyträgen aufgefordert hatten. Dieser Zug hat der Gemeinde eine Menge neuer Glieder aus allen Ständen gewonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wien, Januar bis April.

(Beschluß.)

Von merkwürdigen Leistungen anderer Art sahen wir einen Hrn. Theodorich, einen Dalmatier, ein Muster von Schönheit, Jugend und Kraft, der die bewunderungswürdigsten Proben von körperlicher Stärke und Geschicklichkeit zeigte. Eine der merkwürdigsten war wohl die, als er wagerecht, nur mit einem Fuße an einer Säule hängend und den andern Fuß dagegen stemmend, in jeder Hand ein Gewicht von 50 Pfund und mit den Zähnen einen, an einem Seile schwebenden starken Mann trug. Ihm folgte der Tambourmajor Liebhardt, welcher mit großer Kunstfertigkeit 15 Trommeln fast zu gleicher Zeit schlug, die Trommelschlägel während des Spiels in die Lüfte und seinen Gehülfen zuwarf, sie wieder fing, ohne aus dem Tempo zu kommen, forttrommelte und zum Beschlusse mit einem frey ihm auf dem Kopf stehenden Manne, der gleichfalls die Trommel schlug, trommelnd auf dem Theater herumspazirte. Beyde wurden sehr bewundert, fanden aber nur geringen Zuspruch. — Auch die Osagen sahen wir hier. Sie bezogen einen Gasthof dritten Ranges und ließen sich, da sie auch hier wenig Theilnahme fanden, zuletzt für 20 kr. C. M. bey Tanzmusiken in Gasthöfen sehen; in Paris bezahlte man Anfangs 20 Franken. Wir sahen nur drey derselben, da die andern unter Begleitung des Obersten David Delaunay nach Italien gegangen waren. Sie werden alle in Rom zusammentreffen und von dort die Rückreise nach ihrem Vaterlande antreten. Die Frau ist an ihren Begleiter Paul Loise verheyrathet, von dem sie ein Kind hat, welches sie sowohl, als die beyden andern Osagen mit besonderer Zärtlichkeit lieben.

Von dem Tode unsers würdigen Galleriedirektors Rebell, dessen Stelle bereits durch den bedeutenden Maler Kraft besetzt ist, so wie von dem des ersten Custos an der Hofbibliothek, Basquez, und Hofrath Adam Müllers, welche beyde vom Schlage gerührt worden, werden Sie schon gehört haben. Basquez wurde in seinem Bureau todt gefunden. Da er gewohnt war, sich dort einzuschließen, so wurde sein Tod erst dann entdeckt, als keine Hülfe mehr möglich war.

Von literarischen Erscheinungen kann ich Ihnen vor der Hand nichts melden; doch erwarten wir Einiges von Belange, worüber ich Ihnen ungesäumt berichten werde. Der heftige Winter scheint auch nachtheilig auf die Produktivität der Schriftsteller gewirkt zu haben. Er war in der That von seltener Art und begrub uns, im eigentlichsten Sinne des Wortes, unter Schnee und Eis. Noch (am 8. April) bemerken wir keine Spur des wiederkehrenden Frühlings.

Zum Schluß diesmal einen Unglücksfall, der sich vor kurzer Zeit in dem bey Wien gelegenen kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn in der dort befindlichen Menagerie ereignete. Der Thierwärter Franz wurde von einem Bären tödtlich verstümmelt. Das Thier, welches man, weil es im vorigen Jahre seine Jungen aufgefressen hatte, jetzt, da es wieder Junge hatte, von denselben getrennt hielt, kühlte seine Wuth an dem gedachten Manne, welcher, nichts Arges vermuthend, ihm Brodkrummen vorwarf. Mit Blitzesschnelle griff es durch die Stäbe des Eisengitters den Wärter mit der Vordertatze, riß ihn zum Gitter, biß ihm die rechte Hand ab, verschluckte sie und würde ihn unfehlbar gleich getödtet haben, wenn nicht ein zweyter, auf das Geschrey des Unglücklichen herbeygelaufener Wärter dasselbe durch mehrere Stöße mit einer Eisenstange dazu gebracht hätte, vom Beschädigten abzulassen. Franz wurde augenblicklich ins Spital gebracht, starb aber, aller Pflege ungeachtet, kurze Zeit darauf.

— ſt —

Beylage: Literaturblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Mai 1829.

Den Erzähler umwimmelt es, Jung und Alt,
Stehend, sitzend, zur Erde gelagert und über's Knie
Beyde Hände gefaltet, in horchender Wißbegier.

Platen.

Die Erzähler des Orients.

(Beschluß.)

„Droht dem Helden der Geschichte Gefahr, so heben die Zuhörer und rufen: „La, la, la istaghfer Allah!“ nein, nein, Gott schütze ihn! Ist er inmitten eines Gefechtes und kämpft mit dem Schwerte in der Faust gegen den Feind, so legen sie rasch die Hand an den Säbel, als wollten sie ihm zu Hülfe eilen. Wird Verrath gegen ihn angestiftet, so runzelt sich ihre Stirne, und man hört Verwünschungen gegen die Verräther ausstoßen. Unterliegt er der Menge der Gegner, so vernimmt man einen schweren Seufzer, welchem die Segnungen folgen, die man den Todten weiht: Gott sey ihm barmherzig! er ruhe im Frieden! Geht er hingegen siegreich und triumphirend aus dem Kampfe hervor, so tönt die Luft von dem lärmenden Rufe wieder: Ruhm dem Gott der Krieger!

„Die Beschreibung der Naturschönheiten, besonders die des Frühlings, erwecken den Ruf: taib! taib! schön! schön! unmöglich aber wäre es, die Freude zu schildern, die aus ihren Augen strahlt, wenn der Erzählende eine schöne Frau schildert. Schweigend, ohne zu athmen, hören sie ihn an, und endet er, so ruft einer: Ehre sey dem Gott, der die Frau schuf! Alle zusammen rufen dann mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankgefühls: Ehre sey dem Gott, der die Frau schuf!

„Bestimmte Phrasen wie diese und eine Menge von Sprichwörtern gestatten dem Erzählenden einen Ruhepunkt, und machen es ihm leicht, seine Geschichte ohne beständige Anspannung des Gedächtnisses oder der Einbildungskraft fortzusetzen. Wo es z. B. dem Europäer genügen möchte zu sagen: sie setzten ihre Reise fort, würde der Araber sich ausdrücken: sie verfolgten ihren Weg über Berge und Thäler, Wälder und Fluren, anmuthige Wiesen und brennende Sandwüsten, von dem Beginn des Tages, bis spät die Sonne sank. Während er mechanisch, und fast ohne es zu wissen, solche Worte spricht, sammelt er seine Aufmerksamkeit und entwirft die Fortsetzung seiner Erzählung, mit welcher er fortfährt, bis er endlich erschöpft, zum großen Mißvergnügen der Zuhörer gezwungen ist, zu enden. Die Kameele und Dromedare strecken, während er spricht, ihren Hals über das Haupt ihrer hingelagerten Gebieter, es scheint als wollten auch sie an dem allgemeinen Vergnügen Antheil nehmen, und das Feuer des nahen Bivouaks, wo die einfachen Speisen der Hirten kochen, erleuchtet diese Scene mit flackerndem, grellem Licht, und leiht ihr einen malerischen Reiz.“

Diese geselligen Zusammenkünfte, bey welchen der Beduine in nächtlicher Kühlung Stunden hinbringt, die Geschichten des Erzählenden anzuhören oder selbst solche mitzutheilen, heißen im Arabischen mussemerit, das heißt: Unterhaltung bey Mondlicht oder gestirnter Nacht.

Digitized by Google

Der arabische Erzähler braucht bey seinen Fabeln jenen Unglauben nicht zu fürchten, mit welchem Horaz die Poeten bedroht, welche allzukühn in ihren Erfindungen sind; die lebhafte Einbildungskraft der Bewohner jener Länder glaubt eben so leicht an seine Schöpfungen, als er sie hervorbringt. Man könnte im Allgemeinen sagen, der Araber bemühe sich das Gegentheil von dem zu thun, was der Lateiner empfiehlt. Dieser sagt:

Semper ad eventum festinat, et in medias res
Non secus ac notas auditorem rapit.

Der Araber hingegen leitet den Faden seiner Erzählung so ferne her wie nur möglich, und anstatt seine Zuhörer schnell inmitten der Scene zu führen, ist es eine seiner gewöhnlichen Künste, sie lange in Ungewißheit zu lassen, welchen Weg er gehen wird, an welchen Ort er sie zu führen gedenkt. Je mannigfaltiger und wunderbarer seine Erfindungen sind, desto sicherer wird ihm Beyfall, und dieß ist es, was der Tausend und eine Nacht, welches Buch Pope und Voltaire so sehr vergnügte, seinen wohlverdienten Beyfall gesichert hat.

Die folgende Anekdote kann einen Begriff geben, welche Wichtigkeit in jenem Theile von Asien den Erzählungen beygelegt wird, und welchen Einfluß sie dort ausüben. Sir John Malcolm, englischer Gesandter am Hofe von Teheran, fragte eines Tages den Aga Mir, ob sie keine andere Gesetze hätten als den Coran und die orthodoxen Commentare dieses Buches, worauf ihm jener mit Ernst entgegnete: Wir haben die Erzählungen und Vorschriften von Sädi; und diese Erzählungen und Vorschriften, die in Persien jeder, vom König bis zum Landmann kennt, tragen vielleicht mehr bey, Mißbrauch der Gewalt und Willkühr zu verhindern, als die Gesetze des Propheten. Erfahrung hat bewiesen, daß Novellen und Fabeln das sicherste Mittel sind, die Jugend zu unterrichten, und die Araber sind in vielfacher Beziehung halbe Kinder. Unter allen ihren Geistesfähigkeiten ist die Phantasie am entwickeltsten, und während sie durch Fabeln und Gleichnisse, mit Lebensregeln untermischt, ihre Vorgesezten beurtheilen lernen, erhalten diese auf demselben Wege Lehren der Menschlichkeit, Großmuth und Gerechtigkeit.

Der Magnetismus im Geisterreich.

(Beschluß.)

Gesezt auch, Galilei habe das Vorurtheil, der Druck der Luft sey die Ursache vom Zunehmen der Geschwindigkeit beym Fallen der Körper, ein Vorurtheil, dem er sich selbst nur mit Mühe entzog, doch nur durch ein anderes besiegt, ist denn nicht demungeachtet schon vieles für die Berichtigung unseres Wissens, wo nicht für die Wissenschaft, gewonnen, daß man eine unrichtige Theorie aufgegeben, wenn auch früher oder später gefunden würde, daß die dafür angenommene ebenfalls unrichtig sey? Wer vermag denn zu ermessen, wie viele, am Ende als Vorurtheil sich aufklärende Hypothesen als eben so viele Stationen auf dem Wege zur Wahrheit vom Gesetz des Falles liegen? Wenn diejenige Station, bey der man so lange stehen blieb, weil ein Aristoteles sie erreicht hatte, doch am Ende, trotz aller Mißhandlung, die man sich gegen Galilei erlaubte, verlassen werden mußte, so folgt hieraus nichts weniger, als daß Galilei in alle Ewigkeit über diesen Punkt Recht behalten werde. Wir hoffen vielmehr von der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, daß man uns nicht gerade zum Scheiterhaufen verdammen werde, wenn wir die ketzerische Meynung bekennen, daß der Glaube des Aristoteles, was das Fallen der Körper betrifft, wäre er nicht auf die leichteste Weise durch ganz einfache Thatsachen widerlegt, uns weit annehmbarer sich zeigen würde, als der hieher gehörige Glaubensartikel des Galilei, der auf das alte Vorurtheil von der sogenannten Schwerkraft gebaut ist. Wir könnten uns sogar versucht fühlen, im Vertrauen auf das Licht unseres Zeitalters, alle bis jezt bekannt gewordenen Lehren vom Entstehen oder Herkommen des Lichtes zu verwerfen, und vielleicht gar zu dem Wagniß uns hinreißen lassen, für das Erforschen dieses imponderablen Wesens, wie für das Ergründen des Grundes vom Falle, neue, wenn auch noch nicht so ganz nahe Stationen zu bezeichnen.

Wir beabsichtigen hier jedoch keineswegs, den Leser mit einem Glaubensbekenntniß zu behelligen. Wir lassen andern Zeitgenossen hierin gerne den Vorrang. Unser Bestreben geht nur dahin, auf den Glauben im Unglauben, und umgekehrt, so wie auch auf den Aberglauben der Weisen, mögen sie nun, wie J. J. Rousseau, Bekenntnisse geschrieben haben oder nicht, aufmerksam zu machen. Denn hat auch das noch im vorigen Jahrhundert gedruckt erschienene „Grab des Aberglaubens“ nichts davon erwähnt, so möchte es dennoch eine bewährte Sache seyn, daß sich das Vorurtheil mit dem Wissen, wie der Sauerstoff mit dem Wasserstoff, ohne daß dieß die Chemie recht anzugeben weiß, nach Aequivalenten verbindet, und so wie dieses Mischungsgewicht, ob es gleich im Grunde gar kein Gewicht ist, doch das eigentliche Gleichgewicht des menschlichen Geschlechts ausmacht, so ist vielleicht das, was der Sterbliche seine liebe Vernunft nennt, nichts anders als das Produkt einer solchen stöchiometrischen Verbindung.

Um aber nun dem Verdacht auszuweichen, als sey ich im Grunde selbst Sir Richards Mechanik, oder gar der allerschlimmsten Kritik im höchsten Grad ergeben, muß ich, bald unfreywillig, doch ein Bekenntniß machen. Ich glaube nämlich, daß man sich seines Glaubens, so fern er nur ehrbar

Digitized by Google

ist, nicht zu schämen brauche, wenn er sich auch durch keine Differenzialrechnung mit der hochgepriesenen Vernunft anderer Leute ausgleichen, und sich eben so wenig nach den Grundsätzen vom Hebel und der schiefen Ebene handgreiflich machen läßt. Ich bekenne also, nicht daß ich bey meinem Unglauben ein Sünder gewesen, sondern daß ich im Allgemeinen die Eintheilung der Menschen in Gläubige und Ungläubige für eben so unzuläßig halte, als die staatswirthschaftliche Eintheilung derselben in Producenten und Consumenten, übrigens aber in die Aussagen der „Seherin von Prevorst" keinen Zweifel setze, auch wenn sie mit der Schwerkraftstheorie im Widerspruch stehen, wie z. B. dasjenige, was sie von dem Widerstand, oder, wenn man will, von der Repulsion des Wassers erzählt, die sie in einer gewissen Epoche ihres magnetischen Zustandes empfand, wenn sie Bäder oder Fußbäder nahm oder nehmen wollte. Ich setze keinen Zweifel in die Aussagen dieser Frau, d. h. ich kenne durchaus keinen Grund, ihr die Achtung zu versagen, die ich andern ehrenwerthen Leuten schuldig zu seyn glaube, und darum nehme ich auch ihre Worte als wahre Darstellungen dessen, was sie glaubt und empfindet, wenn sie von den ungewöhnlichen Erscheinungen spricht, die ihr an und in ihrer eigenthümlichen Konstitution vorkamen und zum Theil noch vorkommen. Warum sollte sie auch bey ihrem, nach Aussage der Aerzte in einem so überaus hohen Grad afficirten Nervenwesen nicht manches in dem, was allen Menschen gemein ist, wahrnehmen, wenn es auch uns übrigen Sterblichen, die wir uns, so zu sagen, im Normalzustand befinden, nicht wahrnehmbar ist?

Sehr gerne gebe ich zu, daß in der Sprache, d. h. in der Ideen- und Begriffsmittheilung der Menschen, diese verständige Frau, wie sie war, und auch wie sie noch jezt ist, eine Kranke, und das Auffallendste in ihrer Krankheitsgeschichte phantastisch genannt werden müsse. Können denn aber die Menschen anders reden als sie's verstehen? Und weiß denn, so viel es auch Aerzte und Philosophen in der Welt geben mag, irgend einer derselben mit dem Grund der Gründe zu beweisen, was es im Allgemeinen mit einem kranken und phantastischen Zustand auf sich habe? Fragt man einen von denen, die man Ungläubige nennt, oder die sich selbst so nennen, was denn z. B. eine Vision sey? so wird er, philosophisch oder wissenschaftlich genommen, ganz gewiß keine Erklärung davon geben können. Mit solchen, nur das Erforschen abweisenden und den Wissensdünkel zur Schau tragenden Reden ist also eigentlich gar nichts gesagt. Viel leichter ist es auch, mit Herrn Philipps das Schicksal und die Träume, die Geister und die Attraction für „Wirkungen ohne analoge und angemessene Ursachen," und darum für etwas unmögliches und gleichbedeutend mit einem „Wunder" zu erklären, als nach den Lehren seines großen Landsmanns Baco, die Natur, die dem Forscher noch lange ein Wunder bleiben wird, auf dem mühseligen Wege der Beobachtung und Erfahrung, im Ringen nach wahren Ideen zu studieren.

Danken wir es daher dem Schicksal und dem Verfasser des Buchs, das unter dem Titel: „Die Seherin von Prevorst" erscheint, daß wir damit eine für den Denker eben so wichtige, als für Andere, die sich nicht gerade mit Forschungen abgeben, interessante Mittheilung von Thatsachen und Erscheinungen erhalten, die mit rastlosem Eifer, im Streben nach einem genauern Erkennen, nur im Verlauf von Jahren unter begünstigenden Umständen gesammelt werden konnten. Ihre völlige Enträthselung können sie nur im Verlauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende erhalten, und wir glauben für jezt nur die Andeutung aufstellen zu müssen, daß der sogenannte thierische Magnetismus eher die magnetische Kraft des Geisterreichs zu nennen seyn möchte. Wie Kraft und Empfindung aus dem Magnetiseur oder vielmehr aus der Seele des Magnetiseurs in das magnetisirte Individuum übergehen, so können, scheint es, auch Gedanken, als Thatenzeuger, in Sprachzeichen, Tönen und menschlichen Umrissen versinnlicht, magnetisch wahrgenommen werden, ohne daß die Bedingungen des gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmens in Zeit und Raum dabey eintreten. Es liegen über diesen Punkt hier Zeugnisse vor, die zu denen gehören, von welchen selbst Immanuel Kant, in Absicht auf Geistererscheinungen, sagt, daß sie, in großer Anzahl vorhanden, sich durchaus nicht geradezu verwerfen lassen, wenn auch die Sache unbegreiflich bleibt. Wir zweifeln nicht, daß somnambüle Menschen auch irren; aber man lese, denke und forsche, wie einst Möser, der Verfasser von „Harlekins Hochzeit."

Dr. Keßler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Nun hat es die Académie des Inscriptions et belles Lettres auch mit dem Publikum verdorben, und sie muß harte Verwürfe von den Tagesblättern vernehmen. Sie soll nämlich von innerm Zwiespalt und heimlichen Intriguen heimgesucht werden und unter dem Einflusse einer Coterie stehen, welche sie zu manchen ungereimten Handlungen verleitet. Aehnliche Vorwürfe werden, leider nicht ohne Grund, den meisten gelehrten Vereinen gemacht, besonders denjenigen, die von der Regierung abhängen, und wenn man sieht, welch kleinlicher Hader und Neid oft das Gute verhindert, welches dergleichen Vereine stiften könnten, so sollte man zweifeln, ob der Nutzen der besoldeten Gelehrtenvereine nicht vom Nachtheile derselben überwogen wird. In England hat man bisher dergleichen Vereine wenig gekannt; der freye Geist der Inselbewohner konnte sich unter das Ansehen eines besoldeten Gelehrtenkorps nicht wohl beugen, und sie mußten demselben um so weniger hold seyn, da sie sahen, daß selbst ihre weit unabhängigeren Subscribentenvereine nicht von dem verhaßten kleinlichen Hader frey waren. Die englische Royal Society läßt sich gewiß in Hinsicht ihres freyen Bestandes mit den französischen Akademien nicht vergleichen; dennoch haben im Innern derselben manche

Digitized by Google

armselige Vorfälle stattgehabt, z. B. zwischen Pringle und Joseph Banks wegen der spitzen und der runden Blitzableiter; wenn unter Jos. Banks Präsidentschaft, als der Krieg zwischen England und Nordamerika am heftigsten wüthete, ein Mitglied der Gesellschaft die spitzen Blitzableiter in Schutz nahm, die Franklin vorgeschlagen hatte, und nicht die mit einem Knopfe versehenen, welche von englischen Physikern gerühmt wurden, so wurde er als ein schlechter Engländer verschrieen und hatte es mit Banks und der Regierung zu thun. Weit schlimmer geht es bey den französischen Akademien, besonders wenn sich die Regierung in die Angelegenheiten derselben mischen und solchen Vereinen eine politische Richtung geben will, weil alsdann alle diejenigen Akademiker, welche sich bey der Regierung empfehlen wollen, sich blindlings in ihren Willen ergeben, indeß der unabhängige Theil der Akademie kraftvoll widersteht und sich dadurch eine offenbare Trennung bildet. Unter dem vorigen Ministerium geschah es leider nur allzuhäufig, daß sich der Minister des Innern in die akademischen Wahlen mischte und den Akademikern irgend einen seiner Günstlinge vorzugsweise empfahl; natürlich war dieser Günstling meistens ein Mann, welcher nicht verdiente, vorgezogen zu werden, und eben weil ein solcher Gelehrter oder Scheingelehrter fühlte, daß er von der Gelehrtenklasse nicht werde beachtet werden, wendete er sich an den Minister, damit dieser zu seinen Gunsten das ihm ertheilte große Ansehen gebrauchen möge. Zuweilen ward er dem Minister nur deßhalb empfohlen, weil er zur heimlichen Kongregation gehörte und von dieser kräftig unterstützt wurde. Jener Minister Corbière, welcher seinem Nachfolger so manches wieder gut zu machende Uebel hinterlassen hat, war einmal auf den Einfall gekommen, die Académie des Inscriptions et belles Lettres, oder die historische und philologische Klasse des königlichen Instituts, von 40 Mitgliedern auf 30 zu reduziren, weil es ehemals so gewesen seyn soll und man bey der Wiedereinsetzung der vier Akademien auf diesen alten Brauch nicht Rücksicht genommen hatte. Nun mag es seyn, daß unter Ludwig XIV., das heißt vor länger als einem Jahrhunderte, die philologische und historische Akademie aus 30 Mitgliedern bestand; allein damals hatte die Akademie nichts weiter zu thun, als lateinische Inschriften zu Ehren des sogenannten großen Königs zu verfertigen und Forschungen über griechische, römische und vaterländische Alterthümer anzustellen. Damals mochten wohl nicht viel mehr als 30 Männer vorhanden seyn, die eine ehrenwerthe Akademie bilden konnten. Allein heut zu Tage ist das ganz anders; so manches neue Feld steht den gelehrten Forschern offen; Asien und Afrika bieten so viele Sprachen, Literaturen, Denkmäler u. s. w. dar, der Gelehrten sind jetzt bey einer Volksmenge von mehr als 30 Millionen (zur Zeit Ludwigs XIV. zählte man kaum 20 Millionen Seelen) eine solche Menge, daß sogar eine Akademie von 40 Mitgliedern nur einen geringen Theil der sämmtlichen Gelehrtenzunft, bestehend aus Orientalisten, eigentlichen Philologen, Münzkundigen, Geschichtschreibern u. s. w. in sich fassen kann und man noch eine sehr gute Akademie vermittelst derjenigen, die nicht berufen sind, bilden könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, April.

(Fortsetzung.)

Gegen das Jahresende hatten 858 Personen 31,308 Genfer Gulden, gegen 15,000 französische Franken, zu dem Rousseau-Denkmal unterzeichnet, was allerdings viel genannt werden muß, wenn man unsere kleine Population berechnet und davon noch die Fremden abzieht. Ueberdieß ist das Denkmal kein Gegenstand öffentlichen Nutzens oder Bedürfnisses, zu dem gern Jeder beysteuert, sondern eine Sache höherer Ueberlegung und Empfindung, deren verhältnißmäßig nur Wenige fähig sind. Bey alle dem ist es doch sehr auffallend, daß Genf, das reiche Genf, bisher für ein solches Denkmal nicht mehr zusammenbringen konnte als 15,000 Fr. Für die kleine Summe kann wohl schwerlich eine Marmor- oder Bronzestatue mit Postament, Inschrift und sonstigem Zubehör hergestellt werden; James Pradier in Paris, der sie machen soll, müßte sich denn, wie es heißt, nur die Auslage für den Marmor und keineswegs seine Arbeit bezahlen lassen. Ist dieß aber der Fall, so thut der Genfer Künstler weit mehr für seinen Landsmann, als die hiesigen Millionäre, welche 20 bis 50 Louisd'or hergaben.

Republiken sind undankbar, ist ein ziemlich wahres Wort, das sich gewissermaßen auch hier in Genf bestätigt. In einer Sitzung des Conseil représentatif trug Pictet-Decandolle darauf an, daß die Wände des neuverzierten Sitzungssaales mit den Namen der Männer geschmückt werden sollten, die sich im Conseil représentatif, im Staatsrath oder sonst besonders um das Land verdient gemacht; um aber die Eindrücke und Motive des Moments zu vermeiden, solle erst zehn Jahre nach dem Tode eines Mannes entschieden werden, ob sein Name hierhergesetzt zu werden verdiene oder nicht. Dieser Antrag wurde jedoch von Niemanden unterstützt, wahrscheinlich aus Bescheidenheit. Er ist aber gewiß passend in einem kleinen Freystaat, der seinen ausgezeichneten Männern und Staatsdienern keine andere Belohnung und Aneiferung zu geben hat, als dergleichen Anerkennung. In Genf ist es nicht wie in großen Staaten. Bey uns reizt und belohnt nicht Rang, Einfluß, Ehre, Orden oder Reichthum. Der Ruhm, so Vielen ein mächtiger Impuls, ist bey uns auf wenige Quadratmeilen beschränkt. Wir haben keine andere Belohnung für unsere um den kleinen Staat verdienten Männer, als ihr Bewußtseyn, genützt und dem Vaterland ganz ohne Entgeld gedient zu haben. Wäre ihnen nicht eine so geringe Auszeichnung zum Vorbild für die Jüngern und Nachkommen zu gönnen?

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 99:

Waffen.

Charade.

Erste Sylbe.

Ein Geldstück ist es, wohl bekannt,
Sein Ursprung ist im fränkischen Land.

Zweyte Sylbe.

Mein Zweytes ist ein nasser Weg;
Man kommt hinüber ohne Steg.

Das Ganze.

Darin glänzt, hievon seyd belehrt,
Ein Tag, der schon viel Jahre währt
Und nimmer sich in Nacht verkehrt;
Der oft ins Feyerkleid sich kleidet,
Dann gleichsam von sich selber scheidet,
Und dennoch bleibt am alten Ort.
Wo ist der Tag? wie heißt mein Wort?

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Mai 1829.

Gebieten ist der stolzen Schönheit Recht.

Racine.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Bernhard von Mergy war kaum einige Tage am Hofe gewesen, dem Admiral von Coligny vorgestellt und von dem König zum Fähnrich ernannt worden, als er mit dem Liebhaber der schönen Diana von Turgis, die vom ersten Augenblick sein Herz gefesselt hatte, in Streit gerieth, weil ihm jener beym Aufheben eines der Gräfin entfallenen Handschuhs zuvorgekommen war. Von einem dienstfertigen, um seine Ehre besorgten Freunde aufgehezt, hatte er den furchtbaren Comminges gefordert, und der Streit sollte den folgenden Tag auf dem pré aux Clercs ausgemacht werden.

* * *

Die Jagd.

Ein Hirsch ward angejagt und floh in das Gehölz; die ganze Jagd folgte, und Mergy bemerkte nicht ohne Erstaunen die Geschicklichkeit, mit welcher die Gräfin ihr Pferd lenkte, und die Unerschrockenheit, mit der sie über alle Hindernisse, die ihr in den Weg kamen, dahin flog. Er verdankte es seinem guten Barber, ihr folgen zu können; allein zu seinem großen Verdrusse begleitete sie der Graf von Comminges, der eben so gut als er beritten war, ebenfalls, und ungeachtet des sausenden Gallops, ungeachtet der ganz besondern Aufmerksamkeit, welche er der Jagd widmete, fand er Mittel mit der reizenden Amazone zu reden, während Mergy schweigend seine Leichtigkeit, seine Unbefangenheit, und besonders das Talent beneidete, auf eine angenehme Weise unbedeutende Dinge zu sagen, die nach dem Verdrusse, welchen sie ihm verursachten, die Gräfin wahrscheinlich unterhalten mußten. Uebrigens fanden die beyden Nebenbuhler, von edlem Wetteifer beseelt, keine Hecke zu hoch, keinen Graben zu breit, und liefen mehr als zehnmal Gefahr den Hals zu brechen. Auf einmal lenkte die Gräfin, sich von der Jagd entfernend, ihr Pferd in eine Allee des Gehölzes, welche mit der, die der König und sein Gefolge einschlugen, einen Winkel bildete.

„Was macht Ihr?“ rief Comminges; „Ihr verirrt Euch, hört Ihr nicht die Hörner und Hunde auf jener Seite?“ „Wohl, reitet in die andere Allee, wer hindert Euch?“ Comminges antwortete nichts und folgte ihr; Mergy that dasselbe.

Die Gräfin hatte das Haupt auf die Brust gesenkt und schien in Gedanken verloren. Schweigend erreichten alle drey einen Kreuzweg am Ende der Allee.

„Ist das nicht das Horn?“ fragte Comminges. „Es scheint aus dem Dickicht zu unserer Linken zu kommen,“ sagte Mergy. „Ja es ist das Horn, nun bin ich es gewiß, und sogar ist es ein Bologneser Horn. Hol mich der Teufel, wenn es nicht Pompignan's Horn ist. Ihr könnt nicht glauben, Herr von Mergy, welch ein Unterschied zwischen einem Bologneser Horn und denjenigen ist, die unsre eienden Werkleute in Paris verfertigen.“ „Dieß

Digitized by Google

hört man weit.“ „Und was für ein Ton! wie voll! wenn die Hunde es hören, so vergessen sie, daß sie zehn Stunden gejagt haben. Hört, die Wahrheit zu gestehen, versteht man nirgends zu arbeiten als in Italien oder in Flandern. Was denkt Ihr zu diesem Kragen à la Wallonne? er paßt sehr gut zu einem Jagdkleide; ich habe Kragen und Krausen à la confusion, um auf den Ball zu gehen; allein selbst diesen Kragen, so einfach er auch ist, glaubt Ihr, daß man ihn in Paris sticken könnte? Nein, er kommt von Breda. Wenn Ihr wollt, so kann ich Euch einige durch einen meiner Freunde, der in Flandern ist, verschreiben — Aber — (er lachte laut auf) — ich bin so zerstreut! Mein Gott! ich hatte ganz vergessen —“

Die Gräfin hielt still: „Commynes, die Jagd ist hier vor uns, und nach dem Horne zu urtheilen, ist der Hirsch seinem Ende nahe.“ „Ich denke Ihr habt Recht, schöne Gräfin.“ „Und wollt Ihr nicht dem Hallali beywohnen?“ „Ohne Zweifel, sonst wäre es um unsern Ruf als Jäger getban.“ „Wohlan denn, schnell!“ „Ja, unsre Pferde sind wieder zu Athem gekommen; sprengt fort!“ „Ich? ich bin ermüdet; ich bleibe hier, Herr von Mergy wird mir Gesellschaft leisten. Nun, reitet hin.“ „Aber ...“ „Aber muß man Euch die Sachen zwey Mal sagen? die Sporen gegeben!“ Commynes blieb unbeweglich; eine glühende Röthe überzog sein Gesicht, und er blickte abwechselnd die Gräfin und Mergy mit dem Ausdrucke der höchsten Wuth an. „Frau von Turgis wünscht eine Unterredung unter vier Augen zu haben,“ sagte er mit bitterm Lächeln.

Die Gräfin streckte die Hand nach dem Dickicht aus, von woher man den Hörnerschall hörte, und machte ihm ein sehr bedeutungsvolles Zeichen mit dem Finger. Commynes schien indessen noch nicht geneigt, seinem Nebenbuhler das Feld frey zu lassen. „Es scheint, man muß deutlich mit Euch reden. Verlaßt uns, Herr von Commynes, Eure Gegenwart ist mir lästig. Versteht Ihr mich nun?“ „Vollkommen, gnädige Frau,“ antwortete er wüthend und sezte leiser hinzu: „was aber dieses artige Schooßkindchen betrifft — so soll es Euch nicht lange unterhalten. Lebt wohl, Herr von Mergy, auf Wiedersehen!“ Er legte einen besondern Nachdruck auf die lezten Worte, und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er davon.

Die Gräfin hielt ihr Pferd, welches ihm nacheilen wollte, an, brachte es in den Schritt und ritt zuerst schweigend fort; sie hob von Zeit zu Zeit den Kopf auf und blickte Mergy an, als ob sie mit ihm reden wollte, und wandte sich dann ab, beschämt, nicht das rechte Wort zum Beginnen ihrer Rede finden zu können. Mergy glaubte sich verbunden, das Gespräch anzufangen. „Ich bin stolz, gnadige Frau, auf den Vorzug, mit dem Ihr mich beehrt.“ „Herr von Mergy — könnt Ihr fechten?“ „Ja,“ antwortete er, erstaunt über diese Frage. „Ich meyne aber gut — — sehr gut?“ „Gut genug für einen Edelmann, und ohne Zweifel schlecht für einen Fechtmeister.“ „Allein hier zu Lande verstehen die Edelleute das Fechten besser als ausgelernte Fechtmeister.“ „In der That habe ich sagen hören, daß manche unter ihnen auf dem Fechtboden eine Zeit verlieren, die sie anderwärts besser anwenden könnten.“ „Besser?“ „Gewiß. Ist es nicht besser sich mit den Damen unterhalten,“ sagte er lächelnd, „als auf dem Fechtboden schwitzen?“ „Sagt mir, habt Ihr Euch schon oft geschlagen?“ „Gott sey Dank, niemals. Aber, gnädige Frau, warum alle diese Fragen?“ „Lernt denn erst, daß man nie eine Frau frägt, warum sie dieß oder jenes thue; dieß ist wenigstens Sitte bey Leuten von guter Erziehung.“ „Ich werde mich darnach zu richten wissen,“ erwiederte Mergy lächelnd, indem er sich bis auf den Hals seines Pferdes bückte. „— Allein — — wie werdet Ihr's morgen anfangen?“ „Morgen?“ „Ja, stellt Euch nicht so erstaunt an.“ „Gnädige Frau ...“ „Antwortet mir, ich weiß Alles. Antwortet mir!“ rief sie aus, die Hand mit dem Anstande einer Königin nach ihm ausstreckend. Ihre Fingerspitze berührte Mergys Aermel und machte ihn erbeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse.

Ein praktischer Versuch.

In alter Zeit waren die Dichter Sänger, die Sänger Dichter und Wort und Weise ungetrennt. Ob dieser Zustand die Kindheit der Kunst war, ob Dicht- und Tonkunst sich für immer getrennt haben, ob wir wieder wie die Kinder werden sollen, ist eine Untersuchung, die keine Theorie und nur die Kunst selbst, im Laufe der Zeiten, praktisch zu Ende führen kann. Indessen bleibt es Thatsache, daß da, wo beyde getrennten Künste späterhin nach ursprünglicher Verbindung strebten, es immer das Gedicht war, welches die Musik hervorrief; Werke der Lyrik, der Epik, der Dramatik wurden in Musik gesezt. Diese Ordnung scheint auch die einzig mögliche zu seyn, indem der Musiker, der auf dem unbegrenzten Tonmeere dunkel-tiefer Empfindungen dahinwogt, des verständigen Wortes als Leitstern bedarf. Sollte es aber nicht auch möglich seyn, daß sich das lichte Wort, Gestirnen gleich, in dem Tonmeere musikalischer Empfindung reflektirte und so zu einem tieferen Selbstbewußtseyn käme? Sollte der Dichter nicht auch durch Musik zu einer bestimmten Dichtung veranlaßt werden? Unläugbar begeistert die Macht harmonisch-melodischer Töne jeden ächten Künstler; ob aber zu einem bestimmten, der eben gehörten Musik angemessenen Gedichte — dieses dürfte bezweifelt werden. Dennoch

Digitized by Google

schwebte mir immer die Möglichkeit vor der Seele, daß die gewohnte Ordnung umzukehren wäre, daß man nicht nur Worte unter ein einzelnes Gesangstück legen könne, welches schon häufig geschehen ist, sondern daß ein begeisterter und erfahrungsreicher Musiker ein vollständiges dramatisches Werk, ein Oratorium, oder selbst eine Oper schreiben möchte, wo ich dann, wenn mich die Musik verständlich und lebendig anspräche, es versuchen wollte, einem solchen Tonwerke ein analoges Gedicht unterzulegen. So manchem Komponisten ich indessen diesen Gedanken auch mittheilte, so fand sich doch, selbst unter denen, die ihn billigten, keiner, der sich zu dessen Ausführung entschloß.

Den Kennern der Dicht- und der Tonkunst widme ich nun vorläufig einen Versuch hier, wenn auch nicht zu einer innigen Verschmelzung, doch zu einer verwandtschaftlichen Beziehung beyder Künste: nämlich eine bestimmte Dichtung, die ihr Daseyn einer bestimmten Musik verdankt, und zwar einer Instrumentalmusik, einer Gattung, die sich, als völlig von dem Worte abgetrennt, als reines Tonwerk darstellt. Worte also konnten weder dieser Musik untergelegt, noch gesprochen von ihr begleitet werden. Tonwerk und Dichtung sollten selbstständig für sich bleiben, und beyde ihren Einheitsquell nur in dem gleichen Stoffe haben, ihre fortwährende Beziehung auf einander nur durch die Aehnlichkeit der innern Form, durch möglichst gleiche Gefühlssteigerung und Gedankenfolge darthun. Um meine Intention vollkommen wahrzunehmen, müßte erst das Instrumentalwerk, und dann die Dichtung vorgetragen werden. Hier, um mich doch einigermaßen verständlich zu machen, vermag ich nur ein unzulängliches Schema des Instrumentalwerks zu geben. Es ist dieses eine Fuge, von Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy, nach seiner eigenen Aussage in nächtlicher Stunde am Krankenlager eines Jugendfreundes gesezt. Der Baß beginnt das einfach-ruhige Thema in langsam getragenem Tempo, andere Stimmen nehmen es, sanft eintretend auf, und der Charakter des Ganzen bleibt eine Zeit lang ruhig und bewältigend, bis das Thema sich umkehrt. Nun folgt eine allmählige Steigerung, sowohl der Verschlingung der Melodie als der harmonischen Tonfolge und des Wechsels und der Fülle rhythmischer Figuren, bey immer zunehmender Menge rascher Noten und anschwellendem Forte. Wann diese Steigerung, die ununterbrochen anwachsend den bey weitem größten Theil des Tonwerks einnimmt, wann nun endlich diese Steigerung ihren höchsten, schwindelnden Gipfelpunkt erreicht hat, tritt die Beruhigung (die Katharsis) dadurch ein, daß plötzlich mitten und zwischen dem Sturm flutender Klänge ein Choral, wie aus weiter Himmelsferne, sich hören läßt, der nach und nach Stimme um Stimme bewältigt und in sich aufnimmt, so daß er endlich in voller Kraft der Erhebung siegreich ertönt, bis er zulezt mit einem Nach- und Wiederhall des Themas verklingt.

In dem hier folgenden Gedichte habe ich, wie gesagt, mich bemüht, die innere Form des Tonwerks durch möglichst gleiche Gedankenfolge, Gefühlssteigerung und endliche Katharsis abzubilden. Eine leere Nachahmung der Musik aber durch gesuchte Entfernung verständiger und verständlicher Gedanken zu erzielen, war nicht meine Intention. Dahingegen habe ich es nicht versäumt, durch Wiederholung, Reminiscenz und Anklang auch der äußern Form des Tongedichts nachzustreben. Der Kenner möge diesen vorläufigen Versuch beurtheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

Es wird wohl wenige Städte in Deutschland geben, welche seit Menschengedenken eine so bedeutende Umwandlung erhalten haben, als die alterthümliche Hauptstadt Böhmens. „Sonst" und „Jezt" sind ein Paar inhaltschwere Worte für Prag, die sich bey der sinnlichen Beschauung, so wie bey der Betrachtung des Lebens, der Wissenschaft und Kunst wiederholen. Was die äußere Gestaltung der Stadt betrifft, muß allerdings das „Jezt" den Preis erringen. Wer Prag nur zehn bis zwölf Jahre nicht gesehen hat, wird sich verwundern über die neuen Bauten, die sich erhoben, die vermehrte Bequemlichkeit und die Verschönerungen aller Art (zu welchen noch im lezten Jahr die Verwandlung einiger Theile des Stadtwalls in eine freundliche Promenade durch den Grafen von Chotek hinzugekommen ist). Ja er wird die Stadt an manchen Stellen nur schwer wieder erkennen. Auch die Bevölkerung und mit ihr, natürlich, die Lebhaftigkeit auf den Straßen hat so bedeutend zugenommen, daß wohl schwerlich Jemand im gegenwärtigen Augenblicke Prag eine „stille Stadt" nennen möchte, wie es sonst gewöhnlich der Fall war. Aber der tiefer Eindringende in Leben und Gesittung einer Stadt und ihrer Bewohner dürfte in vielen Fällen die Reize des „Sonst" vermissen. Am Auffallendsten wird die Veränderung im gesellschaftlichen Leben fühlbar. Dieses hat sich zwar in der neuesten Zeit mit manchem äußern Flitter behangen, den es „sonst" kaum kannte; doch ist ächter Glanz und Fülle darüber zu Grunde gegangen. Wenn nun Prag „jezt" eigentlich fast gar keine Geselligkeit, wenigstens keine umfassende und öffentliche besizt, so liegt der Grund davon nicht allein in der Abnahme des allgemeinen Wohlstandes. Dieser trägt wohl auch einen Theil der Schuld; allein das größere Uebel in dieser Hinsicht ist die von Jahrzehend zu Jahrzehend zunehmende Vereinzelung der Stände, die entschiedene Absonderung des Adels von den gebildeten Bürgerklassen, welche lezteren nur dann mit ihm in Berührung kommen, wenn sie gleich ihm ihre Börsen zur Beförderung irgend eines wohlthätigen Zweckes öffnen. Im hellsten Lichte zeigt sich diese Trennung der Stände im Karneval, welches sonst alle Stände in hellem Frohsinn vereinte. Auf den Bällen des Freyherrn von Breifeld tanzte der höchste Adel ganz unbedenklich an der Seite der bedeutenden Kaufleute, Beamten und der Söhne und Töchter der ge-

Digitized by Google

bildetern Bürgerhäuser. Selbst zu den adelichen Gesellschaftsbällen wurden, nebst dem Militär, die ausgezeichneten Staatsbeamten, Räthe u. s. w. nebst ihren Frauen geladen. Sogar in den bunten Haufen der gemischten Redoutengesellschaft mischten sich die Vornehmen gern und oft. Sie erschienen dort in gewählten Charaktermasken und bildeten eigene nationale oder Idealmaskenquadrillen. Manche Dame verschmähte es nicht, in dichte Schleyer tief verhüllt, in traulich kosendem Maskenscherz mit dem bürgerlichen Jüngling sich für den Zwang der Etikette zu entschädigen, den ihr die Pflichten ihres Ranges auferlegten. Am Morgen war Alles wieder vergessen und kein Gesetz der Sitte beleidigt. So war es „sonst.“ Jetzt sind die Unterhaltungen des Adels ein Samielscher Zauberkreis, den kein Uneingeweihter überschreiten darf, und der kleine Cirkel jener ersten Familien der Stadt, welche den Ton angeben, bildet in den größern Versammlungen wieder einen Staat im Staate, aus dem der geringere Adel verbannt bleibt. Ja sogar die Bürgerlichen vom Militär, denen sich doch selbst der Gesellschaftskreis des Monarchen öffnet, haben die adelichen Fräulein durch so artig und unartig geflochtene Körbchen aus dem Heiligthume der adelichen Gesellschaftsbälle verscheucht, daß sie dieselben nur von ihrem General — kommandirt besuchen, und beynahe froher sind, wenn der Balldienst vorüber ist, als wenn sie die Kasernen-Inspektion (die doch nicht unter die angenehmsten Geschäfte gehören mag) überstanden haben. Leider hat der Mittelstand Prags weder Reichthum, noch Einigkeit und Selbstständigkeit genug, um aus sich einen allgemeinen Gesellschaftskreis zu bilden. So vereinzelt sich Alles und jede einzelne Abtheilung des Ganzen schätzt es sich für eine Ehre, wenn Personen vom Adel es nicht verschmähen, an ihren Belustigungen Theil zu nehmen. Daß Verhältnisse dieser Art allen öffentlichen Karnevalsunterhaltungen den Untergang bringen müssen, ist natürlich. Sonderbar finde ich es dagegen, daß das Geschäft, das Vergnügen des Publikums zu fördern, größtentheils in den Händen der Jugend liegt. Studierende sowohl als Kadetten u. s. w. geben Bälle, was auf das Widersprechendste mit manchen Maßregeln und Beschränkungen gegen die studierende Jugend kontrastirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, April.

(Beschluß.)

Wenn es dem unermüdlichen Sellon gelingt, durch sein wiederholtes Reden und seine Anträge die Abschaffung der Todesstrafe in unserm Kanton zu bewirken, so verdient sein Name vorzugsweise die Ehrenstelle an den Wänden des Conseil représentatif. Wir sind aber lange noch nicht so weit hier, wiewohl Eine Bemerkung doch Viele nachdenklich macht. Nirgends steht die Todesstrafe auf weniger Verbrechen als in Frankreich, und doch ergab sich dort 1826 Folgendes: In den letzten sechs Monaten jenes Jahrs wurden neun Todesurtheile gesprochen, die ungesetzlich gewesen und bey einem neuen Verfahren aus irgend einem Grund umgestoßen worden waren; sie wären vollzogen, es wären neun Menschen ungesetzlich ums Leben gebracht, so zu sagen von der Justiz gemordet worden, wenn sich durch Zufall nicht größere oder geringere Fehler in den Proceduren gefunden hätten. Da nun ein Kassationshof besteht, der bey dem geringsten Irrthum oder Fehler in der Procedur die Todesurtheile umstößt, und da die Ergreifung des Kassationsrechtsmittels jedem Verbrecher zugänglich ist, so liegt darin eine Garantie mehr gegen ungerechte Hinrichtungen. Möglich bleiben aber diese doch immer und darum bin auch ich für Abschaffung der Todesstrafe, die nichts ungeschehen machen kann. Nach und nach kömmt man doch der Wahrheit näher und es läßt sich auch in dieser Beziehung bey uns Gutes hoffen, wenn man bedenkt, welche Schritte, Eroberungen könnte man es nennen, Genf seit fünfzig Jahren in Sachen der Justiz und der Humanität gemacht hat. Vor der Revolution hatten wir gar keine peinlichen Gesetze, die sich mit den heutigen vergleichen ließen. Die Richter sprachen gegen die Schuldigen und erkannten Strafen, die sie ungefähr für passend hielten oder die aus fernen Jahrhunderten überliefert und dadurch gleichsam heilig gesprochen waren. So hing man flugs weg für Diebstähle, wie wir zu Calvins Zeiten für Ketzerey verbrannten, o sempre bene. Als später Genf an Frankreich kam, so mußte es auch seinem Kriminalkodex folgen. Dieß Gesetzbuch ist streng und blutig, aber doch genau bestimmt, und es wurde zum erstenmal als Grundsatz aufgestellt: Alles, was durch das Gesetz nicht unter namhafter Strafe verboten ist, kann nicht als Vergehen angesehen werden. Gleich nach der Restauration, in der Morgenröthe der Freyheit, sah man ein, daß der Napoleonsche Code pénal für uns viel zu hart und streng sey. Daher strich man daraus fürs Erste alle Minimums der Strafen weg, behielt jedoch das Gesetzbuch selbst provisorisch und bis zur Aufstellung eines neuen bey. Im Jahr 1816 machte Sellon seinen ersten Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe. Damals war aber der Uebergang noch zu schnell; es gab auch noch nichts Passendes an deren Stelle. Die Prison pénitentiaire bestand noch nicht. Jetzt ist dieß schon ganz anders; seit drey Jahren ist diese treffliche Anstalt in Genf und zeigt täglich trefflichere Folgen und erfreulicheren Einfluß auf die Moralität der Sträflinge. Darum hat Sellon seit 1826 seinen Antrag jährlich zweymal beym Conseil représentativ erneuert und den Preis wegen Abschaffung der Todesstrafe ausgesetzt, den bekanntlich der Advokat Lucas in Paris gewann. Bey jeder Gelegenheit zeigt der wackere Mann seinen auf begeistertes Studium des Gegenstandes gegründeten Eifer, in Verbindung mit den Grundsätzen der Philosophie und des Christenthums, um seine Mitbürger über diesen Gegenstand aufzuklären. Freylich ist er noch weit vom Ziel und gegen ihn spricht noch eine bedeutende Majorität in den Conseils der Republik. Indessen hat sich doch schon eine denkende Minorität gebildet, die seine Grundsätze vertheidigt; sie nimmt täglich zu. Vor zehn Jahren dachte noch Niemand daran, den Nutzen und die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe zu bezweifeln; jetzt sind schon Alle darüber einverstanden, daß sie nur in sehr wenigen Fällen und da mit aller Vorsicht angewendet werden darf. Darum sind auch in dem Projekt unsers neuen Strafgesetzbuchs nur sechs Kapitalverbrechen angenommen. Manche wünschen gänzliche Abschaffung der Todesstrafe; Viele meynen, die Sache sey noch nicht zur Entscheidung reif; diese sind aber auch schon halb gewonnen; Zeit, gute Gründe und Erfahrungen werden sie der menschlichen Sache zuwenden. Am meisten aber ist zu hoffen von den jungen Männern unserer Tage, die nicht mehr an den hergebrachten Gewohnheiten und Vorurtheilen der Vorzeit hängen. Sellon geht noch weiter. Er glaubt, daß nach allgemeiner Abschaffung der Todesstrafe in Europa auch aller Offensivkrieg aufhören und die goldene Zeit eintreten wird, wo die hohen Mächte ihre Streitigkeiten vor einem Bundes- oder Amphyktionengericht entscheiden lassen werden, zu dem der heilige Bund in seiner Ursprünglichkeit schon einen herrlichen Anfang bildete, die Erneuerung von Heinrichs IV. Idee.

Beylage: Kunstblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 107.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Mai 1829.

— Wie die schwang're Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennet
Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.

Shakespeare.

Musik und Dichtkunst in umgekehrtem Verhältnisse.

(Beschluß.)

Nachtwache am Krankenlager eines Freundes,

eine Fuge von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

In Worte gesetzt von Ludwig Robert.

Die Welt umher, sie ruht bewegungslos
In dem geheimnißvollen Riesenschooß
Der stillen, dunkeln Nacht.
Da ist nun Wild und Heerde, Wurm und Aar,
Und was in Luft, Meer, Feld lebendig war,
Zur Ruhe längst gebracht.
Die Wälder ruh'n, von Schlummer lind besiegt,
Der West hat sanft die Blüthen eingewiegt,
Die Quellen rieseln sacht.
Schlaf, süßer Schlaf erquickt rings die Natur,
Inwährend, ach! mein armer Kranker nur
Hier qualvoll-leidend wacht.

Gleich! — Was fehlt Dir? Theurer! Lieber! —
Nein, im Fieber rief der Arme.
Herr, erbarme seiner Dich
Gnädiglich! —

O Gott, wie ruh't so leidenlos
Die Welt im stillen Mutterschooß
Der dunkeln Nacht;
Indeß mein armer Kranker nur,
Im grausen Kampf mit der Natur,
Schwerleidend wacht. —

Gleich! Was fehlt Dir? Theurer! Lieber!
Ach, im Fieber ruft er: Erbarmen!
Kann Dir Armen den brennenden Schmerz,
Wie mir das Herz Dein Schmerz auch bricht,
Lindern nicht! —

Warum nicht? Kräftig wallt mein Blut!
Fühle mich stark und jung!
Habe Gesundheit und Muth,
Und Liebe genung,
Um von des Freundes bedroh'tem Leben
Die lastenden Plagen
Hinwegzuheben,
Und still zu tragen
Der Krankheit Pein
In freudiger Ergebenheit! — —
Aber die starre Unmöglichkeit
Ruft ihr grauses Nein!
Sein Schmerz ist sein! —

Er stöhnt! Was fehlt Dir, Lieber?
Das Fieber quält Dich? O Du Armer!
Der Allerbarmer möge Dein
Barmherzig seyn!

Ruhen Felder doch und Wälder,
Lind von lauer Nacht besiegt;
Aehren hangen, schlafumfangen,
Sanft auf schwankem Halm gewiegt;

Digitized by Google

Silberwellen träumend fließen,
Laden rieselnd ein zu Ruh',
Und des Frühlings Kinder schließen
Ihre tausend Augen zu.
Schuldlose Frühlingskinder!
Ihr schlummert lind;
Und ist mein Freund denn minder
Ein schuldloses Kind?
Jung wie die Blüthe
Im rosigen Morgenschein,
Ein Herz voll Güte,
Und wie die Lilie rein,
Und wie das Veilchen bescheiden,
Und so zu leiden
In Flammenpein! —
Er stöhnt. — Was fehlt Dir Lieber?
Ich frage? Brennendes Fieber,
Todbringendes, ohn' Erbarmen,
Flammt aus des Armen
Geängsteter Brust
Zum glühenden Haupt;
Und erst bewußt,
Nun sinnberaubt,
Krampft er die Glieder
Schrecklicherweise,
Und sinkt dann nieder,
Und wimmert leise.
Doch unbekümmert und mitleidlos
Verfolgt gesetzlich die Natur
Stets ihres Riesenkreises Spur,
In des Alls unendlichem Schooß.
Wie unser Loos auch gefallen,
Was uns das Schicksal auch raubt,
Die Sterne leuchten und wallen
Ruhig über des Menschen Haupt.
Sonnen in ewiger Ferne,
Die ich gewahre hier,
Stillniederblickende Sterne,
Löset das Räthsel, das furchtbare, mir!
Laßt es da droben mich lesen
In eurer goldenen Himmelsschrift:
Warum hier schuldlose Wesen
So grauses Unheil trifft?
Könnt' ich bewaffnen mein Auge, das trübe
In Thränen des Mitleids schwimmt,
Zu schauen den Gott der Liebe,
Zu schauen, warum er ergrimmt.....?
Horch! — Es erklingen
Die rollenden Sphären;
Heilige Lehren
Zum Herzen dringen.
Du willst den Erdenblick bewaffnen?
Du legst uns Räthselfragen vor?
Du willst Ihn schau'n, den Unerschaffnen?
Wird Mitleid Wahnsinn? Blöder Thor! —
Den unentfaltet-ewig-Einen
Hat keine Seele noch gewahrt;
Als Vater nur hat Er den Seinen
In Sohn und Geist sich offenbart.
Frey soll der Geist durch Leiden werden,
Los winden sich vom Schein der Welt;
Drum hat der Sohn sich selbst auf Erden
Als Leidensbeyspiel aufgestellt.
Erhebt in euren herben Schmerzen,
In Bangigkeit und Angst und Grau'n,
Erhebt zum Vater nur die Herzen,
So blüht aus Schmerzen Gottvertrau'n;
Und schauen werdet ihr das Wesen,
Und schwinden wird der Wandelschein,
Von jedem Erdenleid genesen,
Der Geist schon hier im Himmel seyn. —
Er ruft! Du lächelst? Theurer! Lieber!
Hast Du noch Fieber, Armer?
Zum Allerbarmer laß uns treten,
Und beten an dem Altar unsrer Herzen,
In Erdenschmerzen! —
Vater Du! Wie Du Dich selbst genannt
Durch Jesum, Deinen eingebornen Sohn,
In Nacht und Mißgeschicke
Sind unsre Seelenblicke
Vertrauungsvoll emporgewandt
Zu Deinem lichten Gnadenthron.
Vater! dessen Kinder wir ja sind,
Dein heil'ger Wille möge stets geschehn.
Ja nur Dein heil'ger Wille;
Doch nie und nie erfülle,
Was wir, für unsre Heilung blind,
In kindischer Beschränkung fleh'n.
Vater, Dank! Jedwede Noth entflieht,
Wenn man sich Deinem Willen übergibt.
Fest auf die Gnade bauen,
Läßt uns den Vater schauen,
Der, selbst wann Er uns streng erzieht,
Uns doch unendlich huldvoll liebt.
Vater, Dank! Für Beten in der Noth!
Und für den Blick in uns zu Dir empor!
Was ist die Qual des Kranken
Bey himmlischen Gedanken?
Erschließt ihm doch der dunkle Tod
Des Paradieses Strahlenthor!

Digitized by Google

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Ich werde mein Bestes thun," sagte Mergy endlich. „Eure Antwort gefällt mir. Sie kömmt weder von einem Feigen noch von einem Raufer. Allein wißt Ihr, daß Ihr für Euer Probestück mit einem sehr furchtbaren Menschen zu thun haben werdet?" „Was wollt Ihr? ich werde ohne Zweifel sehr verlegen seyn; so wie ich es jezt bin," sezte er lächelnd hinzu; „ich habe bis jezt nur Landmädchen gesehen, und bey meiner ersten Erscheinung am Hofe befinde ich mich unter vier Augen mit der schönsten Frau in Frankreich." „Sprechen wir ernsthaft; Comminges führt den besten Degen an diesem Hofe, an dem so viele gute Fechter sind. Er ist der König der Raffinirten." „So sagt man." „Wohl denn! seyd Ihr nicht ein wenig unruhig?" „Ich wiederhole es, ich werde mein Bestes thun. Mit einem guten Degen muß man niemals verzweifeln, und vorzüglich mit der Hülfe Gottes!" „Die Hülfe Gottes!" unterbrach sie ihn mit verächtlicher Miene; „seyd Ihr nicht ein Hugenotte, „Herr von Mergy?" „Ja, gnädige Frau," antwortete er ernsthaft, wie es immer seine Gewohnheit auf eine solche Frage war. „Folglich lauft Ihr größere Gefahr als ein anderer." „Und warum das?" „Sein Leben aussetzen ist nichts, Ihr aber setzet mehr als das Leben aus — Eure Seele." „Ihr schließt nach den Lehren Eurer Religion; die meinige ist beruhigender." „Ihr spielt ein gewagtes Spiel. Eine Ewigkeit voll Pein auf einen Wurf!" „Auf alle Fälle käme dieß auf Eins heraus; denn stürbe ich morgen als ein Katholike, so würde ich doch in einer Todsünde sterben." „Darüber läßt sich vieles sagen, und der Unterschied ist groß," rief sie ärgerlich, daß Mergy ihr einen Grund entgegensezte, der ihrem eigenen Glauben entnommen war; „unsre Geistlichen würden Euch erklären ...." „Ohne Zweifel, gnädige Frau; denn sie erklären alles; sie nehmen sich die Freyheit, die heilige Schrift nach Gefallen zu verändern. Zum Beyspiel —" „Lassen wir das. Man kann nicht einen kleinen Augenblick mit einem Hugenotten reden, ohne daß er bey jeder Gelegenheit die heilige Schrift anführt." „Das kömmt daher, daß wir sie lesen, während sogar Eure Priester sie nicht einmal kennen; doch reden wir von etwas anderm. Glaubt Ihr, daß der Hirsch bald gefangen seyn wird?" „Ihr hängt also sehr fest an Eurer Religion?" „Ihr fangt selbst wieder an, gnädige Frau." „Ihr haltet sie für gut?" „Weit mehr als das, ich halte sie für die beste, für die einzig gute; wäre dieß nicht, so würde ich morgen eine andere annehmen." „Euer Bruder hat eine andere angenommen." „Er hatte seine Gründe, katholisch zu werden; ich habe die meinigen, Protestant zu bleiben." „Sie sind alle verstockt und taub gegen die Stimme der Vernunft!" rief sie zornig aus. „Es wird morgen regnen," sagte Mergy, gen Himmel blickend. „Herr von Mergy, meine Freundschaft für Euren Bruder und die Gefahr, in der ich Euch sehe, flößen mir Theilnahme für Euch ein" — Er verbeugte sich ehrerbietig. „Ketzer, wie Ihr, glauben nicht an Reliquien?" Er lächelte. „Und würden sich zu beflecken glauben, wenn sie eine berührten?" fuhr sie fort — „würdet Ihr Euch weigern sie zu tragen, wie wir Katholiken thun?" „Diese Gewohnheit scheint uns zum wenigsten unnütz." „Höret. Einer meiner Vettern hing einmal eine Reliquie einem Jagdhunde an den Hals und schoß dann auf zehn Schritte eine mit grobem Schrot geladene Büchse auf ihn ab." — „Und der Hund fiel?" — „Nicht ein einziges Schrotkorn berührte ihn." „In der That, das ist bewundernswerth! ich möchte wohl ein solche Reliquie haben." „Wirklich? und würdet Ihr sie tragen?" „Ganz gewiß; da die Reliquie einen Hund vor dem Schusse bewahrte, so muß sie vielmehr — doch, ist es auch gewiß, daß ein Ketzer so viel werth ist, wie der Hund eines Katholiken?"

Ohne auf ihn zu hören, knüpfte die Gräfin schnell ihr enges Leibchen auf. Sie zog eine kleine, sehr flache goldne Dose, an einem schwarzen Bande hängend, aus dem Busen. „Hier," sagte sie, „Ihr habt mir versprochen sie zu tragen. Eines Tages werdet Ihr sie mir wieder geben." „Wenn ich es vermag, gewiß." „Doch höret; Ihr werdet Sorge dafür tragen? — keine Entweihung! Ihr werdet die größte Sorge dafür tragen!" „Sie kömmt ja von Euch, gnädige Frau." Sie gab ihm die Reliquie, die er um den Hals hing. „Ein Katholik hätte der Hand gedankt, die ihm diesen heiligen Talisman gab." Mergy ergriff ihre Hand und wollte sie an seine Lippen drücken. „Nein, nein! es ist zu spät." „Bedenket, daß mir vielleicht niemals wieder ein solches Glück widerfährt." „Ziehet mir den Handschuh aus," sagte sie und reichte ihm die Hand.

Indem er den Handschuh auszog, glaubte er einen leichten Druck zu fühlen. Er drückte einen brennenden Kuß auf diese schöne weiße Hand. „Herr von Mergy," sagte die Gräfin mit bewegter Stimme, „wollt Ihr denn bis zum lezten Augenblick in Eurem Eigensinn beharren? Und gibt es kein Mittel, Euch zu rühren? Werdet Ihr Euch endlich durch mich bekehren lassen?" „Ich weiß nicht," erwiderte er lachend, „bittet mich recht schön und recht lange. Gewiß ist es, daß Niemand als Ihr mich jemals bekehren kann." „Sagt mir offenherzig — wenn eine Frau — nun — welche gewußt hätte — —" Sie hielt inne. „Welche gewußt hätte?" — „Ja, — die Liebe zum Beyspiel, die Ihr für eine Frau von einer andern Religion als die Eurige fühltet — könnte eine solche Liebe Euch nicht bewegen? — Gott bedient sich verschiedener Mittel." „Und Ihr wollt, daß ich Euch freymüthig und ernsthaft antworte?" „Ich fordere es." Mergy senkte das Haupt und zögerte zu antworten. In der That suchte er eine ausweichende Antwort. Frau von Turgis kam ihm auf eine Weise entgegen, die er nicht zurückzuweisen

Digitized by Google

wünschte. Auf der andern Seite sträubte sich sein Gewissen, das noch an den Vorurtheilen der Provinz klebte.

„Ich höre das Hallali,“ rief auf einmal die Gräfin, ohne diese so schwierige Antwort abzuwarten. Sie gab ihrem Pferde einen Peitschenhieb und flog sogleich im Galopp davon; Mergy folgte ihr, ohne ferner einen Blick oder ein Wort von ihr erhalten zu können.

In einem Augenblicke hatten sie die Jagd eingeholt. Der Hirsch hatte sich in einen Teich geworfen, aus dem man ihn mit Mühe herausgetrieben. Einige der Herren waren abgestiegen und mit langen Stangen bewaffnet hatten sie das arme Thier gezwungen, seinen Lauf aufs Neue zu beginnen. Allein die Kälte des Wassers hatte die Erschöpfung seiner Kräfte vollendet. Keuchend kam er aus dem Teiche heraus und lief schwankend dahin. Die Hunde schienen im Gegentheile neuen Muth gewonnen zu haben. In einer kleinen Entfernung von dem Teiche strengte der Hirsch, welcher fühlte, daß es ihm unmöglich sey, durch die Flucht zu entkommen, seine lezten Kräfte an, und sich mit dem Rücken gegen eine große Eiche stemmend, stellte er sich muthig den Hunden entgegen. Die ersten, die ihn anzugreifen wagten, wurden in die Luft geworfen oder ihnen die Bäuche aufgeschlizt; ein Pferd mit seinem Reiter ward unsanft zu Boden gestürzt. Menschen, Pferde und Hunde waren nun vorsichtig gemacht und bildeten einen weiten Kreis um den Hirsch, doch ohne es zu wagen, sich seinem drohenden Geweih zu nähern. Rasch sprang da der König vom Pferde, schlich sich geschickt mit dem Hirschfänger in der Hand um die Eiche herum und schnitt mit einem Hieb dem Hirsche die Kniesechsen durch. Einen kläglichen Schrey ausstoßend, stürzte dieser nun zu Boden. Augenblicklich warfen sich mehr als zwanzig Hunde auf ihn, und ihn beym Halse, bey der Nase und bey der Zunge packend, hielten sie ihn unbeweglich nieder. Helle Thränen flossen aus seinen Augen.

„Ruft die Damen herbey!“ rief der König. Die Damen näherten sich; fast alle waren vom Pferde gestiegen. „Hier, Parpaillot!“ sagte der König und stieß dem Thiere den Hirschfänger in die Seite, indem er die Klinge in der Wunde umdrehte, um sie zu erweitern. Das Blut spritzte mit Heftigkeit in die Höhe und bedeckte das Gesicht, die Hände und Kleider des Königs.

Parpaillot (Spitzkopf) war ein Schimpfname, mit dem die Katholiken oft die Kalvinisten belegten. Dieser Ausdruck und die Art, wie er hier angewandt wurde, mißfiel Vielen in der Gesellschaft, während er von Andern mit Beyfall aufgenommen wurde.

„Der König sieht wie ein Fleischer aus,“ sagte der junge Teligny, der Schwiegersohn des Admirals, ziemlich laut und mit dem Ausdrucke des Abscheues.

Gutmüthige Seelen, wie sich deren doch immer einige am Hofe vorfinden, verfehlten nicht, diesen Ausdruck dem Monarchen zu hinterbringen, der ihn im Gedächtniß behielt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Fortsezung.)

Ohne im Geringsten eine politische Gefahr dabey zu ahnen, scheint mir diese Beschäftigung in anderer Hinsicht nicht recht passend für junge Leute. Diese entziehen durch dieselbe eines Theils ihren Studien viel mehr Zeit (da insbesondere die Prüfungen meist in die Fastenzeit fallen), als wenn sie blos die Vergnügungen des Karnevals genössen und deren Arrangement Andern überließen; andern Theils ist es nicht leicht möglich, im Jünglingsalter all die Umsicht zu haben, die dazu erfordert wird, eine solche Versammlung zu vereinigen und den Collisionen auszuweichen, die damit verbunden sind. Die Jugend zerhaut gerne den gordischen Knoten und erzeugt Dissonanzen, wo nur Harmonie herrschen soll.

Unsere Redouten, seit Jahren mehr geflohen als aufgesucht, schienen in der neuesten Zeit eigentlich den Begriff einer Maskerade zu parodiren. Traurig und lautlos schwankten die armselig und geschmacklos verlarvten Zerrbilder herum und wurden, statt Andere zu necken und Neugier und Frohsinn zu erregen, vom rohen Muthwillen der männlichen Jugend aufs Grausamste mißhandelt. Auch fiel es Niemand mehr ein, eine Maske zu tragen, so lange er einen anständigen Frack besaß, in dem er sich der Welt zeigen konnte. Im laufenden Jahre wurden die Redouten wieder etwas mehr besucht. Die Direktion der ständischen Bühne, zu deren Regalien jene gehören, hat Maskenzüge veranstaltet, die jedoch nicht eben glänzend waren und daher weder bey der eleganten Welt, noch beym Adel die verschollene Maskenlust aufs Neue erzeugen konnten. Auch waren die Mitglieder jener Aufzüge meist so schweigsam, wie die übrigen Masken, höchstens machten Arlequin und Pulcinell einige Bocksprünge. Pierrot harangnirte irgend eine komische Karrikaturmaske oder ein paar Juden erlustigten die Zuschauer durch ein possierliches Kampfduett.

Nachdem ich nun dem Prager Karneval schon so viel Raum vergönnt, muß ich doch auch noch der Art erwähnen, wie das Ballvergnügen genossen wird. In dem grellen Modetostüme à la Circasso erscheinen die Damen, die Herrn in einfacherer Kleidung, doch mit den ungestalteten Claquehüten ausgerüstet, die sie selbst beym Tanze nicht ablegen, daher in der Chaine keine Hand zu reichen haben und beym Walzen, dieselbe weit hinausstreckend, fliegenden Meilenzeigern gleichen. Und der Tanz selbst! Was würden unsere Großväter und Großmütter zu den heutigen bachantischen Tänzen sagen, deren Unartigkeit schon den Walzer, ja selbst den gemüthlichen Ländler anstößig fand, blos weil Tänzer und Tänzerin in zu vertrauter Umschlingung miteinander die Reihen hinabglitten?

Wenn die rauschenden Klänge des Karnevals verhallt sind, tritt die ernste Fastenzeit ein, die größtentheils der Tonkunst und der Mildthätigkeit gewidmet ist. Sie trägt nicht wenig zu dem Ruhme bey, daß Prag mehr als irgend eine deutsche Stadt Privatanstalten zur Linderung der menschlichen Noth besizt und sich in dieser Hinsicht mit vielen englischen messen darf. Auch heuer ritten die jungen Adelichen Carroussel zum Besten der Elisabethiner-Nonnen (die theatralischen Ausstellungen zum Vortheil der barmherzigen Brüder, die sonst im Gräflich Clam-Gallasschen Hause statt fanden, sind noch ausgesezt) und für das Blindeninstitut, die Taubstummen, Hausarmen, Wittwen und Waisen aller Bürgerklassen u. s. w. wird gesungen, konzertirt und deklamirt u. s. w. Daß es mit den eigentlichen Kunstleistungen all dieser musikalischen Akademien nicht viel auf sich hat und sie dem Dilettantismus ein weites Feld darbieten, sich breit zu machen und den Wohlthätern Gelegenheit zu geben, nebst der Tugend der Mildthätigkeit auch zugleich jene der Nachsicht und Geduld zu üben, ist leicht zu begreifen. Schon Lessing sagte ja: „Die Kunst geht nach Brod!“ und das: „Point d'argent, point de suisse“ bewährt sich vielleicht nirgends so vollkommen, als bey den Tonkünstlern. Doch der Zweck heiligt die Mittel und Niemand wird die Bereitwilligkeit des Prager Publikums zur Unterstüzung solcher Anstalten verkennen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Mai 1829.

Mit Sühnungsworten wird hier nichts gerichtet;
Es bitt'rer Schimpf wird niemals gutgemacht.

Corneille,
Le Cid.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Raffinirte auf dem Pré aux Clercs.

Trotz der Ermattung von der Jagd, brachte Mergy einen guten Theil der Nacht schlaflos zu. Ein bitziges Fieber regte ihn auf und quälte seine rastlose Einbildungskraft. Tausend Gedanken, welche durchaus keine oder nur wenige Beziehung auf sein bevorstehendes Abenteuer hatten, belagerten und verwirrten seinen Sinn; mehr als einmal bildete er sich ein, das Fieber sey nur das Vorspiel einer heftigen Krankheit, die sich nach wenigen Stunden erklären und ihn an sein Lager fesseln werde. Was würde dann aus seiner Ehre? was würde die Welt sagen? und besonders Frau von Turgis und Comminges? er hätte viel darum gegeben, wenn der Augenblick des Zweykampfs schon da gewesen wäre.

Bey Sonnenaufgang fühlte er glücklicher Weise, daß die Hitze seines Bluts sich legte, und er sah ohne Unruhe dem, was ihm bevorstand, entgegen. Gelassen kleidete er sich an und verwandte sogar einige Sorgfalt auf seinen Anzug. Es schwebte ihm vor, die schöne Gräfin eile auf den Kampfplatz und finde ihn leicht verwundet, sie verbinde ihn mit eigener Hand und mache kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe. Die Glocke des Louvre schlug acht Uhr und entriß ihn diesen Gedanken; fast in demselben Augenblicke trat sein Bruder ins Zimmer. Auf seinem Gesichte lag tiefe Trauer; er schien die Nacht nicht besser zugebracht zu haben. Doch gab er sich Mühe, guter Laune zu scheinen und zu lächeln, indem er Mergy die Hand drückte.

„Da ist ein Degen," sagte er zu ihm, „und ein Dolch mit einem Stichblatt, beyde von Luno von Toledo; sieh, ob das Gewicht des Degens Dir recht ist." Er warf damit einen langen Degen und einen Dolch auf Mergy's Lager. Mergy zog den Degen, krümmte ihn, betrachtete die Spitze, und schien zufrieden. Drauf besah er den Dolch; das Stichblatt war mit unzähligen kleinen Löchern durchbohrt, um die Spitze des feindlichen Degens festzuhalten. „Mit so guten Waffen," sprach er, „werde ich mich schon wehren können." „Hier ist ein Brief für meine Mutter," fuhr er fort. Georg nahm ihn, ohne etwas zu sagen, trat an einen Tisch, öffnete eine kleine Bibel und las, um Fassung zu gewinnen, während sein Bruder sich vollends ankleidete. Auf der ersten Seite, welche der Kapitän aufschlug, las er folgende Worte von der Hand seiner Mutter: „Den 1sten Mai 15 . . ist mein Sohn Bernhard geboren. Herr, führe ihn auf deinen Wegen! Herr, bewahre ihn vor allem Uebel!" Da biß er sich stark in die Lippe und warf das Buch auf den Tisch. Mergy, der dieß sah, glaubte, es sey ihm ein gottloser Gedanke in den Kopf gekommen; er nahm mit ernstem Gesicht die Bibel, steckte sie in ein verbrämtes Futteral und legte sie in einen Schrank, alles mit Zeichen tiefer Ehrfurcht. — „Es ist die Bibel meiner Mutter." Der Kapitän ging auf und ab im Zimmer und antwor-

Digitized by Google

tete nicht. „Ist es nicht Zeit aufzubrechen?“ sagte Mergy, indem er seinen Degen umgürtete. „Noch nicht, wir haben Zeit zum Frühstücken.“

Beyde sezten sich an einen Tisch, worauf Brod stand und ein großes silbernes Gefäß voll Wein. Beym Essen besprachen sie sich lang, und als ob ihnen daran gelegen wäre, über diesen Wein und seine Güte, in Vergleich mit andern im Keller des Kapitäns; jeder wollte dem Andern durch ein so gleichgültiges Gespräch verdecken, was in seiner Seele vorging. Der Kapitän stand zuerst auf. „Wir wollen weg,“ sagte er mit heiserer Stimme, drückte seinen Hut in den Kopf bis auf die Augen und ging eilig der Treppe zu.

Sie nahmen einen Kahn und fuhren über die Seine. Im Augenblicke, da sie landeten, gewahrten sie einen Kahn mit zwey Männern, der einige hundert Fuß wetter unten über den Fluß sezte. „Da sind unsre Leute,“ sagte der Kapitän; „bleib hier!“ und er lief voraus nach dem Kahne, welcher Comminges und den Vicomte von Beville trug. „Ach! da bist Du!“ rief dieser. „Bist Du es, oder Dein Bruder, den Comminges tödten wird?“ so sprechend, umarmte er ihn mit Lachen. Der Kapitän und Comminges grüßten einander voll Ernst.

„Mein Herr,“ sagte der Kapitän zu Comminges, sobald er sich von Bevilles Umhalsung losgemacht hatte, „ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu versuchen, die traurigen Folgen eines Streits zu verhindern, bey dem es nicht auf eine Ehrensache ankömmt; ich bin überzeugt, mein Freund (er deutete auf Beville) wird sich mit mir darum bemühen.“ Beville schnitt eine verneinende Grimasse. „Mein Bruder ist sehr jung,“ fuhr Georg fort, „ohne Namen, ohne Erfahrung in den Waffen, muß sich also empfindlicher zeigen als ein anderer. Euer Ruf im Gegentheil, mein Herr, ist begründet, und Eure Ehre kann nur gewinnen, wenn Ihr vor Herrn von Beville und mir erkennen wollt, daß nur ein Versehen .....“ Comminges unterbrach ihn mit lautem Gelächter.

„Spaßet Ihr, mein werther Kapitän, und haltet Ihr mich für den Mann, der das Zimmer seiner Geliebten so frühe verläßt, über die Seine fährt, und alles dieß blos, um einen Buben um Verzeihung zu bitten?“ „Ihr vergesset, mein Herr, daß derjenige, von welchem Ihr redet, mein Bruder ist, und es ist eine Beleidigung ....“ „Und wär' er Euer Vater, was liegt mir daran? Ich kümmere mich wenig um die ganze Familie.“ „Nun wohl, mein Herr, mit Eurer Erlaubniß sollt Ihr mit der ganzen Familie zu thun haben. Und da ich der Aelteste bin, so werdet Ihr gefälligst mit mir den Anfang machen.“ „Um Vergebung, Herr Kapitän; ich bin genöthigt, wie alle Regeln des Duells es mit sich bringen, mich mit dem zu schlagen, der mich zuerst gefordert. Euer Bruder hat unumgängliche Ansprüche auf den Vorrang; wenn ich mit ihm fertig bin, stehe ich Euch zu Diensten.“ „Das ist vollkommen gerecht,“ rief Beville, „und ich für meinen Theil werde nicht zugeben, daß es anders sey.“

Erstaunt über die Länge des Gesprächs, war Mergy allmählig hinzugekommen. Er gelangte gerade zur rechten Zeit an, um zu hören, wie sein Bruder Comminges mit Beleidigungen überhäufte, und ihn am Ende eine Memme schimpfte, während dieser mit der kaltblütigsten Gelassenheit antwortete: „Nach Eurem Herrn Bruder werde ich mich mit Euch abgeben.“ Mergy ergriff seinen Bruder beym Arm: „Georg, also das ist der Dienst, den Du mir erzeigst? Herr!“ richtete er darauf das Wort an Comminges, „ich stehe Euch zu Diensten, sobald Ihr wollt.“ „Diesen Augenblick!“ antwortete Comminges. „Das ist herrlich, mein Lieber,“ sagte Beville und drückte Mergy die Hand. „Habe ich heute nicht das Leidwesen, Dich hier zu begraben, so bringst Du es weit, mein Junge.“

Comminges zog sein Wamms aus und machte seine Schuhbänder los, um dadurch seinen Entschluß zu zeigen, sich nicht um einen Schritt zurückzuziehen. Dieß war bey den Duellisten von Profession Sitte. Mergy und Beville thaten dasselbe; der Kapitän allein hatte nicht einmal seinen Mantel abgeworfen. „Was machst Du denn, Freund Georg?“ sagte Beville; „weißt Du denn nicht, daß Du mit mir vom Leder ziehen mußt? Wir gehören nicht zu den Sekundanten, die ruhig die Arme kreuzen, während ihre Freunde sich schlagen; wir machen es, wie in Andalusien.“ Der Kapitän zuckte die Achseln. „Glaubst Du denn, ich spasse? Ich schwöre Dir bey meiner Treu', Du schlägst Dich mit mir. Hol' mich der Teufel, wenn Du Dich nicht schlägst!“

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber einige Mittel zu Wiederbelebung Scheintodter.

Wenn auch die sogenannte Wiederbelebungskunst Erstickter, Ertrunkener u. s. w. wirklich eine Kunst wäre, was sie nicht ist und sobald nicht werden wird, so muß sie doch der Natur der Sache nach, da der Zufall jedes Individuum berufen kann, sie in Anwendung zu bringen, immer mehr von Dilettanten als von den Künstlern selbst ausgeübt werden; daher verdient jeder Beytrag, der unsere Kenntnisse in dieser wichtigen Sache zu erweitern verspricht, beachtet und bekannt gemacht zu werden.

Nach den Versuchen des französischen Naturforschers Leroy d'Etioles sterben mehrere Thiere, wie Schaafe, Kaninchen, Ziegen, Füchse plözlich, wenn man ihnen nur ein wenig gewaltsam Luft in die Lungen bläst; andere, wie der Hund, übersteben die Aufblasung ihrer Lungen; doch folgt immer eine Zeitlang sehr starke Kurzathmigkeit darauf,

Digitized by Google

und sie kränkeln mehrere Tage, erholen sich aber in der Regel wieder. Wie ist es nun mit dem Menschen? gehört er in Hinsicht der Widerstandsfähigkeit seiner Lunge in die Klasse der Schaafe und Füchse, oder in die der Hunde? Nur die schottischen Leichenhändler hätten darüber unmittelbar Versuche anstellen können, aber ein besonderer Fall scheint wenigstens die Gefahr des Lufteinblasens beym Menschen außer Zweifel zu setzen. Ein Mann, der mit seiner Frau scherzte, kam auf den seltsamen Einfall, ihr die Nase zuzuhalten und ihr heftig in den Mund zu blasen; sogleich stellte sich ein schmerzhaftes Gefühl von Erstickung ein und dauerte mehrere Tage zum nicht geringen Schreck des Schäkernden. So viel sich ferner aus Versuchen an Leichnamen abnehmen läßt, könnte ein gewaltsames Einblasen von Luft allerdings plötzlich tödten. Die Lunge neugeborner Kinder hat nach angestellten Versuchen weit größere Widerstandskraft als die Erwachsener, und das bey Kindern, die scheintodt zur Welt kommen, übliche Lufteinblasen scheint also verhältnißmäßig wirklich weniger Vorsicht zu erheischen, als dasselbe Verfahren bey Erwachsenen.

Aber auch beym Scheintod Erwachsener läßt sich der Nutzen des Lufteinblasens vernünftigerweise nicht in Zweifel ziehen; denn seit undenklicher Zeit wird dieses Mittel mit dem besten Erfolge angewandt; es handelt sich ganz allein darum, wie es angewandt werden soll. Das langsame Einblasen von Luft mittelst des Munds oder eines vorsichtig geführten Blasebalgs ist sicher eines der kräftigsten Mittel bey Erstickung; treibt man aber die Luft, wie sogar berühmte Schriftsteller rathen, gewaltsam ein, so kann dieses an sich heilsame Mittel äußerst gefährlich wirken. Da dieß nun bisher so gut als unbekannt war, so muß man ernstlich darauf aufmerksam machen und namentlich bemerken, daß zwischen dem Einblasen mittelst des Mundes und einer in die Kehlöffnung gebrachten Blasebalgröhre ein großer Unterschied ist; auf dem lezten Wege kann man offenbar leicht die Lungen zerreißen und den Scheintod plötzlich in den wahren verwandeln. Der Blasebalg wird indessen, weil man blos daran denkt, daß die so eingeblasene Luft reiner ist, allgemein empfohlen und angewandt, und Blasebälge gehören überall zu den öffentlichen Rettungsapparaten.

Sehr interessant ist in dieser Beziehung die Beobachtung, daß seit Einführung dieses Instruments in Paris, wo jährlich mehr Menschen ertrinken, als in mancher deutschen Residenz im Bette sterben, die Hülfe, welche man den Ertrunkenen leistet, bey weitem keinen so guten Erfolg mehr hat. In sechs Jahren, von 1820 — 1826, wurden 1835 Ertrunkene aus der Seine gezogen; 368 davon erhielten ärztliche Hülfleistung und 283 von diesen kamen wieder zum Leben. Vom Jahr 1772 bis 1778 dagegen brachte der Pariser Schöffe Pia, der Stifter der Rettungsanstalten für Ertrunkene, von 954 Unglücklichen, denen er seine Hülfe angedeihen ließ, 813 wieder zum Leben, d. h. er rettete ⅞, während jezt blos ⅓ zum Leben gebracht werden. Im Ganzen werden nur an einem Achttheil der Ertrunkenen Rettungsversuche angestellt.

Es wäre diesem nach gar nicht unmöglich, daß die Art des Lufteinblasens, wie es gegenwärtig bey Erstickten oft vorgenommen wird, statt seine Wirksamkeit zu vermehren, die Wahrscheinlichkeit der Rettung bedeutend vermindert hätte.

War man in der neuern Zeit mit der Anwendung des Blasebalgs gar zu freygebig, so scheint dagegen ein anderes sehr wirksames Rettungsmittel bey Ertrunkenen, das im vorigen Jahrhundert fast allgemein empfohlen wurde, fast ganz außer Gebrauch gekommen zu seyn. Dieses Mittel besteht darin, daß man die Brust und den Unterleib mäßig drückt, dabey die elastischen Rippen auf- und abbewegt, und gleichsam eine künstliche Respiration hervorbringt, wodurch häufig die Lebensthätigkeit des Zwergfells erweckt und der natürliche Athmungsprozeß wieder hergestellt wird. Es ist ein alter Schifferbrauch, die Ertrunkenen heftig zu rütteln, und oft half dieses Verfahren noch bey Menschen, die eine Viertelstunde unter Wasser gewesen waren. Einem Mann, der sich in seiner Jugend mit Arzneykunde abgegeben hatte, fiel auf der Jagd bey großer Hitze ein Hund für todt nieder; er ließ ihn liegen, aber nach einiger Zeit kam er auf den Gedanken, ob das Thier nicht noch zu retten sey; er faßte es also mit beyden Händen an der Brust und schob die Rippen auf und ab, wodurch sich die Brust wie ein Blasebalg abwechselnd zusammenzog und erweiterte; in wenigen Minuten kam das Thier, das seit zehn Minuten todt geschienen hatte, wieder zu sich. Als ihm derselbe Fall noch einmal begegnete, stellte er absichtlich Versuche an ertränkten Thieren an und das Mittel schlug ihm, nach einigen Minuten angewandt, nie fehl. Einst ging er an einem Flusse vorüber, als eben die Bauern einen Ertrunkenen herausgezogen hatten; sogleich ließ er ihn aufrecht setzen, ergriff ihn mit beyden Händen unter den Achseln und rüttelte und schüttelte ihn heftig. Alsbald kam der Ertrunkene wieder zu sich; das erste aber, als er zur Besinnung kam, war, daß er sich in heftigem Zorn aufraffte und auf seinen Retter losschlug. Waren die Umstehenden darüber erstaunt, so war es dagegen dem Hundeerwecker nichts Neues, denn mehr als einmal war er bey seinen Versuchen von den zum Leben erwachenden Hunden gebissen worden. Ist bey dieser Methode, da man den Körper aufrecht und den Kopf hoch hält, von einem Schlagfluß durchaus nichts zu befürchten, so war dagegen die alte Methode, da man den Ertrunkenen in ein Faß steckte und von einer Anhöhe herabrollen ließ, in dieser Hinsicht desto gefährlicher.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Es gibt in der Académie des Inscriptions et belles Lettres einige Herren, welche der Meynung sind, daß, weil sie einmal drinnen sitzen, man die Thür sehr füglich verschließen und die andern, welche hinein wollen, draußen stehen lassen könne. Diese Herren haben denn auch vor mehreren Jahren die königliche Ordonnanz bewirkt, welche gebot, in jener Akademie 10 Mitglieder aussterben zu lassen. Quatremère de Quincy wurde als der Haupturheber dieses ungerechten Beschlusses im Publikum angegeben, und da er sich seitdem selbst desselben gerühmt hat, so ist dieses auch jezt kein Geheimniß mehr; einige jüngere Akademiker hatten sich ihm angereiht und dieses kleine Häuflein war fest entschlossen, wie es scheint, sobald keinen neuen Mitbruder zu ernennen; die Herren genügten sich selbst und es dünkte ihnen, daß es keiner andern Gelehrsamkeit als der ihrigen bedürfe, um die Akademie aufrecht zu erhalten. Sobald aber nun das Corbièresche Ministerium ein Ende genommen hatte und ein vernünftigeres an dessen Stelle getreten war, erfolgte eine Gegenwirkung von außen her auf die Akademie; diejenigen Kandidaten, die man hatte entfernen wollen, drangen auf die Abschaffung der unklugen Corbièreschen Verordnung und auf die Wiederherstellung der vorigen Ordnung der Dinge. Die Tagblätter, die Gottlob nun wieder frey reden konnten, und die Deputirten auf der Rednerbühne unterstützten sie, indem sie verlangten, das von der Nation so freygebig dargegebene Geld solle besser und mit nicht so karger Hand zur Aufmunterung der Gelehrten gespendet werden; der jetzige Minister, v. Martignac, suchte das geschehene Unrecht wieder gut zu machen und stellte durch eine neue königliche Verordnung die Corbièresche ab, wobey er vorschrieb, die Lücken in der Akademie sollten zur Hälfte in diesem Jahr, zur Hälfte im folgenden besezt werden. Da das Jahr aber bis zum 31. Dezember dauert, so hat es sich die Akademie bisher noch nicht angelegen seyn lassen, auch nur eine einzige der leeren Stellen zu besetzen. Dasselbe Häuflein, welches zuvor Niemand hineinlassen wollte, hat auch jezt noch Einfluß genug, um die Thüre verschlossen zu halten; vielleicht hofft es, daß Martignac sich nicht lange auf seinem Posten werde halten können und daß es alsdann unter einem nachgiebigern Minister wiederum die Akademie auf drey Viertel zu reduziren im Stande seyn werde. Die armen Kandidaten ringen verzweiflungsvoll die Hände vor den Thüren; allein das Häuflein sezt ihnen seine Vis inertiae entgegen und kümmert sich wenig um die bittern Klagen der Kandidaten und ihrer Anhänger in den Tagesblättern. So standen nun die Sachen, als neulich Hr. Gail starb und dadurch ein Sitz in der Akademie leer ward, welcher doch wieder besezt werden mußte. Es regte sich alsbald ein Schwarm von Kandidaten und den Akademikern wurde beynahe bange vor der Menge von Sollizitanten, die ihnen auf den Hals kamen; Einige schlugen auch weislich vor, man möchte doch bald alle Stellen besetzen, um der lästigen Besuche los zu werden. Das wurde aber nicht angenommen. Man beschloß, blos den Hrn. Gail zu ersetzen. Es fehlte den Kandidaten nicht an warmen Unterstützern in den Tagblättern; das eine behauptete, es sey doch eine Sünde, daß Champollion, der die Kunst erfunden habe, die Hieroglyphen zu lesen (so stand es in den Zeitungen), noch nicht in der Akademie sitze; ein anderes erhob die HH. Thierry, Guizot und andere Geschichtschreiber himmelhoch; des erstern sollte man sich erbarmen, weil er beynahe blind geworden sey; ein drittes wollte wissen, Cousin sey der gründlichste und beredtste Philosoph unserer Zeit, ihm gebühre vor allen der Platz in der Akademie; andere hatten Niemand, der sie in den Zeitungen ausposaunte, waren aber nicht weniger Akademiefähig als die andern, und man konnte unter den Kandidaten ein Dutzend anführen, die mit Recht Anspruch auf die akademische Stelle machen durften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Von Konzerten, welche mehr auf sich selbst beruhten, weiß ich nur jene des Conservatoriums und der Klavierlehrerin Dem. Barth zu erwähnen. Letztere ist eine ausgezeichnete Pianofortespielerin, die mit außerordentlicher Bravour, Leichtigkeit und seltener Ruhe Schwierigkeiten überwindet, die oft so über alle Maßen künstlich und spitzfindig sind, daß man es ihr nicht einmal recht Dank weiß, wenn sie es sich nicht leichter macht. Das war dießmal mit dem Pianofortekonzert von J. P. Pixis der Fall, welches mehr zum Erstaunen der Pianofortespieler und Entsetzen der Dilettanten, als zum Ohrenschmaus der Zuhörer geschrieben scheint.

Das Conservatorium der Musik besteht seit 1810 und hat in den 19 Jahren seiner Wirksamkeit seinem ersten Zweck, brauchbare Instrumentisten zu bilden, mehr als entsprochen. Aus dieser Kunstschule sind nicht nur tüchtige Orchestermitglieder und Kapellmeister hervorgegangen, die in allen Theilen der Monarchie wie im Auslande gern aufgenommen werden; sondern es hat auch schon ausgezeichnete Konzertisten und Komponisteurs gebildet, deren Erstlingsfrüchte jährlich in den beyden Konzerten des Instituts, zur Seite vorzüglicher klassischer Werke des In- und Auslandes, der Vergangenheit und Gegenwart, dem Publikum vorgeführt werden. Da der Unterricht in dieser Lehranstalt, in zwey Klassen getheilt, auf sechs Jahre beschränkt ist und die Zöglinge, wie sie in die zweyte Klasse treten, auch zu den Konzerten verwendet werden, so erscheint hier alle drey Jahre ein neues jugendliches Orchester und neue Konzertisten. Die Direktion wählt natürlich zu den lezteren die hervorstechendsten Talente und es ist für den Kenner der Tonkunst ein überaus angenehmes Geschäft, zu prüfen und zu beobachten, welches Instrument die begabtesten Knaben und Jünglinge (oft machen jene diesen den Rang streitig) zählt. Gewöhnlich läuft die Violine den übrigen den Rang ab, heuer theilte das Klarinet den Preis der Theilnahme und dem Violoncell wurde einstimmig der erste zuerkannt. Allein so interessant die Leistungen der Zöglinge im Solospiele in kunsthistorischer Rücksicht sind, bleiben doch die Ensemblestücke die Hauptsache und wenige Orchester dürften hierin eine Parallele mit diesen jungen Leuten aushalten. Der schwächste Theil des Ganzen ist bisher die mit dem Institute vereinigte, aber erst seit 10 bis 12 Jahren begründete Gesangschule. Bisher ist aus derselben noch kein einziger nur leidlicher und anderswo als im Chor brauchbarer Sänger, und auch nur Eine einzige bedeutende Künstlerin hervorgegangen. Dieß war Dem. Henriette Sontag, die jedoch vor ihrer gänzlichen Ausbildung von dem Unterricht im Institute ausgeschlossen wurde, weil sie bereits in theatralische Verbindung getreten war. Dieser Stern am musikalischen Horizont Europens gehört aber eigentlich auch unter jene seltenen Talente, welche sich mehr aus ihrem reich begabten Innern entfalten und bilden, als sie ihren Lehrern verdanken; denn keiner ihrer Lehrer und Lehrerinnen, sowohl im Conservatorium als außer demselben, hat der Welt bis jezt eine zweyte bedeutende Sängerin geliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 109.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Mai 1829.

Je weiter sich ein Gesellschaftszustand durch Zeit und Charakter von dem unsrigen entfernt, desto größern Nutzen können wir oft aus seiner Betrachtung ziehen.

Montesquieu.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

Da wo jezt im schönen Waadtland ein freundliches, wohlhabendes Dorf an dem andern liegt, wo sich wohlbebaute Felder und Wiesen aneinanderreihen, wo sich in den Gärten die Bäume unter trefflichem Obst beugen, fand der Reisende in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung nur einzelne dürftige Wohnungen und Höfe, dichte Tannenwälder und wilde Bergwasser ohne Brücken und Dämme, denn diesen traurigen und einförmigen Landstrich bewohnten nur alte helvetische Ureinwohner. Da war keine Spur von römischer Kolonie; aber oben gegen Norden blühete an seinem See Aventicum (Avenches), die helvetische Hauptstadt, im Süden Geneva, Lausanna, Rugodunum u. s. w. in römischer Kultur, die sich oft sonderbar mit des eingebornen Volkes Sitten und Gebräuchen mischte. Wie interessant, ja wie wichtig wäre es, könnten wir von diesem helvetisch-gallisch-römischen Gesellschaftszustand, in welchem sich die Grundlage zu der ganzen moralischen und politischen Verfassung der jetzigen Bewohner Galliens und Helvetiens bildete, eine Anschauung erhalten; wie anziehend müßte es seyn, könnten wir bald in denjenigen Momenten, welche das zweyte und das neunzehnte Jahrhundert unendlich weit zu trennen scheinen, die Analogie beyder Epochen erkennen oder doch ahnen, bald da, wo die Verhältnisse fast dieselben sind, und die Welt stille gestanden zu haben scheint, den stillen, aber unaufhaltsamen Gang einer sechszehnhundertjährigen Kultur bemerken. Da uns nun eine solche Anschauung versagt ist, so nehmen vielleicht die Leser mit einer, nach den alten Schriftstellern, nach Münzen, Inschriften, alten Bauwerken und Alterthümern jeder Art entworfenen Schilderung vorlieb, und stellen sich vor, der junge Septimius von Aventicum sey in Rom erzogen worden, kehre endlich mit römischer Bildung ausgestattet in die Vaterstadt zurück, und beschreibe in Briefen an einen römischen Freund sein fernes Vaterland.

* * *

Aventicum.

Schon drey Stunden vor Aventicum merkt man die Nähe der Hauptstadt, das Land ist bevölkerter, besser angebaut, es ist mehr Bewegung unter den Leuten. Bald beginnt auch eine gute Landstraße auf steinernem Rost, wo sich zwey Wagen bequem ausweichen können. Es gehen Sänften von den anliegenden Landhäusern ab und zu, dazwischen prächtige Wagen oder öffentliche Kutschen (eine Art Diligences oder Messagerien, wie sie August für Reisende und für den Waarentransport eingerichtet). Dahinter kommen Soldaten, die Pike auf der Schulter und ihr Gepäck mit Riemen auf den Rücken geschnallt. Sie ziehen zu ihren Legionen am Rhein oder in den Rhätischen Provinzen. Immer gedrängter wirds von Leuten aus der Stadt, Männern und Frauen, dazu eine Menge Sklaven, Pferde, Mäuler und Hunde, kurz das helvetische Rom naht.

Digitized by Google

Wie dort, reihen sich hier Tempel, Säulengänge, Thermen, Ampditheater, Cirken und Theater an einander, nur alles im Kleinen. Es ziehen Legionen auf und ab. Hier wie in Rom siehst Du habsüchtige Generale, dünkelhafte Präfekten und um sie kriechende Freygelassene, die ihren Herrn schmeicheln und sie dafür betrügen. Auch an den Blutsaugern fehlt es nicht, die sich mästen und blähen auf des armen Volkes Unkosten; überall zeigt sich der Einfluß Roms in den gleißenden Sitten und in der Verdorbenheit, die nicht mehr das Dunkel sucht. Auch hier lebt man in ewigem Zwang, in Rücksichten aller Art, zwischen Pflichten, Anstand und Gebräuchen; man muß Menschen schonen, ja gar freundlich mit ihnen thun, wiewohl man sie verachtet; andern muß man die Hand drücken, weil sie schaden können, oder doch gefährliche Neider sind. Glaubt ja nicht, daß es uns an Genüssen und an den Künsten fehle, die das Leben verschönern. Aber auch das Nachtheilige der Civilisation haben wir in Hülle und Fülle. Diese Bildung lehrte uns in Menge erkünstelte Bedürfnisse kennen, sie lehrte uns Glanz, Schimmer, Freuden, Laster und Leiden, die früher zwischen diesen Bergen unbekannt waren, und die Niemand ahnete. Kurz, das einst so keusche und züchtige Aventicum gleicht unserer Nachbarin Lugdunum (Lyon), wo Du Sybaris selbst nicht vermissest. Vespasian hat die Stadt wesentlich verschönert, und auf seinen Befehl erhoben sich Gebäude, die von römischer Größe zeugen, wenigstens von der, die man nach Fußen messen kann. Die starken, bethürmten Mauern ziehen wie die von Rom über mehrere Hügel weg. In den breiten Straßen und auf den weiten Plätzen, die wir früher in Helvetien nicht kannten, stehen ansehnliche, mitunter herrliche Gebäude, denn mit so manchem Unschönen und Ungutem sind auch die Künste bey uns eingewandert. Auch wir haben unsere Baumeister, Bildhauer und Maler; aber mit lezterem sieht es scheu aus, und ein alter Grieche, der sich hier niedergelassen, übertrifft sie bey weitem. Sie machen auch schöne Mosaikfußböden.

Das Forum liegt mitten in der Stadt, und an einer Seite des großen Platzes der Apollotempel. Ihm gegenüber zieht sich der Markt hin, in dessen Mitte eine Ceresstatue steht. Hier kommen alle Müssiggänger zusammen, da werden die Neuigkeiten aus Rom und aus den Provinzen besprochen. Hier wird getadelt und über die Obrigkeit losgezogen oder gelobhudelt und gekrochen, je nachdem es nun kömmt. Reges Treiben nach allen Richtungen macht übrigens den Markt sehr unterhaltend, und seine Habitués heißen auch hier Forenses. Auch in den Straßen drängt sich eine thätige Menge. Da kommen eine Menge Leute über die Stufen des Apollotempels herab und haben Mühe durchzukommen. Dort unterhält sich friedlich ein Paar Landeigenthümer über den Kauf eines Ackers. Links flucht einer über dieses oder jenes, und schwört beym Jupiter, beym Kaiser, bey seinem eigenen Kopf. Weiterhin spielt ein Haufen Knaben; sie üben sich im Laufen, ringen mit einander oder spielen mit kleinen Knochen. Wie komisch sehen dagegen die wichtig thuenden Rathsherrn aus, die hinter einem Liktor gehen, der ihnen Platz machen und die Leute auf die Seite schieben muß. Dieß stört aber jene zusammenstehenden Kaufleute, Krämer und Mäkler nicht, denen ihr Handel und Wandel über Alles geht. Alle Tage werden der Advokaten, Prokuratoren und Kandidaten mehr, die geschäftig hin- und herlaufen, und wie Eideren in die Häuser schlüpfen. Lacertenartig sehen auch jene schmucken Dirnen aus, die aber die Augen nicht niederschlagen, die viel auf redende Vorder- und Hinterfaltung ihrer Gewänder halten, und die reichen Haarflechten mit schimmerndem Staub gepudert haben. Auf dem Forum und den andern Plätzen stehen eine Menge Kaiserstatuen und Standbilder von Männern, die der Schweiz wichtige Dienste geleistet haben. Manchmal erinnert auch blos eine Büste oder eine Inschrift an sie. Bisweilen spricht darin wahrer, wohlverdienter Dank, häufiger jedoch Lobgehudel, wie es uns von Rom aus vorgeschrieben wird. In Beziehung auf Kunst können diese Statuen freylich nicht gerühmt werden. Die mehrsten sind hier von Freygelassenen aus Sandstein gemacht. Nur zwey sind aus Marmor und kamen von Rom. Die, welche in den Kunstländern gewesen, meynen, es sey nicht viel daran, denn Rom schicke nicht leicht etwas Gutes und Schönes in die Provinzen, schleppe es aber gern da weg.

Hier und da zeigen sich kleine Nischen, worin die Laren des Volks stehen; hier strömt die Menge zu, alles drängt sich um die freundlichen Götter mit seinen stillen Hoffnungen und Wünschen und Befürchtungen. Diese Laren haben auch in jedem nur etwas bedeutenden Hause ihren Altar. Hierher kommt Groß und Klein schon am frühen Morgen mit Blumen und Kränzen, Dank oder Bitte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Du bist ein Narr und ein Thor," sagte der Capitain kalt. „Alle Wetter, Du gibst mir Genugthuung für diese beiden Worte, oder Du zwingst mich zu etwas..." Beville hob seinen Degen, der noch in der Scheide war, als ob er Georg damit schlagen wollte. „Du willst es," sagte der Capitain; „es sey!" In einem Augenblicke war er entkleidet.

Comminges stieß mit einem ganz eigenthümlichen Anstand seinen Degen in die Luft, und bey'm ersten Schwung flog die Scheide zwanzig Schritte weit. Beville wollte es

Digitized by Google

nachmachen; aber die Klinge kam nur zur Hälfte aus der Scheide, was zugleich für eine Ungeschicklichkeit und als üble Vorbedeutung galt. Die beiden Brüder zogen ihre Degen mit weniger Umständen, warfen aber ebenfalls ihre Scheiden weg, die ihnen hinderlich seyn konnten. Ein jeder nahm seine Stelle vor dem Gegner, den entblößten Degen in der Rechten, in der Linken den Dolch. Sie banden die vier Klingen zu gleicher Zeit.

Zuerst schlug Georg durch die Bewegung, welche bei den damaligen italienischen Fechtmeistern liscio di spada e cavare alla vita hieß, Beville den Degen aus der Hand und sezte ihm die Spitze des eigenen Degens auf die nackte Brust; aber anstatt sie zu durchbohren, neigte er gelassen seine Waffe. „Wir sind nicht von gleicher Stärke" sagte Georg, „genug, warte nicht, bis ich in Zorn gerathe."

Beville war erblaßt, als er den Degen Georgs vor seiner Brust sah. Etwas bestürzt, reichte er ihm die Hand, beide steckten ihre Degen in den Boden, und ihre ganze Aufmerksamkeit war nunmehr auf die zwei Hauptpersonen des Auftritts gerichtet.

Mergy hielt sich tapfer und kam nicht außer Fassung. Er war ziemlich gewandt im Fechten, und seine Körperstärke übertraf bei weitem die von Comminges. Eine Zeit lang parirte er nur äußerst vorsichtig, wich aus, wenn Comminges zu weit ausfiel, und kehrte ihm stets die Spitze seines Degens nach dem Gesichte, während er mit dem Dolche die eigene Brust deckte. Der unerwartete Widerstand reizte Comminges. Man sah ihn erblassen. Bei einem so herzhaften Manne drückte die Blässe nur das Uebermaß seines Zornes aus. Wüthend wiederholte er seinen Angriff. Bei einem Ausfall hob er mit großer Geschicklichkeit den Degen Mergy's und, sich rasch vorbeugend, hätte er ihn unfehlbar durch und durch gestochen, ohne einen fast wunderbaren Umstand, welcher den Stoß vereitelte. Die Degenspitze stieß wider das Reliquienkästchen von reinem Golde, gleitete ab und rannte etwas seitwärts. Anstatt in die Brust zu dringen, bohrte sich der Degen nur in die Haut, drang längs der Rippe vor und kam zwei Zoll von der ersten Wunde wieder heraus. Ehe Comminges seine Waffe zurückziehen konnte, stieß ihm Mergy seinen Dolch gegen den Kopf mit solcher Heftigkeit, daß er das Gleichgewicht verlor und stürzte. Comminges fiel zugleich über ihn; die Secundanten glaubten, beide seyen todt. Aber bald hatte sich Mergy erhoben und schnell den zur Seite gefallenen Degen ergriffen. Comminges rührte sich nicht. Beville hob ihn auf; sein Gesicht war mit Blut bedeckt; er wischte es mit seinem Taschentuche weg und sah, daß der Dolch in's Auge gedrungen und sein Freund auf der Stelle gestorben war; der Stahl hatte sich ohne Zweifel bis in's Hirn gebohrt. Mit verstörtem Blick betrachtete Mergy den Leichnam.

„Du bist verwundet, Bernhard," sagte der Capitain, auf ihn zulaufend. „Verwundet?" fragte Mergy, und nun erst bemerkte er, daß sein Hemd von Blut triefte. „Es ist nichts," sagte der Capitain, „der Stoß ist abgeglitten." Beville ließ die Leiche, welche er hielt, auf das Gras fallen und gab sogleich sein Tuch, wie auch das von Comminges, welches er aus dessen Wamms holte, um Mergy zu verbinden. „Lieber Gott! Freund, welcher Dolchstoß! Ihr habt einen furchtbaren Arm! Daß mich der Tod! Was werden die Herren Raffinirten von Paris sagen, wenn solche Gesellen aus der Provinz ihnen auf den Hals kommen! Bitte, sagt mir doch, wie viel Duelle habt Ihr schon gehabt?" „Ach!" erwiderte Mergy, „dieß ist mein erstes. Aber um Gotteswillen geht, helft Eurem Freunde." „Alle Teufel, wir Ihr ihn zugerichtet, braucht er keine Hülfe. Der Dolch ist ins Hirn gedrungen und der Stoß war so gut und so tapfer beygebracht, daß.... Seht seine Augenbraunen und seine Wange: das Stichblatt hat sich darauf gedrückt, wie ein Siegel auf Wachs." Mergy zitterte an allen Gliedern, Thränen rollten ihm über die Wangen. Beville hob den Dolch auf und betrachtete aufmerksam das Blut, welches die Vertiefungen des Stichblatts füllte. — „Das ist ein Werkzeug, zu dessen Ehre der jüngere Bruder des Comminges eine stattliche Kerze anzünden kann. Der hübsche Dolch da macht ihn zum Erben eines prächtigen Vermögens." „Laßt uns gehen.... Bringe mich weg," sagte Mergy mit erstickter Stimme, seinen Bruder beim Arme nehmend. „Betrübe Dich nicht," sagte Georg, indem er ihm half, sein Wamms anzuziehen. „Am Ende ist der Mensch, der da gefallen, des Bedauerns nicht sehr würdig." „Armer Comminges!" rief Beville; „und von einem jungen Mann erlegt zu werden, der sich zum ersten Mal schlägt! Der Du Dich gegen hundert Mal geschlagen hast! Armer Comminges!" Damit war seine Leichenrede zu Ende. Indem Beville einen lezten Blick auf seinen Freund warf, sah er die Uhr des Verblichenen nach damaliger Sitte an seinem Halse hängen. „Alle Wetter!" rief er, „Du brauchst jezt nicht mehr zu wissen, welche Zeit es ist." Er nahm die Uhr ab und steckte sie in die Tasche, mit der Bemerkung, der Bruder des Comminges werde reich genug, und er wolle sie zum Andenken an seinen Freund behalten. Die Brüder wollten sich entfernen; „wartet auf mich," rief er ihnen zu, schnell sein Wamms anziehend: „Ey, Herr von Mergy, Ihr vergeßt Euren Dolch! Den müßt Ihr nicht verlieren." Er wischte die Klinge am Hemde des Todten ab. „Zu! Schiffer, rühre, als ob Du eine Pistole gewinnen wolltest. Da kommen Leute mit Hellebarden auf uns zu, die Herrn Wachmeister vom Thurme von Nesle; mit diesen wollen wir nichts zu schaffen haben." (Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Das dirigirende Häuflein in der Akademie machte sich über die Tagblätter und über die Zeitungen lustig und wählte den Hrn. Pardessus, an welchen keine Zeitung gedacht hatte. Nun ging der Spektakel in den Tagesblättern los. Das Journal des Débats bezeigte sich entrüstet darüber, daß man seine Günstlinge bey Seite gelassen hatte; es deckte die in der Akademie herrschenden Intriguen ohne alle Schonung auf und drang auf die Vermittlung der Regierung, um dem „Skandal" ein Ende zu machen und die leeren Stellen selbst zu besetzen, weil sie sonst nur durch oberflächliche Gelehrte, wie Hr. Pardessus sey, besezt werden würden. Allerdings ist es jämmerlich, einen gelehrten Verein niedrigen Ränken preisgegeben zu sehen, und es läßt sich nicht denken, wie solch ein Ränkegeist sich wird vertilgen lassen können, indem er wie ein Krebsschaden um sich greift. Allein deßhalb einen Machtspruch von Seiten der Regierung anzurufen, heißt doch ein Uebel durch ein anderes ersetzen; denn die Freyheit der Wahlen ist ein Hauptvorrecht einer Akademie und man muß immer voraussetzen, daß eine Akademie besser weiß als die Regierung und als die Zeitungen, welche Gelehrte zu ihr passen. Dieß machte auch das dirigirende Häuflein der Akademie in einem ihm ergebenen Tagblatte geltend. Der Globe wollte ebenfalls nichts von der Dazwischenkunft der Regierung hören, meynte aber doch, die Ernennung des Hrn. Pardessus sey nicht allein eine schlechte Wahl, sondern auch eine schlechte Handlung. Die kleinern Blätter schossen scharfe Witzpfeile auf den ernannten Kandidaten und auf diejenigen Akademiker ab, die ihn ernannt hatten. Abel Remusat scheint zu den leztern zu gehören; der gelehrte Sinologe hatte sich durch seine in philosophischem Geiste abgefaßten Arbeiten bisher bey den Liberalen in großem Ansehen zu erhalten gewußt, allein seitdem er in die Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher (das heißt im Sinne der Kongregation) aufgenommen worden und man erfahren hat, wie er sich dießmal bey der Geschichte in der Akademie benommen, hat er es mit dieser Parthey verdorben und es wird ihn viel Mühe kosten, sich jezt wie zuvor bey allen politischen Partheyen Frankreichs in Ansehen zu erhalten. Pardessus ward aber noch weit schlimmer von den Journalen behandelt. Er, ein ehrs und gewinnsüchtiger Mann, welcher Richter am Kassationshofe, Professor an der Rechtsfakultät, Deputirter in der Kammer ist und ein äußerst bedeutendes Einkommen hat, war schon vorher wenig beliebt wegen seiner blinden Anhänglichkeit an das Villèlesche Ministerium und wegen der vielen antiliberalen Aeußerungen in seinen Reden vor der Deputirtenkammer; seine Ernennung zum Akademiker hat ihn nun vollends zur Zielscheibe des Witzes der Tagesblätter gemacht. Eins derselben will wissen, seitdem er Mitglied der Académie des Inscriptions geworden, betrachte er aufs merksam mit der Lorgnette die Inschriften an den Gebäuden von Paris, und er habe es schon so weit gebracht, daß er die nicht lateinisch abgefaßten ziemlich geläufig lesen könne. Solche muthwillige Scherze haben sie seit 14 Tage dem Publikum, das sich an so etwas ergözt, mit allerley Varianten aufgetischt. Die ersten Tagblätter äußern aber mit Recht ihren Unwillen darüber, daß man einen Mann gewählt habe, welcher der akademischen Ehre und Pension gar nicht bedarf und weit weniger Ansprüche darauf machen kann, als so viele Gelehrte, die nicht wie er die Gelehrsamkeit dewläufig treiben, sondern davon leben. Wollte man Hrn. Pardessus in der Akademie haben, so brauchte man ihm ja nur eine der 10 Honorarstellen zu geben, worüber die Akademie ebenfalls verfügt und mit denen kein Gehalt und kein akademisches Votum verknüpft ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, April.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon in meinem ersten Berichte der väterlichen Sorgfalt gedacht, womit unser Landesgouverneur, Graf von Chotek, für die Unterstützung der ärmsten Volksklassen wirkt. Ihm verdankt auch die neue freywillige Arbeitsanstalt und die Armenversorgungsanstalt zur gänzlichen Aufhebung der Haus- und Straßenbetteley ihr Entstehen. Die erste zeigt einen so günstigen Fortgang, daß, öffentlichen Anzeigen zu Folge, schon auf Erweiterung ihres Lokales gedacht werden mußte. Wenn die zweyte ihrem schönen Zwecke noch nicht vollkommen entspricht und dem Uebel bisher nur zum Theile gesteuert ist, so liegt das wohl großentheils in dem Umstande, daß die Bewohner Prags diese Institution nicht mit Liberalität unterstützen, die sonst dieselben zu charakterisiren pflegt. Leider schien der größte Theil den Zweck dieser Einrichtung nicht gehörig zu fassen, und Manche, welche, die ganze Woche hindurch von Bettlern bestürmt, im Laufe des Jahres bedeutende Summen an dieselben vertheilen, unterzeichneten im vorigen Jahre zu jener Versorgungsanstalt nur wenige Gulden; ja selbst sehr wohlhabende Bürger entzogen sich unter nichtigen Vorwänden der Mitwirkung ganz. Andere, und besonders der gesammte Handelsstand, sollten reichliche Beyträge, obschon die Zeitverhältnisse für den leztern nicht eben die günstigsten sind. Nachdem man sich von der Zweckmäßigkeit dieses Instituts durch die Verminderung der Betteley überzeugt hat, steht zu erwarten, daß die Subskriptionen dieses Jahr ergiebiger ausfallen dürften. Wollte jeder reiche und wohlhabende Bewohner nur die Hälfte von dem, was ihn sonst die Bettler kosteten, hier zur regelmäßigen Vertheilung beytragen, so wäre gewiß der Straßenbetteley auf immer gesteuert. Durch diese Summe würden die wahren Bedürfnisse der sämmtlichen Armen hinlänglich gedeckt seyn, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß freche und zudringliche Bettler täglich mehrere Gulden sammelten und, nachdem sie den Tag über die Schwachen, Hinfälligen, Blinden und Lahmen gespielt, des Abends in ihren Herbergen ziemlich lecker schmausten, während verschämte, wahre Dürftige die bitterste Noth litten.

Auf unserer Bühne war die wichtigste, und zwar beimathliche Neuigkeit der leztern Zeit Eberts vaterländisches Schauspiel: „Bretislaw und Jutta." Es ist besonders erfreulich in der Hinsicht, daß endlich einmal ein Dichter gewagt hat, ganz gegen die Sitte der Künsteley unserer Zeit, durchaus nicht auf den Effekt hinzuarbeiten, der darum nicht minder reichlich hervorgebracht wurde. Die Sprache ist schön und edel, die Situationen ergreifend und wirksam, der technische Bau großentheils gut. Bretislaw ist ein vortrefflich durchgeführter Charakter, das Urbild roher Kraft und rein menschlichen Gefühls. Manche der übrigen haben mehr den Zuschnitt von gewöhnlichen Bühnenhelden. Vorzüglich ist Ebert mit dem Herzog Udalrich, von dem die Chronik ein recht kräftiges Bild gibt, nicht minder grausam umgegangen, als Grillparzer mit seinem Ottokar. Von jenem ist nichts übrig geblieben als ein alltäglicher zärtlicher Vater nach dem theatralischen Zuschnitt.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 110.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Mai 1829.

So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit.

Matthisson.

Die königlichen Grüfte in St. Denis.

Die Umgebungen von Paris besitzen eine Menge mehr oder minder bekannter Punkte, deren Gründung mitunter noch in die Periode der römischen Herrschaft und die Ausbreitung des Christenthums in Gallien reicht. So wurde z. B. Nanterre, der Geburtsort der heiligen Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, im 5ten Jahrhundert Nemetodorum genannt, und wir dürften blos einige der neuern Geschichtswerke über Paris ausziehen, um eine Menge ähnlicher Beweise zu finden, die von der frühen Kultur dieser Gegend zeugen. Jezt ist Nanterre ein unbedeutendes Oertchen und doch wirkte dier einst ein in seiner Zeit so hoch berühmter Mann wie der heilige Germanikus, einer der Väter der gallikanischen Kirche. Diese Notiz würde uns entgangen seyn, wenn nicht einige schöne Bilder der heiligen Genovefa, wie sie als ein Landmädchen auf dem herbstlich kahlen Felde ihre Heerde hütet, uns auf ihren Geburtsort aufmerksam gemacht und der Kontrast, daß eine Hirtin die Schutzpatronin der weltlichsten aller Städte geworden, uns angezogen hätte. Die stillen unschuldigen Züge, die einige Maler den Bildern dieser Heiligen gegeben haben, deren Grab noch heute in der Kirche St. Etienne du mont (neben dem Pantheon) besucht wird, sind zwar aus den Gesichtern ihrer geistlichen Töchter in dieser Stadt nicht gänzlich verschwunden, aber doch etwas selten geworden.

Der berühmteste aller Punkte in den Umgebungen von Paris ist die Abtey, oder wie sie heute richtiger genannt wird, die église royale de l'abbey de St. Denis, eine der schönsten Kirchen des Landes und der Begräbnißort der Könige von Frankreich, oder vielmehr der Bourbons aus der ältern Linie, da das Haus Orleans seine Gruft in der Normandie hat.

Es gehört wenig poetischer und nur ein mittelmäßiger historischer Sinn dazu, um sich für einen Ort zu interessiren, dessen Existenz an die Gründung des Christenthums in einer Gegend, an die Zeit seines größten Glanzes und die Herrschaft vollkommen entgegengesezter Principien erinnert. Diese drei Momente, die wir hier auf einmal genannt haben, drücken sich in dem Märtyrerthum des heiligen Dionysius und der Verwaltung des Abts Suger aus, der unter Ludwig dem Dicken eine Zeit lang Regent von Frankreich war und dieses Kloster zu dem berühmtesten und reichsten, nächst Montekassino, in der ganzen Christenheit erhob, so wie in der Beraubung dieser Kirche und der Entweihung ihrer Gräber in der Revolution.

Bei der Fülle historischer Erinnerungen, die dieser Ort zurückruft, wollen wir uns bemühen, dem Leser ein Bild von seiner Lage und Bedeutung zu geben.

Vom Montmartre aus sieht man nördlich diese gewaltige Kirche, die ihrer einsamen imponirenden Größe wegen die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die weite Ebene rings umher, die Stadt, die wie zu den Füßen dieses Tempels zu liegen scheint, machen den Eindruck desselben noch auffallender. Man erzählt, daß der heilige Dionys-

Digitized by Google

sius auf dem Montmartre erschlagen und auf einem Felde, in der Nähe der heutigen Kirche von St. Denis, durch heimliche Christen begraben wurde. Daß diese und ähnliche Notizen nicht die Bedeutung historisch beglaubigter Fakten haben, wird Niemand läugnen, obwohl man aus Abneigung gegen den Geist, den solche Ueberlieferungen aussprechen, sie doch zu leicht und gern in Zweifel zieht. Bestimmter wird die Geschichte dieser Gegenden seit dem 7ten Jahrhundert, wo Dagobert, König der Franken, zur Erinnerung und Verherrlichung des Märtyrertodes des heiligen Dionysius und seiner beiden Gefährten Rustikus und Eleutherus hier eine Kirche und ein Kloster bauen und 636 den 24ten Februar einweihen ließ.

Der Reichthum dieser Stiftung, den viele Jahrhunderte fortwährend mehrten, ihre Ehrenrechte, wie die Aufbewahrung der Krönungsinsignien, die Freiheit, vom Pabst unmittelbar selbst beaufsichtigt und gerichtet zu werden, dauerten mit geringen Abwechselungen und Einschränkungen bis zum Jahre 1792, wo dieses uralte große Kloster durch ein Dekret des Konvents vernichtet wurde. Napoleon, der von seinem Standpunkt aus die Religion für ein Soutien der Regierungen hielt, stellte statt des ehemaligen Klosters ein Kapitel wieder her, dessen Mitglieder den Gottesdienst in der Kirche verrichteten, obwohl schwach besezt und mittelmäßig dotirt. Es geschah dies, als er St. Denis zum Begräbnißort seiner Dynastie erwählte, de la quatrième race, wie es dabei hieß. Ludwig XVIII. hat diese Bestimmungen im Wesentlichen bestätigt, und die Abtey von St. Denis, die unter den Merovingern gestiftet wurde und unter den Karolingern und den ersten Kapetingern einer der mächtigsten Körper im Reiche war, führt heute, von dem Budget abhängig, ein dürftiges unsicheres Daseyn, das von seiner ehemaligen Macht und Größe nicht einmal der Schatten ist. Die Mitglieder des jetzigen Kapitels sind meist sehr alte Priester, denen nicht einmal die Einwohner dieser kleinen Stadt besondere Aufmerksamkeit zollen, und haben keine Aehnlichkeit mit jenen vornehmen adlichen Mönchen, deren Vorsteher so oft aus der regierenden Familie selbst waren.

Der Altar dieser Kirche, mit seiner prachtvollen Arbeit, wurde von Napoleon hieher geschenkt, nachdem er zu seiner Trauung mit Marie Louise gedient hatte. Die drey schönen Denkmale Ludwigs XII., Franz I. und Heinrichs II., sind vollkommen erhalten, sonst trägt ein Theil der Kirche noch Spuren der Verwüstung, und von ihren alterthümlichen Zierden hat sich wenig erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

An den mehrsten Fenstern stehen große Gefäße mit Erde, so zu sagen schwebende Gärten, in denen Gemüsse oder Blumen gezogen werden. Dieß gibt der Stadt ein ganz eigenes, reizendes Ansehen, das ich nirgend anderswo bemerkt habe. Alles scheint nur ein großer Garten, wo auch der Aermste einen kleinen Antheil hat.

Aventikum hat viele öffentliche Bäder; manche sind prächtig, mit Luxus und Kunst ausgeziert, alle geräumig und bequem. Gegen den See hin liegt des Cossus Haus, dessen Muth sein Vaterland gegen Cäcinas Wüthen schüzte; auch Sabinus, Vespasians Vater wohnte da. Weiter hin stehen die Altäre des Bacchus und des August, und auf der Höhe hat der Tempel der Göttin Aventia seine Stelle. Rom nahm der Stadt wohl Freyheit und Institutionen, ließ ihr aber doch die Verehrung und den Dienst dieser vaterländischen Göttin. Am Ufer zwischen schattigen Platanen sind große Häuser gebaut, wo die wilden Thiere für die Thierkämpfe aufbewahrt werden. Hier stehen auch die Pferde für den Circus und die Wettrennen.

Dergleichen Häuser sollen eigentlich nur die Städte ersten Rangs haben, so Aventicum, Vindonissa (Windisch, heut zu Tage nur ein kleines Dorf im Kanton Aargau), und Augusta (Augst, zwey Stunden von Basel), aber wenn sie vorhanden sind, so stimmt dieß die Administratoren der zahlreichen Feste und Feyerlichkeiten günstig. Daher legen auch die kleinern Städte dergleichen an, denn sie reißen sich um die armselige Ehre, solche Feste in ihren Mauern zu haben.

Von hier stammen mehrere ausgezeichnete Rechtsgelehrte, und die Regierung hat da eine Arzneyschule angelegt. In mehreren Lyceen werden die Wissenschaften gelehrt. Aber auch die Künste finden Aufmunterung.

Aventicum heißt die Bundesgenossin des Römischen Volks. Dadurch hat die Stadt den Rang vor allen übrigen Helvetiens und sie besizt als Roms Bundesgenossin bedeutende Rechte und Freyheiten. So kann ihr die Haltung eines Justiz-Tags unter Vorsitz der Quästoren nicht zugemuthet werden. Die Beamten aus der Provinz müssen gerade durch die Stadt reisen, und dürfen nie da übernachten. Die Regierungsbeamten haben nur über die Leute der römischen Kolonie Recht zu sprechen. Die Legionen werden zwar auf ihrem Durchmarsch durch Aventicum verpflegt, dürfen aber nie da in Garnison bleiben. Es liegt jezt nur ein kleines Detachement Frumentarien (römische Gensdarmen) da, jedoch blos für die Sicherheit der Straßen, die Polizey bey den Festen und die Exekution der Urtheile.

Vor einiger Zeit hatten wir ein ganz eigenthümliches

Digitized by Google

Landesfest hier. Die Einwohner haben ihrer Göttin Aventia eine silberne Tafel, fünfzig Pfund schwer, gewidmet. Man trug sie im Triumph vom Stadthaus nach dem Aventiatempel. Voran gingen alle Priester dieses Kultus, die Duumvir'n, Decurionen, die städtischen Beamten, die der römischen Kolonie. Darauf folgte das schreyende und jubelnde Volk. Der Oberpriester der Aventia empfing die Tafel im Namen seiner Göttin, dankte und versprach dafür dem Volke Glück und Segen. Tanz, Spiel und Gesang beschloß den festlichen Tag. Hernach wurde die silberne Tafel im hellsten Theil des Tempels mit einer großen und langen Inschrift aufgestellt.

Der Stadtrath von Aventicum besteht aus zehn Gliedern, die Decurionen heißen, und denen zwey Duumvirn vorstehen. Vier Kuratoren verwalten die römische Kolonie. Es reißt sich keiner um die Ehre, Mitglied des Municipalraths zu werden, denn viele betrachten sie nur wie eine bemäntelte Steuer, der sie auf alle mögliche Weise zu entkommen suchen. Dieß ist aber unmöglich, wenn sie an Ort und Stelle wohnen, und sie nach Alter, Vermögen oder sonstigen Verhältnissen wahlfähig sind. Daher kömmt es, daß seit einigen Jahren mehrere Familien von hier auswanderten, neuerdings eine nach Nevidunum (Nyon) am Limmensee (Léman).

Um in die Klasse der Honoratioren zu kommen, muß man alle Municipalfunktionen durchgemacht haben, selbst die unterste, niedrigste und verächtlichste der Steuereinnehmer. Die Lage der Decurionen ist sehr unangenehm und fast peinlich. Streng verbietet ihnen das Gesetz, auf dem Lande zu wohnen, sich zwey Tage ohne besondere Erlaubniß ihres Kollegiums aus der Stadt zu entfernen; sie dürfen kein fremdes Gut verwalten, keine Art von Handel treiben, keine Prokuratur, kein Staatsgut in Pacht nehmen; alles bey Strafe des Exils und der Infamie. Kein untergeordnetes und persönliches Interesse soll den städtischen Beamten zerstreuen oder in seiner Amtsübung irre machen. Erst wenn ein Bürger von Aventicum fünf-und-zwanzig Jahre lang seiner Vaterstadt treu und redlich gedient hat, tritt er in die Klasse der Ausgedienten, und nun beginnt zum Lohne ein Leben voller Annehmlichkeiten für ihn. Denn als Mitglied der Honoratiorenkaste hat er das Recht, im Rath zu sitzen, überall seine gewichtige Meynung zu sagen, in den Tribunalen und in allen Conventus zu stimmen. Außerdem sind sie frey von indirekten Auflagen, von dem Beytrag zur Unterhaltung der kaiserlichen Paläste (Mansiones), von Einquartierung und Militärfuhrwerk; sie können ausser Aventicum nicht vor Gericht gezogen werden, nie darf ein Militärgericht über sie erkennen, sondern nur Civilrichter. Es ist gewiß erfreulich und erhebend, daß die Römerherrschaft und die von ihr ausgegangene Sittenverderbniß doch diesen schönen Gebrauch der Altvordern nicht verdrängen konnte. Jahrhunderten zum Trotz, erhielt sich diese Stufenfolge verdienter Bürgerwürde, der zu Folge keiner zu höherem Grade gelangen kann, wenn er nicht mit dem niedrigsten begonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leichen im Sarge vor Entwendung zu sichern. *)

Das alberne Vorurtheil, das man in England gegen Leichenöffnungen hegt, und das den Unterricht in der Medicin und Chirurgie in diesem Lande unendlich erschwert, indem eine Leiche den Studierenden im Durchschnitte auf 10 — 12 Pfund (124 — 148 fl.) zu stehen kommt, veranlaßte bekanntlich seit einigen Jahren die Entstehung einer eigenen Kaste von Leuten, die sich „Auferstehungsmänner" nennen und die Leichen der Begrabenen des Nachts aus den Kirchhöfen heimlich oder mit Gewalt holen. Um nun die Leichen gegen alle Angriffe der „Auferstehungsmänner" zu schützen, hat Clemishaw, Büchsenmacher zu Easingwold, eine Vorrichtung in dem Sarg angebracht, wodurch jeder, der es wagen würde, den Sarg öffnen zu wollen, auf der Stelle niedergeschmettert wird, ohne daß die Leiche im Mindesten dabey leidet. Es ist eine Art von Selbstschuß.

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Aprilheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, April.

(Beschluß.)

Der Dichter scheint anzunehmen, daß die Wenschowetze bis auf den einzigen Preslaw ausgerottet waren; doch lebte damals der blutdürstige Greis Kowan noch, dessen List den getäuschten Udalrich noch einmal einzuschläfern wußte. Unwahrscheinlich und gegen die Würde des historischen Stoffes scheint es mir, daß Kaiser Konrad so unvorsichtig dem Abenteurer traut, ihn zum Grafen erhebt und die Tochter seines Lieblings zur Gemahlin verspricht u. s. w. Die Aufführung entsprach dem, was die Kräfte unsers Bühnenpersonals im höhern Schauspiel zu leisten vermögen. Die Direktion hätte das vaterländische Drama würdiger mit Dekorationen, Garderobe, Chor und andern Gegenständen des äußern Schmuckes ausstatten können und würde dabey wahrscheinlich ihre Rechnung gefunden haben. Der Beyfall des zahlreich versammelten Publikums war das erste Mal so stürmisch, daß man wohl erkannte, es sey nicht das Werk allein, sondern auch die wohlverdiente Zuneigung für den Verfasser, die sich in fortwährend wiederholtem Hervorrufen desselben aussprach. Auch die übertriebenen Lobpreisungen eines hiesigen Kunstrichters könnten den Verfasser leicht auf den Irrweg leiten, er habe im Drama schon etwas Fehlerfreyes geliefert; aber Ebert hat bereits bewiesen, daß er sich selbst kennt und besser als Alle weiß, was er geleistet hat und noch leisten wird. Schade wäre es, wenn er, gelockt durch den Reiz der lauten Anerkennung, sein Ta-

Digitized by Google

lent, welches sich so entschieden zum Epos und der Lyrik hinneigt, ganz dem Drama widmen wollte. Der Gewinn für die Bühne dürfte den Verlust kaum aufwiegen, den jene beyden Kunstgattungen erleiden würden. Schenks „Albrecht Dürer," welcher am Geburtstage des Kaisers von Oesterreich zum ersten Male gegeben wurde, hat allgemein angesprochen. Holbeins „Männerschule" nach Molière vereint mit dem Verdienste großer theatralischer Wirksamkeit die Durchführung einer ächt komischen Idee, die durch lebendige Charaktere belebt wird. „Velva oder die Stumme." Melodrama nach dem Französischen von Theodor Hell, gehört in die Klasse der rührenden Folterdramen, die jezt an der Tagesordnung sind, und muß daher jedem feinfühlenden Publikum gefallen, das sich schon vorher an den „drey Tagen aus dem Leben eines Spielers" ergözt hat. Mersano's einaktiges Lustspiel: „Die Helden," in welchem nur zwey Frauenzimmer spielen, gehört in die Klasse, von welcher die Referenten und Rezensenten sehr viel gesagt zu haben glauben, wenn sie dieselbe „Pièces à tiroir" nennen. Ohne gerade etwas Neues zu enthalten, ist es keines der schlechtern Stücke dieser Gattung; doch werden, wie bey allen, die Ausfüllscenen ermüdend, welche die Umkleidungen nöthig machen. Auch der Schluß ist zu lang gedehnt. Hr. Kaliwoda, ein ehemaliger Schüler des Conservatoriums, gegenwärtig Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen, hat der Bühne eine Oper geliefert: „Christine," die wahrlich für einen ersten Versuch in der dramatischen Musik alles Lob verdient und reichen Beyfall fand. „Prinz Lieschen," komische Oper von Gehe, mit Musik von Wolfram, ist nach zwey Vorstellungen wieder vom Repertoire verschwunden.

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Es ist dem Publikum vorgekommen, als ob eine heimliche Intrigue vorwalte, wodurch man die verdienstvollen, aber unabhängigen und freysinnigen Gelehrten entfernen und die Akademie mit Leuten anfüllen wolle, die wie Hr. Pardessus nach Geld und Ehre fischen, die nie genug bekommen und, um dazu zu gelangen, sich unbedingt den Machthabern in die Arme werfen und ihnen alle erworbenen Rente der Nation kaltblütig in die Hände spielen, wenn das Volk so blind ist, dergleichen Männer zu seinen Stellvertretern zu wählen. Im Grunde ist eine akademische Wahl eine unbedeutende Begebenheit in einem Staate, wo so manche wichtige Reichsangelegenheiten beständig zur Sprache kommen; hier aber war mehr als eine akademische Wahl im Spiel; man sah hier den noch lebenden Einfluß der berüchtigten Kongregation, die zwar den Todesstoß erhalten hat, aber doch unter ihren Trümmern noch fortlebt. Pardessus ist übrigens ein tüchtiger Rechtsgelehrter; er hat neulich ein Werk unternommen, das ihm wahrscheinlich später einen gerechten Anspruch auf einen Sitz in der Akademie verschafft haben würde, wenn er jezt nicht schon durch Intrigue hineingekommen wäre; dieß ist nämlich eine Sammlung der in Europa geltenden Seegesetze und Gewohnheiten; sie soll drey bis vier Quartbände ausmachen; der erste ist bereits mit Unterstützung der Regierung erschienen und auch schon in deutschen Blättern rezensirt. Pardessus hat sich klüglich seines Ansehens bey den Ministern bedient, um an alle französischen Handelsagenten in Europa die Bitte gelangen zu lassen, die in jedem Lande geltenden Seegesetze der ältern Zeit zu sammeln. Diese ihnen durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zugeschickte Bitte haben die Handelsagenten als einen Befehl angesehen; sie haben entweder die Stücke selbst gesammelt oder sich an einheimische Gelehrte gewendet, welche dann auch gesucht haben, dem französischen Ministerium einen Gefallen zu thun, und sich das Sammeln, Abschreiben, Uebersetzen und Kommentiren nicht haben verdrießen lassen. Durch alle diese Gefälligkeiten ist Hr. Pardessus zum Besitze einer ansehnlichen Menge von Materialien gelangt, ohne daß es ihn das Geringste gekostet hätte; ein sogenannter Stubengelehrter würde nimmer, bey allem seinem Fleiße und bey allen angewandten Kosten, so weit gekommen seyn. Es ist Pardessus hernach ein Leichtes gewesen, Leute in Paris zu finden, welche ihm, bey seinem Mangel an Sprachkenntniß, die in fremden Sprachen abgefaßten Stücke übersezten und erläuterten. Der Regierung soll dieses Unternehmen sehr theuer zu stehen kommen und Pardessus erndtet allein den Ruhm davon. Allerdings ist es tödlich, solch ein Unternehmen ins Werk gesezt zu haben, und da das Publikum im Grunde doch den Nutzen davon zieht, so ist es dem Sammler und Herausgeber noch obendrein Dank schuldig. Pardessus tritt, wie oben gesagt worden, an die Stelle des Professors Gail, eines Mannes, dessen philologischen Arbeiten, besonders die Ausgaben des Thucydides und Xenophon, auch in Deutschland bekannt genug sind, obschon sie dort manchmal sehr strenge beurtheilt wurden. Hrn. Gail war aber so viel an der Billigung deutscher Philologen gelegen, daß wenn einer so gütig war und ihm einige aufmunternde Worte darüber schrieb, Gail sie sogleich drucken ließ; in seinen Vorlesungen, so wie in seinen Schriften bekamen die deutschen Gelehrten allerley schmeichelhafte Beywörter, als doctes, savans, érudits; auch nahm er die nach Paris kommenden deutschen Gelehrten sehr gastfreundlich auf und suchte ihnen während ihres Aufenthaltes hierselbst gefällig zu seyn, nahm auch wohl Belehrung von ihnen an, was er schwerlich von französischen Gelehrten gethan haben würde; denn mit diesen hatte er manchmal gelehrten Streit, besonders in der Akademie, wo er gern seine vielen Arbeiten vorlas und man ihm nichts nachgab. Gail hat das Verdienst, daß er gleich nach der Revolution, als der klassische Unterricht damieder lag, mit großem Eifer das Studium des Griechischen wieder in Aufnahme zu bringen gesucht hatte. Seine Schuljünger waren eine Zeitlang beynahe die einzigen, die man besaß, und da er sie auf seine Kosten verlegte, so hatten sie ihm bedeutende Summen eingebracht, wovon er nachher einen Theil auf die Herausgabe seiner Prachtausgaben, z. B. seines Xenophon in 4t Quartbänden verwendete. Manche behaupten, Gail hätte besser gethan, wenn er beym Schulunterricht geblieben wäre und sich nicht in die höhere Region der Philologie verstiegen hätte. Daß er während der Revolution den sonderbaren Einfall hatte, einen Anacreon mit Gossec's und Mehul's Musik herauszugeben, hätte man noch hingehen lassen; allein daß er so gewaltig theure und kostbare Ausgaben des Thucydides und Xenophon veranstaltete, ohne den Forderungen der philologischen Kritik Genüge zu leisten, dieß konnten ihm die Gelehrten nicht wohl verzeihen; ihre scharfe Behandlung ließ ihn zuweilen hart für seinen übergroßen philologischen Eifer büßen. Am lezten Januar las er in der Académie des Inscriptions eine Abhandlung über das Grabmal des Osimandias in Egypten vor; seine Behauptungen wurden bestritten; der Mann ereiferte sich; am folgenden Tage las er dieselbe Abhandlung in der Académie des beaux arts vor, fast ohne Athem zu schöpfen. Dadurch entzündete sich sein Blut, er wurde krank und starb einige Wochen hernach. So hatte er sich mehrere Jahre zuvor über die Bedeutung des Ausdrucks ἐπὶ τῆς Θρᾴκης im Thucydides gewaltig erhizt und die Entdeckung der ächten Bedeutung desselben dünkte ihm ein Hauptsieg zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 111.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Mai 1829.

O glückliche Zeiten fürwahr, wo
Du auf Sittenverderb losziehst! Jetzt schäme sich Rom nur!

Juvenal.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Rom hat leider auch mit Bürgern aus Aventicum sein altes Kunststückchen, die Ernennung zum römischen Bürger, versucht. Viele genießen dadurch einer Achtung, welche weder von Dank noch von Werthschätzung ausgeht, wie sie so oft dem Ansehen und dem Reichthum gezollt wird. Ja, ehemals war dieß anders! Da sah man edle, unbeugsame Männer diese Auszeichnung von Cäsars Hand ausschlagen. Aber in zwey Jahrhunderten ist dieß anders geworden. Jezt reißt und streitet man sich um die Ehre des römischen Bürgerrechts, und erhält sie auch zu verschiedenen Bedingungen und Preisen. Einige treten deßhalb in römische Kriegsdienste und garnisoniren einige Jahre in der Festung Ala (Aigle im Kanton Waadt) an den Gränzen, oder ziehen an die Rheinufer; andere übernehmen in den Häscherkompagnien zu Rom selbst die niedrigsten und verächtlichsten Sbirrendienste. Noch andere tragen wenigstens ihr Wissen und ihr Talent nach Rom und wuchern damit. Unter den frühern Kaisern, von August an, war es ziemlich schwer, römischer Bürger zu werden. Seit Claudius ist diese Ehre käuflich geworden.

Aventicum hat anmuthige Umgegenden. Paterniacum (Payerne) ist ein beginnender Ort mit freundlichen Landhäusern. Noch schöner zeigt sich die Landschaft gegen den Aventicussee (Murtnersee) hinab, dessen Wasser unsere Stadtmauern bespülen, oder an dem Gestade der Brognice (La Broye; im Celtischen bedeutet dieß Wort ein Wasser, das im Thal fließt), die mit großem Geräusch in den See strömt.

Die Lebensart hat hier viel von der in Rom. Man steht gewöhnlich um sechs Uhr auf. Gleich darauf beginnen die Geschäfte. Die Läden öffnen sich mit Lärm, Straßen und Plätze werden lebhaft. Ganze Schwärme von Landleuten kommen mit Gemüß, Milch oder Getreide in die Stadt, die Clienten laufen hin und her, Haus ein Haus aus, die Schildwachen lösen sich ab, und die Leute ziehen nach den Tempeln. Von neun Uhr bis Mittag geht jeder seinen Geschäften nach. Um die Tempel ist großes Gedränge; Handel, Spekulation und Gewerbfleiß setzen alles in Thätigkeit; Richter und Decurionen begeben sich in ihre Sitzungen. Um eilf Uhr wird zu Mittag gegessen. Es ist eigentlich nur ein Frühstück, das aus Wenigem besteht. Dabey ist die Familie allein, und es wird kein Fremder eingeladen. Von Mittag bis ein Uhr hält alles Mittagsruhe. Diese Gewohnheit, die man den Thieren abgemerkt und nachgemacht hat, war früher nicht in Helvetien, und erst mit den Römern ist sie hierher gekommen; jezt herrscht sie allgemein auch bey den niedrigsten und arbeitsamsten Ständen. Um ein Uhr füllen sich die Straßen wieder. Die Geschäfte werden von Neuem vorgenommen. Die Badezeit ist um zwey Uhr; manche baden zu Haus, manche in den öffentlichen Thermen, wo sich alle Bequemlichkeiten in Ueberfluß finden. Auf einer Seite dieser Thermen nimmt ein weites Reservoir die

Digitized by Google

gemeinen oder armen Leute für einen Teruncius (drey Heller) auf, und man kann so lang darin bleiben, wie man mag. Gegenüber liegen eine Menge kleiner Gemächer, verschiedenen Preises, je nachdem die Einrichtung und Bedienung in und nach dem Bade ist. Nach vier Uhr wird der Preis immer höher. Weiter hin liegen die Frauenbäder. Wer sollte es glauben, daß das Unwesen in Rom, das gemeinschaftliche Baden der Männer und Frauen, auch bey uns zur Sitte geworden war, bis idm Kaiser Hadrians Edikt ein Ende machte? Uebrigens gibt es in den Bädern keinen Unterschied, und nie ist dem zuerst Ankommenden das zunächst leer gewordene Bad versagt worden. Die Quinquennaten haben die Polizey der Bäder. Im Sommer werden sie um zwey Uhr geöffnet, im Winter erst um drey. Eine Glocke gibt dazu das Zeichen. Einmal in der Woche kommen die Gefangenen zum Baden. Ehemals war man in Helvetien zufrieden, wenn man sich nach der Arbeit Arme und Beine waschen konnte, jezt gibt es Leute bey uns, die nicht leben können, wenn sie nicht täglich drey bis vier Bäder nehmen.

Um drey Uhr wird zu Abend gegessen. Es ist die None des Tags und das Hauptessen, wo jeder, frey von Geschäften, den Freuden der Geselligkeit und der Tafel lebt. Hernach wird mancherley gespielt. Die Mädchen sind abgesondert in einem Theile des Saales und nehmen keinen Theil an dem Spiel. Dafür biegen sie Rosenblätter in kleine Bläschen zusammen und drücken sie schnell gegen die Stirne, so daß sie knacken. Die Art dieses Knacks entscheidet bey ihnen, ob sich das Mädchen verheirathet, wie und wann, ob sie Kinder bekommt, wie viele u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die königlichen Grüfte in St. Denis.

(Beschluß.)

Wir wollen uns nun zu dem wenden, was dieser Kirche noch immer Interesse giebt, zu den Gräbern der Könige von Frankreich aus drei Dynastien.

Die Kirche hat einen ausgezeichnet schönen Chor, über dessen Hauptaltar, zur Erinnerung alter Zeiten, die Fahne der Oriflamme hängt, ursprünglich der Banner des Klosters in seinen Fehden. Unter diesem Chor erstrecken sich in demselben Bogen die Grüfte oder vielmehr die Denkmale, wie man sie richtiger nennen muß, da von jenen vor vielen Jahrhunderten gestorbenen Fürsten, auch ohne die Zerstörungen der Revolution, wohl kein Stäubchen übrig seyn könnte. Man steigt an der linken Seite des Altars in diese Räume hinab und wird zuerst durch vier Gewölbe geführt, bis man eine Gallerie betritt, in der sich zwar auch Nischen befinden, die aber keine bestimmten Abschnitte in ihrer Konstruktion hat. In der ersten Abtheilung ruhen nur zwei Sarkophage; davon ist der eine der Clodwigs, des Gründers der französischen Monarchie. In dem zweiten Gewölbe steht das Bild Dagoberts, Sohn Clotars II., schöner gearbeitet als die seiner Vorgänger; ihm gegenüber ruht sein Weib, die Königin Nanthilde. Dann kommen in einer langen Reihe die bekanntesten historischen Personen: Karl Martell, Pipin, Ludwig der Fromme, Karl der Kahle, nur Karl der Große selbst fehlt, da er in Aachen begraben liegt; erst Napoleon hat sein Bild hier aufgestellt. Die Statue Karl des Großen von weißem Marmor steht im Krönungsstaate und mit der Krone, auf einer Erhöhung unmittelbar an dem Fenster, so daß das wenige Licht, das diese uralten Bilder beleuchtet, sich ausschließend um diese Heldengestalt sammelt. Eine eigene Kapelle haben Ludwig der Heilige und seine Familie, sie ist die hellste, aber geschmacklos verziert. Das Bild Karls von Anjou, das ausgestreckt auf einem Sarkophage liegt, hat mit der bekannten Abbildung in Raumers Hohenstaufen keine Aehnlichkeit. Jene herrschsüchtigen strengen Züge sehen hier ganz fromm und lammhaft aus. Eines dieser Gewölbe hatte Napoleon für sich und seine Familie einrichten lassen; eine prächtige bronzene Thüre führte dazu, die man heut noch sieht und die mit Greifen und andern Symbolen der Macht, aber keinem einzigen der Frömmigkeit geziert ist. Uns fielen dabei manche Bemerkungen in Bezug auf die Politik jenes Eroberers ein, die so gern eine andere Basis für ihre Macht suchte, als die ihr eigenthümlich war. Man hat in seinem Streben nach absoluter Herrschaft oft mit vermeintlichem Scharfsinn eine Tiefe seines Blickes zu finden geglaubt; uns erscheint die Art, wie er die Religion wieder zu Ehren zu bringen suchte, wie er in seiner Familie eine erbliche Dynastie begründen wollte, wie er sein Ansehn auf eine immer gerüstete Armee, eine despotische Administration, auf Verachtung der Volksrepräsentation, der Preßfreiheit, kurz auf alle der Entwickelung eines edeln und freien Volksgeistes hinderlichen Mittel zu bauen dachte, ein Beweis zu seyn, daß seine Bestimmung für unsere Zeit eine vorübergehende war, die vieles niederzureißen und zu beginnen, nichts aber zu erschaffen und zu vollenden bestimmt war. Darum erscheinen aber weder er noch seine Thaten geringer als die anderer Weltheroen. Man denke nur an Rom nach Julius Cäsar, an die Alexandrinische und Karolingische Monarchie nach dem Untergange ihrer Begründer! — Die Ueberreste der Regenten aus dem Hause Bourbon, die bei der Plünderung von St. Denis auf die schändlichste Art vom Pöbel beschimpft wurden, und die Leichen Ludwigs des XVI, Ludwigs des XVII., seiner Tante und des ermordeten Herzogs von Berry ruhen zusammen in einem verschlossenen Gewölbe. In einer kleinen Entfernung ruht die Asche des Prinzen von Condé bei einer ewigen Lampe.

Digitized by Google

Die Denkmale aus der ältern Periode sind meist aus einem harten feinen Sandsteine verfertigt, Särge, auf denen die Gestalten nicht in Rüstungen, sondern mit langen Gewändern, mit der Königskrone jener Zeiten, die aber noch nicht geschlossen war, ausgestreckt da liegen. Eine Aehnlichkeit der Bildung scheint hierbei nicht bezweckt gewesen zu seyn. Die Physiognomien tragen fast ohne Ausnahme den nordischen Charakter, wie man ihn auf alten Denkmalen findet, d. h. den Ausdruck einer gewissen Ruhe und Einfachheit, in der Art, wie etwa heut zu Tage die Züge unserer Landleute sind. So oft ich Abbildungen aus jenen frühern Zeiten erblickt habe, fiel mir eine sonst nicht leicht gemachte Bemerkung ein, daß der seit dem fünfzehnten Jahrhundert so unendlich erweiterte Horizont des europäischen Lebens, der größere Reichthum seiner Anschauungen und Vorstellungen, sein Licht auch auf die Züge des äußern Daseyns geworfen habe, und daß, bestimmte physisch entgegenwirkende Ursachen abgerechnet, die Schönheit des menschlichen Geschlechtes sich durch die fortschreitende Civilisation gemehrt habe. Die gewöhnliche Ansicht, durch die Hirngespinnste mancher Romanschreiber genährt, denkt sich das Geschlecht des Mittelalters als ein apollonisches. Wenn man aber überhaupt weiß, daß der Geist den Körper gebaut hat, so wird man sich auch durch fortschreitendes Nachdenken überzeugen, daß die Bildung im Ganzen und Großen auf die physischen Verhältnisse Einfluß hat. Einzelne Anomalien in diesem Grundsatz, wie etwa die Schönheit der rohen Kaukasier, sind Widersprüche der Natur gegen die Bestimmungen des Geistes, die man in der Fülle und dem Reichthum des Universums häufig findet, ohne daß sie die allgemeinen Principien aufheben. Der Wurf der Gewänder an diesen Statuen ist höchst einfach, fast ohne alle Kunst. Die Haare hängen an den Schläfen herunter, wie bey unsern ehemaligen Turnern, eine freylich uralte Sitte, die bey den Landleuten in manchen Gegenden noch allgemein gebräuchlich ist. Daß diese Haartracht weniger schön als die jezt in den gebildeten Klassen übliche ist, die man mit geringer Modifikation von den Antiken entlehnt hat, lehrt der flüchtigste Blick, da jene die Köpfe unförmlich dick macht und das natürliche schöne Oval des Hauptes entstellt.

Wir theilten, indem wir diese uralten Gewölbe durchschritten, weder jene sentimentale Empfindung, für welche die Todten interessanter als die Lebenden sind, noch die hier in Frankreich, trotz alles Scheines vom Gegentheil, noch immer vorherrschende Reflexion, die gegen den Stolz der Könige und die Pracht ihrer Gräber eifert, und die Existenz wie das Andenken derselben lieber zerstören als erhalten möchte. Manche hier erneute Erinnerungen der Geschichte ergriffen uns auf das Lebendigste; wir müssen aber gestehen, daß, so wie wir die Existenz aller dieser Merovinger, Karolinger und Kapetinger im Leben nicht beneiden, wir auch die Grüfte von St. Denis nicht als eine wünschenswerthe Ruhestätte für unsere unwürdigen Gebeine ansprechen möchten. Suum cuique! Der Anblick dieser zahllosen grauen Statuen, die finstern feuchten Gewölbe führen das Bild des Todes, was der Zweck aller dieser eklatanten Gräber seyn sollte, keinesweges in einer erhebenden Gestalt vor Augen. Es ist seltsam und zeigt, wie tief die Macht alter Gewohnheiten eingewurzelt ist, auch wenn sie ihre wahre Bedeutung längst überlebt haben, daß sich, gegen die heute geltenden Ansichten, die Sitte vereinzelter Grüfte noch immer erhält, und daß man, gegen den ausdrücklichen Sinn des Christenthums, die Zeichen einer mit dem Leben erlöschenden Ungleichheit noch immer festzuhalten sucht. Es gibt keinen Kirchhof, die in Jerusalem und Rom abgerechnet, wo die Todten schöner ruhten als auf dem des Pater La Chaise, keiner, wo dieß weniger der Fall wäre, als die dumpfigen Höhlen von St. Denis. Die egyptisch-jüdische Sitte des Einbalsamirens ist die Spitze jener Verkehrtheiten; sie soll das, was vom Staube ist und zu Staube werden soll, dem Lauf der Natur entgegen, eine Zeit lang erhalten! O vanitatem vanitas! Wenn auch die übrigen Könige von Frankreich den Anblick von St. Denis nicht so gescheut haben, wie Ludwig XIV., von dem man behauptet, daß ihn in St. Germain die Glocken von St. Denis traurig machten, so würde doch keiner von ihnen, wenn er sie einmal durchschritten hätte, seine künftige Wohnung angenehm gefunden haben.

Gibt es irgend einen Ort, der die Ansicht in einem denkenden Menschen erhöhen könnte, daß der Geist etwas Größeres ist, als die verschiedenen Situationen, in die ihn die Natur, im Conflikt mit dieser Existenz, stellt, eine Ueberzeugung, die zwar allgemein angenommen ist, im Geräusch des Lebens aber gewöhnlich nicht befolgt wird, so kann dieß bey der Asche und den Denkmalen so vieler Könige geschehen, deren besonderes Daseyn spurlos verschwunden ist, von denen aber die, welche groß waren, jezt nach einem ganz andern Maaßstabe geschäzt werden, als dem der äußern Würde.

Eduard Arndt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Gall hatte in seinem Alter wenig von dem Feuer seiner Jugend verloren und stritt mit dem vollen Eifer eines kraftvollen Jünglings; nur mochte dieser Eifer zuweilen etwas blind seyn, wie es aller Eifer zu seyn pflegt; seine Entdeckung in Betreff des ἀπὸ τῆς Θρακῆς hätte er um Vieles nicht aufgegeben. Im Gespräche war er geistreich; nicht so in seinen

Digitized by Google

Schriften, wo er oft in eine übergroße Redseligkeit verfällt und außerordentlich weitschweifig wird. Da er als Bibliothekar an der großen königlichen Bibliothek dieselbe Wohnung inne hatte, welche zuvor Millin und dann Langlès gehabt hatten, so versuchte Gail die bekannten Thés littéraires der beyden vorigen Gelehrten wieder einzuführen, welche für Fremde besonders so vielen Reiz und Nutzen gehabt hatten, da sie ein Vereinigungspunkt für alle diejenigen gewesen waren, welche sich den Wissenschaften widmen. Die Akademiker kamen aber nicht hin und somit blieben auch die andern Gelehrten aus, und Gail gab die Thés littéraires wieder auf. Es werden jezt bey manchen andern Gelehrten Abendvereine gehalten, besonders im Winter, so daß also die ehemaligen Thés littéraires an der Bibliothek nicht so unentbehrlich mehr sind. Indessen wäre es doch zu wünschen, daß Gails Nachfolger an der Bibliothek sie nicht ganz aufgäbe; da diese große Bibliothek beynahe im Mittelpunkte der großen Stadt liegt, so ist sie gerade dadurch vortrefflich zu einem Abendvereine der einheimischen und fremden Gelehrten geeignet. Um den Mangel eines solchen Vereinigungspunktes zu ersetzen, hatte man im vorigen Jahre den Vorsatz, eine Lesegesellschaft nach Art der Geneser zu errichten; es fanden sich aber zu viele Schwierigkeiten vor, oder eigentlich, die Hoffnung, die großen Kosten, welche die Errichtung einer solchen Gesellschaft erforderte, zu decken, war nicht stark genug, um die Unternehmer aufzumuntern, ihr Vorhaben ins Werk zu setzen. Es gibt in Paris der Abendzerstreuungen so viele, und die Entfernungen von einem Stadtreviere zum andern sind so groß, daß sich auf keine bedeutende Anzahl von Subskribenten rechnen läßt, zumal da schon ein Athénée des arts und eine Société des bonnes lettres vorhanden sind, welche außer dem Lesezirkel auch noch Vorlesungen über Literatur und Wissenschaften den Abonnenten zum Besten geben, also mehr leisten und unterhalten, als eine bloße Lesegesellschaft. Die Anstalten einer kleinen Stadt lassen sich auf eine Hauptstadt wie Paris nicht wohl anwenden. Auch einen deutschen Lesezirkel hat man mehrmals versucht in Gang zu bringen; es ist aber immer bey dem bloßen Projektiren geblieben; vielleicht glückt dieß doch einmal; denn wenn auch in der St. Antoine-Vorstadt, wo es von deutschen Handwerkern wimmelt, sich Niemand um deutsche Literatur bekümmert, so gibt es doch in der mittlern Stadt Gebildete genug, denen der Gang unserer Literatur nicht gleichgültig ist, und da die Engländer bey dem Buchhändler Galignani einen Vereinigungspunkt haben, warum sollten die Deutschen nicht auch den ihrigen haben können? Unterdessen will Laurent, Inhaber der italienischen Oper, der auch das englische Schauspiel hier eingeführt hatte, den Parisern einen Vorschmack des deutschen Theaters geben, indem er die Aachener Truppe hierher kommen läßt, um zwölf Darstellungen deutscher Opern zu geben. Weislich hat er die Zahl der Vorstellungen auf ein Dutzend beschränkt. Des englischen Theaters sind die Pariser bald müde geworden; ein 3 Stunden dauerndes Shakespearesches Trauerspiel ist eine zu harte Probe für französische Geduld; wer kann auch 3 Stunden lang seine Aufmerksamkeit auf eine einzige Handlung heften? Dieß Unternehmen hat nicht Stand halten können und die Truppe hat sich schon länast wieder zerstreut. Wenn die deutsche Truppe auch nicht gefallen sollte, so wird sie doch wenigstens dem französischen Publikum keine Langeweile verursachen; auch würde das deutsche Opernpersonal schwerlich Originalstücke genug darstellen können, um lange Zeit durch Mannichfaltigkeit zu ergötzen. Es wird interessant seyn, zu sehen, welchen Eindruck deutscher Gesang auf Pariser machen wird; ich fürchte, nicht den besten.

Dg.

Berlin, April.

In diesem Augenblicke herrscht die Musik über alle Kunstgenüsse, und in ihrem einen Repräsentanten Paganini übt sie sogar eine Alleinherrschaft über die Conversation aus. Wir leben zwar nicht so im Luxus wie der Wiener, daß Fächer, Schleifen, Hüte und Alles, was die Mode nur in die Hände gibt, den Namen des Lieblings annimmt; ich weiß aber nicht, ob Paganini nicht größere Wunder in Berlin hervorgebracht hat. Kritische Gegner alles dessen, was das neue musikalische Italien uns herübersendet, sah man vor seiner Ankunft die Waffen gegen den Wundermann schleifen. Er kam, wurde gehört und gesehen, und die Kritik war besiegt. Jezt ist nur ein Ton des Lobes und des Erstaunens unter den Schreibenden und Sprechenden. In den Ansichten ist Alles einig, nur im Ausdruck der Ansichten herrscht ein Wettkampf. Man will die Lyrik des Enthusiasmus vermeiden und sucht im Gebiet des Verstandes und Gefühls nach Gründen umher, die Macht des Virtuosen auf alle Gemüther sich klar zu machen. Ich bin Ihr Korrespondent für Berlin und nicht für Paganini, habe daher nur die Pflicht, Ihnen vom Eindruck, den er in unserer Stadt bewirkt, zu melden, ohne Ihnen die Pflicht aufzuerlegen, meine subjektiven Erörterungen über den Virtuosen in Ihr Blatt aufzunehmen, die Ihnen ohnedieß aus allen europäischen Weltgegenden zuströmen und noch zuströmen werden, wenn Sie ihn nicht etwa selbst zu hören bekommen. Einige haben bey seinem ersten Konzerte ein Zischen gehört, als er auf herkömmliche Weise empfangen wurde. Das ist auch Herkommen — in Berlin. Es kann nichts so Anerkanntes ohne Opposition des kleinlichen Neides bleiben. Das Zischen mußte verstummen vor der hinreißenden Gewalt seines Spiels. Die nur einen kunstfertigen Grimacier in ihm erwartet hatten oder in ihm finden wollten, bekannten sehr bald, nicht allein den Virtuosen, sondern auch den selbstschaffenden Künstler bewundern zu müssen. Die Berliner Sarcasmen verstummten bis auf wenige, die sich der Größe der Erscheinung willig unterordneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 105:
Frankfurt.

Charade.

Als einst die Töchter der Natur
Am klaren Quell das Erste schmückten,
Als Zweytes für das Erste nur
Am grünen Rand die Blumen pflückten,
Da war das Ganze schnell vollbracht,
War frisch und hat Effekt gemacht.

Was quälst du dich vor deinem Glas,
Streust todten Flitter ins Gewirre,
Thürmst auf das Erste ohne Maaß,
Daß zürne nicht, wenn ich mich irre,
Nur deiner Reize Zaubermacht
Das plumpe Ganze leidlich macht.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 112.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Mai 1829.

Verspart den Freudenrausch auf ruh'ge Tage;
Der Augenblick verlangt Besonnenheit.

Körner.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der 24ste August war vorüber; im Gemetzel der Bartholomäusnacht hatten mehr als 60,000 Protestanten das Leben verloren; Bernhard von Mergy, dem Blutbad entkommen, hatte sich nach la Rochelle, dem Bollwerk der Hugenotten geflüchtet, und kurz darauf wurde dieses von den katholischen Truppen zu Wasser und zu Land eingeschlossen und belagert.

* * *

La Noue*).

Die Belagerten hatten einen ziemlich gelungenen Ausfall gegen die vorgerückten Werke des katholischen Heeres gemacht. Sie hatten einen Theil der Laufgräben gefüllt, mehrere Schanzkörbe umgestürzt und ungefähr hundert Feinde getödtet. Der Trupp, der diesen Zug ausgeführt, kehrte durch das Thor von Tadon in die Stadt zurück. Zuerst kam Hauptmann Dietrich Haustein an der Spitze einer Kompagnie Büchsenschützen, alle mit erhitztem Gesicht, keuchend und zu trinken fordernd, ein sicheres Zeichen, daß sie sich nicht geschont hatten. Dann sah man eine starke Abtheilung von Bürgern, unter denen man einige Weiber bemerkte, die an dem Gefechte Theil genommen zu haben schienen. Hierauf folgten ungefähr vierzig Gefangene, die meisten mit Wunden bedeckt, welche zwischen zwey Reihen Soldaten marschirten, die große Mühe hatten, sie gegen die Wuth des Volkes zu schützen, das sich auf den Straßen versammelte. Ungefähr zwanzig Reiter bildeten den Nachtrab. Zuletzt ritt la Noue, dem Mergy als Adjutant diente. Sein Küraß war von einer Kugel eingedrückt und sein Pferd an zwey Stellen verwundet. In der linken Hand hielt er eine abgeschossene Pistole, und vermittelst eines Hackens, der statt einer Hand an seinem eisernen Arme befestigt war, lenkte er den Zügel seines Pferdes. „Laßt die Gefangenen ziehen, meine Freunde," rief er alle Augenblicke. „Seyd menschlich, brave Bürger von la Rochelle, sie sind verwundet, sie können sich nicht vertheidigen und sind nicht länger unsere Feinde." Allein der Pöbel antwortete ihm mit wildem Gebrüll: „An den Galgen mit den Papisten! an den Galgen mit ihnen! Lang lebe la Noue!" Mergy und die Reiter verstärkten die Wirkung der großmüthigen Worte ihres Generals, indem sie von Zeit zu Zeit einige Streiche mit ihren Lanzenschäften austheilten. Die Gefangenen wurden endlich in das Stadtgefängniß geführt und durch eine starke Wache gegen die Wuth des Pöbels gesichert. Die Truppen zerstreuten sich in die Stadt, und la Noue, nur von einigen Edelleuten begleitet, stieg vor dem Rathhause in dem Augenblicke ab, als

*) La Noue, mit dem Beynamen Eisenarm, war ein vertrauter Freund Coligny's und einer der ausgezeichnetsten Offiziere der Kalvinen.

Digitized by Google

der Bürgermeister heraustrat, dem mehrere Bürger und ein ältlicher Prediger, mit Namen Laplace, folgten.

„Schön, braver la Noue!“ sagte der Bürgermeister, ihm die Hand reichend, „Ihr habt diesen Bluthunden gezeigt, daß nicht alle Tapfern mit dem Admiral gefallen sind!“ „Ja, Herr,“ antwortete la Noue mit bescheidenem Tone, „das Gefecht hat einen ziemlich glücklichen Ausgang genommen. Wir haben nur fünf Todte und wenig Verwundete.“ „Da Ihr den Ausfall anführtet, Herr von la Noue, versetzte der Bürgermeister, „so waren wir im voraus des Ausgangs gewiß.“ „Und was wäre la Noue ohne die Hülfe Gottes?“ rief der alte Prediger in bittrem Tone; „der Herr der Heerschaaren hat heute für uns gefochten; er hat unser Gebet erhört!“ „Gott verleiht und versagt den Sieg nach seinem Gefallen,“ sagte la Noue mit ruhiger Stimme; „ihm allein gebührt der Dank für das Glück des Krieges.“ Dann fuhr er, sich zu dem Bürgermeister wendend, fort: „Nun, Herr, hat der Rath die neuen Vorschläge Sr. Majestät in Betrachtung gezogen?“ „Ja,“ antwortete der Bürgermeister, „wir haben dem Herzoge von Anjou den Trompeter zurückgesandt und ihn gebeten, sich die Mühe zu ersparen, uns aufs Neue aufzufordern. In Zukunft werden Büchsenschüsse unsere einzige Antwort seyn.“ „Ihr hättet den Trompeter sollen aufhängen lassen,“ bemerkte der Prediger, „denn steht nicht geschrieben: „„Falsche Propheten haben sich aus deiner Mitte erhoben und die Bewohner der Stadt verführen wollen .... Allein du sollst sie tödten; deine Hand soll zuerst auf sie fallen, und dann die Hand des ganzen Volkes.““ La Noue seufzte und blickte gen Himmel, ohne zu antworten. „Was! uns ergeben?“ fuhr der Bürgermeister fort, „uns ergeben, wenn unsre Mauern noch aufrecht stehen, wenn der Feind kaum wagt uns anzugreifen, während wir ihn alle Tage in seinen Laufgräben beunruhigen! Glaubt mir, Herr von la Noue, und wären auch keine Soldaten in la Rochelle, die Weiber allein wären im Stande, den Pariser Bürgerbanden zu widerstehen.“ „Herr, wenn man der Stärkere ist, so soll man mit Mäßigung mit seinem Feinde reden, und wenn man der Schwächere ist — —“„ Und wer sagt, daß wir die Schwächeren sind?“ unterbrach ihn Laplace. „Kämpft nicht der Herr für uns? war nicht Gideon mit dreyhundert Israeliten stärker als das ganze Heer der Midianiten?“ „Ihr wißt besser als irgend Jemand, Herr Bürgermeister, wie unzulänglich unsre Vorräthe sind. Das Pulver fängt an auszugehen, und schon bin ich genöthigt gewesen den Büchsenschützen zu verbieten, aus der Ferne zu schießen.“ „Montgomery wird uns Pulver aus England schicken,“ sagte der Bürgermeister. „Das Feuer des Himmels wird auf die Papisten fallen,“ fügte der Prediger bey. „Das Brod wird alle Tage theurer, Herr Bürgermeister.“ „Bald wird die englische Flotte erscheinen, und Ueberfluß wird aufs Neue in der Stadt herrschen.“ „Gott wird Manna vom Himmel regnen lassen, wenn wir deren bedürfen,“ rief Laplace heftig aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Die Dienstboten.

Das Verhältniß der Dienstboten zu den Herrschaften gehört zu denjenigen, welche sich in den Vereinigten Staaten ganz anders als in Europa gestaltet haben, namentlich wenn wir es mit der starren Kluft, welche in England den Diener vom Herrn trennt, vergleichen. Ich rede dießmal nicht von den Arbeitern der Landwirthe, oder den Knechten, wie man sie bey uns heißen würde, sondern beschränke mich auf die Dienstboten in den volkreichen Städten der atlantischen Staaten. In dem Süden, wo es Sklaven gibt, sind die Dienstboten gewöhnlich aus dieser Klasse, und sehr häufig mit großer Anhänglichkeit ihrer Herrschaft zugethan. Oft findet man einen alten Diener, der seinen Herrn auf dem Arm getragen hat, und Leib und Leben für ihn ließe. In den nördlichen großen Städten sind die Dienstboten beyderley Geschlechts meist irländische Auswanderer, deren Abkömmlinge, oder freye Neger; diese leztern sind jedoch nördlich von Neu-York sehr selten. Kein Mensch in den Vereinigten Staaten, wenn er noch so niedrig steht, gedenkt in dieser Lage zu bleiben. Jeder sieht Tausende von Beyspielen vor sich, wie unbedeutende Leute durch Thätigkeit und Sparsamkeit zu Geld und Gut kamen, oder sich durch Talent zu den ersten Stellen im Staate emporschwangen, wie z. B. gerade jezt der Präsident der Sohn eines unvermögenden Irländers ist, und der Staatssekretär ein Junge zum Heizen und Fegen in eines Advokaten Bureau war; keinem steht ein lähmendes Gesetz, ein Privilegium Anderer im Wege; alle politischen Rechte sind vollkommen gleich; die sichern Sparkassen bieten mannigfaltige Gelegenheit, auch das kleinste Ersparniß auf Zinsen zu geben; die Abkunft hat in der Gesellschaft fast gar keinen Werth; jeder trägt zu der Kirche bey, zu welcher er sich hält; die Zeitungen werden von allen gelesen, Belehrung ist allgemein, und die Folge von diesem allen, daß sich die Mitglieder der Menschenklasse, welche ich zum Gegenstande dieser Mittheilung gewählt habe, fühlen und vorwärts streben, und nur so lange Diener sind, als sie nichts anderes seyn können. Die sehr natürliche Folge davon ist wiederum, daß, allgemein gesprochen, die Bedienung in Amerika schlecht ist, obgleich auch dieß von flüchtigen Reisenden, wie so manches andere, in falschem Lichte dargestellt wird. Ich kenne mehrere Familien, in denen dieselben Diener seit vielen Jahren sind. Gewöhnlich aber wechseln sie sehr häufig; der Diener,

Digitized by Google

die Magd mögen aus dem Dienste gehen, wann sie wollen. Bey den eingebornen Dienstboten kommt noch dazu, daß sie alle gute Schulkenntnisse haben, d. h. sie lesen, schreiben und rechnen fertig, was nothwendig in ihnen das Gefühl der Unabhängigkeit steigert. Der Lohn ist sehr hoch, und wie Jedermann in Nordamerika, so kleiden sich auch die Dienstboten sehr gut. Ein Diener erscheint am Sonntage wie ein Gentleman; die Mägde kleiden sich mehr denn gut, und sie müssen große Summen für Kleider verschwenden. Seidene Kleider, große französische Hüte sind ganz gewöhnlich, und wenn Du die Magd nicht am weiten Schritte oder den dicken Händen erkennst, die Kleider, Federn und goldnen Ohrringe verrathen es Dir wahrlich nicht. Sie haben ihre Gesellschaften und Bälle. Vor Kurzem machte ich einer Bostoner Dame einen Abendbesuch. Ich hörte einen Wagen nach dem andern vor der Thüre halten und die Hausglocke ziehen. Ich fragte nach der Ursache, und meine liebenswürdige Wirthin gab lächelnd zur Antwort: „Meine Mägde und Bedienten haben heute Soirée. Sie müssen deßwegen, sezte sie hinzu, auch entschuldigen, wenn wir heute nicht wie sonst bedient werden.“ Das war mir neu, und ich konnte nicht umhin um Erlaubniß zu bitten, diese Gesellschaft besuchen zu dürfen. Man hatte Gefrornes, Wein, Kuchen ꝛc. Die Mägde waren brillant gekleidet, und die kurzen, modernen Kleider zeigten frank und frey die dicken Knöchel, von denen mehrere mit feinen durchbrochenen, französischen Strümpfen bedeckt waren. Die rothen Küchenhände steckten in weißen, ziegenledernen Futteralen. Man spielte Blindekuh; meine Wirthin ging in ihrer Liberalität aber doch nicht soweit, Tanzmusik zu erlauben. Man sah kein verlegenes Gesicht, als ich eintrat, und die Diener meiner Bekannten boten mir sogleich artig Erfrischungen an. Eine andere Dame meiner Bekanntschaft erlaubte auch ihren Mägden eine Gesellschaft und überließ ihnen ihr Silberzeug, so wie ihre Speisekammer zum freyen Gebrauch. Aber die Mägde waren strenge Methodisten, und somit auch ihre Bekannten; so kam es, daß die ganze Gesellschaft, auf der einen Seite die Männer, auf der andern die Frauenzimmer, steif, flüsternd, unbehaglich dasaß, bis sie endlich eine Bibel vornahmen, lasen und geistliche Lieder sangen; keines aber wollte die silbernen Löffel anrühren. Folgendes ist ein Gegenstück zu dieser Bescheidenheit. Ich saß in Philadelphia mit einer Dame aus dem Süden zu Tische, als sie herausgerufen ward und bald wieder lachend hereinkam. „Sie errathen nicht, fing sie an, weßwegen mich meine Negermagd so eben rief. Sie hat sich aus meinem Schmuckkästchen die Brillantohrringe, Brustnadel und Armbänder genommen und fragt mich, ob ich sie ihr nicht heute Abend auf den Ball leihen wollte. Sie hätten nur die goldenen Armbänder auf dem schwarzen Arme sehen sollen.“ — Erlaubten Sie es? war meine Frage. — „Nein, aber Viele thun es.“ — Von der Politik der Berliner Köchin, welche sich Sonntags Kleid und Schmuck für den Tanzboden miethet, weiß die solide amerikanische Magd, besonders wenn sie eine Pflanze dieses Bodens oder Hibernias Tochter ist, lediglich nichts.

Ein schöner Zug im Charakter des Nordamerikaners von allen Klassen bleibt immer der Drang nach Belehrung und Kenntniß, und das gilt von der Jugend in der Schulzeit, wie vom reiferen Alter. Es liegt jedem zu klar vor Augen, daß hier nur Talente und Kenntnisse einen Unterschied machen, als daß nicht der Wunsch nach Belehrung für sich und seine Kinder in ihm rege werden sollte. Und dieser Drang lebt auch im Herzen der Dienstboten. Sie machen tausend Fragen an die Herrschaft, wobey ihnen die Ehrerbietung, die man in Europa von ihnen fordert, nicht im Wege steht. Mein kleiner Knabe, der mein Bureau rein hält und heizt, sieht sich jeden Tag nach Büchern um und legt mir eine Menge Fragen vor. Jene Neugierde, das Erbtheil des Volks der Athener, von dem auch die Yankees eine gute Portion erhielten, mag freylich auch Theil an diesen Fragen haben.

Vergleiche ich das Verhältniß der Dienstboten bey den verschiedenen Nationen, so finde ich, daß sie hier in Amerika schlechte Diener sind; freylich kein Vorwurf für eine Nation, daß sie schlechte Diener zieht; daß sie in England der Herrschaft zu fern stehen, aber, es ist nicht zu läugnen, mit sehr großem Anstande behandelt werden; daß sie in Deutschland nur zu häufig grob, und als seyen sie nicht ehrenwerthe Glieder der Gesellschaft, oder auch zu familiär behandelt werden; daß man in Italien menschenfreundlich gegen sie ist und ihr Recht auf Mitgenuß anerkennt; daß sie, nach meiner Ansicht, nirgends so human, würdig und oft herzlich behandelt werden, als in Frankreich. Ein Franzose ist immer höflich gegen seinen Diener und betrachtet ihn gewöhnlich als Glied der Familie, für das er zu sorgen hat. Ich rede von ganz Frankreich; in Paris finden natürlich Ausnahmen statt, und doch nicht so viele als man glauben sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

In Friederich Haug verlor Deutschland einen seiner heitersten, lieblichsten Sänger; ins starb in ihm der Mann, an dessen liebenswürdige Persönlichkeit wir uns seit lange gewöhnt, der seit vierzig Jahren die geselligen Kreise seiner Vaterstadt mit seinem nie versiegenden Humor, mit seiner immer neuen, unerschöpflichen Liedergabe erfreut und belebt hatte. Stuttgart hat seit langer Zeit keinen Mann zu Grabe tragen sehen, dessen Individualität sich jedem, der ihn auch nur entfernt kannte, so tief ins Gedächtniß geprägt hätte, und sein freundliches Bild lebt in Aller Herzen. Unserem Wunsche, das Andenken des Mannes, der Deutschland und seiner Vaterstadt Ehre machte, in den Blättern, denen er früher, vor bereits drey und zwanzig Jahren, seine Thätigkeit gewidmet hat, mit einigen Worten zu feyern, können wir nicht besser entsprechen als dadurch, daß wir der Rede, welche ein Freund Haugs, Hofrath Reinbeck, bey der Todtenfeyer desselben im Stuttgarter Liederkranze hielt, einige Stellen entheben:

Digitized by Google

„Gewiß, es war ein ausgezeichneter Mann, der aus unserer Mitte geschieden ist und dessen Erinnerung wir in diesem Augenblicke feyern. Ein sich selbst klarer Geist, früh gebildet durch den Genius des großen Alterthums, nicht in abstraktem Wissen und Denken, im Anschauen und Fühlen; — Phantasie und Verstand im vollkommensten Gleichgewicht, keine von beyden Kräften thätig ohne die andere; — leicht erregbar, ja in oft üppiger Fülle sprudelnd; — ein kindlicher Sinn für das dem gemeinen Auge Alltägliche, dem sein geweihter Blick mit Blitzesschnelle irgend eine neue Seite, eine neue überraschende Form, ja oft selbst wahre Poesie abzugewinnen wußte, und dabey Blick und Schwungkraft für das Höhere; — frey von vorgefaßter Meynung; — vertraut mit dem Dichtergenius aller neuern gebildeten Nationen, denen seine Muse wohl täuschend zuweilen selbst ihre Sprachklänge entlieh; — das Gute und Schöne willig anerkennend, wo es sich ihm auch darbieten mochte, aber feind jeder Uebertreibung, jeder hochmüthigen Einseitigkeit, jeder Modethorheit im Gebiete des Geistes, die bald seinen giftlosen, doch spitzigen und scharfen Stachel fühlen mußte; — Dichter im weitern Sinne des Wortes, dem das Leben selbst, und was auch darin ihn freudig oder schmerzlich berührte, zum Gesang wurde; — begabt mit dem Zauber, der Klänge in Gedanken umwandelt, doch nicht blos mit den Klängen spielt, sondern auch wie ein Blitzstrahl das Innerste dem überraschten Blicke enthüllt, und dieß oft mit einem einzigen glücklichen Worte; — nie verlegen um Ausdruck und Form, und in Gedanken, Ausdruck und Form um so glücklicher, je weniger vorbereitet; — dabey Geist und Gemüth im seltensten Einklange, und daher, wie dieß dem gefährlichen Talent des Witzes sonst so leicht begegnet, niemals verletzend; — ausgezeichnet in der Gabe der Geselligkeit; — gegen Jedermann gleich freundlich, Jedem gern gefällig, Jeden zu erheitern bemüht; — gern bereit, seine Lyra auch fremden Leiden, noch lieber fremden Freuden zu leihen; — einfach und schlicht in seinem Aeußern; bey'm Bewußtseyn inneren Werthes höchst bescheiden. — Und einfach, wie er selbst, war auch der Gang seines äußern Lebens, doch gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Von gebildeten Eltern im Schooß einer blühenden Natur geboren, sah er sich frühe in die herrliche Pflanzschule versezt, die damals ein ächt fürstlicher Geist der Bildung zu Wissenschaft und Kunst in hoher Vollkommenheit hervorzauberte, und kam hier in jugendlich-innige Berührung mit Genien, nicht blos seines Volkes, sondern aller Nationen, unter denen Mancher seinem Namen Unsterblichkeit gewann, wie ein Schiller, der schon damals seine Adlerschwingen entfaltete, und auch in unserem Freunde den Dichtergenius erkannte und ermunterte." (Der Beschluß folgt.)

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Als sich der Schlag der Entzückung durch alle Organe der Mittheilung elektrisch über Berlin verbreitet, fehlten nicht die Pilgerfahrten in den Konzertsaal, die Theater standen leer, ein Bauchredner und ein Deklamator aus Sachsen („Obermeyer" und „Sturm") beriefen sich umsonst darauf, daß sie Deutsche wären und Paganini ein Italiener, und ein anderer berühmter Landsmann des leztern, der Taschenspieler Pelorelli, hatte, ohne daß Jemand ein Wort über ihn sprach, abziehen müssen. Und doch hörte man Stimmen über den Mangel an Kunstsinn beym Publikum klagen, denn einmal war der große Saal nicht ganz gefüllt. Daran war aber nicht der Kunstsinn, sondern der Preis von zwey Thalern schuld, der in unserem Lande nur Ausnahme seyn kann. Schon sollte Paganini aus Aerger darüber sein lezte Konzert gegeben haben, als er plözlich eine neue Reihe von Kunstleistungen im großen königlichen Opernhause eröffnete, wo bey, wenn gleich erhöhten, doch verschiedenen Preisen Jedermann einmal den Wundermann anzustaunen Gelegenheit gegeben wird. Doch, obgleich selbst das ganze Orchester dicht mit Zuhörern besezt wird, ist kein Platz unverkauft geblieben und der Virtuos hat Berlins und, wie man sagt, Warschaus wegen London für dieses Jahr aufgegeben. Er hat endlich die größtmögliche Stufe der Popularität erreicht: er ist auf das Theater gebracht worden, wenigstens auf dem Königsstädter wurde schon in einer ältern Posse à la Paganini gegeigt, und Schmelka, der beliebte Komiker, machte Variationen auf der G-Saite, welche der Italiener nicht macht.

Wiewohl es nicht an tief in das Wesen dieses außerordentlichen Künstlers eingehenden Kritiken fehlt, mochte Hr. v. Holtei am würdigsten und lebendigsten in einem Gedichte, das in Privatabdruck circulirte, die Gefühle ausgesprochen haben, welche den Zuhörer ergreifen. Auch an sich, als Gedicht betrachtet, ist dieser Anruf an Paganini gelungen zu nennen, und er wird den Lesern Ihres Blattes daher nicht unwillkommen seyn.

Du düstrer Mann, in Mährchen eingehüllt,
Die vor dir her sich wundersam gestalten,
Die finstre Stirn von Lorbeern überfüllt,
Beherrscher dn dämonischer Gewalten,
Was willst dn hier mit deinem heißen Schmerz;
Mit den zerriss'nen räthselhaften Klängen;
Mit niegehörten zaubrischen Gesängen;
Mit deinem schauerlichen, wilden Scherz;
Mit deiner Geige streitenden Akkorden; —
Was willst du hier bey uns? Wir sind im Norden;
Uns fließt das Blut gemäßigt in den Adern,
Nur die Vernunft reglert uns Herz und Hand.
Wir müssen wohl mit deiner Keckheit hadern,
Denn unsern Richterstuhl ziert der Verstand;
Und sanft umglänzt von reinem Sonnenstrahle
Seh'n wir im Geist die reinen Ideale
Und legen auch an dich, du fremder Mann,
Den wohlgeprüften, strengen Maaßstab an.

Da nimmst du spöttisch deinen leichten Bogen —
— Es ist kein Bogen mehr — ein Zauberstab!
Und wider Willen von dir fortgezogen,
Schweigt der Verstand, der sich gefangen gab.

Du regst der Seele Tiefen; rufst ein Sehnen
Aus stillem Busen an das Licht hervor;
Wir glauben dir; wir bringen unsre Thränen —
Da trifft ein Mißlaut das bewegte Ohr. —
Du spielst mit uns, wie mit den bunten Tönen,
Du giebst uns an, du stößest uns zurück,
Und deine Kunst will uns nicht mehr versöhnen,
Aus deinen Klängen spricht kein heitres Glück.
Gewalt'ge Klagen deines eignen Lebens
Vernehmen wir aus dieser Meisterschaft;
Du stehst am Ziele jedes irdischen Strebens,
Doch ohne Freude scheint die Riesenkraft.

So blickt der Wandrer von den schroffen Höhen
Ins Felsenthal, das einst ein Strom zerriß,
Wie wir vor dir mit bangem Staunen stehen,
Dich hören, unsrer selbst noch ungewiß;
Noch ungewiß, ob wir denn auch erleben,
Was jedem Hörer ganz unmöglich scheint. —
Und selbst wenn deine Flötentöne beben,
Hör' ich den „Geist, der immerdar verneint."

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 113.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Mai 1829.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Uhland.

Frühlingslieder.

Von Carl Felder.

Eintönigkeit.

Stets ein lieblich Einerley,
Singst Du, Vöglein, frank und frey.
Tadle Niemand Deine Weise!
Rosen nur von seinem Reise
Kann der Rosenstock verleih'n;
Ruhig läßt er andres blühen,
Jenen Busch von Nelken glühen,
Diesen voller Lilien seyn.

Treib' in dieser Frühlingszeit
Jeder nur, was ihn erfreut.
Frühling wird vom frühen Morgen
Schon für alles Andre sorgen.
Gib nur, Frühlingssänger, dich!
Andre werden auch sich geben,
Und ein süß verbreitet Leben
Rührt dann tausendfältig sich.

Singlust.

Wo sich nur im Lenze jezt
Kurze Zeit ein Vogel setzt,
In des Waldes grünem Reiche,
In der Wiesen Bachgesträuche,
Läßt er frey sein Lied erschallen,
Schöne Welt, dir zu Gefallen!

Menschen sind wir, unbeflügelt,
Minder selig ungezügelt;
Aber, wie im Waldgefieder,
Weckt in uns der Frühling Lieder;
Frühlingsglück, dem keines gleicht,
Macht auch Herzen vogelleicht.

Der vernünftige Frühling.

Wenn ich durch den Frühling streife,
Wo, ach wo erschallt die Pfeife
Dir vom Munde, alter Pan?
Wo, ach wo
Lehnst Du Dich im Dickicht an?

Nymphen, mit Satyren schäckernd,
Satyrn, lachend oder mäckernd,
Eure Spiel' und Sprünge husch!
Wo, ach wo
Birgt sie Wasser oder Busch?

Wo erblick' ich Götter liegend,
Sich um Quellesurnen schmiegend?
Ward der Lenz, der Hain, die Flur
Gänzlich nur
Ein Gedankending, Natur?

Darf ich nicht mehr, halb mit Schauern,
Halb mit Neugier, hoffend lauern,
Welches Wesen, waldgeheckt,
Mich im Forst
Unversehens etwa neckt?

Digitized by Google

Frühling, Frühling, laß Dir's klagen,
Daß Du in so klugen Tagen
Mich in Wald und Flur geführt,
Wo so nichts
Sich von Ungescheidtem rührt!

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Lausanna.

Lausanna scheint als reizende Königin des Sees hingesezt, von dessen Ufer es sich nach der Höhe hinaufzieht. Wir sind nun acht Tage hier, und täglich machen wir größere und kleinere Spaziergänge, aber immer haben wir neue Schönheiten gefunden, bald an den Ufern des Sees, bald auf den mittlern Hügeln, bald in dem dichten Gehölz in der höchsten Umgegend, wo man bisweilen aus dem grünen, dichtgeflochtenen Dickigt tritt, und dann die wunderreizende Landschaft, den See in seiner ganzen Ausdehnung, drüben das wilde Allobrogerland mit seinen hohen Schneebergen vor den Augen hat. An dem Uferland fehlt es nicht an Dörfern, Weilern und Landhäusern, und ich wundere mich nicht, daß so viele Römer sich hier ansiedeln, besonders gegen Vivisçus (Vevey) hin, wo ein hoher Bergkranz gegen die rauhen Nord- und Ostwinde schüzt. Auch drüben am See herum liegen einige Dörfer, sie sind aber elend und armselig zu nennen, gegen die um Lausanna. Tiefe Einsamkeit und Stille fanden wir in der Sploa Belemi (la forêt de Sauvabelin) eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. Hier grünen tausendjährige Eichen und seit uralten Zeiten wird hier die Sonne verehrt, der noch jezt viele huldigen, troß unserer neuen Theologie. Wer fühlte sich nicht in Mitten dieser erhabenen Bäume ergriffen? an ihnen führte der Zeitenstrom Nationen vorüber, sie standen in Sturm und Donner fest, während Throne brachen, Reiche, Jahrhunderte und Völker versanken. Hier opferten unsere helvetischen Druiden dem großen Licht- und Gluthball im Namen der Nation. Zu diesem Sonnendienst kommen noch jezt Helvetier zusammen, die dem alten, schönen Glauben zugethan sind. Wer möchte sich nicht dankend oder bittend zur Sonne wenden? denn durch sie lebt, bewegt sich und erneut sich Alles. Sie färbt und malt die Blumen, sie gibt uns unsere Erndten, sie kocht und reift unsern Wein und richtet unsere Greise zu neuem Leben auf. Doch nur kindlich ist unsere Anbetung, und unser Gott hat nicht Tempel, nicht Priester. Sein Tempel ist das Weltall, und die Menschen dienen darin als Priester. Nichts herrlicher, als wenn am Abend die Sonne hinter uns nach Gallien niedergeht, und die ewigen Schneegipfel im Allobrogerland hell und immer heller leuchten, und noch lange von ihr angelächelt werden, wenn sie für uns schon verschwunden ist und die fernen Kummerter bescheint, deren Land man von jenen riesigen Bergen aus sehen muß.

Wenn die Natur in Lausanna viel herrlicher und großartiger ist, als zu Aventicum, so fehlen dagegen alle Annehmlichkeiten der Hauptstadt. Hier gibt es keine großen Thürme, kein Theater, keine Wett- und Thierkämpfe, Wagenrennen u. s. w.; die Häuser sind im Innern einfacher und schmuckloser eingerichtet. Es fehlt an den Genüssen und an den Lastern Aventicums, und doch sind die Leute hier heiterer und fröhlicher als dort, was wohl dem Weinbau zuzuschreiben ist, der jenseits Lausanna aufhört und auch da schon viel geringer ist, als bey dem nahen Nevidunum und bey Vivisçus. Hierzu mag auch die offene, schöne Natur wirken und das etwas mittäglichere Klima. Die Einwohner von Lausanna sind nicht gut auf ihre überseeischen Nachbarn, die Allobroger, zu sprechen, die doch auf ihren kleinen Fahrzeugen alle Markttage mit Fischen, mit Geflügel, Gemüsen und Evern über den See kommen und wohlfeiler verkaufen, als die anliegenden Helvetier. Sie kämpfen oft um geringen Gewinn mit den stürmischen Seewellen, so daß sie bisweilen, um ihre geringen Kähne zu erleichtern, die Fische wieder in den See werfen müssen, die sie nicht ohne Mühe die Tage vorher gefangen haben.

Es ist wahrscheinlich, daß Lausanna zuerst von gallischen Kolonisten bewohnt wurde, welche die Schönheit des Landes, sein guter Boden und seine für Handel und Verkehr günstige Lage herbeyzog. Im Celtischen bedeutet Lous das Wasser, onna oder anna aber einen Fluß. Dieß paßt sehr gut auf diese Stadt, die an der Cam-ber-onna und an dem Ufer des Sees liegt. Im Allgemeinen kommen die mehrsten helvetischen Städtenamen von ihrer Oertlichkeit oder von ihren Naturprodukten. So machten die Römer Nevidunum aus Newid-dun (Nyon), zwey Celtische Worte, deren erstes neu und das zweyte Höhe bedeutet. Es heißt also neue Stadt auf der Höhe. Minidunum (Moudon) kömmt von Mini-dun, Eberdunum (Yverdon) von Aberdun. Beyde Worte bezeichnen einen Hügel, am Ufer oder am Ausfluß eines Flusses gelegen. Mit Aventicum haben es die Römer eben so gemacht. Es hieß im Celtischen Awent-ui, oder schnellfließendes Wasser.

Die Einwohner sind dem Spazierengehen sehr ergeben. Dazu laden die reizenden schattigen Ufer so sehr ein, wie die Höhen und Waldungen. Viele reiten spazieren, und die Frauen lassen sich von Mauleseln in Sänften tragen. Die Jagd liebt man sehr, und sie beschäftigt zu allen Jahreszeiten. Sie ist ganz frey und unbeschränkt. Bald geht man auf Auerochsen, bald auf Elenthiere, Hirsche und Steinböcke, bald auf wilde Schweine und Geflügel aus.

Die Mädchen sind sehr geschickt und fleißig in weiblichen Arbeiten, im Nähen, Stricken und Sticken. Sie kön-

Digitized by Google

nen an Spazlergängen, Tänzen und an den Schauspielen Theil nehmen. Durch diese Mischung gewinnt das öffentliche Leben sehr an Milde und Sitte. Die Frauen hingegen leben nur für ihre Männer und für die Sorgen des Hauswesens, die Geringeren backen Brod, spinnen, weben und machen Kleider, sie gehen daher auch nur selten aus.

Die Männer haben alle Geschäfte außer dem Haus, ja sie gehen sogar auf den Markt und kaufen Lebensmittel ein. Die Wohlhabenderen lassen sich dabey von einem Sklaven begleiten, der die eingekauften Viktualien trägt. Das Geld haben sie in eine Ecke ihres Sudariums eingewickelt. Die Frauen tragen es im Gürtel.

Die Tempel sind bey uns nicht wie in Rom, denn die meisten haben achteckige Form. Sie stehen immer offen, von frühem Morgen bis nach Sonnenuntergang. In ihrem Innern herrscht Stille und Andacht. Mit bedecktem Haupt und verschlevertem Gesicht tritt man zu ihren Altären. Im Ganzen herrscht hier viel Frömmigkeit und religiöser Sinn. Doch gibt es auch Scheinheilige, zumal wenn die Wahlen herannahen, wo gern jeder für fromm, gut und rechtlich gelten will.

Es wohnen im Allgemeinen nur wenig sehr reiche Leute hier. Doch gibt es einige, deren Häuser römischen Luxus enthalten, und wo alle Bequemlichkeiten und Ueppigkeiten des Lebens angebracht sind. Die Häuser der Armen und wenig Bemittelten sind rund und aus Holz gebaut, mit Stroh gedeckt und stehen abgesondert von einander, so daß oft Gärten und Wiesen dazwischen liegen. Die Landhäuser sind nur einen Stock hoch, und haben gewöhnlich einen großen Thurm, auf dem gegessen wird, und wo man sich an der herrlichen Aussicht auf Land und See ergötzt.

Manche Häuser sind auf gallische Art gebaut, wo eine ungeheure Thüre bis zum Dach hinaufreicht. Durch sie allein fällt das Licht ins Innere. Diese Bauart nimmt aber täglich mehr ab, und die Vorderseiten der Häuser bekommen Fenster, bald rund, bald viereckig, bald oval, bald herzförmig, in Gestalt von Augen und Kleeblättern. An diesen Fenstern werden gewisse durchsichtige Steine angebracht, die das Licht einlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

„Was die Hülfe betrifft, wovon Ihr redet," sagte la Noue, „so kann ein Südwind von einigen Stunden sie verhindern, in unsern Hafen einzulaufen. Auch kann die Flotte genommen werden." „Der Wind wird von Norden wehen, ich prophezeihe es Dir, Kleingläubiger," sagte der Prediger. „Du hast den rechten Arm verloren und mit ihm hat Dein Muth Dich verlassen." La Noue schien entschlossen, ihm nicht zu antworten. Er fuhr in seiner Rede fort, sich stets an den Bürgermeister wendend: „Wenn wir einen Mann verlieren, so ist das mehr für uns, als wenn der Feind zehn verliert. Ich fürchte, wenn die Katholiken anfangen, die Belagerung mit Ernst zu betreiben, so werden wir genöthigt seyn, härtere Bedingungen anzunehmen, als die, welche Ihr jezt mit Verachtung verwerft. Wenn der König sich, wie ich es hoffe, begnügen will, seine Herrschaft in der Stadt anerkannt zu sehen, ohne Opfer von ihr zu verlangen, die sie nicht zu bringen vermag, so glaube ich, ist es unsere Pflicht, ihm die Thore zu öffnen, denn am Ende ist er doch unser Herr." „Christus allein ist unser Herr, wir haben keinen andern! Ein Gottloser allein kann jenen verruchten Ahab, Karl, der das Blut der Propheten trinkt, seinen Herrn heißen!" Die Wuth des Predigers schien sich durch la Noue's unerschütterliche Kaltblütigkeit zu verdoppeln. „Was mich betrifft," sagte der Bürgermeister, „so erinnere ich mich noch, wie der Admiral, als er zum leztenmal durch unsere Stadt ging, uns sagte: Der König hat mir sein Wort gegeben, seine katholischen und protestantischen Unterthanen völlig gleich zu behandeln. Sechs Monate später hat der König, der ihm sein Wort gegeben hatte, die Protestanten ermorden lassen. Wenn wir unsere Thore öffnen, so wird die Bartholomäusnacht hier wie in Paris gehalten werden." „Kurz," fuhr la Noue kaltblütig fort, „mein leztes Wort ist, daß, wenn der König einwilligt, keine Besatzung in la Rochelle zu legen und uns unsere Predigten frey zu lassen, wir ihm die Schlüssel bringen und ihn unsers Gehorsams versichern müssen." „Du bist ein Verräther!" schrie Laplace, „und von dem Tyrannen erkauft!" „Guter Gott! was sagt Ihr, Herr Laplace?" versetzte der Bürgermeister. La Noue lächelte verächtlich. „Ihr sehd, Herr Bürgermeister, wir leben in einer wunderbaren Zeit; Kriegsleute sprechen für den Frieden, und die Prediger des Friedens reizen zum Kriege. — Lieber Herr," fuhr er fort, sich endlich an Laplace wendend, „es ist Mittagszeit, wie mir däucht, und sicher erwartet Eure Frau Euch zu Hause."

Die lezten Worte steigerten die Wuth des Predigers aufs Höchste. Er fand in seinem Eifer keine Schimpfnamen, und da eine Ohrfeige der Mühe überhebt, eine vernünftige Antwort zu suchen, so versezte er dem alten Krieger einen Schlag auf die Wange. „Gerechter Himmel! was macht Ihr?" rief der Bürgermeister. Mergy, der gegenwärtig war, stand im Begriff, Laplace eine Lehre zu geben, deren er sich erinnert haben würde; doch la Noue hielt ihn zurück. Als die Hand des alten Thoren seinen grauen Bart berührte, so blizte ein Strahl des Unwillens und Zorns in seinen Augen, doch sogleich waren seine Züge wieder unbeweglich wie zuvor; es war, als habe der Prediger der Marmorbüste eines römischen Se-

Digitized by Google

nators einen Streich versezt, oder la Roue sey von einer leblosen Sache von ungefähr berührt worden. „Bringt diesen alten Mann zu seiner Frau,“ sagte er zu einigen Bürgern, die den alten Prediger mit sich fortzogen, „empfehlt ihr, Sorge für ihn zu tragen, denn gewiß ist er heute nicht wohl. Herr Bürgermeister, ich bitte Euch, mir 150 Freywillige unter den Bürgern zu verschaffen, ich möchte morgen mit Tagesanbruch einen Ausfall thun, in dem Augenblicke, wo die Soldaten, welche die Nacht in den Laufgräben zugebracht, noch ganz steif von Kälte sind, wie die Bären, welche man während des Thauwetters jagt. Ich habe bemerkt, daß Leute, welche die Nacht unter Dach geschlafen, des Morgens wohlfeilen Kaufs mit denen fertig werden, die sie unter freyem Himmel zugebracht haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Beschluß.)

„Den bürgerlichen Beruf eröffnete Haug ehrenvoll die Gnade seines fürstlichen Wohlthäters, dessen Blick Haugs lebhafter Geist und Streben auf sich gezogen hatte, und bald sah er sich in Verhältnissen, die ihn über die gemeinen Sorgen des Lebens erhoben. Weltlicher Ehrgeiz war seine Schwäche nicht. Seine höhern Vorgesezten wie seine Kollegen waren größtentheils Zöglinge der nämlichen Anstalt und seine Jugendfreunde, und dieß traute Verhältniß erweckt sich für ihn, weil er nie andere als bescheidene Ansprüche darauf gründete, und so fühlte er sich behaglich in seiner Lage. Sein Beruf gewährte ihm die glückliche Muße, nach seiner Neigung der Dichtkunst sich zu weihen, der er sich im Innern ganz zu eigen gab. Auch entstand ihm der bescheidene Kranz nicht, der seinen edlern Ehrgeiz reizte; sein Name wurde mit Auszeichnung in Deutschland genannt, und welcher Gebildete aus der Fremde Stuttgart berührte, der brachte seinem Genius gern den ihm gebührenden Zoll, und gewann bald nicht den Genius blos, sondern auch den Menschen lieb. — So durfte er sich eines großen ausgedehnten Kreises ferner Bekannter und Freunde unter den Ausgezeichnetern des gesammten deutschen Vaterlandes rühmen, und dieß erweckte, als ihm in den spätern Jahren eine noch ungebundenere Lage gewährt war, den Wunsch, mit diesen sich noch einmal zu erfreuen, und ihren Kreis durch die Berühmtern und Ausgezeichnetern der Gelehrten und Dichter, die er noch nicht persönlich kannte, zu erweitern. Er unternahm, nach einigen kürzern Reisen in den nähern Umgebungen Würtembergs, bey schon vorgerücktem Alter mit Jugendmuth eine weitere Reise nach Norddeutschland, und überall sah er sich mit Beweisen von Liebe und Anerkennung aufgenommen. — So kehrte er mit befriedigtem Herzen in unsere Mitte zurück und hier wurde ihm die Freude, thätig mitzuwirken zu der seltenen und herzerhebenden Feyer, welche die noch lebenden Lehrer und Zöglinge jener Pflanzschule, die seine Jugend gebildet hatte, dem Andenken ihres gemeinschaftlichen erhabenen Wohlthäters weihten: eine Huldigung gebildeter Männer und Greise für das Höchste, das der Mensch dem Menschen zu geben vermag — für ächte Bildung des Geistes und Herzens. Er sahe sich aufs lebhafteste in die glückliche Zeit der goldenen Träume versezt, die für ihn, den Genügsamen, mehr als Träume gewesen, erblickte mehrere der Genossen dieser Zeit um sich, — und so fügte sich das lezte Glied der goldenen Kette, die nie ein Sturm gerüttelt, die kein trübender Hauch berührt hatte, an das erste Glied. Der Kreis seines Lebens war vollendet — der Todesengel nahte — er hörte das Rauschen seines Flügels von ferne und sang:

Oft hört' ich schon ob Sarkophagen
Schrecklos der Schollen dumpf Geroll.
Bald ist von meines Lebens Tagen
Vielleicht die kleine Summe voll.
Doch kämst du heut' mir's anzusagen,
O Tod! ich hege keinen Groll.
Wohl mir! Ich darf es ruhig wagen,
Mit des gerührten Dankes Zoll
Zu Dem das Auge aufzuschlagen,
Von wo mir Licht und Athem quoll.
Warum denn, Vater, sollt' ich klagen,
Wenn Deines Engels Ruf mir scholl?
Warum vor einem Ende zagen,
Das endlos mich beglücken soll! *)

Aber als uns nun die Kunde von seinem Hinscheiden erscholl, da überraschte sie uns Alle erschütternd; — so nahe hatten wir uns sein Scheiden nicht gedacht und Jedem war es, als habe er in diesem Manne ein persönliches Gut verloren.“

*) Gedicht von Haug im Oktober 1828.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Die weit verbreitete Sage, daß Paganini seine Frau umgebracht und deßhalb Galeerensklave gewesen, soll ganz unbegründet seyn. Nur daß er einmal, des Quasicarbonarismus verdächtig, in Venedig auf einige Wochen eingezogen worden, geben seine Freunde zu. In seinem Gesichte freylich könnte man mehr lesen. Die Mutter eines Dienstmädchens entschuldigte neulich ihre eines Diebstahls überwiesene Tochter bey der Herrschaft mit den Worten: „Sie ist ja noch jung und die Leidenschaft wird sich mit dem Alter schon geben. Wissen Sie nicht, daß der große Paganini in der Jugend sogar seine Frau umgebracht hat, und ist doch noch ein so ausgezeichneter Mann geworden?“

Bey Paganini's Triumphzug jubilirten vor allem die Freunde der neu italienischen Musik, die noch immer eine ecclesia pressa bilden. Wenigstens fehlen ihnen alle kritischen Organe, und die Sontag, welche Rossini durchhalf, ist noch fort. Das Ansehen der Singakademie unter dem alten Zelter ist noch nicht gebrochen. Marx läßt sich in seiner musikalischen Zeitung durch nichts erweichen und fast für noch furchtbarer wird Hr. Rellstab als kritischer Cherubim der klassischen Musik angesehen. Aber die Verehrer der leztern wollen Paganini auch nicht als Kind der neuern Schule gelten lassen. Er ist für sie wie ein Byron für die Klassiker. Der tiefere Born, aus dem er schöpft, läßt sich nicht wegläugnen, wenn sie auch nicht mit der Anwendung seiner Kraft zufrieden sind. Ein Fest für die Klassiker war der Beyfall, den Sebastian Bachs Passionsmusik in einer meisterhaften Ausführung durch die Singakademie unter Felix Mendelssohns Leitung eingeerndtet. Die Opposition verstummte. Die Graunsche Passionsmusik, sonst regelmäßig am Charfreytag gegeben, mußte diesmal der gewaltigen ältern Komposition weichen. Ebenso gab Mad. Milder Händels Jeptha mit Beyfall, und die Pensionirung dieser ausgezeichneten Sängerin ist, wiewohl projektirt und, dem Gerücht nach, schon ins Werk gesezt, wieder rückgängig geworden, zur Freude derer, welche über die Stimme von Portici noch nicht Glucks Schöpfungen vergessen können.

Beylage: Literaturblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Mai 1829.

Schlagt Lärm, schlagt Lärm, wir stürzen auf sie ein! —
— — — — — — — —
— Verfluchte Unglückshand,
Die dieses leid'ge Trauerspiel vollführt!

Shakespeare.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Der Ausfall.

In der Stadt fiel das dämmernde Morgenlicht, mit dem Scheine der Fackeln vermischt, auf einen ziemlich zahlreichen Trupp Soldaten und Freywilliger, die sich in einer, zu der Evangeliumsbastey führenden Straße versammelten. Sie stampften mit den Füßen auf das Pflaster und erhielten sich in beständiger Bewegung, ohne den Platz zu verändern, um sich gegen die feuchte und durchdringende Kälte zu schützen, welche den Aufgang der Sonne im Winter begleitet. Flüche und kräftige Verwünschungen gegen den, der sie so früh Morgens unter die Waffen gerufen, wurden nicht gespart, doch bemerkte man, trotz ihrer Schimpfworte, in ihren Gesprächen jenen Anstrich von guter Laune und Hoffnung, welcher Soldaten belebt, die einem geachteten Führer folgen. Während man den Soldaten Branntwein austheilte, hörten die Offiziere, welche um la Noue herum unter dem Schirmdach einer Bude standen, mit lebhaftem Antheil den Plan des Angriffs an, den er gegen die Belagerer vorhatte. Trommelwirbel ließ sich hören; Jedermann begab sich auf seinen Posten; ein Prediger näherte sich, gab den Soldaten den Segen, ermahnte sie, ihre Pflicht zu thun und versprach ihnen das ewige Leben, sollte es ihnen unmöglich seyn in die Stadt zurückzukehren und Dank und Lohn von ihren Mitbürgern zu empfangen. Die Predigt war kurz, und doch fand la Noue sie zu lang. Sobald die Rede des Predigers geendigt war und die Soldaten Amen geantwortet hatten, rief er mit fester und rauher Stimme: „Kameraden, der ehrwürdige Herr hier sagt die Wahrheit, empfehlen wir uns Gott und unsren lieben Frauen von Schlagdrein. Dem ersten, der schießt, ehe die Mündung den Leib eines Papisten berührt, renne ich meinen Degen in den Leib, wenn ich lebendig zurückkomme.“ Er gab ein Signal; ein Kanonenschuß ertönte, und der ganze Trupp wandte sich im Geschwindschritt gegen das offene Feld hin; zu gleicher Zeit wurden kleine Abtheilungen durch verschiedene Thore hinausgesandt, um an mehreren Punkten der feindlichen Linie zugleich Lärm zu machen, damit die Katholiken sich von allen Seiten angegriffen glauben und nicht wagen möchten, Hülfe gegen den Hauptangriff zu senden, aus Furcht, irgend eine Stelle ihrer allenthalben bedrohten Verschanzungen zu entblößen.

Die Evangeliumsbastey, gegen welche das katholische Heer hauptsächlich seine Angriffe richtete, litt besonders durch eine Batterie von fünf Kanonen, die auf einem kleinen Hügel errichtet war, auf dem ein zu Grunde gerichtetes Gebäude stand, welches vor der Belagerung als Mühle gedient hatte. Ein mit einer Brustwehr versehener Graben vertheidigte die Zugänge von der Stadtseite, und vor den Graben hatte man mehrere Büchsenschützen als Schildwachen gestellt. Allein ihre der Nässe ausgesezten Lunten mußten, wie der protestantische Heerführer es vorausgesehen, fast unbrauchbar geworden seyn, und seine mit

Digitized by Google

allem wohl verſehenen und auf den Angriff vorbereiteten Truppen hatten einen bedeutenden Vortheil über plötzlich überfallene Leute, die vom Wachen ermüdet, vom Regen durchnäßt und von Froſt ſtarr waren. Die erſten Schildwachen wurden niedergeſtochen. Einige wie durch ein Wunder losgegangene Büchſen weckten die Wache der Batterie gerade zeitig genug auf, daß ſie die Proteſtanten, welche ſich ſchon des Grabens bemächtigt hatten, die Erhöhung gegen die Mühle heranklimmen ſehen konnten. Einige verſuchten Widerſtand zu leiſten, allein die Waffen entglitten ihren von Froſt ſteifen Händen; faſt alle ihre Büchſen verſagten, während kein Schuß der angreifenden Truppen verloren ging. Der Sieg iſt entſchieden, und ſchon hört man von den Proteſtanten, die ſich der Batterie bemächtigt, das wilde Geſchrey: Kein Quartier! Gedenkt des 24ſten Auguſts!

Ungefähr fünfzig Soldaten mit ihrem Hauptmanne lagen in der Mühle; der Hauptmann, mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und halb angekleidet, ein Kiſſen in der einen Hand und den Degen in der andern, öffnete die Thüre und fragte, woher dieſer Lärm rühre. Weit entfernt an einen Ausfall des Feindes zu denken, glaubte er, das Getümmel entſtehe von einem Zanke unter ſeinen eignen Leuten. Er ward ſchrecklich aus ſeinem Irrthum geriſſen; ein Stoß mit der Hellebarde ſtreckte ihn in Blute gebadet zu Boden. Die Soldaten hatten Zeit, die Thüre zu verſperren, und eine Zeitlang vertheidigten ſie ſich mit Vortheil, indem ſie durch die Fenſter ſchoſſen; allein dicht neben dem Gebäude lag ein groſser Haufen Heu und Stroh, ſo wie auch Strauchwerk, um Schanzkörbe zu machen. Die Proteſtanten ſteckten ihn an, das Feuer ergriff in einem Augenblick das ganze Gebäude und breitete ſich bis zu der Spitze deſſelben aus. Ein Jammergeſchrey ertönte. Das Dach ſtand in Flammen und drohete auf die Häupter der Unglücklichen, über welche es ſich ausbreitete, herabzufallen. Die Thüre brannte; ſie ſelbſt hatten ſich den Ausgang verſperet. Wenn ſie aus dem Fenſter zu ſpringen verſuchten, ſo ſtürzten ſie in die Flammen oder wurden auf den Spitzen der Piken aufgefangen. Da zeigte ſich ein ſchrecklicher Anblick. Ein Fähnrich in voller Rüſtung verſuchte wie die Uebrigen aus einem engen Fenſter zu ſpringen. Sein Küraß lief, nach einer damals gewöhnlichen Mode, in eine Art von eiſernen Rock aus, der den Leib und die Schenkel bedeckte, und ſich nach unten hin wie ein Trichter erweiterte, um nicht am Gehen zu hindern. Das Fenſter war nicht breit genug, um dieſen Theil der Rüſtung hindurch zu laſſen, und der Fähnrich hatte ſich in der Verwirrung mit ſolcher Heftigkeit in daſſelbe hineingeworfen, daß der gröſste Theil ſeines Körpers ſich auſserhalb befand, ohne daß er ſich zu bewegen vermochte, und wie in einem Schraubſtocke eingezwängt ſaß. Während deſſen ſtiegen die Flammen bis zu ihm herauf und erhitzten ſeine Rüſtung, worin er langſam, wie in einem Schmelzofen oder in dem berüchtigten ehernen Ochſen des Phalaris, verbrannte. Der Unglückliche ſtieß ein ſchreckliches Geſchrey aus, vergeblich bewegten ſich ſeine Arme um Hülfe flehend. Eine augenblickliche Stille entſtand unter den Angreifenden, dann aber brachen alle auf einmal in ein fürchterliches Kriegsgeſchrey aus, als ob ſie ſich betäuben wollten, um nicht das Jammern des brennenden Menſchen zu hören. Er verſchwand endlich in einem Wirbel von Flammen und Rauch, und in der Mitte der Trümmer des Hauſes erblickte man einen glühendrothen rauchenden Helm. Schauderhafte und traurige Gefühle ſind aber nur von kurzer Dauer während eines Gefechts. Während ein Theil der Proteſtanten die Flüchtlinge verfolgte, vernagelten andere die Kanonen, zerſchlugen die Räder und ſtürzten die Schanzkörbe der Batterie und die Leichen ihrer Vertheidiger in den Graben.

Mergy war einer der erſten geweſen, die den Graben und die Brunſtwehr eingenommen. Ein Soldat hatte einen Offizier der Katholiken, der kein Lebenszeichen mehr gab, beym Kopfe ergriffen, ein andrer hielt ihn bey den Füßen, und ihn nach dem Takte hin- und herwiegend, waren ſie eben im Begriffe, ihn in den Graben zu ſtürzen. Auf einmal öffnete der vermeinte Todte die Augen, erkannte Mergy und ſchrie: „Herr von Mergy! Gnade! Gnade! ich bin Euer Gefangener! Rettet mich! Erkennt Ihr nicht Euern Freund Beville?“ Das Geſicht des Unglücklichen war ganz mit Blut bedeckt, und mit Mühe erkannte Mergy in dem Sterbenden jenen jungen Höfling, den er ſo fröhlich und voll Leben verlaſſen. Sorgfältig ließ er ihn auf das Gras niederlegen, verband ſeine Wunde, und nachdem man ihn, ſo gut es möglich war, quer über ein Pferd gelegt, befahl er, ihn behutſam in die Stadt zu bringen. Als er ihm Lebewohl ſagte und das Pferd aus der Batterie herausführen half, ward er einen Trupp Reiter gewahr, die im Trab zwiſchen der Stadt und der Mühle vorrückten. Allem Anſcheine nach war es eine Abtheilung des Heeres der Katholiken, welche ihnen den Rückzug abſchneiden wollte. Mergy eilte, la Noue hievon zu benachrichtigen. „Wenn Ihr mir vierzig Büchſenſchützen anvertrauen wollt,“ ſagte er, „ſo werfe ich mich hinter den Zaun, der den Hohlweg einfaßt, durch den ſie kommen, und wenn ich ſie nicht ſchnell zum Umlenken bringe, ſo mögt Ihr mich hängen laſſen.“ „Wohl, mein wackrer Burſche, aus Dir wird einſt ein tüchtiger Feldherr. Hier, folgt dieſem Offizier und führt ſeine Befehle aus.“

In einem Augenblicke hatte Mergy ſeine Schützen längs der Hecke geordnet; er befahl ihnen ſich auf ein Knie niederzulaſſen, ihre Gewehre in Bereitſchaft zu halten, und vor allen Dingen nicht zu ſchieſſen, bis er es befehlen würde. Die feindlichen Reiter kamen ſchnell vorwärts, und ſchon hörte man deutlich den Trab ihrer Pferde in dem Hohl-

Digitized by Google

wege schallen. „Ihr Kapitän," sagte Mergy mit leiser Stimme, „ist jener Bursche mit dem rothen Federbusche, den wir gestern verfehlten. Daß er uns heute nicht wieder entgehe." Der Büchsenschütze zu seinen Rechten winkte mit dem Kopf. Die Reiter waren nur noch zwanzig Schritte entfernt, und ihr Kapitän schien, indem er sich zu seinen Leuten umwandte, im Begriff, ihnen einen Befehl zu ertheilen, da erhob sich Mergy plötzlich und rief: „Feuer!" Der Kapitän mit dem rothen Federbusch wandte das Haupt, und Mergy erkannte seinen Bruder. Er streckte die Hand nach der Büchse seines Nachbars aus, um sie abzuwenden, doch ehe er sie fassen konnte, war der Schuß abgefeuert. Die Reiter, über diesen unerwarteten Angriff verwirrt, zerstreuten sich und flohen nach verschiedenen Seiten; Georg aber stürzte von zwey Kugeln getroffen zu Boden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Die Schlüssel zu den Tempeln sind ungemein groß, und man trägt sie auf der Schulter. Die Hausschlüssel sind fast eben so. Im Innern der Häuser, für Kisten und Kasten, gibt es keine. Die Frauen verschließen sie mit einer Schnur und einem Stückchen weichen Wachses, auf das sie ihre Siegelringe drücken.

Jahrhunderte der Vermischung mit Römern und Galliern haben freylich vieles an dem physischen Charakter des Volks geändert. Es ist ihm aber doch manches Eigenthümliche geblieben. Fast alle Männer sind groß, stark und robust. Dadurch kann man sie auf den ersten Blick von den Römern unterscheiden, die gewöhnlich mager und klein sind. Sie haben blaue Augen, blonde, oft rothe Haare, sie sprechen laut und gehen ziemlich langsam. Die Frauen sind fast alle schön und wohlgebaut, mit gesunder, blühender Gesichtsfarbe, und einem Ausdruck von Freundlichkeit und Wohlwollen. Wie die Gallier, sind auch die Leute aus dieser Gegend ziemlich unthätig, faul und lieben den Schlaf. Auch wirft man ihnen vor, sie seyen unbeständig und veränderlich in ihren Meynungen, sie erzürnen sich leicht. Es fehlt ihnen dagegen auch nicht an guten Eigenschaften, sie sind freymüthig, gastfrey, voll Anhänglichkeit in Freundschaft und Liebe. Die Helvetier verdienen im Allgemeinen das Lob der Tapferkeit, so auch die Uferbewohner des Limmensees. Helvetische Korps haben sich in der pharsalischen Schlacht, in Judäa, in Britannien, unter Titus, Agricola und Drusus ausgezeichnet; wie Helden schlugen sie sich an den Ufern der Aar neun Stunden lang gegen die kriegskundigen römischen Legionen und gegen Cäsars Glück, und unterlagen am Ende nur der Uebermacht. Der römische Senat traute auch lange diesem Siege nicht und fürchtete sehr einen Aufstand des verzweifelten Volks.

Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in Rind- und Schweinefleisch, in Honig und Käse; an Fischen ist im See Ueberfluß; man ißt sie hier ohne Butter, blos mit Essig, Kümmel und Salz. Wenn sich die Leute in ihren Häusern wenig Genüsse verschaffen können, so suchen sie solche in den Thermen und Thermopolen. So heißen nämlich eine Menge kleiner Schenken in der Nähe der Stadt, wo man des Abends Eyer ißt und Bier trinkt, auch bisweilen tanzt. Hier hört man auch Bänkelsänger. Von vier Uhr des Nachmittags an füllen sich die Thermopolen, und von dieser Zeit an wird oft bis in die späte Nacht getrunken und geschwärmt; dergleichen lieben die lustigen Lausanner.

Einige tragen die Haare kurz, den Bart oder den Schnurrbart dagegen lang, das Gewand ohne Falten, kurze Aermel, mit einem Wort die alte gallische Kleidung. An andern sieht man ein Kleid, Caracalla genannt, weil es dieser Kaiser von Gallien brachte und selbst bey der Armee einführte; es ist vorn offen und reicht bis auf die Ferse herab. Auch die römische Eleganz, die gestickten Halbstiefeln, die tausendfaltige Toga sieht man bisweilen, und die mit duftenden Oelen eingeriebenen Köpfe riecht man viele Schritte weit.

Die Leute werden in dieser Gegend sehr alt und man begegnet vielen Greisen. Ich habe eine Christin von 102 Jahren gesehen, die noch ihre vollen Sinne hatte. Camillus Faustus, der Priester der kaiserlichen Familie, ist 95 Jahr alt, versieht aber noch täglich den Tempeldienst. Einige alte Soldaten erinnern sich an den Krieg in Judäa. Viele haben unter Agricola die Feldzüge in Britannien mitgemacht, und erzählen von der Regierung des Kaisers Domitian.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfangs März.

Es wird Ihnen nicht unwillkommen seyn, wenn ich von der am 4. März erfolgten Installation des Präsidenten Jackson das Wesentlichste berichte.

Am 11. Februar um 12 Uhr zeigte der Sprecher dem Hause der Repräsentanten an, die Tagesordnung sey, die Stimmen für den Präsidenten und Vicepräsidenten der Vereinigten Staaten zu zählen. Ein Mitglied schlug darauf vor, der Schreiber solle dem Senate anzeigen, daß das Haus bereit sey, von seiner Seite diese Pflicht zu erfüllen; angenommen. Es wurden Sitze für den Senat und den Vicepräsidenten, der nach der Konstitution Präsident des Senates ist, bereitet. Kurz darauf kam der Senat, der Vicepräsident an seiner Spitze; vorauf gingen der Sekretär des Senats und der Sergeant-

Digitized by Google

at Arms (hier wie in England, was in Paris der Greffier de la chambre ist). An der Thür ward der Senat von dem Sergeant at-Arms des Hauses der Repräsentanten empfangen; diese standen mit entblößtem Haupte. Sonst sitzen die Repräsentanten hier, wie die Parlamentsglieder in London, gewöhnlich mit dem Hut auf dem Kopfe, und entblößen ihn nur, wenn sie aufstehen und reden. Der Vicepräsident setzte sich zur Rechten des Sprechers, die erwählten Zähler neben die Schreiber. Der Vicepräsident, der vor sich alle Pakete, von jedem Staate zwey mit demselben Inhalte, hatte, nahm die vom Staate Maine und erklärte, daß sie von den Senatoren und Repräsentanten dieses Staates, als die Stimmen von Maine für den Präsidenten und Vicepräsidenten enthaltend, gesetzmäßig anerkannt seyen; er brach die Siegel auf und gab die offenen Pakete den Zählern. Dasselbe ward mit jedem Pakete wiederholt, und nachdem alle 24 geöffnet und gelesen waren, trat der Senator Tazewell, einer der Zähler, vor und las die Liste der Staaten mit ihren Stimmen ab, wie viel jeder für Adams und Jackson als Präsident, und für Rush und Calhoun als Vicepräsident gegeben habe. Das Ergebniß war bekanntlich: Adams 83 Stimmen, Jackson 178, Rush 83, Calhoun 171. Der Vicepräsident Calhoun (denn dieser war auch Vicepräsident unter Adams und ist nun wieder gewählt) las dann das Resultat noch einmal und sagte: „Ich erkläre deßwegen, daß Andreas Jackson ꝛc. gesetzlich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten auf vier Jahre vom vierten Tage des nächsten März, und John C. Calhoun gesetzlich zum Vicepräsidenten für dieselbe Zeit erwählt sind.“ — Am 4. März um 11 Uhr nahm der Vicepräsident der Vereinigten Staaten seinen Sitz im Senate. Der Senator Smith nahm ihm den Eid, die Verfassung zu unterstützen und aufrecht zu halten, ab. Vierzehn neu gewählte Senatoren leisteten zugleich ihren Eid und nahmen Sitz im Senate. Kurz darauf kam General Jackson in den Senat, nach ihm der Oberbundesrichter mit den übrigen Mitgliedern des Oberbundestribunals, die fremden Gesandten und eine große Anzahl Damen. Um 12 Uhr vertagte sich der Senat und eine Prozession wurde gebildet, welche sich nach dem Ostportikus des Kapitols begab, wo Herr Jackson in Gegenwart einer Menge Volkes, welches auf der Treppe, im Säulengange und vor demselben stand, den Eid in die Hand des Oberbundesrichters ablegte. Der von der Verfassung vorgeschriebene Eid ist folgender: „Ich schwöre (oder versichere)*) feyerlich, daß ich getreulich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten verwalten und nach meinen besten Kräften die Verfassung der Vereinigten Staaten erhalten, beschützen und vertheidigen will.“ Im Original heißen die Worte so: „I do solemnly swear (or affirm), that I will faithfully execute the office of president of the United States, and will, to the best of my ability, preserve, protect and defend the constitution of the United States.“ Der Präsident hielt seine Inauguralrede, Salven wurden abgefeuert, die Prozession von Neuem gebildet und nach dem Präsidentenhause gezogen, wo der Präsident die Glückwünsche empfing. Man hatte bey der Inauguration einen Stuhl zur Linken des Präsidenten für den abtretenden Adams gestellt; er erschien aber nicht. Es wäre auch etwas viel gewesen, da er nicht wie seine drey letzten Vorgänger, Jefferson, Madison und Monroe, freywillig abtrat, sondern nach einem lebhaften Partheykampfe. Jefferson war bey Madisons und dieser bey Monroes Inauguration zugegen gewesen. John Adams aber, der Vater des jetzigen, reiste früh am Morgen des 4. Märzes ab; ihm folgte Jefferson nach sehr hartem Partheykampfe. — Von Uebergabe eines Emblems oder etwas dergleichen ist nicht die Rede; der Präsident und die Minister verlassen ohne Weiteres ihre Stellen. Ja es findet nicht einmal eine Uebergabe der Archive oder Inventarien in den Bureau's statt. Der oberste Schreiber (Chief Clerk) übernimmt dieß alles, und die abgetretenen Beamten bleiben als Bürger für alle Fehler verantwortlich, welche etwa später entdeckt werden sollten. Clay, der vorige Staatssekretär, hielt, noch ehe er Washington verließ, eine Rede bey einem Mittagsmahle, welches ihm seine Freunde gaben, und betheuerte darin noch einmal im Angesichte Gottes, daß er einer Verabredung zwischen ihm und Herrn Adams, wegen dessen Wahl zum Präsidenten und seiner Anstellung als Staatssekretär, fälschlich beschuldigt werde. Er ist zurückgereist nach Kentucky, wo er wahrscheinlich wieder advociren wird. Hr. Adams hat Vermögen genug, um sorgenfrey davon zu leben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dieß ist auf den Fall berechnet, daß der Kandidat (als Quäcker) Gewissensscrupel wegen des Eides haben könnte.

Modon, 7. März 1829.

Ueber die wissenschaftliche Expedition in Griechenland.

Unsere Ueberfahrt war ruhig, jedoch langsam. Südostwinde hielten uns lange auf der Höhe von Corsika und Elba. Durch ein Wolkenmeer gewahrten wir die römische Campagna, den Vesuv mit seinem Rauch, der sich in Gestalt einer Seeschnecke gegen Capri herabzog, das herrliche Gestade von Ischia. Stromboli's Blitze hatten wir mehr in der Nähe; aber erst als wir Italiens Gebiet verließen und durch die Meerenge von Messina die Welt Homers betraten, hatten wir den vollen Anblick der Scene. Der Schnee bedeckte die Gipfel des Aetna's, wie zu des Sängers Zeit. Messina breitete sich am Fuß der Berge Sizilliens aus; es glich einer schäumenden Fluth, die der Sturm auf die Küste getrieben. Hoch oben auf dem Felsen der Scylla hing unter Olivenbäumen ein Dorf und statt des Ungeheuers gewahrte man blos ein Paar auf dem Sande gestrandete Barken. Charybdis ist jetzt ein gerades Ufer. Der wilde Feigenbaum, der einst Ulysses barg, hat einem Lenchtthurm Platz gemacht, der ziemlich traurig aussieht; Pferderudel weiden umher. Vom Aetna konnten wir nichts sehen. Allmählich flossen die beyden Nachbarländer, Großgriechenland und Sizilien, in eins zusammen, und wie der geschichtliche Charakter beyder Länder in ihren Kolonien Tarent und Messina, Metapontus und Agrigent derselbe ist, so sahen wir jetzt, hier wie dort, bald Schneegipfel, die mich an die Berge des Schwarzwalds erinnerten, wo ich vor Kurzem gewesen, bald Gruppen von Feigen- und Olivenbäumen, jetzt nackte, glänzende Felsen, jetzt ein azurnes Meer.

Als wir aus der Meerenge heraus waren, setzte der Wind um und trieb uns in vier Tagen an die Küste von Messenien. Am 3. März gegen 4 Uhr Abends gewahrte ich deutlich und zum erstenmal das ersehnte, traurige Sandufer von Navarin. Um 5 Uhr lagen wir auf Schußweite von der Insel Sphakteria vor Anker. Hier hätten wir das Geschrey der Hopliten hören können; wir befanden uns der Spitze, wo sie sich zum letztenmale vertheidigten, gerade gegenüber; vom Walde, der in der Nacht vor ihrem Untergange abbrannte, ist keine Spur mehr vorhanden und weder auf der Insel, noch auf dem weiten Amphitheater von Sand gewahrt man einen grünen Fleck, auf dem das Auge ausruhen könnte. Links erhebt sich ein einziger Palmbaum über die Trümmer der Moschee von Navarin.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Mai 1829.

Tapfre Männer sollen haben was vom Fuchse, was vom Leuen,
Daß Betrüger sie nicht fangen, daß sie Frevler etwas scheuen.

Logau.

Die Londner Diebshöhle.

Dem englischen Parlament ist bekanntlich ein Polizeygesetz für die Stadt London vorgelegt worden; wie nothwendig ein solches ist, wird aus dem Berichte unseres Korrespondenten im morgenden Blatte und aus folgender Geschichte erhellen, die einem eben erschienenen Werke: „A second Judgment of Babylon the great" entnommen ist.

* * *

Ein Freund von mir verlor eines Abends, auf dem Wege von der Altstadt nach Kennington, seine Uhr aus der Tasche. Auf der Londoner Brücke hatte er sie noch bey sich gefühlt; aber als er an die St. Georgenkirche kam, und sie mit der Uhr, welche eben neun schlug, vergleichen wollte, war sie fort. Er hatte seitdem nur eine einzige Straße zurückgelegt, und die Zeit, in der er gewiß war, sie gehabt und nicht gehabt zu haben, betrug zehn Minuten. Die Straße war gedrängt voll gewesen, doch war er in keinen eigentlichen Volkshaufen gekommen, und nirgends hatte es einen Lärm oder Auflauf gegeben. Die Uhr hatte einigen innern Werth, war aber überdieß meinem Freunde als ein Familienstück besonders theuer. Er ging daher sogleich zu einem Polizeydiener, den er sehr gut kannte, und sezte ihn von seinem Verlust in Kenntniß. Dieser erkundigte sich genau nach allen Umständen des Raubs, ob solcher in der Hauptstraße oder in einem Nebengäßchen geschehen, ob ein Auflauf dabey stattgefunden oder nicht u. s. w., und nachdem mein Freund das Wenige, was er davon wußte, mitgetheilt hatte, sagte er: „Ich kann Ihnen nicht mit Gewißheit versprechen, daß Sie die Uhr wieder haben sollen, aber ich will mein Möglichstes thun; und wenn Sie mich begleiten wollen, so dürfte Sie das, was Sie sehen werden, einiger Maßen für Ihren Verlust entschädigen, denn Verlust bleibt es allemal, da Sie für die Zurückgabe bezahlen müssen, und zwar im Voraus." „Darf ich Ihnen aber mein Leben, und was ich von Werthe bey mir habe, anvertrauen?" fragte mein Freund. „Ich stehe mit meinem Leben dafür," erwiederte der Polizeydiener, „nur halten Sie sich dicht an mich, und seyen Sie stille. Indessen, da die Herrn nicht gern Banknoten nehmen, so thäten Sie wohl sich mit etwas Gold zu versehen, etwa fünf Guineen." Mein Freund sagte, er habe so viel bey sich." „Gut denn," fuhr der andere fort, „je eher wir gehen, desto sicherer sind wir eines guten Erfolges." Sie gingen durch so viele Gassen, Gänge und Winkel, daß mein Freund am Ende gar nicht mehr wußte, wo er sich befand. Zulezt kamen sie an eine Art von Lagerhaus, welches nicht nur verschlossen, sondern gänzlich verlassen zu seyn schien. „Dieß ist der Ort," sprach der Polizeydiener, und murmelte einige Worte durch die Thür, die mein Freund nicht verstehen konnte. In dem Augenblick fiel das Licht einer Blendlaterne, zuerst auf den Polizeydiener, dann auf den Fremden. Eine Stimme von Innen antwortete in derselben unübersetzbaren Sprache; dann vernahm man, wie leise die Riegel gezogen wurden, und die Thüre öffnete sich ein wenig, aber kein Licht ward

Digitized by Google

sichtbar. „Halten Sie sich an mich und herein!“ flüsterte der Polizeydiener, und in einem Augenblick waren sie in einem stockfinstern, todten stillen Raum, und die Straßenthüre schloß sich hinter ihnen. Sie verfolgten einen langen, dunkeln Gang, der dem Führer ziemlich bekannt zu seyn schien. „Sie sind heut Abend etwas unhöflich,“ sprach er, „weil ich einen Fremden mitgebracht habe, sie werden aber schon artiger werden, wenn sie erst die Absicht unseres Besuchs erfahren.“ Nach einigen Schritten schloß sich eine zweyte Thüre, welche offen gestanden hatte, hinter ihnen, und in dem Augenblicke erschien Licht, und menschliche Stimmen ließen sich vernehmen. Der Polizeydiener wiederholte sein babylonisches Paßwort, und man führte sie in ein großes Gemach, welches eine Menge Personen beyderley Geschlechts enthielt! einige hatten sich gelagert, andere zechten, andere waren in eifrigem Gespräche begriffen, hier vertheilte man Habseligkeiten, dort schienen einige mit Juden zu schachern, mehrere saßen düster da, als wenn der Tag ihnen kein Glück gebracht hätte.

Sicher in ihrer Höhle, zeigte diese Versammlung keine Unruhe beym Anblick der Fremden; und der Eigenthümer der Uhr war vermuthlich der einzige, welcher etwas Furcht empfand, obgleich er nichts Beunruhigendes, als hier und da einen kurzen mißtrauischen Seitenblick wahrnehmen konnte. Der Polizeydiener fragte, ob Kapitän J. nicht zu Hause und zu sprechen sey. „Ich will nachsehen, mein Herr,“ sprach einer von der edeln Gesellschaft, und verschwand sogleich durch eine Thür, welche vorher nicht von der übrigen Wand zu unterscheiden gewesen war. Nicht lange, so kam der Bote zurück, mit der Meldung, der Kapitän würde sich freuen, Herrn — in seinem eigenen Zimmer zu sehen, wohin auch der Bote alsbald die beyden Besuchenden führte, und sich empfahl. Kapitän J. war ein Mann von mittlerem Alter, mit etwas jüdischen, doch einnehmenden Zügen, und würde, hätte man ihn anderswo getroffen, durch sein angenehmes Wesen das vollkommenste Zutrauen eingeflößt haben. Er war sehr anständig gekleidet, und sein Zimmer schön möblirt; auf dem Tische stand eine Flasche Wein, womit er sich eben labte, und daneben lagen zu seiner Erbauung die Tagesblätter, das Polizeyjournal und allerhand Zettel, welche Belohnungen für verlorenes Eigenthum anboten. Er stand auf und begrüßte den Polizeydiener als einen guten Bekannten, verbeugte sich gegen dessen Begleiter, und bat ihn höflich, sich niederzulassen und ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Polizeydiener gab ihm hierauf zu verstehen, der Herr habe ein kleines Geschäft, wobey ihm der Kapitän wohl behülflich seyn könnte. „Mit Vergnügen,“ war die Antwort, „d. h. auf dem gewöhnlichen Wege.“ „Das versteht sich,“ erwiderte der andere, und setzte die Sache auf's Genaueste auseinander. „Entschuldigen Sie, daß ich mich auf ein Paar Minuten entferne,“ sprach der Kapitän, und verließ das Zimmer. Mein Freund, dessen Neugierde auf's Höchste gespannt war, that jetzt eine Frage an seinen Führer; aber dieser unterbrach ihn mit einer unbedeutenden Bemerkung über das Wetter, ein Wink, den jener sogleich verstand, und schnell die Ursache davon in einer an der Wand hinlaufenden Sprachröhre erkannte. Der Kapitän kam auch bald wieder zurück, und erklärte die Uhr sey wieder zu haben; da dieses aber viele Mühe kosten werde, so müsse man bey ihm fünf Guineen niederlegen, wofür die Uhr den folgenden Morgen zurückgegeben werden solle. Die fünf Guineen wurden aufgezählt, und der Eigenthümer beschieden, sich mit dem Schlage zwölf vor der St. Georgenkirche einzufinden, um seine Uhr zu empfangen. Als dieses abgemacht war, sagte der Polizeydiener: „Jetzt Herr Hauptmann, wollen wir eins mit Ihnen trinken, wenn es Ihnen beliebt.“ „Von Herzen,“ erwiederte dieser, und zog die Klingel. „Ein hübsches Mädchen in der gewöhnlichen Tracht einer Magd brachte ungeheißen Gläser und eine andere Flasche. Als sie diese auf den Tisch sezte, sah sie den Gast mit einem langen, durchdringenden Blick an und verließ das Zimmer. Dieß erregte natürlich neue Besorgniß bey ihm, und ließ ihm den Wein nicht ganz so gut schmecken, als er seinem Gefährten zu schmecken schien, der nicht die geringste Lust zum Aufbruche bezeigte, bis er die Flasche leer sah. Endlich stand der Polizeydiener auf, und der Kapitän führte beyde auf einem andern ganz verschiedenen Wege hinaus, und ehe sich mein Freund versah, befanden sie sich in der Hauptstraße. „Das ist ein kürzerer Weg,“ bemerkte er. „Ja, und ein weit schwererer,“ erwiederte der andere. Mein Freund, welcher sehr begierig war über das Geschehene näheren Aufschluß zu erhalten, bat den Polizeydiener, in einem nahen Gasthofe mit ihm zu Nacht zu essen, was aber dieser unter einem Vorwande ablehnte, dafür aber versprach, am folgenden Abend in einem entfernten Theil der Stadt mit ihm zu speisen, wann er den Beweis haben würde, wie Diebe ihr Wort halten.

Zur bestimmten Stunde fand sich mein Freund, eben so gekleidet wie am Abend vorher, an dem bezeichneten Orte. Die Glocke schlug eins, zwey — elf Mal, und eben fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, man habe ihn geprellt, als ein prächtig gekleidetes Frauenzimmer an ihm vorbeystreifte, ihn mit einem einzigen Blick ansah, ein Paket ihm in die Hand drückte, und unter der Menge verschwand. Es war die Uhr; aber es fehlte ein schwerer goldener Schlüssel, der daran gebunden gewesen war; doch auch dieser ward ihm Tags darauf in einem Brief mit der kleinen Post zugeschickt, nachdem er den Umstand gegen den Polizeydiener erwähnt hatte, der sich Abends versprochener Maßen im Gasthofe einfand. Mein Freund erfuhr von diesem jedoch nichts Näheres, als daß das Daseyn solcher Diebsversammlungen selbst den höheren Behörden bekannt sey; daß es durchaus nothwendig schiene sie zu dulden, weil es sonst unmöglich seyn würde (selbst wenn die Diebe ergriffen,

Digitized by Google

und was doch, außer bey Straßenräubereyen, fast unmöglich ist, überwiesen würden), gestohlene Dinge wieder zu bekommen.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Diese Gegend hat nicht viel Verbindungen mit dem nördlichen Helvetien. Die Einwohner von beyden Ländern sind auch sehr verschieden. Hier ist alles gallisch, im Guten wie im Bösen, gen Norden hin herrscht germanische Art vor, die Sitten sind rauher, wie Himmel und Erde. Dort erinnert vieles an die Celten, hier zwingt man sich hingegen zu der Massilischen (Massilia, Marseille) Artigkeit; alles wird nachgeahmt, was von dort kömmt, man kleidet sich massilisch, man lispelt massilisch, man ißt und trinkt massilisch. Daraus entsteht zwischen unserem Land und dem nördlichen Helvetien eine Art von Hader. In Tigurum (Zürich) wirft man Lausanne vor, da sey Affektation, Streitsucht und Ringen nach falschem Schein zu Haus. Die Leute von hier und Novidunum (Nyon) beschuldigen hingegen jene Helvetier, sie seyen Spielratzen, hämische, geldgierige, wilde und rauhe Leute. Beyde Theile mögen Recht haben. Am ärgsten aber ziehen alle gegen das glänzende und reiche Aventicum los, denn alle sind neidisch darauf. So nennt man es spottweise Gallia, weil der Kaiser Titus behauptet hat, dieß Land habe mit den Ufern des Aventicussees eine auffallende Aehnlichkeit.

Nichts lauderwälscher als die Sprache in Lausanne. Die unterrichteten und gebildeten Leute, die Priester und Tribunale sprechen reines Lateinisch. Es wird auch in den Schulen gelehrt und ist die juridische Geschäftssprache. Viele von denen, die unabhängig sind und an dem alten Landesüblichen hängen, haben das Celtische beybehalten, denn es ist die Sprache ihrer Väter und der Druiden; an sie knüpfen sich eine Menge Erinnerungen an, die ihnen wohlthun; sie hängen an den kräftigen Einsylben, die rein und unvermischt sind, und die andere Sprachen benutzt haben. Die Volkssprache ist weder lateinisch noch celtisch, sondern ein unkorrektes Gemisch aus beyden, das sie gallisch oder welsch nennen, und das in später Zeit wohl einmal eine eigene Sprache geben wird.

Als ich nach Helvetien kam, hatte ich, wiewohl es mein Vaterland ist, die Vorurtheile über das Land, die in Rom allgemein sind. Ich dachte an ein Mischvolk, das bunt untereinander wohne, wie es die Natur gewollt, bald auf Höhen, bald in Thälern, an Seen oder an Strömen, wild, unwissend, isolirt, ohne alle gesellschaftlichen Institutionen, gleichgültig für alle stille, friedliche Tugend und kein anderes Vergnügen kennend, als das des Kampfes und des Krieges. Statt dessen fand ich ein uraltes Volk, mit aufgeregtem Sinn für die Genuße der gebildeten Welt, voll Sinn und Eifer für die Kunst, gebildet, höflich, zartfühlend, vorsichtig, ein Volk, das sich an's Schmeicheln gewöhnt hat und das fast bis zur Verdorbenheit kultivirt ist. Bey ihm finde ich herrliche und geschmackvolle Monumente, Achtung für Talent, Handel und Luxus und ungemessenen Hang zu Vergnügungen im Genusse des einschläfernden Friedens.

Fast alle Römer, die zum erstenmal ins Land kommen, denken und irren wie ich. Daran ist viel ihr Dünkel Schuld. Sie vergessen, daß Helvetien, seit zwey Jahrhunderten Rom unterworfen, in seinen Sitten dieselbe Revolution erfahren hat, wie in seinem politischen Daseyn. In dieser Zeit haben seine ununterbrochenen Verhältnisse mit Rom den Ausdruck und Charakter der Eigenthümlichkeit sehr verwischt. Dazu hat noch viel Anderes mitgewirkt: der Aufenthalt reicher römischer Beamten im Lande, der Luxus ihres äußern Lebens und im Innern ihrer Häuser, die Verdorbenheit der durch langgewohnte Sklaverey verdorbenen Kolonisten, der Aufenthalt vieler Helvetier in Rom, wo Alle vaterländischen Sinn ablegen, Reichthum, Luxus und Scheinleben über Alles setzen und die heimischen Sitten verachten. Gleich nachtheilig wirkt das Ungebundene im Kriegsdienst, wo die jungen Helvetier mit Unabhängigkeit und Vergnügungssucht bekannt werden. Alles strebt darnach, sich zu bereichern, Alles will gefallen, und muß darum oft heucheln und schmeicheln. Alles dieß wirkt furchtbar zusammen. Kaum haben sich noch einige Erinnerungen an das alte Helvetien erhalten. Alle Furcht und Hoffnung hat nur Eine Richtung — nach dem stolzen Rom und dem verdorbenen Kaiserhof, wo man kriechen muß, um seinen Zweck zu erreichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zimmtkultur auf Zeylon*).

Das Zimmtdepartement auf der Insel Zeylon hat 25—26,000 Einwohner, die eine eigene Kaste bilden, sich blos mit Wartung und Pflege des Zimmtbaumes beschäftigen und mit Zubereitung der Rinde desselben für den Markt. Die Zimmtausfuhr aus Zeylon beträgt nicht selten 6000 Ballen des Jahres, den Ballen zu 80 Pfd. Obschon der Zimmt im südlichen und südwestlichen Theile der Insel häufig wächst, hat doch die ehemalige holländische und gegenwärtig englische Regierung es für besser befunden, fünf sehr große Gärten zur Anzucht des Zimmtbaumes zu bestimmen; einer der größten derselben, Morandan, ist dicht an Colombo. Aus der Rinde dieses Baumes wird nicht blos der im Handel vorkommende Zimmt zum Küchengebrauche gewonnen, sondern es wird auch Zimmtwasser und Zimmtöhl bereitet, und aus den Blät-

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Zweytes Aprilheft.

Digitized by Google

tern gewinnt man ein Oehl, das dem Nelkenöhle nahe kommt, so wie aus den Wurzeln die feinste Art von Kampher.

Ewige Erdäpfel.

Man baut jezt in England eine Erdäpfelsorte, die man ewige Erdäpfel nennt (everlasting Potatoe), weil sie das ganze Jahr über Früchte, d. i. Knollen geben. Man legt sie gegen Ende Mai's, wenn man sie nicht früher will, nicht sehr tief und nimmt sie nicht eher, als bis man sie braucht. Ehe Frost eintritt, wird die Erde, unter welcher sie sich befinden, mit etwas Mist bedeckt. Man kann dann (in England) um Weihnachten frische Erdäpfel ausstechen und die kleineren, die man allenfalls unter den übrigen findet, bis zum nächsten Mai zur Aussaat aufbewahren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Modon, 7. März 1829.

(Beschluß.)

Ein feuchter Hohlweg in rothem Erdreich führte uns zu den Thoren der Wälle von Navarin. War alles ein Schutthaufen, so hörte man doch da und dort im Gemäuer die Soldaten singen, hörte Trompeten und kriegerische Musik. Bereits zeigte sich wieder eine Spur von Ordnung unter diesen Steinhaufen; jeder hatte ein Obdach gefunden und strenge seinen Fleiß an, es wohnlicher zu machen. Als wir aus dem südlichen Thore traten, sahen wir uns zum erstenmal inmitten der armen Griechen. Noch in ihrem Elend sind sie schön wie olympische Statuen. Zweyhundert Mann, halbnackt, meist mit Pistolen und Dolchen bewaffnet, arbeiteten unter den Soldaten an den innern Festungswerken. Rings um sie her hatten sich die Weiber und Kinder unter Steinhaufen gelagert, wobey übergebreitete Felle die Stelle des Daches vertraten; andere lagerten unter französischen Zelten. Man denke sich nur, wie auf diesem Boden, den die Natur selbst zerrissen hat, und dessen Anblick unwiderstehlich zur Wehmuth stimmte, die Truppen in wirklich bewundernswürdiger Thätigkeit sich bewegen; überall sieht man Menschengruppen zerstreut; geht man zum Meere hinab, so kommt man an eine Reihe hölzerner Häuser, denen der Rest der Bevölkerung zuströmt, die sich hier durcheinander drängt und täglich vermehrt; in der Ferne wird die Trommel gerührt, die Trompete geblasen, ins Gewehr gerufen; man ziehe um dieses Bild ein Amphitheater von völlig kahlen, verbrannten Bergen, und einen Hafen mit Schiffen und den abgerissenen Massen der Insel Sphakteria, so hat man einen Begriff davon, wie sich Griechenland uns darstellte, nackt und kahl auf dem Sandufer, nur noch schön, weil es so schauerlich ist. Der Weg nach Modon, der sich hinten am Berg von Navarin hinschlängelt, führte sonst durch Olivenwälder, an Landhäusern und Dörfern vorbey; jezt sieht man nichts mehr als verkohlte Baumstämme, Mauerstücke, Reste von Ibrahims Lagern. In der Nähe der Stadt weiden zahlreiche Heerden italienischer Ochsen auf den Gefilden, wo einst Nestors Heerden weideten; kleine weiße Flaggen flattern in der Ferne auf den zerstreuten Zelten der Schäfer, und der Soldaten, die auf sie rechnen. Kaum in der Stadt angelangt, eilten wir auf den Boden des alten Methone. Den Ort, den wir suchten, bezeichnete nichts als ein Paar mit blühendem Gesträuch bedeckte Erdhügel; wo die Tempel der Diana und der Minerva Aremotis gestanden hatten, war nichts zu sehen als Backöfen von Lehm, die die Araber gebaut. Egyptische Mäntel am Boden, Pferdegerippe bleichen da und dort, und das Meer führt Menschengebeine, Kleiderfetzen und Waffen, die an einer venetianischen Wasserleitung vollends in Stücke gehen.

Ein andermal vom griechischen Volke selbst. Was einem alsbald auffällt, ist seine Gleichgültigkeit bey den neuen Auftritten allen, deren Zeuge es ist. Es hat so viel gesehen, gelitten und vergessen, daß seine uralte Neugier endlich einmal gestillt ist. Mit unsern Soldaten stehen sie in sehr gutem Vernehmen, und in der lezten Zeit weiß man kaum ein Beyspiel, daß die Ruhe der Reisenden im Innern von Morea gestört worden wäre.

Wir hoffen, alsbald nach Messene aufbrechen zu können.

Boston, Anfangs März.

(Beschluß.)

Eben ging ich durch eine enge Gasse, in welcher sich zwey Fuhrleute begegneten. Es entstand der alte Streit, wer ausweichen solle. Nach einigem Hin- und Herreden sagte der Eine: „Ich weiche einmal nicht.“ „So nehme ich mein Frühstück hier,“ sagte der Andere und nahm Eßwaaren aus dem Kasten, der als Bock diente. „So geh' ich und esse Austern,“ erwiderte der Erste; „ich bin heute so unabhängig, wie je in meinem Leben.“ „Halt,“ rief der Zweyte, „ich will mitgehen, Austern essen.“ Und in der That gingen beyde in einen Austerladen; ich folgte. Bey den Austern ward der Streit fortgesezt. Endlich fing der Wirth an: „Gentlemens wie soll das enden, jeder hat soviel Recht, als der Andere; wie wäre es, wenn ihr durch das Loos entschiedet?“ Dieß ward angenommen; das Loos entschied und die Streiter waren zufriedengestellt. Das Gröbste, was bey diesem Streite gesagt wurde, war: „Ihr seyd kein anständiger Gentleman.“ Ich behaupte nicht, daß alle Gassenstreite so gut und friedlich abgehen, aber im Ganzen kann man nicht läugnen, daß man hier in Amerika weit weniger Schimpfreden hört, als auf dem europäischen Kontinente. Deutsche Fuhrleute hätten sich eine halbe Stunde lang ausgeschimpft; englische hätten ruhig ihren Rock ausgezogen und unter dem Zuruf der Umstehenden: Fair play! fair play! sich tüchtig gehaut; Franzosen hätten einen unmenschlichen Lärm gemacht, mit höflichen Reden dazwischen, und Italiener vielleicht still, bloß vor Wuth, mit dem Messer geendet.

Man gedenkt eine Eisenbahn von Boston bis an den Hudsonfluß zu bauen, und hat zu dem Ende den Beystand Vieler nöthig. Es soll ein nationales Werk des Staates Massachusetts werden. Auch die über den Gegenstand Unterrichteten und die nicht unmittelbar dabey Interessirten müssen aufmerksam gemacht werden. Wie fängt man dieß an? Die am meisten Interessirten suchen auf alle Weise den Leuten über diesen Gegenstand Licht zu geben. Alle Zeitungen sind voll von Berichten über Eisenbahnen in Amerika, England und Oestreich; an großen Holzschnitten fehlt es nicht. Kleine Flugschriften enthalten genaue Auseinandersetzungen und Berichte über Vermessungen, Kosten ꝛc.; dann und wann hält ein Wohlunterrichteter Vorlesungen über diesen Gegenstand, man veranstaltet öffentliche Versammlungen, worin man lebhaft debattirt und Beschlüsse faßt, z. B. daß sich die Versammlung sehr zu Gunsten der Sache ausspreche, daß die Legislatur in einer Bittschrift ersucht werden soll, Theil an der Sache zu nehmen. So wird die Sache besprochen, von allen Seiten betrachtet und gewöhnlich erst nach sehr reiflicher Ueberlegung ausgeführt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 116.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Mai 1829.

Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes, denn auch die Kreatur frey werden wird von dem Dienst des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freyheit der Kinder Gottes.

Paulus
im Brief an die Römer.

Die Sehnsucht des Alls.

(Aus G. F. Bockshammers Nachlaß *).

Leis, wie Geisterlaute, schweben
Ferne Töne mir zum Ohr,
Und der Welt geheimstes Leben
Tritt aus dunkler Nacht hervor.
Ihre Sehnsucht zu verstehen
Hat dem Sänger sie verlieh'n:
In ihr großes Herz zu sehen
Würdigt selbst die Gottheit ihn.

Welch ein frisches, kühnes Regen!
Ewig zeugt sich Kraft aus Kraft,
Alles Einem Ziel entgegen
Harret brünstig, unerschlafft.
Möchte Großes gern erringen,
Gern sich dehnen schrankenlos,
Sehnet sich hindurch zu dringen
In der ew'gen Freyheit Schoos.

Wundervolle Kräfte glühen
Tief in des Gebirges Kluft:
Alten Banden zu entfliehen
Regt sich's in der Felsengruft.
Brünstig harret auf Erneuung
Was erstarrt in Stein und Erz:
Schrecklich heischend die Befreyung
Sprüht die Flamme himmelwärts.

Dort im blauen Aether blühend,
Fühlt der Stern des Sehnens Schmerz
Nach dem Ziel' enteilt er glühend,
Nach dem Ziele schlägt sein Herz;
Aller Himmel Kräfte sehen
Freundlich auf der Erde Lauf,
Schwesterlich nach jenen Höhen
Sendet sie den Blick hinauf.

Sieh — es dehnt mit grünen Zweigen
Mächtig sich der Baum empor!
Blüthen athmen, Früchte steigen
Hoffend an die Luft hervor.
Eingedenk des Ziel's, erheben
Blumen dort ihr Angesicht:
Und der Nacht entwunden, streben,
Froh begrüßend, sie zum Licht.

*) Der im besten Mannesalter verstorbene Verfasser hat sich dem gelehrten Deutschland durch zwey Schriften: Die Freyheit des menschlichen Willens (1821) und Offenbarung und Theologie (1822) als tiefer Denker bekannt gemacht; durch einige schöne Gedichte aus seinem Nachlasse, die in unserem Blatte niedergelegt werden, machen wir dem Publikum gewiß ein angenehmes, wohl selbst seinen Freunden ein unerwartetes Geschenk.

Digitized by Google

Auch der Strom, der nimmer weilet,
Rastlos, seit die Zeit begann,
Stets dahin rollt, ewig eilet,
Sucht das Ziel auf seiner Bahn.
In's Unendliche zu dringen
Sehnt er sich in seinem Lauf;
Nimmer will es ihm gelingen,
Wie er anfing hört er auf.

Und nach freyerem Bewegen
Ringt die unzufried'ne Kraft,
Die mit ewigem Erregen
Leben stets aus Leben schafft.
Halb der Fessel schon entronnen
Steh'n Lebendige mit Lust.
Und bis zu den fernsten Sonnen
Sehnt sich's in der Menschen Brust.

Und was in der Berge Klüften
Ein erstarrt Gestein erweckt;
Was empor zu blauen Lüften
Sich mit Macht im Baume regt:
Inniger und tiefer fühlet
Solchen Trieb des Menschen Herz,
Ach und karg und selten kühlet
Hoffnung nur den heißen Schmerz.

Harre muthig! nicht vergebens
Sehnt und strebt die Kreatur:
Blüthen eines schönern Lebens
Bietet allen die Natur — —
Dem Gebundenen Befreyung
Bringt — wie er auch zögern mag,
Dem Zertrümmerten Erneuung,
Bringet der Vollendung Tag.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Das Hospital.

Ein altes, von dem Stadtrathe in la Rochelle eingezogenes Mönchskloster, war zum Hospitale während der Belagerung eingerichtet worden. Das Pflaster der Kapelle, aus der man die Bänke herausgenommen, der Altar und alle Verzierungen waren mit Heu und Stroh bedeckt; hierher brachte man die gemeinen Soldaten. Der Speisesaal war für die Offiziere und Edelleute bestimmt. Hier lag Georg auf einer Matratze, die von seinem und dem Blute mancher andern, die vor ihm auf diesem Schmerzenslager gelegen, geröthet war. Ein Bund Stroh diente ihm zum Kopfkissen. Man hatte ihn so eben von seinem Küraß befreyt, und sein Wamms und Hemd zerrissen. Er war bis auf den Gürtel entblößt, doch war sein rechter Arm noch mit der Armschiene und dem eisernen Handschuh bedeckt. Ein Soldat suchte das aus den Wunden rinnende Blut zu stillen; die eine war im Unterleibe gerade unter dem Küraß, und eine andere leichte im linken Arm. Mergy war so von Schmerz niedergedrückt, daß er unfähig war ihm irgend eine wirksame Hülfe zu leisten. Bald lag er weinend auf den Knieen vor ihm, bald wälzte er sich auf dem Boden, und klagte sich unaufhörlich an, den zärtlichsten Bruder und besten Freund ermordet zu haben. Der Kapitän war ruhig, und bemühte sich, den wilden Schmerz seines Bruders zu mäßigen. Ganz nahe bey seiner Matratze war eine andere ausgebreitet, worauf sich der arme Beville in einer eben so unglücklichen Lage befand. Seine Züge hatten nicht den ruhigen Ausdruck, den man an Georg bemerkte. Von Zeit zu Zeit stieß er ein dumpfes Gewinsel aus, und wandte die Augen auf seinen Nachbar, als ob er ihn um etwas von seinem Muthe oder seiner Ergebung ansprechen möchte.

Ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, trocken, mager, kahlköpfig und mit vielen Runzeln, trat in den Saal und näherte sich dem Kapitän; in der Hand hielt er einen grünen Beutel, in welchem man ein für die armen Kranken schreckliches Geräusch von chirurgischen Instrumenten vernahm. Es war Meister Brisart, ein für diese Zeit ziemlich geschickter Wundarzt, ein Schüler und Freund des berühmten Ambrosius Paré. Er hatte so eben eine Operation vollendet, denn seine Aermel waren bis zum Ellbogen aufgestreift, und er hatte noch eine große blutige Schürze vor. „Was wollt Ihr von mir? und wer seyd Ihr?“ fragte Georg. „Ich bin ein Wundarzt, mein Herr Offizier, und wenn Euch der Name von Meister Brisart unbekannt ist, so habt Ihr noch viel zu lernen. Wohl! Muth gefaßt wie ein Lamm! wie jener sagt. Ich verstehe mich auf Büchsenschüsse, Gott sey Dank! und wollte ich hätte so viele Beutel mit tausend Franken, als ich Kugeln aus dem Leibe von Leuten gezogen habe, die heute eben so frisch und gesund als ich selbst sind.“ „Nun denn, Doktor, sagt mir die Wahrheit. Der Schuß ist tödtlich, wenn ich mich anders darauf verstehe?“ Der Wundarzt untersuchte zuerst den linken Arm und sagte: „Kleinigkeit!“ dann begann er die andere Wunde zu sondiren, welches dem armen Leidenden bald das Gesicht schrecklich verziehen machte. Mit seinem rechten Arme stieß er noch ziemlich kräftig die Hand des Wundarztes zurück. „„Zum Henker! nicht weiter!“ rief er aus; „ich sehe schon an Eurer Miene, daß ich genug habe.“ „Kapitän, seht, ich fürchte sehr, die Kugel ist zuerst schief durch den Unterleib gegangen, und dann im Rückgrate stecken geblieben, den wir auf griechisch rachis nennen. Was mich dazu führt dieß zu denken, ist, daß Eure Beine ohne Bewegung, und schon ganz kalt sind. Dieß pathognomische Zeichen trügt selten, und in diesem Falle —.“ „„Wohl denn, so quält mich nicht länger, und laßt mich in Ruhe sterben.“

Digitized by Google

„Nein, er wird leben! er soll leben!“ rief Mergy, mit verwilderten Augen den Wundarzt anstarrend, den er heftig beym Arme ergriff. „Ja, noch eine Stunde, vielleicht zwey,“ sagte kaltblütig Meister Brisart, er ist ein kräftiger Mann.“

Mergy sank auf seine Knie, ergriff die rechte Hand des Kapitäns, und überströmte den eisernen Handschuh mit Thränen. „Zwey Stunden,“ fing Georg wieder an. „Desto besser, ich fürchte länger zu leiden.“ „Nein, es ist unmöglich,“ rief Mergy schluchzend. „Georg, Du wirst nicht sterben. Ein Bruder kann nicht von Brudershand sterben!“ „Still, still, bleib ruhig und erschüttere mich nicht. Ich fühle jede Deiner Bewegungen hier. In diesem Augenblicke leide ich nicht sehr; wenn es nur lange dauert, sagte Jany, als er von einem Thurme herunterfiel.“

Mergy sezte sich neben die Matratze, das Haupt auf seine Knie gebeugt, und mit seinen Händen bedeckt. Er war wie betäubt, von Zeit zu Zeit nur erzitterte sein ganzer Körper unter konvulsivischen Zuckungen, wie in einem Fieberschauer, und Jammertöne, die keiner menschlichen Stimme glichen, rangen sich mühsam aus seiner Brust los. Der Wundarzt hatte einen leichten Verband angelegt, nur um das Blut zu stillen, und wischte nun ganz ruhig sein Instrument ab. „Ich rathe Euch sehr, Eure Vorbereitungen zu machen; wollt Ihr einen Prediger, hier ist kein Mangel daran. Zieht Ihr einen Priester vor, so wird man Euch einen bringen. Ich habe so eben einen Mönch gesehen, den unsere Leute gefangen genommen. Seht, da unten hört er jenen katholischen Officier Beichte, der im Sterben liegt.“ „Gebt mir zu trinken,“ sagte der Kapitän. „Hütet Euch! Ihr werdet eine Stunde früher sterben.“ „Eine Stunde Leben ist nicht ein Glas Wein werth. Nun lebt wohl, Doktor! hier liegt einer neben mir, der Euch mit Ungeduld erwartet.“ „Soll ich Euch einen Prediger oder den Mönch senden?“ „Keinen von beyden.“ „Was?“ „Laß mich in Ruhe!“

Der Wundarzt zuckte die Achseln und näherte sich Beville. „Bey meinem Barte,“ rief er aus, „das ist mir eine schöne Wunde. Diese Teufel von Freywillige schlagen darauf los, als ob sie weder hören noch sehen könnten.“ „Ich werde mich erholen, nicht wahr?“ fragte der Verwundete mit schwacher Stimme. „Holt einmal Athem,“ sagte Meister Brisart. Man hörte ein schwaches Geröchel, welches die Luft hervorbrachte, die aus Bevilles Wunde zu gleicher Zeit wie aus dem Munde kam, und das Blut strömte wie roth gefärbtes Moos heraus. Der Wundarzt pfiff, als ob er das sonderbare Geräusch nachahmen wollte, dann legt er eilig einen Verband an, nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Beutel auf, und bereitete sich, den Saal zu verlassen. Beville's Augen, die wie zwey Facteln leuchteten, folgten allen seinen Bewegungen. „Nun Doktor?“ fragte er mit zitternder Stimme. „Macht Euch zur Abreise bereit,“ antwortete kalt der Wundarzt und entfernte sich. „O! muß ich denn so jung sterben!“ rief der unglückliche Beville, und ließ sein Haupt wieder auf das Bund Stroh sinken, das ihm zum Kissen diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen.

Wir halten manches für neue Erfindung, was längst bekannt, in Folge der eingebornen Trägheit des menschlichen Geistes aber nicht nur nicht benuzt, sondern sogar wieder vergessen wurde. Die Biblioteca italiana liefert in ihrem Februarhefte des l. J. eine Reihe von Beweisen hierüber aus einem in Deutschland nur wenig bekannten Werke eines Italieners, Fausto Veranzio, der am Ende des 16ten Jahrhunderts lebte. Dieses Werk führt den Titel: „Machinae novae Fausti Veranzii Siceni.“ Es ist in fünf Sprachen geschrieben: latein, italienisch, spanisch, französisch und deutsch, und Deutsche, Franzosen, Spanier und Italiener haben dreyhundert Jahre lang vergessen, was ihnen ein Welscher doch in ihrer eigenen Sprache laut genug vorpredigte. Veranzio predigte ihnen, sie sollen Hängebrücken bauen, Kettenbrücken; ein Engländer, in dessen Sprache er nicht gepredigt hat, Kap. Brown, erbaute die erste Kettenbrücke erst 300 Jahre nach Veranzio's Tode. Veranzio empfahl das Tretrad, an welchem der Mensch auf der converen Seite desselben tritt, als die brauchbarste Anwendung menschlicher Kraft; die Engländer allein haben seinen Rath in ihren Strafarbeitshäusern befolgt, und endlich auch ein Franzose, Albert, an den Krahnen auf der Seine. Veranzio empfahl die Zugboote (bateaux de remorque) als Barca rimurchiante mit Ruderrädern, die vom Strome selbst bewegt werden; erst nach 300 Jahren befolgte man seinen Rath in Frankreich auf der Rhone zuerst und dann auf der Seine. Veranzio empfahl tragbare eiserne Mühlen; erst nach 300 Jahren hat Napoleon, der Unsterbliche, sie bey seiner Armee eingeführt. Veranzio lehrte schon vor 300 Jahren die Kasten an Reisewagen so hängen, wie man sie seit einigen Jahren an den Mail-Coaches in England gehängt sieht. Veranzio verbesserte den Gebrauch des allerdings schon vor ihm bekannten Fallschirmes, den aber erst 300 Jahre nach ihm Garnerin mit sicherem Erfolge anwendete. So groß ist die Trägheit des menschlichen Geistes, daß er 300 Jahre bedurfte, um zu Hängebrücken, zu Treträdern, zu Zugböten, zu tragbaren Mühlen, zu bequemen Kutschen, zu Fallschirmen zu gelangen, die man ihm doch in fünf Sprachen vorgepredigt hat. Es wäre der Mühe werth, eine neue Auflage des 300 Jahre alten Traktates „de machinis novis P. Veranzii“ zu veranstalten; es ist nach 300 Jahren noch viel Neues darin zu finden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, May.

Der Hauptpunkt in dem neuen Plan des Hrn. Peel ist die Errichtung eines Polizeykorps von ungefähr 1500 Mann unter der Aufsicht von 3 Beamten, welches London und die Umgegend Tag und Nacht bewachen soll. Dieß ist freylich etwas, aber noch bey weitem nicht genug, um einer so ungeheuern Stadt Sicherheit zu verschaffen. Doch selbst gegen dieses erheben sich die alten Tory's, welche seit Kurzem die eifrigsten Vertheidiger der Volksfreyheit geworden sind, und versichern, es gehöre mit zu den Plänen des ehrgeizigen Herzogs, das Land unter eine militärische Regierung zu bringen. Dieses Gesetzey wird aber die wohlthätige Maaßregel eben so wenig verhindern, als ihre bis zum Hochverrath getriebene Opposition die große Maaßregel verhindern konnte, welche jedem gesetzlichen Gewissenszwang in England ein Ende macht. Bis zum letzten Augenblick schrieben sie, der König könne, dürfe die mehr als abscheuliche (atrocious, das Lieblingswort der Partey) Bill nicht bestätigen; in dem Moment, wo er sie unterschriebe, sey sein Recht auf die Krone verschollen und jeder Unterthan seiner Pflicht gegen ihn entbunden, ja es trete die Pflicht ein, sich seiner Regierung mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Dergleichen Schreiberey hätte vielleicht zu ernsthaften Auftritten Anlaß geben können, wenn die Minister nicht den Muth gehabt hätten, das Geschmier zu verachten. Die Bill ward von dem König zugleich mit 40 andern unterschrieben, und alle zusammen haben Gesetzeskraft erhalten, ohne daß in den beyden Eylanden auch nur ein halbes Dutzend Fenster darüber zerbrochen worden wären. In Dublin hatten die einflußreichsten Katholiken die Klugheit, ihre Glaubensgenossen am Illuminiren ihrer Häuser zu verhindern, was jedoch in einigen andern irländischen Städten geschah, und hier und da einen durch den Triumph gekränkten Protestanten verleitete, eine beleuchtete Fensterscheibe einzuwerfen. Sonst aber ist alles in beyden Ländern friedlich und ruhig, und die Toryjournale müssen sich mit Prophezeihungen künftiger Stürme begnügen. Wie ganz anders würde es geworden seyn, wenn die Regierung durch gerichtliche Verfolgungen der Partey Wichtigkeit gegeben hätte, so daß Fanatiker die Ehre des Martyrthums hätten finden können? An Materialien zur Rebellion fehlte es nicht, die ärmsten Volksklassen waren meistentheils gegen die Emanzipation, und viele Tausende derselben waren zu gleicher Zeit brodlos; das feste, ruhige Fortschreiten der Regierung aber benahm den Demagogen den Muth und es blieb beym Gerede — eine große Lehre für alle künftigen Minister in der ganzen Welt!

Ich habe eben von den vielen brodlosen Menschen unter den gemeinen Volksklassen, nämlich den Handwerkern und Fabrikarbeitern, geredet. Brodlos ist freylich der geeignete Ausdruck nicht; denn nach den in England bestehenden Gesetzen darf kein Eingeborner ohne Brod seyn; das Kirchspiel, worin er geboren oder worin er sich über ein Jahr aufgehalten, darf ihn nicht verhungern lassen. Das ist aber auch alles; wenn es den Armen nur eben „tra vita e morte" vegetiren läßt, ist das Gesetz erfüllt. Mehr kann auch in den meisten Fällen der erschöpfte Mittelstand (auf den hier wie überall die schwersten Bürden fallen) nicht thun. Man klagt zwar in allen Ländern und hat hier wie anderwärts zu allen Zeiten geklagt; aber es sieht bey uns jezt wirklich schlimm aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

An der italienischen Oper haben die Vorstellungen aufgehört bis zum künftigen Herbste; vergebens haben einige Journale im Namen der edlen Tonkunst geflehet, man möge doch fortfahren und die Stadt Paris nicht ein halbes Jahr lang eines der höchsten musikalischen Genüsse berauben. Das Flehen ist den Herren ein Leichtes; allein wie soll die Oper das ganze Jahr hindurch bestehen; da die Sängerinnen davon gehen und die Abonnenten auch? Glaubt man denn, daß der Unternehmer Laurent nicht eben so gern das ganze Jahr hindurch in seinem Saale spielen ließe, wenn die Sache möglich wäre? was soll aber der arme Mann anfangen, wenn ihm eine Prima Donna wie die Malibran-Garcia oder die Sontag sagt: Herr, ich verlange 40,000 Franken jährlich und sechs Monate Urlaub dazu, weil ich nöthig habe, in London eben so viel, wo nicht noch mehr zu gewinnen und mich mit dem runden Sümmchen von 100.000 Franken bestmöglichst zu nähren? Da darf Hr. Laurent nicht einmal ein saures Gesicht schneiden, sondern muß der Prima Donna, wenn sie um Ostern sich zur Abreise anschickt, recht höflich eine glückliche Reise wünschen und sie demüthig bitten, doch nicht zu vergessen, im Herbste wiederzukommen, ja ihr noch obendrein eine Benefizvorstellung als Lockspeise in der Ferne zeigen. Und hat er nicht den ganzen Sommer hindurch sich mit dem Gedanken zu ängstigen, vielleicht kommt die Prima Donna nicht wieder und läßt mich stecken in der Verlegenheit, wie ich die Abonnenten befriedigen soll? Nur der Gedanke, daß 10.000 Franken doch einen unwiderstehlichen Reiz haben und daß eine Prima Donna so göttlich sie auch singt, einen solchen Haufen klingenden Metalls selten verschmäht, vermag ihn einigermaßen zu beruhigen. Eine Prima Donna hat manche irdische Bedürfnisse, welche die Sehnsucht nach einem glänzenden Erwerbe vermehren; bedarf sie nicht eine Kutsche, prächtigen Schmuck, ein großes Haus u. s. w., andere Gründe nicht mitgerechnet, die den Gehalt noch unentbehrlicher machen? So z. B. hat die junge und schöne Mad. Malibran Garcia einen Ehemann im Schuldthurm in Amerika sitzen, und läßt ihm von Zeit zu Zeit Unterstützung in seinem Arreste zukommen. Man sollte glauben, wenn eine Frau 100.000 Franken im Jahre gewinnt, so müsse es ihr nicht schwer fallen, den Mann ganz und gar aus dem Schuldthurme herauszuziehen; allein es ist vielleicht gut für ihn oder für die Frau, daß er darin sitzen bleibt. Gibt es doch Leute, die einmal zum Schuldenmachen geboren zu seyn scheinen und bey denen das Geld nimmer haften bleibt. Wer kennt nicht die durch ihre Schönheit berühmte tragische Schauspielerin Dlle. Georges? Wie viel hat sie nicht in Rußland, wie viel in Frankreich durch ihre Darstellungen verdient? wie prächtige Geschenke von Königen und Kaisern Europa's, denen sie zu gefallen das Glück gehabt hat, sind auf sie niedergefallen? und dennoch ist sie immer des Geldes bedürftig. Nur die Diamanten und die Schawls sind ihr geblieben, das Geld aber ist zerronnen, wie gewonnen. Man hat sich in Paris im vorigen Jahre sehr über einen Schauspieldirektor in der Provinz lustig gemacht, welcher, um das Publikum noch mehr anzuziehen, auf dem Anschlagzettel angekündigt hatte, Dlle. Georges werde in der Rolle der Semiramis mit allen ihren Diamanten auftreten. Für die Provinzbewohner muß ihr Schmuck allerdings eine große Merkwürdigkeit seyn. Das Hauptstück dieses Schmuckes ist ein Diadem, das ihr der Kaiser Alexander in einem freygebigen Augenblicke zum Geschenke gemacht hatte, und dessen Werth von Einigen auf 50.000 Franken angeschlagen wird; vielleicht schätzen sie das Stück blos nach dem Augenschein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 117.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Mai 1829.

Hören nicht kannst Du den Dank, nicht sehen kannst Du die Thränen,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr schaun!
Aber, wofern ein Gefühl Dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Priester Apolls,
Wo sie, die schimmernden Schläfe geziert mit schweigen Binden,
Ihr vollendetes Lied singen zum Harfengerausch:
Geist, wofern ein Gefühl Dir droben noch lebt in der Seele,
O so entgeht Dir gewiß unsere Huldigung nicht!

J. G. Seidl.

Schillers Gedächtnißfeyer zu Stuttgart.

Am 9ten Mai 1829.

Zum fünften Male hat der Stuttgarter Liederkranz an Schillers Todestage das Denkfest des unsterblichen Dichters vor einer sehr zahlreichen Versammlung in einem der blühendsten öffentlichen Gärten der Stadt begangen, dessen neue Einrichtung von einem unsrer einheimischen Künstler, Herrn Architekt Mäntler, zu besonders günstiger Aufstellung der lorbeerbekränzten Dannecker'schen Büste des Sängers, und zu der geschmackvollsten Verzierung des ganzen Raumes mit Maien und Blumenkränzen benützt worden war. Der Liederkranz wurde in seinen Leistungen durch Frauen und Jungfrauen, durch Dichter und Tonsetzer, und durch Mitglieder der königlichen Hofkapelle auf's Kräftigste unterstützt.

Nach einleitendem Gesange, von Kochers Composition, betrat ein Mitglied des Liederkranzes, Herr Rechtskonsulent Dr. Seeger die unter des Dichters Bild errichtete Tribune, und sprach das nachstehende, von ihm zu dieser Feyer verfaßte Gedicht:

Hoch auf des Gebirges Matten,
Seiner engen Bande los,
Unter dunkler Bäume Schatten
Dringt ein Quell durch Stein und Moos;
Eine Stimm' aus tiefen Gründen
Scheint sein Rauschen zu verkünden.

Seine Bahn sich zu erzwingen
In dem dicht verwachs'nen Hain,
Bricht er mit gewalt'gem Ringen
Jugendlich durch Busch und Stein;
Von dem Felsen springt er nieder
Und das Echo hallt es wider.

Und die alten Stämme neigen,
Aufgeweckt aus stiller Ruh',
Mit Erstaunen und mit Schweigen
Sich dem jungen Helden zu.
Was noch keinem war gelungen,
Hat des Felsen Kind erzwungen.

Schon in sonnenhellen Fluren,
Wo ein holder Frühling lacht,
Zieht er glänzend seine Spuren
Und begrüßt der Blumen Pracht;
Und die Blume beugt sich leise,
Spiegelt sich im Wellenkreise.

Wonnig ist's, in Lenzes Tagen
Kosen in der Blumen Spiel,
Doch mit Kampf nur und Entsagen
Naht ein Ringer seinem Ziel —
Höher schwellen seine Wogen
Und er ist hinabgezogen.

Digitized by Google

Städte, Thäler, Länder fliegen'
Vor dem wonnetrunk'nen Blick,
Und es führet von Sieg zu Siegen
Ihn, bezwungen, das Geschick;
Er verbindet Nationen,
Die auf weiter Erde wohnen.

Wie des Himmels lichter Bogen
Breitet er die Arme aus,
Oeffnet auf den blauen Wogen
Jedem Freund ein gastlich Haus,
Und in seinem Spiegel malen
Sich der Sonne goldne Strahlen.

* * *

Wollt' ihr nach dem Felsensohne fragen?
Kennet ihr den hohen Dichter nicht,
Dessen Lied in Jubelton und Klagen
Wie ein heller Strahl durch Wolken bricht?
Der die Saiten mächtig angeklungen
Und den Preis der Lieder hat gesungen?

Herrlich war ein Stern ihm aufgegangen
In der Dichtung göttlichem Geschenk,
Und erfüllt von männlichem Verlangen,
Seines hohen Rufes eingedenk,
Strebte er, wenn unter Blüthenbäumen
Andre spielten, nach des Himmels Räumen.

Freudig, wie ein junger Held zum Siegen,
Trat er in dem weiten Ringplatz auf,
Welten sah er endlos vor sich liegen,
Und beflügelt ward sein Heldenlauf;
Mochte Kleines Kleinere verführen,
Nur das Höchste konnt' ihn mächtig rühren.

Forschend in der Schöpfung weiten Fernen
Oeffnet er des Himmels goldnes Thor,
In der Freude fliegt er zu den Sternen
Und belauscht der Engel Jubelchor;
In des Kummers trauervollen Tagen
Kann er edel nur und männlich klagen.

In den Kreis alltäglicher Gestalten
Tritt sein Genius bezaubernd ein,
Hohe Tugend sieht man sich entfalten,
Dem Verbrecher eine Thräne weihn;
Und des Himmels sel'gen Trost, den Glauben,
Darf kein Sturm den edeln Herzen rauben.

Auf ist eine Welt durch ihn gegangen,
Wie der Lenz aus tausend Blüthen bricht,
Alles hat er seelenvoll umfangen,
Lebenspendend wie des Tages Licht.
Drum, wo Menschen irgend menschlich wohnen,
Blühen auch dem Dichter seine Kronen.

Tönet denn in diesen Feyerstunden,
Wehet zu ihm, Lieder ernst und mild!
Blumen seyen um sein Bild gewunden,
Die des Himmels Morgenthau gestillt.
Ach! so schwebten einstens seine Lieder,
Perlen reinsten Thaues zu uns nieder.

Doch, was immer Wort und Töne sagen,
Höher sey er durch die That geehrt!
Treu im Herzen wollen wir es tragen,
Was der hohe Meister uns gelehrt;
Und was ihm vom Himmel kam zu singen,
In das Leben soll es mächtig dringen.

Jene Blüthen sollen nicht vergehen,
Die er ausgestreut in jedes Herz,
Früchte sollen herrlich auferstehen,
Und die Pflanzung strebe himmelwärts:
Lieder, die der Väter Brust gehoben,
Müssen Enkel in den Thaten loben.

Ewig, Meister! sey'st Du uns verbunden;
Unzertrennlich schlingt sich Geist um Geist.
Tugend lehr' uns in der Freude Stunden,
Glauben, wenn uns Finsterniß umkreis't:
Daß wir uns nach männlichem Vollbringen
Auf zu Dir, zu ew'gen Sternen schwingen.

Auserlesene Instrumental- und Vokalmusik, darunter ein durch Fräulein Emilie Zumsteeg, eine Tochter von Schillers berühmtem Jugendfreunde, trefflich komponirtes Lied von Ritter, füllte den Zwischenraum zwischen jenem Vortrag und der Rede, die Herr Professor C. F. Hochstetter, auf die Bitte des Liederkranzes verfaßt hatte, und jezt von der Tribune sprach, und welche wir hier mittheilen.

Rede.

In freyer, freudiger Bewegung haben wir uns auf's Neue zu einem Feste vereinigt, das dem Andenken an einen unsterblichen Sohn des Vaterlandes, einen geistigen Bildner des deutschen Volkes, einen Wohlthäter der Menschheit in edelster Bedeutung, geweiht ist: dem Andenken an Friedrich Schiller, den Dichter, den Geschichtschreiber, den Weltweisen, dessen hoher Genius diese verschiedenartigen Richtungen des menschlichen Geistes nach dem gemeinschaftlichen Ziele der Humanität zusammenzuleiten vermochte. Und gewiß! der gerechte Stolz einer Nation

Digitized by Google

auf ihre Weisen und Dichter, die Liebe und Dankbarkeit, womit eine spätere Generation die Bildnisse ihrer geistigen Heroen ehrt und schmückt, sie sind der schönste Triumph, den ein Volk zu feyern vermag, sie geben das ehrenvollste Zeugniß seiner eigenen Bildung, sie verkünden das edelste Selbstgefühl, wovon ein Volk im Bewußtseyn seiner geistigen Einheit durchdrungen seyn kann. Denn wie unerforschlich auch die Geburtsstätte des ächten Genius ist, wie fremdartig und staunenerregend die meisten großen Autoren unter ihren Zeitgenossen dasteben, wie unerreichbar von je für gewöhnliche Menschenkräfte die geistige Herrschergewalt weniger Einzelnen gewesen; so gewiß, mit einem Worte, ein großer Dichter seine Nation hebt und bildet, und ihr einen noch nie gefühlten Schwung zu geben vermag; so ist es dennoch wiederum der vielleicht Jahrhunderte lang schlummernde Geist eines Volkes, der in seinen Dichtern und Weisen gleichsam zur Selbstanschauung gelangt; es ist die seit lange her in der Masse der gesammten Nation verhüllte geistige Kraft derselben, die sich von Zeit zu Zeit in ihren unsterblichen Schriftstellern zusammendrängt, steigert, verklärt, und, wie nicht selten, aus schweren, dem Lichte scheinbar verschlossenen Körpern ein glänzender Strahl hervorgelockt wird, als eine göttliche Flamme zum Himmel leuchtet.

Nur wenn wir von diesem umfassenderen Gesichtspunkte aus das Leben und eigenthümliche Wirken unsrer großen Schriftsteller betrachten, werden wir im Stande seyn, das besondere Verdienst eines jeden gerecht zu würdigen; nur wenn wir verstehen, auf welche Weise jeder derselben der geistige Ausdruck seiner Nation in dieser oder jener Epoche ihrer Entwicklung gewesen, wird es uns deutlich werden, wie die großen Dichter einer Nation sich gegenseitig erklären, ergänzen, und wie keiner dem geistigen Bedürfnisse seines Volkes Genüge thun würde ohne die andern. Es ist dasselbe geistige Licht einer Nation, welches sich durch das Medium ihrer Dichter in verschiedene Farben bricht, deren jede herrlich an sich, noch herrlicher jedoch durch Zusammenstellung und Gesammtheit mit den übrigen.

Geben wir im Geiste zu jener frühern Zeit zurück, die nun bald ein Jahrhundert hinter uns liegt, da sich der Genius der deutschen Sprache und Bildung mit neuerwachten Selbstgefühlen dem Regelzwange einer auswärtigen Literatur zu entwenden, da der Deutsche wiederum deutsch zu denken und zu fühlen begann; war es da nicht vor allem jener tiefe Ernst sittlicher Gefühle, welcher ringend gegen die Aeußerlichkeit und Flüchtigkeit, womit diese Heiligthümer der Menschheit seit lange behandelt worden waren, Deutschlands Dichter ergriff und begeisterte? Das deutsche Herz sprach zuerst seine Rechte wieder an; und je nachdem die Phantasie ihren Flug nahm, waren es bald Lieder voll hohen, mächtigen Schwunges, bald in weicheren, elegischeren Tönen athmend, die von den Saiten eines Kleists, und Klopstocks, eines Gleims oder Müllers unzählige Herzen entflammten, rührten; und sollten wir nicht alle noch jetzt erfahren, daß, wiewohl der nicht selten in's Weichliche ausartende Geist jener älteren Dichtungen dem jetzigen, durch schwere Kämpfe gekräftigten deutschen Sinne weniger zusagt, dennoch in dem Leben eines jeden unter uns Stunden und Stimmungen vorkommen, wo manche jener halbverklungenen Lieder uns mit neuer Gewalt zu Herzen dringen? Sollte es nöthig seyn an das schöne ehrende Denkmal zu erinnern, das unser eben so gerechter als geistvoller Schiller diesen seinen Vorgängern in dem Pantheon des deutschen Dichterruhmes gestiftet hat?

Jedoch, der nun einmal freygewordene deutsche Genius versuchte noch weiter und auf andere Weise die ihm eingeborne Kraft. Jener, den germanischen Völkern eigenthümliche, in den Dichtungen und Künsten des Mittelalters oft so herrlich kundgewordene Naturssinn sollte, nachdem ihn traurige bürgerliche und kirchliche Kämpfe unserer Nation lange Zeit zurückgedrängt hatten, auch wieder erwachen, und jene fast wunderbare Gabe des deutschen Gemüthes, sich anschauend in das eigenthümliche Wesen der mannigfachsten Erscheinungen zu versenken, den innern lebendigen Geist der verschiedensten Naturen, Begebenheiten, Zeiten aufzufassen, und im verschönernden Gewande der Poesie darzustellen, jene frühe Empfänglichkeit für alle Kundwerdungen eines unendlichen Lebens in Natur und Geschichte, in der Welt außer dem Menschen, wie in seinem tiefsten Innern; auch diese große, unübertroffene Eigenschaft des deutschen Volksstammes suchte und fand auf's Neue Wort und Bild, und ein lebendiges, beredtes Organ in so vielen Dichtern unsrer Zeit, die wir, nur mit halbgenügender Beziehung, die romantischen nennen. Vergleichen wir so viele gemüthvolle Lieder unsres Goethe, die eine wundervolle, und doch die natürlichste Welt vor uns aufschließen, die Dichtungen des unvergeßlichen Novalis, die unter dem Gewande leichten, heitern Spiels einen tiefen Ernst des Lebens und der Gesinnung verbergenden Phantasien unseres Tieck und andere, die ich nicht zu nennen brauche, mit den Liedern jener früheren, empfindsameren Zeit; es handelt sich hier nicht um die richtende Frage: welche davon die geistreicheren, poetischeren seyen? es genügt an dem Zeugnisse, wozu jeder Unbefangene, jedes freye, deutsche Gemüth sich gedrungen fühlt. Hier ist deutscher Genius und dort, ob er so sich rege, oder anders; je vielgestaltiger, desto erfreulicher; überall der in dichterischer Gestalt offenbar gewordene Geist eines großen Volkes!

Allein die geistige Entwicklung unsrer Nation mußte ferner in sich schließen, daß eben so gewiß noch eine andre große Eigenschaft derselben, unter allen unbestreitbar die

Digitized by Google

erhabenste in dichterischer Erscheinung sich kund gab. Jener mächtige Drang der Seele aus den beengenden Schranken der Wirklichkeit nach einem reinen, vollkommenen Seyn, jener, durch keine Zweifelsucht erschütterte Glaube an eine, dem Innern des Menschen entstammende Wahrheit, jene hohe Achtung vor einer sittlichen Freyheit, jenes freudige Gefühl, daß nur in dem Geiste wahres Leben ist, und die daraus stammende Ueberzeugung, daß der Menschengeist vor allem dazu berufen sey, das in ihm selbst lebende Urbild des Schönen, Wahren, Guten in die Wirklichkeit überzutragen, und erst hierdurch dem zeitlichen Daseyn höhern Adel und eine ewige Bestimmung zu verleihen — diese, um es mit einem Worte auszudrücken, Erkenntniß und Liebe des Idealen, findet sich bey keinem andern Volke so klar und mächtig wie in dem deutschen Volke.

Und welchem Dichtergeiste nun ward der große Beruf zugetheilt, dieses hohe Ideal der Menschheit, wie es in seiner Anschauung lebte, in dem zauberischen Gewande der Dichtkunst aufzustellen? Welches deutschen Dichters Gesänge entflammen so gewaltig das begeisterte Gefühl für ächte Größe und Menschenwürde, als Schillers ernste, geistvolle Dichtungen? Wohl sind auch seine Lieder gefühlvoll, wie die Lieder unserer älteren Dichter; aber es lebt in ihnen nicht blos eine, das Herz erweichende, schwärmisch ergreifende Empfindung, sondern ein großer Gedanke beherrscht die Regungen des Gemüths; die Freuden des Lebens veredelnd, vergeistigend, für dessen Schmerz nicht blos den Trost der Wehmuth bereitend, vielmehr ihn verklärend und damit vernichtend durch das über alles irdische Drangsal erhabene Ideal. Auch die Poesie der Geschichte, den innern, lebendigen Geist der Völker und Zeiten erfaßte Schillers hoher Geist; wissen wir doch daß er bey solchen Betrachtungen und Darstellungen mit besonderer Liebe verweilte. Jedoch auch hierin hielt Schiller des Griffels der Geschichte, der tragischen Muse des Dichters besonders die Momente würdig, wo ein hoher, freyer Geist ringend, schaffend eingriff in den unter dem lähmenden Zwange der Gewohnheit oder des Vorurtheils sich hinschleppenden Schritt der Zeit, wo es die großen, ewigen Angelegenheiten der Menschheit galt; wo selbst ein scheinbarer Untergang den künftigen Sieg großer Ideen verkündigte.

So tragen Schillers Dichtungen vor andern die Kennzeichen der stürmischbewegten Zeit, worin er lebte; einer Zeit, worin es vor allem galt, die Wahrheit gegen blinden Wahn oder herzlose Zweifelsucht, die ächte Freyheit gegen ungezügelte Willkühr, Recht und Gesetz gegen eine, alles mit Umsturz bedrohende Gewalt in Schutz zu nehmen; wo es allen bessern Seelen zum Bedürfnisse ward, sich aus dem Kampfe der Meynungen und Leidenschaften zu dem hohen Frieden göttlicher Ideale zu retten.

Und dieß war es denn auch, dieser Einklang der Muse Schillers mit der geistigen Stimmung des deutschen Volkes, was ihn so frühe zu dessen Lieblinge gemacht, und warum Schiller, der nur allein auf sich stand, und die geistigen Wirkungen seiner Poesie gänzlich dem Geschicke überließ, eine so allgemeine begeisterte Anerkennung fand, wie sie in gleichem Maße keinem andern deutschen Dichter zu Theil geworden. Was sich aber so tausendfältig ausgesprochen hat, und auch nach dem frühen Hingange des Unvergeßlichen, sich noch mit derselben Liebe und Verehrung ausspricht, das ist unsres Volkes Stimme, das ist der dem großen Dichter antwortende Wiederhall aus der Tiefe des deutschen Gemüthes!

Freuen wir uns denn des hohen Aufschwunges, den unser Volk in einer Zeit gewonnen hat, da andern Völkern das Scepter geistiger Herrschaft zu entsinken droht; laben wir uns an der Fülle vielgestaltiger Dichtungen, worin der Genius Deutschlands zu uns redet; vertrauen wir seiner unerschöpflichen Kraft, daß der Kreis deutscher Dichter-Heroen auch mit einem Schiller nicht geschlossen seyn werde, und geben wir nun dem freylich nie zu verwindenden Schmerze Raum: daß ein solch' herrlicher Geist in voller Reife und Kraft seinem Vaterlande und der Menschheit entrückt wurde!

* * *

Gesang und andere Musik folgte dieser Rede, und schwieg nur, solange unser Krebs Schillers Ballade, der Kampf mit dem Drachen einfach und kräftig deklamirte. Die ganze Feyer hinterließ eine ernst-heitre Stimmung in der Seele jedes Theilnehmers.

Der Himmel begünstigte das Fest nach einem trüben Morgen unerwartet durch den heitersten Abend. Die Sammlung für Schillers Denkmal erfreute sich auch dießmal eines erwünschten Zuwachses.

Auflösung der Charade in Nr. 111:
Haarputz.

Logogryph.

Todt bin ich zwar, doch leb' ich noch;
Nimm mir den Kopf, so seh' ich doch!
Nimmst Du mir auch den Fuß dazu,
So weidet drauf das Vieh in Ruh.
Nun gib mir meine Glieder wieder.
So sang ich schöne kleine Lieder;
Doch sprich mich ja nicht preußisch aus,
Sonst geht mir schnell das Leben aus.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 118.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Mai 1829.

Jezt sinken wir dahin, von langer Ruh' erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreichet;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.

Albrecht von Haller.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Die Revolution hat so manches Unheil erzeugt, keines ist aber drückender als der fortwährende Durchmarsch der Legionen nach dem Rhein, oder an die Gränzen Germaniens. Diese Züge nehmen täglich zu, denn die Germanen werden mit jedem Tag drohender und unruhiger. Der unbemittelte Unterthan leidet am meisten bey diesen Märschen, aber auch dem Bemittelten und Reichen sind sie lastig. Niemand aber wagts zu klagen, und man will noch lieber die römischen Legionen ertragen, da sie gegen die germanischen Barbaren schützen sollen, die wir über alles fürchten. So zog gestern die ein-und-zwanzigste Legion durch nach Windisch. Von Lausanna wandte ich mich nach Nevidunum (Nyon), um dort Verwandte zu besuchen. Die Militärstraße dahin führt am See weg, eine andere geht über das Gebirg.

Nevidunum erhielt seinen ersten Glanz von der Equesterkolonie, die Julius Cäsar da anlegte. Jezt ist der Ort größer und bevölkerter; da er an der äußersten Gränze Helvetiens gegen Gallien liegt, so haben die Römer eine starke Garnison da, auch eine Kompagnie Schiffsleute, und ein Depot von Kriegsmaschinen. Diese Vorsichtsmaßregeln sind wohl in der Nähe eines Volkes nicht überflüssig, das nur durch die Gewalt der Waffen unterworfen wurde.

In Nevidunum ist eine zahlreiche Kolonie, die, wie in allen übrigen Städten dieser Art, eine von den eigentlichen Einwohner ganz verschiedene Caste bildet. Die Kolonisten nehmen ein eigenes, abgesondertes Quartier der Stadt ein. Ihre Kleidung, Art und Weise, Sitten und Sprache, gleicht einer alten Münze, deren Gepräg durch vieles Hin- und Herwenden abgegriffen ist. Noch bemerkt man einige ursprüngliche Züge, die aber jeden Tag durch unselige Nachgiebigkeit immer unkenntlicher werden. In Beziehung auf Regierung und Verwaltung sind die Eingebornen ganz von den Kolonisten getrennt. Diese haben ihre eigenen Beamten, die unter dem Präfekten von Gallien stehen. Die Eingebornen (Incolae) hingegen ernennen selbst ihre Beamten, ihre Decurionen, Sevirn und Municipalen. Ihr Amtsansehen beschränkt sich freylich nur auf Lokalpolizey, aber auch diese wird ihnen bey dem Unterdrückungs- und Gleichmachungssystem Roms in der Folge nicht gelassen werden.

Die Städte, wo sich Kolonien befinden, sind freylich glänzender als die andern, wo diese fehlen. Die römischen Sitten machen die Orte angenehmer und vergnüglicher, Luxus und Künste entwickeln da ihren Reiz. Diese Vortheile werden aber durch erniedrigende Opfer allzutheuer erkauft. Häufig finden sich hier alte Soldaten, die an die Freyheit und Unabhängigkeit im Lager gewöhnt, aller Gesetze und nützlichen Verordnungen spotten, und dabey doch von der römischen Regierung immer geschützt werden. Sie maßen sich daher ein drückendes Uebergewicht über die

Digitized by Google

andern Einwohner an, und plagen sie wo sie nur wissen und können; an Ahndung ihres Unfugs ist nicht zu denken. Diese zwey Einwohnerklassen leben immer in Streit und Fehde. Mit den einst so sittsamen Frauen und Mädchen der Stadt liegen die reichen und galanten Römer freylich nicht im Streit, sie lassen ihnen vielmehr manches schöne Kleidungsstück, manche Kleinode aus Massilia oder Lugdunum kommen.

Nevidunum hat ein Theater, ein öffentliches Gymnasium, mehrere Tempel und Statuen, und ein Collegium Augustalischer Seviren. Lezteres Gebäude ist wirklich schön zu nennen, denn es erhebt sich in großartigen und strengen Formen. Als ich zum ersten Mal in diesen Tempel trat, zeigte man mir eine Augustalische Priesterin aus der Familie Julia. Sie hatte ein Gelübde gethan, dem sie jezt nachkam. Sie erregte durch ihre Schönheit, ihre Würde und ihre Andacht allgemeines Aufsehen, und alle, die ihr nahe standen, schienen von ihrem frommen Sinn ergriffen.

Von Nevidunum aus hat man eine herrliche Aussicht auf das nun näher da liegende Uferland der Allobroger mit ihrer kleinen Stadt Dina (Thonon), hinter der sich grüne Berge und röthliche Felsen erheben. Auf dem Land umher herrscht viel freundliche und milde Sitte. Wären die Leute in diesem Paradies frey, und herrschten die Römer nicht bey ihnen, so gäbe es wohl kein glücklicheres Land und Volk als die Uferbewohner dieser Sees. Vor einigen Tagen sah ich in dieser Beziehung einen Zug, der mich sehr erfreut hat. Junge Leute beyderley Geschlechts tanzten am Ufer der Alpona, waren lustig und guter Dinge. Zu Zeiten warfen die Männer den Mädchen Aepfel zu. Bisweilen fingen sie diese nicht auf, und nahmen sich auch in Acht, daß sie der Apfel nicht treffe, manche aber empfingen die zugeworfenen Früchte, bissen hinein, und steckten sie dann in den Gürtel. Dieß ist ein Zeichen erwiederter Liebe, und der junge Mann kann sicher darauf bauen.

Oestlich von Lausanna, wo das Weinland bis nach Vivisous (Vevey) hin immer besser und ergiebiger wird, und die Natur immer schöner und reicher, feyern die Einwohner um den Tempel des Gottes (in Cully) Bacchusfeste, die an Indien und Rom erinnern, und die in eurem Campanien nicht anmuthiger seyn können, zumal hier doch, trotz des römischen Bemühens, mehr Sitte herrscht, als in euren wollüstigen, sonnenglühenden Thälern.

Geneva.

Will man aber recht Strenges und Kaltes sehen, so muß man sich nach Geneva wenden, das nahe an der helvetischen Gränze, aber schon in Gallien liegt, auch in Sprache und Sitte ganz gallisch ist. Auch diese Uferstadt liegt in einer sehr reizenden Gegend, die jedoch ganz von der zu Lausanna, Vivisous und Nevidunum abweicht. Hier fluthet kaum mehr der See, sondern der in ihm blau gewordene Rhodanus, der sich an der Stadt vorüber nach dem gallischen Thor drängt.

Die Stadt bildet ein Dreyeck. Das Rhonethor liegt an einer seiner Spitzen. An dem zweyten Winkel der Stadt steht das Haus der Flaminen. Es sind die Priester Apolls, dessen Tempel ganz nahe liegt. Unter Hadrian legte ihn eine Feuersbrunst in Asche. Seitdem ist er aber schöner und prächtiger wieder aufgebaut worden. Wir sahen mehrere dieser Priester am Altar des Gottes. Sie tragen eine Mütze von Schaffell, und darauf einen Büschel Wolle, von da hängen feuerfarbige Bänder herab. Sie stehen bey den Einwohnern in großem Ansehen. Ihr Haus dient den Verbrechern zum Asyl bey allen öffentlichen Gelegenheiten, in den Theatern und bey Festen nehmen sie den ersten Platz ein. Der dritte Winkel der Stadt wird durch ein festes Schloß gebildet, in dem eine halbe Legion liegt. Nahe dabey, jedoch außerhalb der Mauern, liegt der Ochsenmarkt, links der Platz, wo die Todten verbrannt werden, und noch weiter hin die Arena, wo in weitem Einfang die Gladiatoren kämpfen. Merkwürdig ist die Turris Votuli (la tour de Boël) wo die Kriegsmaschinen aufbewahrt werden.

Unter den Familien, die hier am meisten Ansehen haben, müssen zuerst die Plinius genannt werden, die mit dem römischen Naturforscher verwandt sind, und schon unter Trajan sehr angesehen waren. Ferner die Julius, die von den ersten römischen Cäsaren abstammen wollen. Diese vornehmen Familien, ihr Dünkel und ihre Ansprüche bringen etwas sehr Kaltes und Steifes ins Umgangsleben. Sie wollen überall vorherrschen, ohne dazu durch Talente oder Liebenswürdigkeit einigen Beruf zu haben, und da sie überdieß reich sind, so schmiegen sich viele vor ihnen. Diese Familien und noch einige andere wohnen in dem obern Theil der Stadt, und sehen vornehm auf die herab, die in den untern Straßen zu Haus sind, weil sie sich mit Handel, Gewerbe und Schiffahrt beschäftigen, und dabey keine vornehmen Ahnen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Fortsetzung.)

Georg forderte zu trinken, allein Niemand wollte ihm ein Glas Wasser reichen, aus Furcht, sein Ende zu beschleunigen. Sonderbare Menschlichkeit, welche nur die Leiden verlängert! In diesem Augenblicke traten la Noue und Hauptmann Dietrich mit mehreren andern Offizieren in den Saal, um die Verwundeten zu sehen. Beyde standen vor Georg still, und la Noue, auf seinen Degen gestützt, betrachtete einen der beyden Brüder um den andern. Das lebhafte Gefühl, welches ihm dieser

Digitized by Google

traurige Anblick einflößte, malte sich in seinen Blicken. Eine Kürbisflasche, welche an der Seite des deutschen Hauptmanns hing, zog Georgs Aufmerksamkeit auf sich. „Hauptmann," sagte er, „Ihr seyd ein alter Soldat..." „Ja wohl, ein alter Soldat. Pulverrauch macht den Bart schneller ergrauen als Jahre. Ich bin der Hauptmann Dietrich Haustein." „Sagt mir, was würdet Ihr thun, wenn Ihr wie ich verwundet wäret?"

Hauptmann Dietrich betrachtete einen Augenblick seine Wunden, wie ein Mann, der gewohnt ist, die Gefahr derselben zu beurtheilen. — „Ich würde mich mit meinem Gewissen abfinden," antwortete er, „und dann ein gutes Glas Rheinwein trinken, wenn eine Flasche in der Nähe zu finden wäre." „Nun, und ich bitte nur um ein wenig von ihrem schlechten Rocheller Wein, und die Dummköpfe wollen mir keinen geben." Dietrich nahm seine Kürbisflasche ab, die von beträchtlichem Umfange war. „Was macht Ihr, Hauptmann?" rief ein Soldat, „der Arzt hat gesagt, er würde auf der Stelle sterben, wenn er tränke." „Was thut's, so hat er doch noch eine kleine Freude vor dem Tode. Hier, mein braver Krieger, es thut mir leid, keinen bessern Wein für Euch zu haben." „Ihr seyd ein Ehrenmann, Hauptmann Dietrich," sagte Georg, nachdem er getrunken. Dann reichte er die Flasche seinem Nachbar: „Und Du, mein armer Beville, willst Du mir Bescheid thun?" Beville schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„O!" rief Georg, „eine neue Pein! Was wollen sie mich nicht in Frieden sterben lassen?" Er sah einen Prediger mit der Bibel unter dem Arme sich nähern.

„Mein Sohn," fing der Prediger an, „da Ihr..." „Genug, genug! Ich weiß, was Ihr sagen wollt, allein Ihr verliert Eure Mühe; ich bin katholisch." „Katholisch!" rief Beville. „So bist Du denn kein Atheist mehr?" „Ihr seyd aber," fuhr der Prediger fort, „früher in der reformirten Religion erzogen worden, und in diesem feyerlichen und schrecklichen Augenblicke, wo Ihr im Begriff steht, vor dem höchsten Richter unsrer Gesinnungen und Handlungen zu erscheinen.." „Ich bin katholisch, laßt mich in Ruhe." „Aber..." „Hauptmann Dietrich, habt Ihr kein Mitleid mit mir? Ihr habt mir schon einen großen Dienst erzeigt, ich bitte Euch noch um einen andern. Macht, daß ich in Ruhe, ohne Ermahnungen und Klagelieder, sterben kann." „Geht," sagte der Hauptmann zum Prediger; „Ihr seht, er ist nicht aufgelegt, Euch zu hören." La None gab dem Mönche ein Zeichen, der sich sogleich näherte. „Hier ist ein Priester von Eurer Religion," sagte er zu Georg; „wir wollen keinen Gewissenszwang auflegen." „Mönch oder Prediger, schickt sie alle zum Henker," antwortete der Verwundete.

Der Mönch und der Prediger standen an beyden Seiten des Bettes und schienen geneigt, sich um den Sterbenden zu streiten. „Dieser Offizier ist katholisch," sagte der Mönch. „Er ist aber in der protestantischen Religion geboren," versezte der Prediger, „und gehört mir an." „Er hat sich bekehrt." „Er will aber in dem Glauben seiner Väter sterben." „Beichtet, mein Sohn." „Sagt Euer Glaubensbekenntniß, mein Sohn." „Nicht wahr, Ihr sterbt als ein guter Katholik?" „Bringt diesen Abgesandten des Antichrists hinweg!" rief der Prediger, der sich von der Mehrzahl der Anwesenden unterstüzt hielt. Sogleich ergriff ein Soldat, ein eifriger Hugenott, den Mönch bey den Schnüren seiner Kutte und stieß ihn fort, indem er ausrief; „Fort von hier, mit dem Pfaffen! Man singt schon lange keine Messe mehr in la Rochelle."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Der Zustand dieser Nation kommt mir zuweilen vor wie der einer verarmten adelichen Familie: sie wohnt noch auf dem tief verschuldeten Erbgute, das Aeußere des Schlosses zeigt noch ziemlich die ehemalige Pracht, in den Sälen sieht man noch die alten kostbaren Vorhänge, die damastenen Sessel und Kanapees, die großen Spiegel und Glasleuchter; dann und wann wird noch groß tractirt, aber in den abgelegenen Gemächern der Familie ist's nackt und elend, Speicher und Keller sind leer und das Gesinde nagt am Hungertuche. Es läßt sich nicht läugnen, England ist seit dem Frieden im Rückschreiten, und Jeder ist gezwungen, zu erkennen, daß der Verfall, der seit 1816 in einem Gewerbszweige nach dem andern überhand nimmt, nicht vorübergehend ist. Der lange Krieg häufte einen papiernen Reichthum an, welcher alle Volksklassen in den Stand sezte, splendid zu leben, alle Betriebsfächer erhielten dabey einen neuen Anstoß, alles wurde verbessert oder doch erweitert, die ganze Nation ging auf Stelzen und bildete sich ein, sie sey zur Riesin geworden und mit ihrem Kapital, mit ihrem Kunstfleiß, meynte sie, könne es keine Nation in der Welt mit ihr aufnehmen, selbst wenn der Friede den Weltkandel wieder freygemacht hätte. Es zeigte sich aber anders. Hunderttausende, welche für den Krieg und durch den Krieg gelebt hatten, wurden durch den Frieden auf einmal arm und fielen ihren glücklicheren Mitbürgern zur Last; andere Völker traten mit unsern Fabrikanten, unsern Kaufleuten und unserer Schifffahrt in Konkurrenz und oft mit Glück; die Menge des Papiergeldes hatte den Werth desselben bey einem Viertel vermindert, indem man troz allen Parlamentsakten 27 bis 28 Schillinge Papier für eine goldene Guinee von 21 Schillingen gab, und da der Werth noch tiefer zu fallen drohte, so mußte man zum Metallgelde zurückkehren und der Bank die Pflicht wieder auflegen, ihre Noten auf Verlangen gegen Gold einzutauschen. Das Plötzliche dieser Umwandlung brachte großes Elend herbey, wobey nur diejenigen gewannen, welche lang laufende Verträge geschlossen hatten zu einer Zeit, wo das Pfund Sterling nur 15 Schillinge werth war, und jezt zu einem Pfund Sterling vom vollen Werth berechtigt sind, so vor allem die Staatsgläubiger, welchen die Nation jezt größtentheils 25 pCt. an Zinsen mehr bezahlt, als sie billiger Weise sollte. Auch steht diese Klasse, besonders die, welche lebenslängliche Jahrgehalte zu bekommen haben, sehr gut; aber bey der Masse der Na-

Digitized by Google

tion schrumpfen die Mittel immer mehr zusammen, während das Fabrikwesen und alle öffentlichen Anstalten nur langsam und ungern sich den beschränkteren Mitteln gemäß einschränken und Privatpersonen sehr zögernd sich bescheiden lernen. Bey dem veränderten Zustande der Welt die alte Handelssperre beyzubehalten, war unmöglich, und man führte so viel von Handelsfreyheit ein, als die Umstände erlaubten. Dieß sind die zwey großen Schritte, welche die Legislatur seit dem Frieden gethan, nämlich: die Rückkehr zum Metallgelde und die Zulassung auswärtiger Produkte, welche sonst gänzlich verboten waren und nur von den Schleichhändlern ohne Abgaben eingeführt wurden. Wegen dieser Maßregel nun, welche die Folgen und nicht die Ursachen des veränderten Zustandes der Dinge sind, wird jetzt die Regierung von vielen Seiten angegriffen, und wenn sie sich nicht sehr weise zu benehmen weiß, so werden wir nächstens die furchtbaren Versammlungen von 1818 erneuert sehen. Auch wird von allen Seiten Rath angeboten, wie den gegenwärtigen und noch mehr den drohenden Uebeln abzuhelfen oder zu begegnen sey. Das eben erschienene 78ste Stück des Quarterly Review enthält z. B. nicht weniger als drey Aufsätze, welche den Zustand des Landes berücksichtigen; nämlich einen über die neue Kolonie am Schwanenfluß in Neuholland, worin unter andern die Anlegung von Kolonien und die Beförderung der Auswanderungen in der doppelten Absicht empfohlen werden, die Masse der Bevölkerung im Lande zu vermindern und neue Märkte für unsern Gewerbfleiß zu bilden; einen andern, worin man zu beweisen sucht, daß die Einziehung aller Banknoten unter 5 Pfund, welche so eben stattgefunden, nicht nur keinen Nachtheil gebracht habe, sondern das beste Mittel seyn werde, um für die Zukunft panische Schrecken, welche in Handelsstaaten unvermeidlich scheinen und für eine kürzere oder längere Zeit das öffentliche Zutrauen zerstören, weniger verderblich zu machen; und endlich einen, welcher nichts Geringeres, als den Zustand der ganzen Welt, besonders aber den von Großbritannien in Betrachtung zieht. Dieser enthält nun zwar keine neue Wahrheiten, ist aber als ein Phänomen in dieser Zeitschrift merkwürdig, da er auf die liberalste Weise dem demokratischen Element huldigt und darauf besteht, daß das Glück der Menge nicht länger den Vortheilen weniger Privilegirten aufgeopfert werden dürfe. „Wenn wir," sagt der Verfasser gegen den Schluß, „unsern Platz behaupten sollen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß jedes Hinderniß, welches die Thätigkeit einzelner Personen oder der Regierung hemmt, hinweggeräumt werde. Jeder Theil der gesellschaftlichen Maschine muß der größern Kraft, welche man ihr zumuthet, angepaßt werden. Wenn dem so ist, so muß jeder Zweig des öffentlichen, so wie des Privathaushalts, die Geschäftsverwaltung der Kirchspiele und Grafschaften, der Zustand der milden Stiftungen, der Korporationen, der öffentlichen Schulen und Universitäten, der Gesetzgebung, der Kirche und der ganzen Verwaltung unserer auswärtigen Besitzungen, nach und nach der Untersuchung und Verbesserung unterworfen werden. So reich auch das Land und so groß auch immer dessen Anhänglichkeit am Herkömmlichen seyn mag, ist es nicht im Stande, länger die Bürde der bisherigen Steuerungsmethode zu ertragen." Wer hätte dergleichen im Quarterly Review gesucht? (Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Vor einigen Jahren, als Dlle. Georges am Odeontheater spielte, hatte sie, hart bedrängt, den prächtigen Schmuck gegen eine Summe von 12.000 Franken versetzt; da nun aber die kehre Königin von Babylonien nothwendig ein Diadem auf der Stirne tragen muß und das Publikum, wenn es den schönen Schmuck nicht mehr auf dem Haupte der Schauspielerin erblickt hätte, sich ängstlich nach demselben würde erkundigt haben, so war die Uebereinkunft getroffen worden, daß so oft Dlle. Georges die Semiramis spielen würde, das Pfandhaus ihr den Schmuck gegen eine Summe von 50 Franken pr. Abend leihen würde. Ein Beamter vom Pfandhause begab sich dann mit dem Schatzkästlein zum Theater, händigte das prächtige Diadem ein, wartete, bis das Trauerspiel zu Ende und Semiramis todt war, nahm den Schmuck ihr wieder aus den Händen und begab sich mit demselben und mit den 50 Franken zum Leihhause zurück. Paris ist nun aber schon einige Jahre des Vergnügens beraubt, die freylich nicht mehr junge, aber immer noch stattliche Semiramis und ihr diamantenes Diadem zu beschauen. Denn die unstäte Schauspielerin, die weder auf der Bühne des Théâtre français, noch auf derjenigen des Odeons hat bleiben wollen, irrt in der Provinz mit einer Truppe umher und spielt überall, wo sie gut bezahlt wird. Der Direktor dieser wandernden Truppe ist ein Hr. Harel, der in der letzten Zeit der Napoleonschen Herrschaft ein junger, gewandter und thätiger Auditeur am Staatsrathe war, und in den berüchtigten hundert Tagen, als Napoleon sich wieder auf den Thron geschwungen hatte und seine vertrauten Anhänger um sich versammelte, von demselben zum Präfekten eines Departements ernannt wurde, in welcher Stelle der junge Beamte sich als einer der heftigsten Gegner der Bourbonischen Dynastie zeigte. Dafür wurde nach erfolgtem Umsturze der kaiserlichen Macht Harels Name auf die Verbannungstafel gesetzt, er mußte eine Zeitlang im Auslande umherirren und erst einige Jahre nachher gelang es ihm, die Erlaubniß zu erhalten, wieder nach Frankreich zurückzukehren. Die Aussicht auf Staatsämter war für den eifrigen Napoleonisten verloren. Vermögen besaß er auch nicht; seine Bekanntschaft mit Schauspielern und Schauspielerinnen gab ihm nun den Gedanken ein, sich mit ihnen in der Provinz herumzutreiben und Theaterdirektor zu werden. Unter der Napoleonschen Regierung, hätte sie fortgedauert, wäre er vermuthlich Baron, Graf, Staatsrath, wer weiß was noch mehr geworden; jetzt aber bleibt ihm nichts übrig, als Komödianten zu dirigiren. Der Beyspiele solchen Glückswechsels bietet Frankreich eine Menge dar; diejenigen, die lange genug unter Napoleon gedient haben, um sich zu bereichern, leben ruhig von ihrem Vermögen; allein diejenigen, die damals noch jung waren und erst anfingen, ihren Diensteifer zu bezeigen, folglich noch nicht hoch gestiegen seyn konnten, haben sich bey eingetretener Wiederherstellung des königlichen Throns plötzlich wieder auf der Erde befunden, mit leichtem Bündel und wenig Hoffnung auf ähnliche Glücksbegünstigungen wie unter der kaiserlichen Botmäßigkeit. Dieses junge Geschlecht hat daher allerley Wege einschlagen müssen, um in der Welt fortzukommen; so ist denn der Auditeur Harel ein Komödiendirektor geworden; einer seiner Gefährten, Sannier, der jetzt die Bibliothéque britannique herausgibt und damit ziemlich viel Geld verdient, hat sich auf den Handel mit egyptischen Alterthümern verlegt und ist so schlau gewesen, bey der Regierung den berühmten Stein mit dem Thierkreise aus dem Tempel zu Denderah für die ungeheure Summe von 120.000 Franken anzubringen, da ihm das Herbeyschaffen des Steins aus Egypten höchstens 20.000 Franken gekostet hatte. Nie ist wohl die Regierung so schrecklich hinters Licht geführt worden, als bey diesem Kaufe; denn Niemand sieht jetzt den Stein mehr an und für die Summe, die er gekostet, hätte man ein ganzes Museum mit Alterthümern ankaufen können.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage; Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 119.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Mai 1829.

Sieh' wie er bleich wird. — Jezt, jezt tritt der Tod
Ihm an das Herz — die Augen sind gebrochen.

Schillers Tell.

Bilder aus dem Jahr 1572.

(Beschluß.)

„Halt!“ sagte la Noue; „wenn dieser Offizier zu beichten wünscht, so schwöre ich bey meiner Ehre, daß Niemand ihn daran verhindern soll.“ „Vielen Dank, Herr von la Noue . . .,“ sagte der Sterbende mit schwacher Stimme. „Ihr seyd alle Zeugen,“ unterbrach der Mönch, „Er will beichten.“ „Nein, zum Teufel!“ „Er will zum Glauben seiner Väter zurückkehren,“ rief der Prediger. „Nein, laßt mich beyde in Ruhe. Bin ich denn schon todt, daß die Raben sich um meinen Leichnam streiten? ich glaube weder an Eure Messen noch an Eure Psalmen.“ „Er lästert!“ riefen zugleich die beyden Priester der streitenden Kirchen. „Man muß doch an etwas glauben,“ sagte Hauptmann Dietrich mit unzerstörbarer Ruhe. „Nein, ich glaube an nichts! so geht und laßt mich wie einen Hund sterben.“ „So stirb denn wie ein Hund!“ sagte der Prediger, sich unwillig entfernend. Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes, und näherte sich Beville's Lager. La Noue und Mergy hielten den Prediger auf. „Noch einen lezten Versuch,“ sagte Mergy. „Habt Erbarmen mit ihm! habt Erbarmen mit mir!“ „Herr,“ sagte la Noue zu dem Sterbenden, „glaubt den Worten eines alten Kriegers; die Reden eines Mannes, der sich Gott gewidmet, können auch die lezten Augenblicke eines Soldaten sanfter machen. Gebt nicht einer strafbaren Eitelkeit Gehör, und stürzt nicht einer Prahlerey wegen Eure Seele ins Verderben.“ „Herr,“ antwortete der Kapitän, „ich denke nicht heute zum ersten Mal an den Tod. Ich bedarf keines Menschen Ermahnung, um mich darauf vorzubereiten. Ich habe niemals geprahlt, allein in diesem Augenblick bin ich weniger als je aufgelegt, Alfanzereyen anzuhören.“ Der Prediger zuckte die Achseln, la Noue seufzte. Beyde entfernten sich langsam und mit gesenktem Haupte. „Kamerad,“ sagte Dietrich, „Ihr müßt höllisch leiden, um zu reden, wie Ihr thut?“ „Ja, Hauptmann, ich leide höllisch!“ „So hoffe ich denn, daß Gott Euch Eure Worte vergeben wird, die Lästerungen sehr ähnlich sehen. Allein, wenn man eine Büchsenkugel im Leibe hat, so ist es beym Henker wohl erlaubt, ein wenig zu fluchen, um sich darüber zu trösten.“ Georg lächelte und nahm die Flasche. „Auf Eure Gesundheit, Hauptmann! Ihr seyd der beste Krankenwärter für einen verwundeten Soldaten.“ Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand. Hauptmann Dietrich drückte sie mit einigen Zeichen von Rührung. „Georg, mein Freund,“ sagte Beville mit kläglicher Stimme. „So sprich doch mit mir. Wir werden sterben; es ist ein schrecklicher Augenblick . . . Du magst sagen, was Du willst, allein ich will als ein guter Katholik sterben. So laßt mich denn meine Beichte sagen, mein Vater, und helft mir ein, denn ich fürchte, ich habe sie ein wenig vergessen.“

Während er beichtete, trank Georg noch einen Schluck Wein, legte dann das Haupt auf sein hartes Kopfkissen und schloß die Augen. Er blieb mehr als eine Viertel-

Digitized by Google

stunde ruhig liegen. Dann kniff er die Lippen zusammen und schauderte, und stieß ein lautes Aechzen aus, das ihm der Schmerz entriß. Mergy, der glaubte, er gebe den Geist auf, schrie laut und hob ihm das Haupt auf. Der Kapitän öffnete die Augen. „Noch einmal?“ sagte er, ihn sanft zurückstoßend. „Ich bitte Dich, Bernhard, beruhige Dich.“ „Georg! Georg! und Du stirbst von meinen Händen!“ „Was willst Du? ich bin nicht der erste Franzose, der von den Händen eines Bruders stirbt... und glaube, ich werde nicht der lezte seyn. Ich habe nur mich allein anzuklagen ... Als der Herzog von Anjou mich aus dem Gefängniß befreyt hatte, und mich mit sich nahm, hatte ich geschworen, meinen Degen nicht zu ziehen .. Als ich aber jenen armen Teufel, den Beville, so bedrängt sah, und das Geknalle der Büchsen hörte, so wollte ich die Sache zu nahe betrachten ..“ Er schloß aufs Neue die Augen, und öffnete sie bald wieder: „Frau von Turgis hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß sie Dich noch immer liebe.“ Er lächelte sanft.

Dieß waren seine lezten Worte. Er starb nach einer Viertelstunde, ohne großes Leiden, wie es schien. Nach einigen Minuten gab auch Beville den Geist in den Armen des Mönches auf, der hernach versicherte, deutlich den freudigen Willkomm der Engel in den Lüften beym Empfange der Seele des reuigen Sünders, so wie unter der Erde das triumphirende Heulen der Teufel gehört zu haben, welche Georgs Seele mit sich fortschleppten.

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Außer den alten Einwohnern der Stadt, hat Geneva auch eine römische Kolonie. Auch hier wie in allen andern ist alles römisch: Sitten, Gebräuche, Feste, Sprache und Vorurtheile. Die römische Besatznng ist ziemlich stark. So sahen wir einen großen Theil der zweyten und der sechsten Legion, die auch die Siegreiche heißt, deßgleichen eine große Abtheilung der dreyzehnten. In den Straßen sieht man nichts als Hastarier und Veliten, und bey den Schauspielen zeigen sich eine Menge Tribunen und Dekurionen.

Gar sonderlich ists, daß die Genever glauben, der ganze See gehöre ihrer Stadt. Zur Bekräftigung ihres Anspruchs führen sie an, daß ihnen Julius Brocchus, der Anführer der Aequestren, vor ungefähr fünfzig Jahren ein Geschenk damit gemacht hat. Sie verwahren die Schenkung, auf weißen Marmor gegraben, im Apollotempel. Seit dieser Zeit sagen sie nicht anders als lacus noster, wiewohl sie nur ein Stückchen davon sehen. Mit gleichem Recht nennen die Römer das mittelländische Meer nostrum mare. In Geneva gibt es mehr Christen, und ihre Zahl nimmt täglich zu, wiewohl die Regierung sehr streng gegen diese Sekte ist, und alles Mögliche thut, um deren Ausbreitung zu verhindern. Zarius, Petri Schüler, predigte zuerst das Christenthum hier unter Tiberius. Celsus, ein junger Feuerkopf aus Geneva, bekannte sich bald zu seinen Irrthümern, und ward wie Zarius hingerichtet. Ihnen folgte Paradocus, stärkte den jungen Glauben, und wurde der erste Bischoff von Geneva. Ihm ist Donceus im Amte gefolgt, und als Hadrian nach Gallien zog, ertheilte er dem Bittenden die Erlaubniß, den christlichen Märtyrern eine Kirche zu weihen. Ich habe gestern den würdigen Greis gesehen, der sich an einen langen, oben krumm gebogenen Stab stützte. Der Anblick dieses Mannes hat mich wunderbar ergriffen. War es doch, als ruhte die Tugend als Diadem auf seiner, von weißen Haaren umflossenen Stirn, und ich konnte in diesem Augenblick nicht alles das Nachtheilige glauben, was man von den Christen sagt. Einige Tage darauf wohnte ich dem Leichenbegängnisse der jungen Papiria bey, deren Vater Lucius Papirius Probus Tribun der dreyzehnten Legion ist; es war mir auffallend, daß hierbey manche Gebräuche vorkamen, die nicht römisch sind. Das schöne Mädchen war noch nicht kalt, und ihre Lippen hatten noch einen Schein von Rosenroth, als Vater und Mutter mit Andacht herzutraten, und der Todten den lezten Kuß gaben. Darauf schritt man zur Conklamation. Mehrere Frauen traten um das Bett, rüttelten und schüttelten den erstarrten Körper, und riefen laut das Mädchen bey ihrem Namen. „Papiria,“ hieß es, „Du, blühender als der Morgen, sanfter als ein Lamm, und schöner als die Rose, blühende, sanfte, schöne Papiria antworte uns.“ Die Todte schwieg aber und nun zog man ihr die Fingerringe ab, und es begannen die Trauertage. Die Libitinarien kamen herbey, um den Leichenzug anzuordnen, und alles Nöthige für die Ceremonie zu bereiten. Zuerst traten die Pollinctoren heran, um den Körper zu waschen und zu balsamiren. Die auch im Tode noch schöne Papiria wurde nun weiß gekleidet, und man nahm dazu das Kleid, das sie im Leben am liebsten hatte. Dann legte man sie auf ein schönes und reiches Ruhebett, und stellte dieß in das Vestibulum des Hauses, die Füße gegen die Thüre gewendet. Diese Ausstellung dauerte sieben Tage, Tage der Trauer und des Schmerzes für die Familie. Hierauf rief der Herold die Stunde aus, wann der Leichenzug stattfinden solle, und lud dazu die Verwandte und Freunde der Familie ein. Als alle zusammen waren, zog man in folgender Ordnung nach dem Todtenacker: Voraus ging der Chef der Libitinarien; darauf ein Korps Musikanten, die klagende Trauertöne hören ließen; hinter ihnen trugen acht Tribunen der 13ten Legion die Leiche auf ihrem Bette. Ihr Gesicht war unbedeckt, Blumen kränzten ihre Haare; ein Sklave ging rechts und

Digitized by Google

trug die Wachsbüste der Todten, links war ein Anderer, der mit einem weichen Federwedel der Leiche Kühlung zufächelte. Nun kamen die Aeltern in schwarzer Kleidung und langen Florschlevern, ferner die Freunde und Bekannte der Familie. Ihnen folgten zwölf Mädchen, Freundinnen der Papiria, weiß gekleidet und mit bloßen Füßen. Hinter ihnen die Klagfrauen, in traurigen Tönen das Lob der Verstorbenen singend, dazwischen wehklagend und die Hände ringend. Den Zug beschlossen dreyhundert Soldaten von Papirius Legion, mit umgekehrten Lanzen. Als der Zug auf dem Todtenacker angekommen war, wurde die Leiche auf einen Scheiterhaufen gelegt. Die Verwandten zündeten ihn unter neuem Wehklagen an. Die flackernde Flamme hatte bald aus dem schönen Körper ein Häufchen Asche gemacht; diese that man in ein irdenes Gefäß, die Priester weihten es durch die Asversion und es wurde dann im Columbarium der Familie beygesezt. Hierauf verkündeten die Klagefrauen das Ende des Leichenbegängnisses; am Abend wurde noch ein Leichenmahl gehalten, bey dem es oft nicht würdig hergeht und die Trauer um den Verstorbenen bisweilen selbst in laute Lust übergeht.

* * *

Gern wäre ich noch einige Tage in Geneva geblieben; es traf aber ganz unerwartet die Nachricht von Kaiser Antonin's Tod ein. Dieser Umstand veranlaßte mich, nach Aventicum zurückzukehren.

Als wir von Geneva abreisten, kamen wir durch den ehemaligen Kanton der Urbigener (die Gegend von Orbe). In diesem Land hat Cäsars Eroberung die traurigsten Spuren zurückgelassen. Es leben darin auch nur noch wenige der Urbewohner. Das Schwerdt der Römer hat Alles niedergemacht, und nur seit sie Kolonien in dem Land angelegt haben, nimmt die Bevölkerung wieder zu, ist aber fast ganz fremden Ursprungs. Eine Kolonie von 6000 Urbigener suchte sich Cäsars Herrschaft zu entziehen, weil sie sich seinen Vorschlägen nicht unterwerfen wollten. Er ließ sie aber verfolgen und Alle ohne Ausnahme über die Klinge springen. Durch solche Mittel suchte der Herrscher das Murren gegen Rom und seinen Druck zu ersticken.

Die Wege in dieser Gegend sind in schlechtem Zustand, und man sollte nicht glauben, daß Römer in dem Lande hausen. Hier und da sieht man Baumstämme, die den Gränzen- und Feld hüthenden Gott vorstellen, oder auch Steinhaufen, denn jeder Wanderer muß hier nach der Sitte einen Stein hinwerfen, damit man sie aus dem Weg räume, und ihn dadurch verbessere. An den Zäunen sahen wir mehrere baumstarke Männer liegen, die da im Schatten schlafen oder der Ruhe pflegen, während ihre Frauen und Mädchen im Schweiß ihres Angesichts das Feld bauen, selbst pflügen, wenn sie kein Vieh halten, und den härtesten Arbeiten obliegen.

Wir sahen in dieser Gegend auch eine Menge Schweine. Hier und da waren große Heerden eingepferchet. Damit wird ein bedeutender Handel nach Italien und nach Rom getrieben; dabey habe ich etwas gar Sonderbares bemerkt. Will man, daß am Abend die Schweine in ihre Ställe zurückkehren, so stößt der Hirt in ein Horn, und nun rennen auf einmal diese Thiere wie besessen durcheinander, grunzen weidlich, und jedes nimmt seinen Weg, ohne sich um das andere zu bekümmern, kömmt auch richtig in seinem Stall an. Auch große Heerden Gänse ziehen in den Feldern auf und ab. Mit ihnen wird gleichfalls stark nach Rom gehandelt, wo sie hingetrieben und dann erst gemästet werden. Ihre Führer gebrauchen eine eigene List gegen die Gänse, die müde sind und langsam gehen. Sie stellen sie an die Spitze der Heerde, da müsse sie denn fort, sie mögen wollen oder nicht, denn die Kollegen stoßen alle Augenblicke mit den Schnäbeln auf sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Napoleon hatte unter seinen jungen Auditoren sehr gewandte Leute; wie würden diese Jünglinge die Welt bewegt haben, wenn sie nicht bey den ersten Schritten in ihrer Laufbahn wären gehemmt worden! Harel hat so eben die Direktion der Odeonbühne in Paris erhalten, welche bereits seit einigen Monaten geschlossen ist, weil der lezte Direktor dasselbe Schicksal wie seine Vorgänger gehabt hatte, das heißt, die Ausgaben hatten bey weitem die Einnahmen überstiegen, so daß der Mann die Schauspieler nicht bezahlen konnte und diese sich weigerten, länger zu spielen. Obschon nun bereits drey- oder viermal der Versuch, dieß Theater in Aufnahme zu bringen, mißglückt ist, so verfehlte man doch nicht, in den Zeitungen darauf zu dringen, es müßte eine neue Direktion gebildet werden, um das Theater wieder in Gang zu bringen, da dasselbe der Vorstadt St. Germain unentbehrlich sey. Allein wenn die Vorstadt jenes Theater so nothwendig braucht, warum hat sie dasselbe nicht besser unterstüzt? Ein kluger Kopf schlug vor, alle Familien in der Vorstadt sollten sich anheischig machen, einmal in der Woche das Theater zu besuchen und dafür eine geringe Summe entrichten; dadurch würde ein Fonds entstehen, worauf der künftige Direktor bauen könne, zumal da die Regierung auch noch einen bedeutenden Zuschuß zu geben immer bereit ist. Nun erschien aber der Hr. Harel mit der Dlle. Georges und machte der Regierung Anträge, die denn auch angenommen worden sind. Der vormalige Auditeur wird also nun eins der Haupttheater von Paris zu leiten und seine in der Provinz erworbenen Talente im Schauspielwesen an den Tag zu legen haben. Die klassische Partey in der Literatur hofft, daß die Odeonbühne bald wieder Corneille's, Racine's und Voltaire's Meisterwerke auf eine würdige Art darstellen werde, da das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, auf der bisher die orthodoxen Grundsätze der französischen Dramatik unwandelbar beybehalten worden waren, nunmehr vom klassischen Glauben abtrünnig geworden ist und Stücken wie Ancelots „Spion" und Dumas „Heinrich III." den Vorzug gibt, das heißt, dem Romantismus im französischen Sinne viel zu sehr huldigt. Der

Digitized by Google

Stockklassikern ist der glänzende Beyfall, den Heinrich III. erhalten hat, die empfindlichste Wunde, die ihnen hätte beygebracht werden können. Wenn sie nicht einmal das Théâtre français mehr haben, um ihre Augen und Ohren an klassischen Meisterwerken zu weiden, wo sollen sie dann Trost und Freude suchen! In ihrem Aerger haben sie daher den Entschluß des Casimir de Lavigne gebilligt, welcher dem Théâtre français das Manuskript seines noch nicht aufgeführten Trauerspiels Marino Fadieri entzogen und einem Boulevardstheater, der Porte St. Martinsbühne, gegeben hat. Zu einer andern Zeit würde ein solcher Schritt ganz Paris wider den Dichter empört haben; denn was läßt sich Aergeres denken, als einem Theater, welches nur Melodramen aufführt und von den Volksklassen besucht wird, ein klassisches Trauerspiel zu übergeben? Jezt aber, da man gegen das Théâtre français aufgebracht ist, billigt man dieß Betragen, und ein Blatt der romantischen Partey, der Figaro nämlich, welcher sogar hyper-romantisch, folglich zuweilen etwas lächerlich ist, jauchzt über den Entschluß des Casimir de Lavigne und meynt, die Klassiker möchten nun wehklagend um die Trümmer des versinkenden Théâtre français einhertanzen und seinen lezten Zügen beywohnen. Es ist unglaublich, welche Heftigkeit die beyden literarischen Parteyen beseelt. Die ächten Klassiker sind wüthend auf alle die neuern Versuche junger Dichter, welche die alten Fesseln zersprengen, und die ächten Romantiker bringen allerley tolles Zeug an den Tag, das sie für romantisch ausgeben und worin Manches wirklich sehr romantisch klingt. Diese Neuerer werden von dem gewöhnlichen Enthusiasmus aller Neuerer beseelt und ziehen auf ihre Gegner tüchtig los. Da ist ein junger Hr. de St. Beuve, welcher unter dem Namen Joseph Dolormu eine ganz sonderbare Sammlung von Gedichten herausgegeben hat, ein ächter Typus der neuern romantischen Schule in Frankreich. In diesen Gedichten wagt es der junge Dichter, Gedanken zu äußern, Bilder und Allegorien anzuwenden, eine Sprache zu gebrauchen, wozu vor ihm kein Dichter in Frankreich die Kühnheit gehabt hätte. Die Klassiker fragen beständig: aber wo sind denn die Meisterstücke, welche die alten klassischen verdrängen sollen? Geduld, ihr Herren, der Geist ist noch im Gähren begriffen; wartet, bis die Gährung vorüber ist und die Dinge sich von Neuem gestalten. Dg.

London, May.

(Fortsetzung.)

In dem Artikel des Quarterly Review räth man Söhnen und Enkeln der Großen, sich nach den Kolonien zu begeben, da, wie man zu verstehen gibt, die Nation zu arm geworden, sie in Trägheit zu ernähren. Dieß sind warnende Zeichen der Zeit und wir dürfen noch manchen Kämpfen gegen die Privilegirten entgegensehen. Der angeführte Aufsatz über die Kolonie am Schwanenfluß ist in vieler Hinsicht interessant. Das Land scheint fruchtbar und zu fast allen europäischen und manchen orientalischen Erzeugnissen tauglich zu seyn; besonders hofft man, Taback, Wein und sogar Baumwolle ziehen zu können. Dabey ist das Land voll von Bächen und Quellen und nur mit wenigen Bäumen bewachsen, so daß der Andau desselben sehr leicht seyn muß. Der Schwanenfluß liegt an der westlichen Küste jenes Kontinents und so erfordert es an 6 Wochen weniger Zeit, um von England aus dahin zu gelangen, und die Nähe vom Vorgebirg der guten Hoffnung und St. Maurizius macht es unnöthig, Vieh, Bäume u. s. w. von England mit hin zu nehmen. Dabey verspricht die günstige Lage in Hinsicht auf Indien, China und Amerika die Kolonie mit der Zeit zu einem Mittelpunkt des Handels der südlichen Welt zu machen, wozu die Leichtigkeit der An- und Abfuhr und die Sicherheit der Küste sehr viel beytragen wird. Unter diesen Umständen hat die englische Regierung für gut gefunden, die Kolonie nach einem ganz neuen Plan zu gründen, nämlich ohne alle Unkosten für sich selbst und ohne verurtheilte Verbrecher hinzuschicken. Wer vor dem Ende des Jahres 1830 dort landet, erhält so viel Mal 40 Acker Land zum freyen Lehn, als er ausweisen kann, daß er 3 Pfunde hat, um sie auf den Andau des Landes zu verwenden, wenn das Geld auch erst im Zeitraum von 3 Jahren daran verwendet wird. Kapitalisten erhalten für jede Person über 10 Jahre, die sie hinbringen, 200 Acker Land, und Vieh und Ackerbaugeräthe wird mit als Kapital angeschlagen. Unter solchen Umständen und bey dem Druck der Zeiten ist es kein Wunder, daß Viele sich rüsten, dieses gelobte Land zu besuchen, und es hat allen Anschein, als wenn in wenig Jahren um ganz Neuholland ein Gürtel von englischen Kolonien gezogen seyn werde. Welche Aussichten für die Verbreitung europäischer Kultur!

Die Emanzipationsgeschichte hat unter andern zu einem Kunstprodukte Anlaß gegeben, welches wohl verdient, erwähnt zu werden, nämlich zu einem Zeitungsblatte von einer bedruckten Fläche von beynahe einundvierzig englischen Fußen, d. h. zu einem Bogen Papier von mehr als 5 Fuß Länge und 4 Fuß Breite. Während der Parlamentssitzungen nämlich pflegen sich die Anzeigen und andere Neuigkeiten oft so anzuhäufen, daß manche Tagblätter sich genöthigt sahen, Beylagen zu drucken, die sie den Lesern zwar umsonst gaben, wofür aber die Eigenthümer eine besondere Stempelgebühr entrichten mußten. Um dieser Auflage zu entgehen, führten die Times den Gebrauch ein, bey solchen Gelegenheiten ihre Größe zu verdoppeln und die übrigen Zeitungen ahmten dieß bald nach; unter andern auch der Atlas, eine Sonntagszeitung, die an sich selbst schon ungeheuer groß ist, indem sie aus einem Bogen von 16 Großquartseiten besteht, und dieser ungeheure Bogen ward, um die wichtigen Debatten, die in der Woche in beyden Häusern über die Emanzipationsbill stattgefunden, vollständiger zu geben, verdoppelt, dabey aber doch nur um den gewöhnlichen Preis von einem Schilling verkauft. Auch sollen 20,000 Exemplare davon abgesezt worden seyn. Ermuntert durch diesen glücklichen Erfolg, haben die Eigenthümer unter dem Titel die Neue Magna Charta einen ähnlichen Bogen herausgegeben, welcher die beyden Bills, nebst einem Ueberblick aller darauf Bezug habenden Debatten und einer gedrängten Angabe der heutigen Statistik der Katholiken in beyden Inseln enthält. Von dieser leztern mag hier das Interessanteste stehen: Edelleute in England (welche durch ihre Geburt zum Sitz im Oberhause berechtigt sind) 8, worunter ein Herzog, in Irland 8 und in Schottland 2. Baronets: in England 16, in Irland 6 und in Schottland einer. Die ganze katholische Bevölkerung in Großbritannien wird auf eine Million geschäzt, wovon an 200,000 in und um London wohnen, meistentheils arme irländische Tagldhner; in Irland zwischen 5 und 6 Millionen. Die katholische Geistlichkeit in England und Schottland steht unter 4 apostolischen Vikarien, die ihre Bischofstitel von andern Ländern her haben, und die Geistlichen selbst heißen Missionarien. In Irland aber gibt es 32 regelmäßige Erzbischöfe und Bischöfe, die bisher dieselben Titel führten, wie die protestantischen, nach dem neuen Gesetze aber denselben entsagen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Mai 1829.

In starken Seelen geht die Freundschaft früher ein, als die Liebe.

Jean Paul.

Die Zwillingsbrüder.

Eine Erzählung

von Dr. J. Ch. Schwarz.

Zu Silo, einem Flecken im Lande Israels, lebte vor Zeiten der ehrwürdige Hoheprieſter, Sadok, ein Enkel Eleazars. Geliebt von Gott, weil er die Menſchen liebte, beobachtete er mit ſtrengem Eifer alle Vorſchriften der Geſetze, und bat mit ſanfter Rührung für alle leichtſinnigen Uebertreter der göttlichen Gebote. Während der vierzig Jahre ſeines Hohenprieſteramtes, fand die weinende Wittwe, der verlaſſene Sohn, und jeder Unglückliche in Iſrael, in ihm eine Stütze, einen Vater, und wenn ſie, gerührt über ſeine Sorgfalt, ſeine Hülfe und ſeine Tröſtungen, ihm weinend ſeine Hände küßten, und ſeine Güte bewunderten, ſagte er zu ihnen: Gott allein iſt gut, und alles Gute kommt allein von ihm.

Sadok hatte keine Frau mehr. Nur zwey Zwillingsſöhne waren ihm geblieben, Elieſer und Nephtaly, die, kaum neunzehn Jahre alt, das Vorbild und die Liebe von Iſrael waren. Schön und verſtändig, wie Joſeph; liebenswürdig wie Benjamin, geſchmückt mit weißen Kleidern, begleiteten ſie den Hoheprieſter, und reichten ihm das ungeſäuerte Brod oder das Rauchwerk an dem Altare; das Volk, wenn es den Vater und die Söhne ſo ſah, glaubte Abraham in der Mitte von Engeln zu ſehen. Nach Untergang der Sonne gingen ſie um die Stadt ſpazieren, wo es ſie beſonders beluſtigte, die ſchweren Steine, welche die Ciſternen rings herum bedeckten, hinwegzuräumen, damit die vom Felde zurückkehrenden Mädchen ihre Heerden um ſo leichter tränken konnten. Die ſchönen Hebräerinnen, indem ſie beyde grüßten, erröthteten wider Willen, und waren ſie nach Hauſe zurückgekehrt, ſo dachten ſie nur an die beyden Jünglinge, und ließen ſich von ihren Müttern von jenem Abende erzählen, an welchem Jakob diejenige zu ſeiner Gattin wählte, deren Heerde er getränkt hatte.

Beyde Brüder kannten aber die Liebe noch nicht; eine zärtliche, lebhafte Freundſchaft erſezte in ihren reinen Seelen die Stelle der alles beſeligenden Liebe. Dieſe Freundſchaft war ihnen angeboren, und eben ſo nothwendig als ihr eigenes Weſen; ohne beſtimmten Anfang hatten ſie immer dieſelbe gefühlt, ohne jemals dazu aufgefordert worden zu ſeyn; ſie genoßen ſie, wie ihr Leben. Ihre Herzen waren ſo vereinigt, ſo in einander verwebt, als ob ſie nur Eines wären; beyde hatten immer nur einen und denſelben Wunſch und Willen. Der Morgen traf ſie vereinigt, und vereinigt fand ſie der Abend.

Nur unbedeutende Schattirungen, die aber kaum bemerkbar waren, unterſchieden ihre beyden Charaktere. Elieſer, nicht weniger liebenswürdig und zärtlich als Nephtaly, war ernſthafter und nachdenkender. Sein reiner Geiſt liebte den Frieden und ein ſtilles, beſchauliches Leben; ſeine fromme und ruhige Seele fühlte ſich erquickt durch heilige Betrachtungen. Er vergnügte ſich in dem Umgange mit Alten, mit dem Studium der heiligen Bü-

Digitized by Google

cher, und in Uebung religiöser Gebräuche. Nephtaly, viel rascher, aber eben so rein wie sein Bruder, liebte wie er die Tugend, doch ohne so sehr in die Beschauung ihrer Schönheit sich zu versenken. Sein Herz, den Leidenschaften offen, verlangte selbst nach ihren Mühen; diese Last war ihm angenehmer als der Mangel einer lebhaften Empfindung. Allein die Klugheit Eliesers mäßigte die Hitze seines Bruders; die größere Lebhaftigkeit Nephtalys machte Elieser nur liebenswürdiger. Und so, ob sie gleich mit verschiedenen Eigenschaften geboren waren, vereinigten sie sich doch liebend mit einander, vertauschten sich, ohne sich zu verlieren, und wechselseitig zog einer von dem andern Nutzen. O süßes Vorrecht der Freundschaft! die nicht nur die Freuden des Lebens, sondern auch die Tugenden verdoppelt.

Nephtaly, der sich lange Zeit in den Kriegskünsten der Hebräer geübt hatte, erlegte mit seinem Pfeile den Vogel in der Luft. Niemand in Israel machte ihm den Preis der Stärke und der Gewandtheit streitig. Er bedeckte sich gerne mit einem Leopardenfelle, umgürtete seine Hüfte mit einem Hanfgewebe, und, ohne sich mit andrem Mundvorrathe als einem Gefäße mit Milch zu versehen, den Bogen in der Hand, den Köcher über der Schulter, drang er in die dicksten Wälder, und verfolgte den Hirsch und die wilde Ziege, griff den fürchterlichen Löwen an, und kam mit seiner Haut beladen nach Hause. Für Eliesern, der weniger stark und gewandt war, hätte die Jagd weniger Anziehendes gehabt, wenn sie Nephtaly nicht geliebt hätte; daher begleitete er ihn auch in die weitesten Reviere nur, weil er gerne bey seinem Bruder seyn wollte; wenn hingegen Elieser vom Aufgange der Sonne bis zum Aufgange der Sterne in dem Tabernakel betete, so betete auch Nephtaly oft mit ihm, und verließ ihn nicht, die Jagd vergessend, ob der Neigung zu seinem Bruder.

Einst, als die beyden Brüder, in Gesellschaft von Freunden ihres Alters, die Felsen von Remnon überstiegen, ließ sich Nephtaly von seiner Hitze verleiten, einen Panther so tief in den Wald zu verfolgen, daß er sich von Eliesern und seinen Gesellen weit entfernte, und bald die ihm bekannten Wege verlor. Das Thier, welches er mit einem Pfeilschusse verwundet hatte, verfolgend, verirrte er sich immer mehr; er eilte, und sah sich endlich in der Mitte von Felsen, wo seine Fußtritte ihm nicht mehr als Wegweiser dienen konnten. Unruhig, nicht über seine eigene Gefahr, sondern über den Kummer, welchen sein Bruder empfinden würde, verdoppelte er seine Schritte, übersprang ausgetrocknete Strombette, und erstieg die Firsten der Berge. Aber alles, was er hier entdeckte, diente nur dazu, seine Verwirrung zu vermehren. Sein Geschrey verhallte in der Luft; die brennende Scheibe der Sonne umhüllte sich in Gluthglanz, und verzehrte ihre eigenen Strahlen; rings herum erblickten seine müden Augen nur nackte Felsen, und über seinem Kopfe einen Feuerkreis. Nichts bewegte sich in der Natur; unter dem sengenden Brande des Tagsgestirnes schien sie unterliegen zu müssen. Immer steigend vermehrte sich die Hitze, und Nephtaly strengte jezt alle seine Kräfte an; denn er fühlte schon die Qualen jenes schrecklichen Durstes, der in diesem Himmelsstriche einen schnellen Tod nach sich zieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Von Aventicum bin ich seit einigen Tagen wieder hier in Lausanna angekommen. Das Volk geht in einem Augenblick von tiefer Trauer zu ausgelassener Freude über. Noch vor einem Monat war alles schmerzlich von Antonin's Tod ergriffen. Stille herrschte auf Gassen und Straßen. Heute sind alle über Marc-Aurels Thronbesteigung außer sich, und in Lausanna sollen deßhalb große Feste seyn. Ueber diese Ehre sind die andern helvetischen Städte neidisch. Aventicum beruft sich auf seine alten Vorrechte, Vindonissa auf die Bequemlichkeit seiner öffentlichen Gebäude, Aquae Helveticae auf seine warmen Heilquellen, und Augusta auf die Anwesenheit zweyer römischen Legionen; man zog Lausanna wegen seiner reizenden Lage vor.

Zu diesem Fest strömte alles aus Helvetien, aus dem nachbarlichen Gallien und aus dem Allobrogerlande zusammen. Die Fremden fanden nicht Wohnungen genug in der Stadt, deßhalb wurden Bretterhütten in der Ebene für sie aufgeschlagen, und die, welche da ihr Unterkommen nicht finden konnten, suchten des Nachts Schutz in den Tempeln. In diesen Tagen konnte man recht den unglücklichen Einfluß Roms in den beängstigenden Fortschritten der Civilisation und den Verfall der alten Sitten erkennen. In den Umgebungen der Stadt stößt man alle Augenblicke auf etwas Neues. Da kommen Deputirte aus den benachbarten Städten und bringen Tempelgeschenke und Votivgaben. Mit ihnen drängen sich fremde Kaufleute an den Thoren mit Luxuswaaren und Gegenständen des Vergnügens. Nichts aber ist unterhaltender als die Gruppen von Landleuten, die von dem festlichen Anblicke ganz verdutzt sind. Man kann sie an ihrer faltenlosen Tunica, ihren kurzen Aermeln und an den eisenbeschlagenen Schuhen erkennen. Ihnen begegnet manchmal ein wohl parfümirter Stutzer und sieht sie lächelnd über die Achsel an. Schnelle Wagen beschmutzen sie und kaum sind die armen Leute in der Stadt, so fallen Possenreisser und Hans-

Digitized by Google

wurfte über sie her und benutzen ihre Unerfahrenheit zu lustigen Schwänken.

Die Frauen, besonders die Lausannerinnen, zeigen ausnehmenden Luxus, und an ihnen ist recht der nachtheilige Einfluß römischer Sitte und Verführung zu erkennen. Einige haben breite goldne Ketten, die von den Ohren auf den fast bloßen Busen herabhängen und sich da kreuzen. Reiche Ringe schmücken die linke Hand, wenn sie schön ist und die Blicke auf sich ziehen soll. Auch die Beschuhung, oft mit Edelsteinen geschmückt, weiß den Fuß recht herauszuheben und ihn zusammenzudrücken, wenn er zu groß oder zu fleischig ist. Keine hat ein Hülfsmittel der Kunst oder ein Toilettengeheimniß vernachlässigt. Zartes Roth ahmt auf ihren Wangen das Incarnat der Jugend nach; ihre Augbraunen sind orientalisch gebogen; dicke Korksohlen lassen kleine Mädchen groß erscheinen; sie haben ihre Haut mit Bleyweiß gemalt, und wollen den ewigen Frühling wenigstens dadurch bey sich festhalten, daß sie ihre Haare mit Blumenöl, und ihren Busen mit Rosenblättern parfümiren. Auch in Kopfputz und Kleidung der Frauen herrscht große Verschiedenheit; hier ringeln sich goldblonde Locken über blendend weiße Schultern, dazu langsamer Gang, halbgeöffnete Lippen und süß schmachtende Augen. Manche haben keinen Geschmack, und kramen alles aus, was sie an Putz nur irgend auftreiben können; ihre Haare theilen sich vorn und sind gescheitelt. Ueber das alternde Gesicht ist weislich ein Schleyer gezogen. Sie verschmähen die einfache Toga, die der wahren Schönheit und Jugendfülle so gut steht, deßgleichen die kurzen Aermel, die weltausgeschnittenen Gewänder und ihre verrätherischen Falten. Ihre Obertunika geht bis auf die Knie herab, die zweyte schließt sich eng an den Hals an. Von der Schulter bis zum Handgelenk sind die Aermel aufgeschlizt, und werden von einer Menge goldener Agraffen zusammengehalten. Darüber ist die nachschleppende Stola geworfen; sie hat goldene Streifen, und ihre Falten verlieren sich zum Theil im Gürtel. Ueber dieß alles kommt der lange und weite Mantel aus Purpurstoff, mit Gold durchwirkt. Andere Frauen suchen durch andere Kleidung zu gefallen, denn das Aufsehenerregen ist nicht ihre Sache; an ihrem Putz ist alles zart und berechnet. Ihre Haare hängen in einem leichten Netz, und zwischen durch schlingt sich ein leichter, duftender Blumenkranz. Ein dünner Schleyer verhüllt und versteckt nichts, sondern reizt nur. Ihre obere Tunika ist kurz, und die zweyte schmiegt sich traulich um die schönen Formen. Die Aermel sind über den Ellenbogen zusammengefaßt. Ganz oben liegt der Aermel nicht dicht an, sondern erlaubt dem Busen und den schönen Schultern, ein bescheidenes Wort mitzusprechen. Im Gehen wird die aufgeschlizte Tunika auf der rechten Seite bis über das Knie aufgehoben. Große Sorgfalt wird auf die Fußbekleidung verwendet. Bald besteht sie aus feinem Leder, roth oder weiß; manchmal sind diese Schuhe gestickt, immer eng an den Fuß anschließend und gehen bis zur Wade, bald sind sie kleiner und leichter und die Sohle ist mit einer Menge geschmackvoller Schnüre an den Fuß festgebunden. Manche tragen dazu eine weiße Toga. Am meisten gefallen mir die Togen, welche auf dem linken Arme von einer Agraffe festgehalten werden, dann schräg unter den Busen laufen, den sie festhalten, und den rechten Arm freylassen, damit er die Tunica beym Gehen aufheben kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, 14. April.

Zahlreicher als vorgestern hatten sich noch nie die Zuhörer bey dem großen Musikfeste eingefunden, das seit einigen Jahren jedesmal alle Palmsonntage in dem Saale des großen Opernhauses aufgeführt wird. Es war fast, als ob man sich beeilen wollte, den in seiner Art ungemein prachtvollen und wahrhaft merkwürdigen Saal noch einmal zu sehen, ehe er, wie es bey dem sich bestätigenden Gerüchte zu erwarten steht, bereits im Laufe dieses Jahres wieder zu einer Schaubühne umgestattet werde. Man durfte die Zahl der Anwesenden auf mehr als 3000, die der bey der musikalischen Aufführung Beschäftigten auf 300 schätzen. Diese selbst gewährte aber auch einen ausgezeichneten Genuß. Zuerst gab man unter der ruhigen, aber kräftigen und sicheren Leitung des Kapellmeisters Mordacchi das Kyrie und Credo aus der großen Beethovenschen Messe. Ein Meer von Tönen! Man muß eine so wundervoll verschlungene Tonmasse, wie besonders das Credo ist, mehr als einmal hören, um klare Vorstellung davon zu erhalten. Bey dem ersten Vernehmen klingt noch Manches zu fremd, sonderbar, ja wohl oft zu barock, als daß es möglich wäre, den reinen Genuß mit sich davon zu tragen, ja die Aufführung scheint selbst in einzelnen Takten verworren und schwankend, wo sie doch nur die eigenthümlichste Idee des Tonsetzers, nur noch fremd und unentwickelt für uns, wiederlabt. Der Beyfall war daher auch nicht so groß, als man ihn hätte erwarten können. Wohlthuend trat darauf das einfach herrliche, tiefergreifende Stabat mater von Pergolesi, nur bey einer Quartettbegleitung von zwey Frauenstimmen gesungen, ein. Schöner, wohllautender, wahrer und doch auch kunstreicher konnte es aber auch nicht vorgetragen werden, als es von den Sängerinnen Palazzesi und Schlasetti geschah, und wie die erstere durch den Schmelz, so riß die leztere durch die Reinheit ihrer Stimme hin, das Ganze aber entlockte manchem Auge Thränen der tiefsten Wehmuth. In der zweyten Abtheilung des Konzerts ward die große Sinfonia eroica Beethovens mit all der Präcision, Kraft und Eigenthümlichkeit von dem Orchester ausgeführt, welche dieses Meisterwerk erfordert, um als eine der gewaltigsten und doch auch wieder reizendsten Tonschöpfungen hervorzutreten. Den Schluß machte das kräftige Halleluja von Händel in seiner einfachen Größe. Da die Einnahme bey diesem Konzerte für einen Pensionsfond der Wittwen bey der musikalischen Hofkapelle bestimmt ist, so war ihr Reichthum ein doppelt erfreuliches Ergebniß.

Digitized by Google

Der sächsische Kunstverein, welcher, Anfangs April vorigen Jahres am Albrecht Dürersfeste begründet, aus kleinem Anfange durch die rege Theilnahme der Kunstfreunde und die Gnade unsers Königs jezt in reicher Blüthe steht und festgestellt erscheint, hielt gestern seine zweyte Generalversammlung. Die erste war im Dezember vorigen Jahres zu Auslooſung der angekauften Gemälde gehalten worden. Es waren deren acht gewesen und darunter einige von entschiedenem Werthe. Hocherfreulich war dem Vereine, der in allen Städten Sachsens, besonders in Leipzig und Chemnitz, bereits viele Mitglieder zählte, der Hinzutritt der Weimarischen Kunstfreunde, und an der Spitze desselben des großherzoglichen Hofes, durch Vermittlung des verehrten Göthe gewesen. Die Zahl der Aktien war dadurch im vorigen Jahre bereits auf 300 angewachsen, und im laufenden Jahre haben sie sich schon wieder beträchtlich vermehrt. Im Februar wurden an die Mitglieder sehr wohl gerathene Kupferstiche nach den angekauften Gemälden, mit Hinzufügung des Namens der Acquirenten, durchs Loos vertheilt, welche unter dem Namen der Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins in dieser Art jährlich fortgesezt werden sollen. Diesesmal sind es sieben Blatt in großem Formate, die außerdem nicht in dem Buchhandel zu haben seyn werden, jedem 1829 neu Hinzutretenden aber noch gratis nachgeliefert werden. Mit Vergnügen bemerkt man, daß bey dem sächsischen Kunstvereine die Möglichkeit des Gewinnes der Gemälde durch das Loos nicht wie bey einigen andern blos auf Einheimische beschränkt ist, sondern daß ohne Unterschied jeder Inhaber einer Aktie, welche jährlich 5 Thaler kostet, diese Hoffnung hat. Unser kunstfördernder König selbst gibt jährlich 500 Thlr. zu diesem Vereine, ohne jedoch auf irgend einen Antheil durchs Loos Anspruch zu machen, so wie sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses mit mehreren Aktien beygetreten sind. Herr von Quandt, als Vorstand auf vier Jahre bestätigt, hatte zugleich bey Austheilung der Bilderchronik an die Aktieninhaber ein sehr geistvoll und kenntnißreich geschriebenes Werkchen über Preisaufgaben in der Kunst mitvertheilen lassen, welches höchst interessante Anregungen gab, und auch bereits ein anderes Mitglied des Comité, Hofrath Böttiger, veranlaßte, sich darüber in den artistischen Notizen zur Abendzeitung deutsch theilend und zum Theil widerlegend auszusprechen, daher die Verhandlungen darüber noch nicht geschlossen sind. Bey der gestern gehaltenen Generalversammlung nun legte Hofrath Winkler (Th. Hell) als Sekretär und Kassierer des Vereins öffentlich die auch im Drucke dem Jahresberichte angefügte Berechnung über Einnahmen und Ausgaben ab, wonach sich die erstern über 2000 Thlr. beliefen, die leztern aber wenig über 1000 betrugen, so daß noch ein bedeutender Kassenbestand blieb, welcher in diesem Jahre mit verwendet, und dadurch der Ankauf von Kunstwerken um so bedeutender werden soll.

Unsere Hofbühne ist wegen Eintritts der Osterferien mit dem 1. d. M. geschlossen worden. Für die Wiedereröffnung nach den Feyertagen wird aber lebhaft gearbeitet, indem man im Deutschen Shakspeare's Heinrich IV. und im Italienischen Mortaechi's neue, in Genua mit so ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommene Oper Colombo einstudiert. Dieses wird wohl der Schwanengesang der Palazzesi seyn, welche mit Ende May's die hiesige Oper verläßt und ein Engagement in Italien antritt.

London, Mai.

(Beschluß.)

So eben ist der erste Band von Murray's Family Library erschienen; es ist das erste Bändchen von einem Leben Napoleons, welches von Hrn. Lockhart seyn soll und worin der Verfasser ziemlich treu dem größeren Werke seines genialen Schwiegervaters, Sir W. Scott, gefolgt ist. Druck und Papier sind vortrefflich, und die Kupfer und Holzschnitte, womit das Werkchen geziert ist, meistentheils gut. Da an dieser Sammlung nebst Lockhart Männer wie Sir. W. Scott, Southey und Brewster arbeiten, so kann man sich wohl einbilden, daß sie keine gewöhnlichen Kinderbücher enthalten wird, und man muß es mit als ein Zeichen der Zeit ansehen, daß Männer von großem literarischem Rufe sich zur Abfassung von Volksbüchern vereinigen; ihr Zweck, nächst dem unmittelbaren Gewinn, scheint der, dem demokratischen Geiste und religiösen Libertinismus des Jahrhunderts entgegenzuarbeiten. Bey dem Preise (5 Schill. das Bändchen) kann das Werk jedoch nur auf die mittleren Stände Einfluß äußern.

Die neulichen Ereignisse haben zu mancherley Disputationswerten Anlaß gegeben, welche der Form nach darauf berechnet sind, auch diejenigen mit in den trüben Pfuhl der Controverse hineinzuziehen, die sich bis jezt davon entfernt gehalten. Besonders hat es ein Katholik gewagt, die Sache seiner Religion in der Gestalt eines Romans vor das Unterhaltung suchende Publikum zu bringen. Es ist, so viel ich weiß, das erste Mal, daß in England von dieser Seite so kühn die Offensive ergriffen wird, und wie mir scheint, hat ihr der Verfasser mit seinem Werke wenig gedient. Es heißt Florence, the Aspirant, und ist offenbar die Arbeit eines jungen Mannes und eine schwerfällige Capucinade, die dem Katholicismus wenig nüzen wird. — Zu den wichtigeren Werken, welche jene Begebenheiten hervorgerufen, gehört the History of the Hugenots in the 16th Century, Geschichte der Hugenotten im 16ten Jahrhundert, von W. S. Browning. Der Verfasser hat sehr fleißig seine Quellen benuzt, und erzählt die Begebenheiten in einem klaren, fließenden Style; da er aber als Protestant und für den Augenblick geschrieben, so läßt sich wohl denken, daß die Katholiken keine Gnade vor ihm finden, welche sie auch wenig verdienen würden, wenn die Protestanten jener Zeit nicht eben so unduldsam und blutdürstig, als ihre Gegner gewesen wären. — Wir haben eine neue Uebersezung von Schillers Wilhelm Tell hier, welche im Ganzen einen ziemlich guten Begriff vom Originale gibt. — Beynahe hätte ich zu erwähnen vergessen, daß ein gewisser Forster seinen protestantischen Eifer in 2 großen Oktavbänden ergossen hat, worin er darthut, daß 1) der Mahommedanismus der Gegensatz vom Christenthum, und 2) das Seitenstück vom Papstthum ist. Das Buch heißt Mahomedanism unveiled. — Heut zu Tage kann, wie es scheint, nichts der Emanzipationsmanie entgehen; sogar das Foreign Quarterly Review enthält im 7ten Stück, welches den 30. April erschienen ist, einen Aufsatz über diesen Gegenstand, unter dem sehr guten Vorwande, daß sich das Ausland auch damit beschäftigt habe. Die Ansicht darin ist höchst liberal. — Es ist auffallend, daß, nachdem so viele hier versuchte Zeitschriften über auswärtige Literatur fehlgeschlagen haben, jezt nicht nur diese, sondern auch das Foreign Review sich zu erhalten vermögen. Der Veränderung in dem Nationalgeist, welcher das Bedürfniß, sich mit den Geistesprodukten des Auslandes vertraut zu machen, immer mehr fühlt, ist freylich vieles von diesem Gelingen zuzuschreiben; aber unstreitig weit mehr dem höheren, umfassenderen Plan dieser Werke und der Reichhaltigkeit, womit jedes Stück derselben ausgestattet gewesen. Ihr Kreis ist freylich nicht so ausgebreitet, aber im Range der öffentlichen Achtung stehen sie (und besonders das erste von beyden) den Quarterly und Edinburgh Reviews gleich; weiß man doch, daß wie in diesen die Hauptartikel von den ersten Schriftstellern herrühren!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 121.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Mai 1829.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Goethe.

Das Opfer.

Auf Bergen stand ich, wo sich Felsen reihten,
Und Winde durch Gewölk und Wipfel tos'ten,
Auf Steine trat ich, Trümmer stolzer Zeiten,
Bey grauen Mauern, grünlich übermos'ten,
Und nieder sah' ich in des Thales Breiten,
Wo Quellen mit beblümten Triften kos'ten,
Und Kränze sich um stille Dörfer lockten
Von Blüthenbäumen, roth und weiß beflockten.

Hoch ob der Erde lebensvollen Gründen
Stand ich erhöht auf stummen Todtenmalen,
Und immer stiller hügelan entschwinden
Sah ich die grünen Lichter aus den Thalen;
Der Wälder höchste Scheitel zu entzünden,
Entzogen sich der Flur die Abendstrahlen,
Bis alle fern in blauer Luft zerflossen
Und strömend sich zurück in's Thal ergossen.

Da war die Erde nur der Kelch des holden
Lichthimmels, der sich liebend niedersenkte,
Und aller Bäume volle Blüthendolden
Mit reiner Gluth aus Abendröthen tränkte;
Zum Priester ward' ich, dem mit Weine golden
Der Weltpokal sich voll und voller schenkte;
Da stand ich weihend auf des Felsen Krone
Und nannte deinen Namen, Orgeone!

A. Schöll.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Erschöpft, nur mühsam athmend, schlich Nephtaly, auf seinen Bogen gestützt, vorwärts; kaum vermochte er es mehr sein Haupt zu erheben, und seine Augenlieder schloßen sich vor den Strahlen der Sonne. Von heißem, verzehrendem Durste darniedergedrückt, ergriff er jezt das Gefäß mit Milch, das er beständig bey sich trug, und welches nun seine einzige lezte Hoffnung war. Schon sezte er's an den Mund, als er hinter sich Jammertöne hörte. Im nämlichen Augenblicke näherte sich ihm eine junge Israelitin mit aufgehobenen Händen, zerstreuten und in ihren Schleyer verwickelten Haaren. Sie strengte ihre lezten Kräfte an, fiel auf die Knie nieder und schrie: „Ich verschmachte, ich sterbe ... Wasser! um Gotteswillen einen Tropfen Wasser!"

Sie hatte kaum geendet, als Nephtaly auch schon sein Gefäß an ihre Lippen sezte. Mit heißer Begierde trank sie, ohne sich von der Erde zu erheben, und ohne ihren Blick von dem Getränke zu kehren, das sie wieder belebte. Nephtaly stand unbeweglich, versunken in der Betrachtung ihrer lieblichen Züge. Die anmuthigsten Augen, die unter glänzend schwarzen Brauen und einer Stirne hervorleuchteten, die den Alabaster an Weiße übertraf, und deren Glanz gegen das lange, schwarze Haupthaar so schön abstach, ergriffen ihn wunderbar; von

Digitized by Google

dem Zauber der schönen Israelitin hingerissen, dachte er nicht an seine eigenen Uebel, und nur mit der dringenden Gefahr der Hülferufenden beschäftigt, verlor er sich in diesem göttlichen Anblicke so sehr, daß er seinen eigenen Durst nicht empfand.

Als die Israelitin das Gefäß bis auf den lezten Tropfen geleert hatte, fühlte sie sich erholt und dankte dem jungen Manne mit freundlichen Blicken. Sie stand auf und sagte: „O! — mein Wohlthäter! vernimm, wie viel ich Dir schuldig bin. Diesen Morgen führte ich die Schaafe meines Vaters auf die Weide, die sich am Fuße dieser Berge herumzieht. Ein Haufe bewaffneter Männer stand plötzlich vor mir; es waren die grausamen Moabiten. Mit Hülfe des Höchsten entfloh ich in diese steilen Felsen, wo ich seither herumirre, ohne daß die geringste Nahrung oder ein Tropfen Wassers meine sinkenden Kräfte gestärkt hätte. Dir, nur Dir habe ich mein Leben zu verdanken. O! komm mit mir zu meinem Vater, und siehe die Freudenthränen, die seinen Augen entstürzen werden! Dem Retter meines Lebens schlachten wir ein Lamm, und im Kreise meiner Familie wirst Du mit dem innigsten Dankgefühle empfangen werden, mit dem Dich schon jezt meine gerührte Seele verehrt. Ich will Dich führen; komm, wenn Du auch keine Belohnung annehmen willst, so gönne uns wenigstens die Wonne, Dir unsere herzliche Erkenntlichkeit bezeugen zu dürfen."

Nephtaly, der während ihrer Rede das schöne Mädchen mit unverwandtem Blicke betrachtet hatte, fühlte jezt von Neuem die Heftigkeit des brennenden Durstes, der ihn zu verzehren drohte. Im Begriffe zu antworten, blieb sein Mund halb geöffnet stehen und seine Zunge klebte am Gaumen. In diesem Augenblicke riß sich der Schleyer der Israelitin los, der nur leicht um ihren Kopf flatterte, und fiel zu seinen Füßen nieder. Nephtaly bückte sich noch ihn aufzuheben; er ergriff ihn mit zitternder Hand; allein zu kraftlos sich wieder aufzurichten, sank er erschöpft nieder, und blieb ohne Stimme und ohne Bewegung auf der Erde liegen.

Von Erstaunen und Entsetzen ergriffen, betrachtete sie ihn erblassend, und überzeugte sich, daß er aus der nämlichen Ursache umkommen müsse, welche sie so eben dem Tode so nahe gebracht hatte, und daß nur sie allein daran Schuld sey. Jezt brach ihr Jammer in lautes Rufen aus; aber ihre Angst vermehrte sich, da ihr Hülferufen ungehört verhallte. Der Gedanke, daß sie in ihres Vaters Hause Hülfe suchen müsse, gab ihr unerhörte Kraft; mit der Schnelligkeit des Rehes eilte sie davon, flog und stürzte über Felsen und Steine.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Waadtland im zweyten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung.

(Beschluß.)

Sehr merklich ist der Unterschied zwischen der Kleidung der Lausannischen Frauen und der der Römerinnen, die mit ihren Männern oder Vätern aus der Hauptstadt kommen. Diese zeigen sich in ganz dünnen, durchsichtigen Kleidern. Vor zwanzig Jahren trugen sich nur die öffentlichen Mädchen in Rom auf diese Art. Jezt ist's die Tracht der Frauen, die sich wenigstens ehrlich nennen. Wahrhaftig, unsere Civilisation ist nichts als der Untergang der guten Sitten! Schon lange hat man eingesehen, daß es nicht allzureinlich sey, wollene Kleider auf der Haut zu tragen. In Rom trug man schon seit einigen Jahren linnene Tuniken, und auch hier kömmt der Gebrauch auf.

Als die rauschenden Feste in Lausanna vorüber waren, zogen wir aus das Land zu sehen, und zwar seinen schönsten Theil, immer am See gegen Morgen nach Viviscus (Vevey) hin. Einige Meilen von Lausanna liegt Cullia-cum (Cully), das durch einen Bachustempel und den Dienst dieses Gottes bekannt ist. Deßhalb wandern viele Leute hieher, wäre es auch nur, um die jungen Bachuspriesterinnen mit Thyrsusstäben und Epheukronen zu sehen, die in dem Tempel schreyen und heulen, was in Helvetien eine auffallende Erscheinung ist.

Der Weinbau geht hier in die ältesten Zeiten hinauf. Im Land herrscht die Sage, Elicon, ein Lausanner, sey als Knabe nach Rom gekommen und habe den Weinbau kennen lernen. Später sey er in sein nordisches Vaterland zurückgekehrt und habe seinen Landsleuten seine Kenntniß mitgetheilt. Lange blieb jedoch der Weinbau in der Kindheit, bis die Pflanzungen vermehrt wurden; es wurden Wälder ausgerottet und Moräste ausgetrocknet. Dadurch bekamen die Weinreben die gehörige Wärme. Später pflanzte man die berühmte Weinrebe der Bituriger (in der Gegend des heutigen Bordeaux in Frankreich) an. Man lernte in Massilia (Marseille) den Weinbau der Griechen und die Kunst, die Trauben recht reifen zu lassen.

Schon unter Cäsar wurde viel Wein in Helvetien gebaut; er und die ersten Kaiser begünstigten den Weinbau sehr. Als aber unter Domitian (im Jahr 92) eine Hungersnoth über Italien kam, ließ er im ganzen Reich die Weinreben ausrotten und befahl dafür Korn anzupflanzen. Von diesem Unglück, das sich auch an den Leman erstreckte, bemerkt man jedoch heutzutage nichts mehr. Bis Pennilucus (Villeneuve, an der Ostseite des Genfersees) hin stehen links und rechts Weinreben an der Landstraße, sie ziehen sich die Hügel hinauf und bis zum Seeufer hinab, oft zwischen Felsen und Dörfern

Digitized by Google

hin, kurz, es scheint dieß Land sey Bacchus Lieblingssitz in Helvetien. Hier ist auch der Weinbau am meisten vervollkommnet worden, und es wird hier der beste helvetische Wein gebaut. Die Einwohner binden die Reben an Pfähle, und ziehen dann die Ranken von einem Baum zum andern. Sie düngen die Weinstöcke mit Asche und streuen diese auch auf die Trauben. In großen hölzernen Kufen werden die Trauben zertreten, und wenn die Flüssigkeit hier gegohren hat, wird sie in Fässer gefüllt; hier reinigt sie sich durch Beymischung mancherley Substanzen. Es wird dazu Gyps, Asche, Harz, Pech, Kreide oder Salz gebraucht, nach den verschiedenen Arten des Weins. Mit Wermuth, Majoran oder Berberisbeeren wird ihm oft Farbe und Geruch gegeben. Nach Verlauf eines Jahres füllt man ihn in große irdene Gefäße, und stellt diese in den Kellern auf. Die Weine dieser Gegenden sind leicht und von angenehmem Geschmack, und manche ziehen sie gar dem Massilischen Wein vor. Einige Weinbauer haben den Massiliern das Räuchern nachgemacht, um ihm Farbe und Geruch des alten Weins zu geben. Zu diesem Zweck bringen sie die Weinamphoren in eine Kammer; darunter steht ein Ofen, durch dessen Röhren der Rauch hinaufzieht. Auf diese Weise wird er nach und nach so dick wie Honig, und manchmal so fest, daß man ihn in einer andern Flüssigkeit auflösen muß. Hier und da bedient man sich hölzerner Fässer statt irdener Amphoren; man sagt, sie seyen bequemer und dauerhafter. Diese Fässer werden mit Pech ausgeschmiert, Andere nehmen dazu eine Komposition, um dem Weine einen feineren Geschmack zu geben.

Man muß dieß schöne, interessante Land zur Zeit der Weinlese sehen, wo es von Gesängen und Tänzen widerhallt. Bacchus Tempel und Altäre umgibt dann ein ausgelassenes Volk, Bacchantinnen mit Thyrsusstäben durchziehen in Haufen die Ufer des See's, singen ihr Evohe Bacchus, tanzen um die Winzer und reizen sie zu Lust und Genuß. Es gibt hier besonders einen Tanz, genannt Keltertanz, den Jünglinge und Mädchen alle Abend nach der Arbeit aufführen. Darin wird unter Trommelschall die ganze Verrichtung des Weinbaues pantomimisch dargestellt. So sieht man die Trauben sammeln, zusammentragen, zertreten, keltern und die Fässer anfüllen.

Viviscus (Vevey, der Name Viviscus, welchen die Theodosianische Tafel hat, scheint der heutigen Benennung Vevey besser zu entsprechen, als Bibiscus, das im Itinerarium Antonini vorkommt) liegt sehr angenehm am Seeufer, sanft die Anhöhe hinaufgebreitet. Von Kunstsachen fand ich da nichts, als einen hübschen Altar aus weißem Marmor, den die 20ste Legion dem Gott Sylvan gewidmet hat. Ich mußte mich einen Tag in Viviscus aufhalten; es war gerade ein unglückbringender, an dem nicht gut reisen ist. Die Läden und Schulen waren geschlossen; die Kinder spielten nicht und von der zehnten Stunde (4 Uhr Nachmittags) an verließen die Leute ihre Werkstätten, um in den Schenken das Ende des unglücklichen Tages abzuwarten.

Ein uralter, dem Gott Penn (Penn war in der celtischen Zeit der Gott der Berggipfel) geweihter Wald führt nach Pennilucus (Villeneuve). Diese Stadt liegt vortheilhaft, nahe am Einflusse des Rhodanus in den See. Weiter ins Land hinein verliert die Natur ihren freundlichen, lachenden Charakter und wird ernst, düster und wild. Hier mitten zwischen drohenden Felsen und schäumend herabstürzenden Wasserfällen wohnten einst die Nantuater und Veragrer, die mit den Helvetiern nach Gallien zogen und da ihren Untergang fanden. Sie sind wie andere Völker in dem Zeitenstrom fortgerissen worden; ihr Muth rettete sie nicht vor Vernichtung; Rom hat Alles verschlungen. In diesen Gegenden, wo man kaum eine Spur von gesellschaftlichem Daseyn findet, ist keine einsame Stelle, wo der Römer Zwingherrschaft nicht hingedrungen wäre. Und doch scheint sie gerade hier so armselig und kleinlich. Betrachte diese riesigen Berge und Felsen; Jahrtausende haben ihre Furchen gezogen, nach Jahrtausenden werden sie noch in Jugend dastehen. Sie wird der Wanderer noch anstaunen, wenn Rom schon lange in dem Kreis von Umwälzungen untergegangen ist, die rund um die Erde gehen. Wenn von den prächtigen Monumenten römischer Herrschaft nichts mehr übrig ist, als einige umgesunkene und zertrümmerte Säulen, wenn sich auf ihnen vielleicht neue Throne erhoben haben und auch zerfallen sind, dann werden diese Berge und Felsen noch stehen und der lächerlichen Größe menschlicher Herrschaft spotten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Bey der Sucht des Publikums nach neuen Erscheinungen haben es einige junge Schriftsteller darauf abgesehen, mit demselben ihren Scherz zu treiben, und es unter allerley Namen und Vorwänden hinter das Licht zu führen, was das Publikum aber nicht zu merken scheint, wenigstens geht es ziemlich treuherzig in die Schlingen hinein, die seiner Neugierde gelegt wurden; und haben die neuen Schriften, die ihm vorgelegt werden, einigen Reiz, so ist es auch eben nicht besorgt darum, zu erfahren, welchen Ursprungs dieselben sind, und ob sie wirklich von denjenigen herrühren, die als Verfasser angekündigt wurden. So hat man es neulich wieder mit Memoiren hintergangen, die vorgeblich von der berüchtigten Mad. Dubarry, Maitresse Ludwigs XV., geschrieben seyn sollen, wovon dieses Weib aber keinen Buchstaben geschrieben hat. Da jedoch das Werk interessant zu lesen ist und manche Anekdoten enthält, deren Wahrheit nicht bezweifelt werden kann, so haben diese falschen Dubarry'schen Memoiren viele Leser gefunden; dieß scheint den oder die Verfasser zu neuen Versuchen aufgemuntert zu haben, und jetzt werden Memoiren einer ältern königlichen Maitresse, der bekannten Diane de Poitiers, Ge-

Digitized by Google

liebten König Heinrichs II., im Voraus angekündigt. In der Vorrede wird man mit Zuversicht sagen können, sie seyen gerade so ächt, wie die Dubarry'schen. Schlimm ist es aber, daß sich junge Schriftsteller, die doch einigen Anspruch auf öffentliche Achtung machen, nicht entblöden, solche unverschämte Verfälschungen zu treiben. Ehemals erschienen auch wohl dergleichen falsche Memoiren; die Verfasser waren aber mehrentheils hungrige Schriftsteller ohne Ruf und ohne Ehre, die von einem holländischen Buchhändler ebenfalls ohne Ehre besoldet wurden, um etwas Verkäufliches zu schreiben; jezt aber lassen sich talentvolle Schriftsteller zu diesem entehrenden Handwerke herab, und angesehene Buchhändler schämen sich nicht, die von denselben gelieferten Verfälschungen unter ihre Verlagswerke aufzunehmen und dem Publikum für schweres Geld zu verkaufen. Unbedeutender ist der Scherz, wenn er bloß dichterische Werke betrifft, die keinen Namen einer wirklichen Person an der Stirne tragen. So z. B. konnte es dem Publikum ziemlich gleichgültig seyn, zu wissen, ob die vor einigen Jahren erschienenen Proverbes dramatiques, welche mit der Lebensgeschichte und dem Portraite à la silhouette des angeblichen Verfassers Fonseray versehen waren, wirklich von einem Manne dieses Namens geschrieben worden waren oder nicht. Man weiß jezt sehr wohl in Paris, daß kein solcher Schriftsteller vorhanden gewesen ist, und daß die Proverbes dramatiques von zwey jungen Dichtern herrühren. Man fand diese dramatischen Kleinigkeiten unterhaltend; dieß war die Hauptsache; das übrige war ein Scherz, über welchen das Publikum hätte böse werden können, und der vielleicht künftighin noch irgend einen Neusel in Irrthum führen kann, aber sonst ist kein Schaden dabey herausgekommen. Etwas ernsthafter ist es schon, daß man dem Publikum eine unter dem Titel Guzla bekannt gemachte Sammlung vorgeblich illyrischer Volkslieder verkauft hat, wovon, wie man jezt allgemein behauptet, keines aus Illyrien herstammt, sondern welche sämmtlich dem dichterischen Talente des Hrn. Mérimée ihren Ursprung zu verdanken haben. Hr. Mérimée hatte bereits dem Publikum ein vorgebliches Theater der spanischen Schauspielerin Clara Gazul aufgebunden; so mag er geglaubt haben, er könne auch eben sowohl dem illyrischen Volke Lieder zuschreiben, wovon dasselbe nie etwas geträumt hat; er hatte aber nicht bedacht, daß man in Deutschland das Ding ernsthaft nehmen und seine Gedichte als ächte Beweise der illyrischen Dichtkunst ins Deutsche übertragen würde, wie es geschehen ist. Wie konnten auch die ehrlichen deutschen Autoren glauben, daß man in Paris alles nachmacht, sogar illyrische Gedichte? Ein anderer junger Dichter, St. Beuve, der jezt ziemlich viel Aufsehen erregt durch den kühnen Aufschwung seiner noch ungeregelten Phantasie, hat seine Gedichte unter dem Namen Joseph Delorme drucken lassen, und denselben eine Lebensgeschichte dieses vorgeblichen Jünglings vorangesezt, der an einer Brustkrankheit gestorben seyn soll. Es ist nicht hübsch, das Mitleiden des Publikums ganz unnüzer Weise durch die traurige, aber erlogene Geschichte des Joseph Delorme erregt zu haben. Was man zur Entschuldigung des St. Beuve sagen kann, ist, daß er wahrscheinlich die scharfen Kritiken gefürchtet und daher zu jenem Täuschungsmittel seine Zuflucht genommen hat, um unter der Maske eines Fremden sich bey dem Publikum einzuschmeicheln. Die Furcht kann in dieser Angelegenheit stärker gewesen seyn, als die Lust, das Publikum zu täuschen, und in der That, wenn man sieht, wie sich die Journale über die sonderbaren Aeußerungen und Einfälle lustig machen, die in jenen Gedichten vorkommen, so kann man es dem wahren Dichter nicht so übel nehmen, daß er sich zu verstecken gesucht hat. Welchen Spaß haben die klassischen Journalisten nicht mit seiner Muse getrieben, die, wie er in einer seiner Dichtungen sagt, keine Göttin des Olymps, keine Bewohnerin des Feenreichs, sondern eine schwindsüchtige Bäuerin ist, welche dort am Teiche ihre alte Leinwand wäscht? Wie haben sie nicht über den Dichter gescherzt, der, nachdem er eine Landschaft recht romantisch und poetisch geschildert hat, ganz ernsthaft ausruft: O der schöne See! wie hübsch könnte man sich hier ersäufen! Auch weiß das Publikum noch nicht einmal, ob der Dichter das alles ernsthaft geschrieben hat oder ob er das Publikum hat zum Narren haben wollen; lezteres ist jedoch nicht glaublich, da St. Beuve sich schon zuvor als sehr eifrigen Romantiker bewiesen hatte, besonders in seiner Schrift über die französische Literatur des 17ten Jahrhunderts, worin er den von Boileau verachteten Ronsard hoch erhebt, dagegen Boileau tüchtig heruntermacht. Man sollte aber auch sehen, wie er dafür von den klassischen Journalisten behandelt worden ist! Zum Troste haben ihn die wenigen romantischen Blätter, der Globe besonders, kräftig in Schuz genommen.

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

Unter den mannichfaltigen Mitteln, welche von der englischen Nation in freywilligen Vereinen benuzt werden, um den Trieb zum Festhalten der Freyheit und Selbstständigkeit des Volkes stets in seiner Schwungkraft zu erhalten, und jedem gebildeten Manne den Weg zur Ausbildung der einem freyen und denkenden Menschen so ziemenden und wahrhaft nothwendigen Redekunst zu bahnen, verdienen die debattirenden Gesellschaften, debating Societies, noch immer eine vorzügliche Stelle. Es sind wahre Pflanzschulen für diese dem brittischen Volke eigenthümliche Nationalbildung, die wir in Europa wie in dem seinem Scepter unterworfenen Indien, bey der amerikanischen Tochternation wie in der Verbrecherkolonie Australiens, in allen Verhältnissen seines öffentlichen Lebens, von der Schule bis zum Parlamente und von da wieder bis zur Vorsteherversammlung einer Dorfkirche herab, wieder finden. Wie oft ist der Ausländer erstaunt, sogar in Versammlungen von minder unterrichteten Klassen, z. B. von Handwerkern, Redner anzutreffen, die als wahre Muster gelten können. Jeder Britte weiß das Talent der Rede im öffentlichen Leben als eine hohe, ächte Kraft zu schäzen, als ein nothwendiges und glänzendes Werkzeug, das seine Erhebung und seinen Einfluß befördert, zu gebrauchen, wogegen dieses Werkzeug gegenwärtig bey den meisten andern Völkern germanischen Stammes leider noch in der Rumpelkammer der Geschichte rostet, und nur als Tändeley im verfeinerten Lebensluxus von Deklamatoren und Improvisatoren hin und wieder zum Broderwerb benuzt wird. Beym Britten erhielt glücklicherweise die falsche und irrige Meynung niemals Spielraum, daß nur der Staatsmann allein ein Redner zu seyn brauche; als ob er allein der Anwalt und Vertheidiger aller Interessen seyn könnte, die bey einem civilisirten Volke so mannichfaltig, so verwickelt sind und so mächtig ineinandergreifen! Ja unsere hiesigen wirklichen Staatsmänner und Parlamentsmitglieder bekümmern sich kaum um alle jene Interessen, wenn das Volk und die laute öffentliche Stimme sie nicht hierzu auffordert. Aus diesem Grunde muß hier jede Klasse für sich selbst sorgen und ihre Beschwerden, ihre Wünsche, ihre Pläne zur Hinwegräumung veralteter Mißbräuche, schädlich gewordener Gesetze oder anderer Unbilden durch die Macht der öffentlichen Rede kund geben, welche dann das Gesez in seiner wahren Heiligkeit als Volksgesez erzeugt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 122.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Mai 1829.

Der eine dient Gott nicht wie der andere; aber derjenige dient ihm besser der ihm menschlicher dient.

Herder.

Ein Sonntag in London.

***** Um fünf Uhr Morgens rollte die Kutsche in den Hof des goldenen Kreuzes. Alles war stille, als wir über die Westmünsterbrücke und White Hall entlang fuhren, kein Arbeiter, welcher Art es sey, war zu sehen. Die Ruhe hatte etwas Ueberirdisches. Es war etwas ganz anderes als die Sommermorgen, deren ich mich sonst von London erinnerte; ich mochte mich aber freylich Sonntag Morgens noch nie so früh auf der Straße befunden haben. Gegen zehn Uhr hatte ich mich ziemlich von der Ermüdung einer dreytägigen Reise erholt, hatte gefrühstückt, und war auf dem Wege nach Grosvenor-Square.

Ich wollte einen alten Freund besuchen, der dort wohnte. Ich hob den schweren Thorhammer und gab einen lauten Schlag, welcher dröhnend durch das große Haus wiederhallte. Ein Weib erschien in dem Vorraum unten und rief mit schrillem Tone: „Was macht Er einen solchen Lärm? konnte er nicht die Klingel ziehen? was will Er?“ Sehr grob, dachte ich; aber das ist englische Unabhängigkeit. „Ich möchte gern Euren Herrn sehen, wenn Ihr nichts dagegen habt.“ „Wirklich! Nun so sucht ihn in der Gegend von Norwich.“ Und somit entwich sie in's Haus, und ich sah sie nicht wieder. Ich merkte nun wohl, daß mein Freund auf sein Gut gegangen war, aber warum man mich so grob behandelt hatte, konnte ich mir gar nicht denken. Ich besah mich auf allen Seiten; mein Rock war gut, ich hatte eine Uhr in der Tasche, und sonst alles, was zu einem vornehmen Aeußern gehört. Erst drey Stunden darauf, nachdem ich in mehreren Häusern ähnliche Behandlung erfahren, fiel mir ein, was ich während eines siebenjährigen Aufenthaltes auf dem Kontinent vergessen hatte, daß in England ein einziger Schlag mit dem Thorhammer ein Zeichen ist, daß der, welcher ihn gibt, zum gemeinen Volke gehört, und daß alle Klassen jezt so ähnlich gekleidet sind, daß, wenn einer nicht genau die Stutzermanier in der Schleife seiner Halsbinde trifft, er leicht für seinen Bedienten gehalten werden kann. *)

Mehrere andere Versuche hatten denselben Erfolg, und ich fand, daß London ganz leer war. Nun, dachte ich, so gehe ich zu meinem alten Kriegsgefährten, Dr. R., der seinen Degen als Regimentswundarzt auf die Seite gelegt hat und als Apotheker den Stößel handhabt. Nach seiner wohlbekannten Wohnung richtete ich also meine Schritte, und nach manchen Wanderungen durch die herr-

*) Diese Lehre hinsichtlich des Klopfens an den Hausthüren sollte sich jeder, welcher London besucht, wohl merken. Drey, vier Schläge schnell und stark hinter einander verkündigen den Gentleman, zwey starke Schläge den Briefträger, zwey etwas leiser und schneller den Steuereinnehmer, einer den Handwerker, Krämer oder Bedienten; doch haben die lezteren, wenn sie mit ihrer Herrschaft kommen, das Privilegium, ja die Pflicht, so laut und so lange zu klopfen, als sie nur immer können, und die Bursche scheinen sich alsdann für ihre sonstige Beschränkung schadlos zu halten. Wenn man Gesellschaft gibt, so steht ein Mann gewöhnlich an der Thüre, der für jede neue Kutsche das Klopfen wiederholen muß, zur Erbauung der Nachbarschaft.

Digitized by Google

lichsten Straßen, Vierecke, Halbmonde und Viertelzirkel und manchem Ausruf über die vielen Verirrungen der Baukunst, hinter welchen die tollsten Abgeschmacktheiten der Chinesen zurückbleiben, war ich doch endlich genöthigt, meinen Weg zu erfragen. Man denke sich mein Erstaunen, als ich von einem Höckerweib erfuhr, die große, prächtige Oeffnung, vor der ich stand, führe in die Schwalbenstraße meiner Jugend, die wie zum Spotte noch immer den alten Namen führte, aber selbst der empfindsamste Leser kann sich den Schrecken nicht denken, mit dem ich von derselben guten Frau erfuhr, mein ehrlicher Hans R. sey nicht mehr, nicht eine Spur von seinem Hause, keine Pillenschachtel, kein Stäubchen von seinen Pulvern sey mehr vorhanden, alles längst verschüttet und verbaut; nur noch ein Paar Arme, denen er umsonst Arzney zu reichen pflegte und Geld dazu gab, erinnerten sich der Stelle, wo das alte Haus gestanden, und kämen, wie die Alte sagte, „dann und wann, um eine Thräne auf die Stelle fallen zu lassen, wo einst die gutmüthigste Seele, und der geschickteste aller Apotheker wohnte."

Ein wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich meiner; ich wanderte noch einige Zeit in der Mittagsstille der Plätze und Straßen. Es lag etwas ungewöhnlich Feyerliches in der Vergleichung dieser Sabbathöde, mitten in der volkreichsten Stadt von Europa, mit dem lärmenden Feyertagsgenuß in den Continentalstädten. Ich dachte an den Corso zu Rom, den Prado zu Madrid, die Boulevards zu Paris, die Linden zu Berlin, und konnte nicht umhin, über die Frage nachzudenken, welche Art, den Ruhetag zuzubringen, am förderlichsten für die Sittlichkeit sey. Ich hatte sieben Jahre auf dem festen Lande gelebt, aber die Erinnerung an mehr als drey Mal so viele Jahre, in der Heimath zugebracht, lebte noch in mir, ich glaubte mich also mehr befugt, über die Frage zu urtheilen, als viele andere, und der Schluß, zu dem ich kam, war, daß die Art, wie man den Sonntag auf dem festen Lande zubringt, der englischen Sonntagsfeyer vorzuziehen ist. Die Erlaubniß, an einem Tage in der Woche lustig seyn zu dürfen, scheint mir geeigneter, den Geist freudig zum Himmel zu erheben, als der Befehl trübsinnig zu seyn; das Tanzen scheint mir weniger verderblich als die Trunkenheit, und Politik, Frömmigkeit und Sittlichkeit laufen, wie mich dünkt, weniger Gefahr in einem Tanzsaal als in einer Kneipe. Dabey will ich nicht läugnen, daß dann und wann ein Tag der Selbstverläugnung und stillen Feyer eine gute Wirkung auf das Volk haben möchte, wie ich eben an mir selbst erfuhr, die aber die allwöchentliche Wiederkehr dieses Tages nicht hervorbringen kann. Die Saturnalien und die Fastnacht des alten und neuen Roms konnten und können durch ihre Länge und Ausschweifung nur Ermattung aber kein wahres Vergnügen zuwege bringen; auf der andern Seite aber verursacht die englische Sonntagsfeyer auch mehr Ermüdung, als sie religiösen Sinn erzeugt und hegt. Der Widerspruch, der darin liegt, daß man die Wirthshäuser öffnet und dagegen alle Orte der unschuldigsten Unterhaltung verschließt, machte mich für mein Vaterland erröthen. In diese und ähnliche Gedanken vertieft, entfernte ich mich aus den besuchtesten Vierteln der Stadt. Meine Gedanken schienen einen Gegenstand zu suchen, auf dem sie ruhen und sich sammeln könnten; aber sie fanden ihn erst spät. Ich stand vor der St. Martinskirche und bewunderte das herrliche Gebäude, als ich mit Erstaunen bemerkte, daß ich auf Gräbern wandelte, und während ich mich niederbückte, um die halb ausgetretenen Inschriften auf den Grabsteinen zu lesen, war es mir, als vernähme ich ein tiefes Murmeln in dem Innern der Kirche. Ich traf durch die halboffene Thüre, und die hohle Stimme des Kaplans und die Nasentöne des antwortenden Küsters verkündigten mir, daß sich hier buchstäblich zwey oder drey zum Gebete versammelt hatten. Welch ein Abstand gegen die gepuzte, prächtige Versammlung, die man hier am Morgen sieht! Aber die Stimme der Betenden drang mir so kräftig ans Herz, daß ich keinem bitteren Gedanken Raum geben konnte. Der Gottesdienst ging langsam und feyerlich seinen Gang, die vornehme Welt war ja nicht zugegen, und als der Segen gegeben war, näherte sich der würdige Pfarrer, von dem Küster geleitet, der Stelle, wo ich, gegen einen Pfeiler gelehnt, stand. Als er das nordwestliche Ende der Kirche erreichte, bemerkte ich zu meinem Erstaunen drey Männer mit eben so vielen Weibern, deren jede ein Kind mitgebracht, und welche während des Gottesdienstes alle so fest geschlafen hatten, als ein Bischof bey einer Ordinationspredigt thun soll. Die Kleinen wurden jezt von den Gevatterinnen geweckt und die Taufe begann mit einer einfachen Feyerlichkeit, die mich bis zu Thränen rührte. Als die Eltern sich mit den theuern Pfändern ihrer Liebe entfernt, der Schatten des Geistlichen sich in dem düstern Seitengange verloren hatte und der schwache Tritt des alten Küsters an der Thüre verschollen war, trat ich hinaus auf die Straße. Die Lampen brannten schon und ich eilte, ohne mich umzusehen, meinem Gasthofe zu, aus Furcht, einem jener eckelhaften Trunkenbolde zu begegnen, welche hier unseren Sabbath entheiligen und deren Anblick mich in meiner jetzigen Stimmung tief empört haben würde.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Inzwischen durchlief der ängstlich beunruhigte Elieser ringsherum alle Schluchten des Gebirgs. Seine Begleiter durchsuchten vertheilt alle Höhlen und Tiefen. Elieser,

Digitized by Google

von den Gipfeln der Felsen weit umherschauend, unterbrach alle Augenblicke sein inbrünstiges Gebet zu dem Allerhöchsten mit dem Ausrufe: „Nephtaly, mein geliebter Nephtaly!“ ... Außer sich, unbeweglich, mit aufgehobenen Armen stand und horchte er, hoffend, der Allmächtige werde seine Wünsche erfüllen; aber nur das Echo der Berge antwortete ihm. Da überwältigte ihn der Schmerz, sein Kopf sank auf seine Brust und Thränen flossen über seine Wangen.

Endlich, noch vor Untergang der Sonne, einige Augenblicke nachdem die junge Israelitin fortgeeilt war, langte Elieser am Fuße des Felsen an, wo Nephtaly besinnungslos auf der Erde lag und den Schleier der Jungfrau noch fest in seiner Hand hielt. Bei diesem Anblicke zerriß Elieser seine Kleider, warf sich auf den Körper seines Bruders und drückte ihn weinend an seine Brust. Zu seinem Troste fand er jedoch, daß, obwohl wie todt daliegend, er wenigstens nicht verwundet sey; schnell rief er daher seine Begleiter zu sich und sammelte in seinem Gefäße alle Tropfen Milch, die diese noch übrig hatten. Diese wohlthätige Feuchtigkeit ließ er dann langsam über die bleichen, verwelkten Lippen des unglücklichen Nephtaly fließen. Nephtaly öffnete die geschlossenen Augen, welche vergebens die Israelitin suchten und ermattet sich bald wieder schlossen; doch, trotz seiner Schwäche, verbarg er noch vorher den Schleier in seinem Busen. Elieser und seine Freunde hoben ihn mit Vorsicht auf, und mit Hülfe eines Hirten des Gebirges, dem sie begegneten, trugen sie ihn auf dem kürzesten Wege nach Silo.

Tödtlichen Schmerz empfand Sadok, da er seinen Sohn in diesem Zustande erblickte. Vergebens suchte der zärtliche Elieser, seine eigene Besorgniß verbergend, den niedergeschlagenen Vater zu versichern, daß sein Sohn lebe; der Greis stand unbeweglich, in sich gekehrt, bod stillschweigend seine Augen gen Himmel, wagte es aber nicht, wider Gott zu murren, der das Unglück über ihn verhängt hatte. Schon schien alle Hülfe, die man nur auffinden konnte, vergebens bey Nephtaly angewendet. Auf einem Bette von weichen Fellen lag er ohne Bewegung, bleich und welk. Aber einige Tropfen des köstlichen Weines von Engaddi, welche man ihm beybrachte, wirkten Wunder. Der junge Hebräer öffnete seine Augen, erkannte Vater und Bruder, und streckte seine Arme nach ihnen aus. Elieser, auf den Knieen vor seinem Bette, hielt mit der einen Hand das sinkende Haupt seines Bruders, mit der andern reichte er ihm den stärkenden Trank. Sadok sah's und weinte Freudenthränen.

Der auf diesen traurigen Tag folgende war der sechste des Monats Sivan, jener wichtige Tag, an welchem der Allerhöchste seinem auserwählten Volke auf dem Berge Sinai selbst seine Gesetze gegeben. Festlich wurde das Andenken an diese große, wohlthätige Begebenheit gefeyert. Der Hoheprieser, von allen Leviten umgeben, opferte im Namen der Kinder Jakobs zwey Brode von neuem Walzenmehle, als Erstlinge der Erndte, zum Brandopfer zwey junge Stiere, einen Widder, sieben Lämmer ohne Mackel, als Zeichen des Friedens, und das männliche Kalb des muntern Rehes, zur Versöhnung der Irrthümer eines allzu ungehorsamen Volkes. Nach diesem Dankopfer vereinigte sich jede Familie, um sich der Freude zu überlassen; jeder Israelite öffnete sein Haus seinen Brüdern aus andern Stämmen. Die Kinder Jakobs waren an diesem feyerlichen Tage nur beschäftigt, die Bande der Freundschaft und Bruderliebe fester zu knüpfen. Sadok nahm nicht Theil an der allgemeinen Freude. Nach verrichteten heiligen Pflichten schloß er sich mit seinem Sohne ein. Der fromme Elieser konnte selbst während des feyerlichen Gottesdienstes seinen Bruder Nephtaly nicht verlassen. Erst jezt, da es Nacht geworden war und ein wohlthätiger Schlaf die Augen seines theuren Kranken geschlossen hatte, eilte er in den Tempel. Dicht vor dem Allerheiligsten, das mit einem Vorhange verdeckt war, warf er sich mit ausgestreckten Armen in den Staub und bat in langer Andacht für die Erhaltung seines geliebten Bruders.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, May.

(Fortsetzung.)

Will der Katholik seine staatsbürgerlichen Rechte wieder erlangen, so heißt es: Sprechet, bis Eure Reden die Herzen Aller durchdrungen haben; verlangten die Arbeiter wohlfeileres Brod, so sagte man ihnen: rebet, bis die Mauern von St. Stephan Eure Klagen hören und wiederholen; wollen Kaufkeule Monopolien sprengen, Flüsse, Straßen und Länder von den drückenden Banden herkömmlicher Habgier befreien, so gebrauchen sie in freien öffentlichen Versammlungen die Rede als den legitimen und besten Hebel zur Durchbrechung der hindernden Scheidewand. Freilich kostet dies dem Volke mehr Mühe, mehr Geistesanstrengung und Nachdenken, als wenn es selbst sich nur leidend verhielte, und manche Abhülfe kömmt wohl etwas spät, da hier jede Partei sich derselben Waffe bedient; dafür bleibt der Britte aber mündig, selbstständig, ist sich seiner Freiheit bewußt und ist stolz auf seine Freiheit. Daher sein tiefer Abscheu gegen alle Willkühr, seine unbezwingbare Abneigung gegen das Bajonet und äußern Militärglanz, welcher ihn und seinem Sprößlinge, dem Nordamerikaner, immer das Wort „Zwingherrschaft“ in den Sinn bringt. Daher seine stets rege Eifersucht gegen die entfernteste Handlung der Heimlichkeit und Willkühr, und seine Wärme, mit welcher er sein Britons shall never be slaves ausspricht; Worte, deren Bedeutung der geringste Kohlenträger bei seinem pint of porter im Polhouse eben so tief fühlt (und dabey das Wörtchen „never“ vielleicht fünfmal in einem Athem wiederholt) wie der Gentleman bei einem politischen dinner, das einem Burdett oder O'Connel gegeben wird. Dieses Gefühl ist wahrhaft natio-

Digitized by Google

nal, und äußert sich allgemein. John Bull bleibt noch immer gutmüthig, bieder, treuherzig, höflich und dienstfertig. Wiewohl nun leider in neuerer Zeit sein Hang, glänzender zu erscheinen, als die Vernunft billigt, von mancher jener Eigenschaften nur die dünne, unfruchtbare Schale zurückläßt, so theilt doch der Engländer noch alle Cardinaltugenden seines guten deutschen Bruders. Aber ein Freiheitssinn liegt in ihm, der schnell erwacht, sobald er sich in einem befehlenden Tone oder mit einem geringschätzenden Worte angesprochen sieht; er brütet dann zwar keine Rache, Messer und Hinterhalt kennt er nicht, und auch beym Boxen will er fair play, aber er spricht auf der Stelle und in kurzen, bündigen Worten seine Meinung aus, und entziehet auf immer seinem Obern oder Beleidiger seine Dienste und sein Zutrauen. Daß nun Vereine, wie die oben erwähnten, berechnet sind, in einem vorzüglichen Grade den Freiheitssinn bei den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft zu erwecken, und ihn bei den älteren stets jung zu erhalten, bedarf wohl keiner fernern Erläuterung; es soll auch hier nur eine Vereinigung dieser Art, die philomatische Gesellschaft, näher beschrieben werden. Die Mitglieder, weniger aus der streng gelehrten, als aus den praktisch gebildeten bessern Klassen zusammengesetzt, halten ihre öffentlichen Zusammenkünfte für die Debatten und Vorlesungen wöchentlich zweimal in der Kapelle einer Baptistengemeinde auf dem Platze Burton Crescent, im westlichen Theile der Stadt. Jeder gebildete Ausländer, der nach London kommt und seinen Gesichtskreis über das ohnehin zur Uebersättigung schon beschriebene Ledlose und Gemeine der Hauptstadt erhebt, besuche dieses Institut oder andere ähnlicher Art, und er wird hier ohne Zweifel einen höhern Genuß finden, als der Anblick aller Docks, Brücken und Stage Coaches ihm gewähren kann. Jene Gesellschaft hat einen Ehrenpräsidenten, Sir James Mackintosh, und zwei Vizepräsidenten, die wirkliche Geschäftsführung ist aber einem Ausschusse von dreizehn durch jährliche Wahl ernannten Direktoren übertragen; es sind nämlich zwei Vorsitzer für die öffentlichen Zusammenkünfte, die gleich dem Sprecher des Hauses der Gemeinen selbst nicht sprechen, denen aber zur Handhabung und Aufrechthaltung der Ordnung und des Anstandes bei den Debatten die ausgedehnteste Machtvollkommenheit anvertraut ist, ferner ein Vorsitzer bei allen Privatzusammenkünften, sowohl der Direktoren als der allgemeinen vierteljäheigen Versammlungen, ein Kassenführer, ein Sekretär, ein Protokollführer, ein Bibliothekar, und endlich sechs Beisitzer. Zur Aufnahme eines neuen Mitgliedes ist eine Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Wahlstimmen erforderlich, und der jährliche Beitrag ist zwei Guineen. Alle Uebertretungen der Gesetze oder das Nichterscheinen der hierzu verpflichteten Mitglieder in den öffentlichen Versammlungen, wofern sie sich nicht durch Andere vertreten lassen, werden durch Geldstrafen gerügt. Die Dienstagabende sind den Debatten gewidmet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Im Grunde sind die Dichtungen des vorgeblichen Joseph Delorme wahre Mißgeburten, und entfernen sich von dem eigenthümlichen Geiste der französischen Dichtkunst, oder von den bisher allgemein befolgten Regeln dieser Kunst noch weit mehr als die kühnen Dichtungen Viktor Hugo's; allein man muß doch die Kühnheit loben, womit solche junge phantasiereiche Dichter es wagen, sich über die veralteten Formen hinwegzusetzen und neue Bahnen zu brechen; natürlich bringt ihr Ungestüm anfangs wilde Produkte; dieser Ungestüm wird sich aber schon legen, wenn sich das Publikum erst an die neuen Gestalten wird ein wenig gewöhnt haben, und sie nicht mehr aus dem bloßen Grunde, weil es Versuche in einer neuen Gattung sind, verwerfen wird. Uebrigens mögen sich die jungen Schriftsteller, die eine neue Dichtkunst aufbringen wollen, und deßwegen von den Anhängern der alten lächerlich gemacht werden, wozu sie, wie gesagt, Vorwand genug hergeben, mit den Aerzten der neueren Schule trösten, über die man sich auch in Paris lustig macht, weil sie ihre Grundsätze manchmal übertreiben. Wie viel Späße hat man nicht über die Anhänger der Broussais'schen Schule gemacht, die mit ihren Blutegeln oft Wunderkuren verrichten, aber auch zuweilen die armen Patienten jämmerlich ausmergeln! Es ist in Paris ein launigter Zeichner, welcher den Einfall gehabt hat, Menschen mit allerley Thiergesichtern darzustellen. So hat er auch ein Blatt geliefert, worauf drey Aerzte in Gestalt von Blutegeln dargestellt sind: sie stehen um das Bette eines abgezehrten, als Heuschrecke abgebildeten Kranken herum, und ihr Ausspruch steht dabey geschrieben: „Allzu große Fülle; strenge Diät, und morgen fünfzig Blutegel angesetzt!" Das ganze Bild ist äußerst grotesk. Wäre die Homöopathie hier bekannter, so würde auch sie wahrscheinlich zu solchen Karrikaturbildern Anlaß geben; bis jetzt ist nur der drollige Einfall eines großen Arztes bekannt, welcher, als man ihm berichtete, welche Wirkung die Homöopathisten von einem Billiontheilchen Medicin erwarten, in einem ernsthaften Tone rieth, man solle Wachen um den Genfer See herumstellen; denn sollte zufälligerweise ein Quintchen Chinapulver aus Muthwillen hineingeworfen werden, so könnte der ganze See in eine Chinatinktur umgeschaffen und dadurch den Uferbewohnern sehr nachtheilig werden. Wenn ein Hr. Ste. Beuve zu seiner Muse eine schwindsüchtige Wäscherin wählt, und in einer schönen Landschaft die Gelegenheit zum Ersäufen rühmt, so hat dieß weiter keinen Schaden, als daß sich der Dichter ein wenig lächerlich macht; allein wenn neue Aerzte auch neue Bahnen brechen und ihre neuen Theorien an den armen Patienten versuchen wollen, so ist der Fall ein wenig bedenklicher. Vor einiger Zeit wagte ein hiesiger berühmter Wundarzt eine kühne Operation; sie schien gut abzulaufen; allein nach einigen Tagen starb der arme Patient daran. Dieß wurde in den Zeitungen von den Freunden des Wundarztes un demi-succès, ein halb glücklicher Erfolg genannt! Ein anderer Wundarzt erregte großes Aufsehen durch die Ankündigung, er habe eine besahrte Frau in einen magnetischen Schlaf versetzt, um ihr einen Krebs wegzuschneiden. Die Zeitungen sprachen mit vielem Lobe von der glücklichen Entdeckung, die man gemacht habe, die zu operirenden Kranken zuerst in einen festen Schlaf zu versetzen, so daß sie beym Erwachen von ihrem Uebel befreyet wären, ohne die Schmerzen der Operation empfunden zu haben. Allein die Frau starb mehrere Tage darauf, und hiemit hatte das Gerede und das Leben ein Ende. In der medicinischen Akademie hatten mehrere geschickte Wundärzte sich gleich Anfangs sehr bestimmt wider die Ankündigung des vorgeblichen festen magnetischen Schlafes der zu operirenden Kranken ausgesprochen, und die Meynung geäußert, es müsse ein Irrthum oder eine Betrügerey hiebey vorwalten. Die Sache ist aber nicht weiter aufgeklärt worden; denn da die vielbesprochene Frau kurz darauf starb, so konnten die von der Akademie beschlossenen Beobachtungen nicht angestellt werden; diejenigen also, welche gern an den festen magnetischen Schlaf glauben mögen, haben keinen hinlänglichen Grund, um die Thatsache zu bezweifeln.

D—g.

Beylage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Mai 1829.

Wie ein Gebild aus Himmelshöhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn!
Das faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz. —

Schiller.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Die Morgenröthe erschien bereits, und die Lampen des goldenen Leuchters gaben nur noch ein schwaches Licht, da erhob sich Elieser wieder, um zu Nephtaly zurückzukehren. Aber im zweyten Vorhofe wurde er von einer jungen Israelitin aufgehalten, welche in ihren Händen zwey Tauben hatte und ein weißes Lamm an der Seite führte. Unruhe und Schmerz drückte sich in allen ihren Mienen aus. Eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht, und die liebenswürdigste Schamhaftigkeit, mit reiner Frömmigkeit verschmolzen, gab ihr unwiderstehliche Reize. Mit niedergeschlagenen Augen näherte sie sich dem staunenden Elieser und sprach zu ihm: „Verzeihe, Diener des Herrn, verzeihe einer Unbekannten, daß sie Dich noch einige Augenblicke zurückhält. Obgleich fremd in Silo, bin ich doch keine Ungläubige, sondern aus dem Stamme Benjamin, und wohne in dem Flecken Luza. Mein Name ist Rachel. Mein Vater Abdias betet den Gott Isaaks an. Ich bringe dem Ewigen dieses Lamm und diese zwey Tauben zum Opfer dar, den einzigen Reichthum, worüber die Tochter eines armen Hirten gebieten kann. Halte sie nicht für unwürdig, Sohn Aarons, daß Du diese Gaben für sie auf dem Altare opferst und den Allerhöchsten um die Gnade bittest, die sie von ihm erfleht."

Sie schwieg. Versunken im Anschauen, vermochte Elieser nicht zu antworten; sein Herz war zu bewegt von dem süßen Tone ihrer Stimme. Starr vor Bewunderung, überrascht von einem Etwas, das seine Sinne verwirrte, fühlte er sich im Innersten der Seele von einer unwiderstehlichen Empfindung ergriffen, die ihn beunruhigte und ihm doch wohl that; er kämpfte mit Qualen, die ihm schmerzlich und doch wonnevoll waren. Endlich ergriff er zitternd eine Hand der bescheidenen Rachel. „Tochter Abdias," sagte er zu ihr, „stehe mir bey, wenn ich Dein Opfer darbringe, Deine Gegenwart wird es reiner machen. Ich will dem Herrn Deine Gaben mit meinen heißesten Wünschen opfern, damit sich aber meine eifrigen Gebete mit Deinem rührenden Flehen vereinigen mögen, so antworte mir aufrichtig, was bittest Du von dem Herrn?" Rachel erröthete auf's Neue und schlug ihre Augen nieder. „Sohn Levi," antwortete sie, „die reinen Empfindungen, die mich beseelen, soll und darf ich Dir nicht verbergen. Ich flehe den Allerhöchsten um die Erhaltung des Lebens eines Sterblichen an, dem ich das meinige zu verdanken habe. Ich kann ihm nicht beystehen, und doch ist sein Leben in Gefahr. Möge der Allerhöchste alle die Leiden, die er duldet, auf mich wälzen! Siehe, das ist mein Gelübde, meine Bitte, das der Gegenstand meines Opfers. Die Dankbarkeit, die der Schöpfer in unsre Seele gelegt hat, kann dem Ewigen selbst an diesem heiligen Orte nicht mißfallen."

Während Rachel so sprach, drangen Thränen zwischen

Digitized by Google

ihren Augenliedern hervor; Elieser fühlte die seinigen fließen. Er kehrte sich nun gegen das Allerheiligste, wusch sich Hände und Füße, und zündete das Feuer an auf dem Opferaltare. Die Leviten wollten ihm bey den Zubereitungen zum Opfer beystehen. Elieser schlug es aber aus, denn er wollte diese süße Bemühung mit Niemanden theilen. Indessen lag Rachel im Vorhofe des Tempels auf ihren Knieen, hielt mit der rechten Hand den Kopf ihres Lammes, in der Linken ihre Tauben, und erwartete so den Augenblick des Opfers. Alsbald entzündete sich das heilige Feuer und die Flamme stieg himmelwärts. Jezt ergriff Elieser die Schlachtopfer; ihr Blut floß über den Altar, und er streute darein reine Waizenähren, die mit Oel begossen waren; die Flamme erhob sich auf's Neue und hüllte das Opfer ein. Auf der Erde liegend, betete die junge Rachel zum Ewigen. Elieser aber rief den Allmächtigen an mit lauter Stimme, das Flehen der frommen Benjamitin zu erhören und das Leben desjenigen zu erhalten, für den sie bitte. In seinem Innern zweifelte er nicht daran, daß es ihr Vater sey, für dessen Leben sie flehe, und dieser Gedanke, der sich mit der Erinnerung an die Gefahr seines eigenen Bruders vereinigte, machte sein Gebet um so dringender und heißer. Die Aehnlichkeit seines Schicksals mit dem der reizenden Rachel vermehrte die Liebe zu ihr, die ihn schon jezt zu verzehren drohte. Kaum war das Opfer vollbracht, als sich Elieser mit lauter Freude erhob; er eilte zu Rachel und rief: „Vernimm, was der Herr spricht: „kehre heim in Dein Haus, der Gegenstand Deiner Bekümmernlß hat seine Gesundheit wieder erhalten. Danke dem Gott Deiner Väter und erinnere Dich des Leviten, der so glücklich war, Dein Opfer zu vollbringen.“

Rachel neigte sich zur Erde und betete an. Hierauf erhob sie sich und trocknete die Thränen, die ihre Wangen bedeckten. Sie warf noch einen Blick der Erkenntlichkeit auf Eliesern und ging ellends weg.

Der Sohn Sadoks unterstand sich nicht sie aufzuhalten; aber ein tiefer Seufzer und seine wehmüthigen Blicke folgten ihr nach. Doch die Erinnerung an seinen Bruder schreckte ihn aus seinen Betrachtungen auf. Er eilte zu ihm zurückzukehren und fand bey seiner Ankunft das Haus mit Blumenkränzen geschmückt. „Nephtaly ist außer Gefahr, Nephtaly wird gesund?“ fragte er mit lauter Stimme und ging hinein. Trotz seiner Schwäche, konnte Nephtaly dem geliebten Bruder bis an die Schwelle entgegengehen, wo er ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. Erstaunen und Freude überwältigten Elieser.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber den Diamant.

Obgleich der Diamant noch immer der König der Steine ist, so hat er doch in einer Zeit, wo man es in der Kunst, falschen Schmuck zu verfertigen, so weit gebracht hat, viel von seinem alten Ansehen verloren. Da er indessen, abgesehen von seinem Werth als Luxusartikel, für Künste und Gewerbe von Bedeutung ist, so hat die vor Kurzem erregte Hoffnung, daß es gelingen könnte dieses merkwürdige Naturprodukt künstlich darzustellen, die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem auf dasselbe gerichtet. Einige Andeutungen über den Diamant werden daher nicht unwillkommen seyn.

Der Diamant findet sich in der Natur bald krystallisirt, bald in rundlichen, unregelmäßigen Körnern, immer in einem, allen Anzeichen nach ziemlich neuen, aufgeschwemmten Land, und die Geologen sind allgemein der Meynung, daß er in diesem Erdreich sich nicht gebildet habe, sondern anderswoher dahin geschwemmt worden sey. Dieses diamanthaltige Thonland ist übrigens äußerst selten; bis jezt hat man es nur in Ostindien, bey Visapur und Golkonda, auf Borneo und in Brasilien entdeckt. Der Diamant ist im Allgemeinen schwerer als die Substanzen, mit denen er vermengt ist, und so kommt es, daß man die größten auf dem Boden oder an den Seiten der breiten Thäler findet. Das Suchen dieser kostbaren Körper ist ein sehr kostspieliges, wenig einträgliches, und in Ländern, wo es keine Sklaven gäbe, fast gar nicht zu bewerkstelligendes Geschäft. In Indien wusch man die Diamanterde, brachte den Rückstand auf eine Tenne, trocknete ihn, und ließ die Diamanten durch nackte, streng bewachte Sklaven aussuchen. Dieß geschah beym Sonnenlicht, weil man die Steine so besser bemerkt. In Brasilien geht man jezt ungefähr auf dieselbe Weise zu Werke. Der Neger, der einen über 70 Gran schweren Diamant findet, wird in Freyheit gesezt. Trotz dem rechnet man auf die Contrebande über ein Drittheil des Ertrags. Die brasilischen Minen liefern jährlich 25—30,000 Karat, d. h. 10—13 Pfund rohe Diamanten, wovon nur 8—900 Karat geschnitten werden können. Die Diamanten sind sehr theuer; die nicht geschliffen werden können, kosten 15—18 Gulden der Karat. Karat nennt man das Gewicht, nach dem beym Diamantenhandel allgemein gerechnet wird; dieses Wort, das Anfangs nur beym Goldgewicht gebraucht wurde, kommt daher, daß man in dem Shangallaslande in Afrika, wo ein starker Goldhandel getrieben wurde, das Gold mit den Fruchtkörnern eines Schotengewächses, mit Namen Knara wog; mit solchen Körnern wog man später auch die Diamanten in Indien; der Karat wiegt nicht ganz vier Gran.

Können die rohen Diamanten geschnitten werden, und beträgt ihr Gewicht keinen ganzen Karat, so kosten sie gegen 48 Franken der Karat. Sind sie über einen Karat schwer,

Digitized by Google

so nimmt man das Quadrat des Gewichtes und multiplicirt es mit 48; ein drey Karat schwerer Diamant gilt somit drey Mal drey Mal 48, also 432 Franken. Dieß ist die Formel für den mittlern Preis der rohen Diamanten; die geschnittenen sind aber weit theurer.

Das Schleifen der Diamanten ist eine neuere Erfindung; man verdankt sie Ludwig Berquem von Brügge im Jahr 1476. Es geschieht auf einer wagerechten Scheibe von weichem Stahl, mittelst Diamantpulvers, das mit Oel angefeuchtet ist. Die Alten kannten diese Kunst nicht, und wandten daher nur diejenigen Steine an, die von Natur glatt oder regelmäßig krystallisirt sind. Der Steinschneider sucht den Diamant zu poliren, ohne ihm zu viel an Gewicht zu benehmen, und ihm eine, nach den Regeln der Optik berechnete Form zu geben, wodurch seine Eigenschaft, die Lichtstrahlen zu brechen und zu zerstreuen, erhöht wird. Man schneidet den Diamant als Rosette oder als Brillant; der Brillant gibt mannigfaltigeres Licht und wechselnderes Farbenspiel; die Rosette strahlt lebhafter, spielt aber nicht so schön. Man gibt jezt dem Brillant den Vorzug. Der Preis des geschnittenen Diamants ist nach Form, Reinheit, Farbe und Gewicht sehr verschieden. Von $\frac{1}{16}$ Karat bis zu einem Karat Gewicht ist der Mittelpreis 60—250 Franken der Karat; über einen Karat nimmt man das Quadrat des Gewichts und multiplicirt mit 192.

Fast alle große Diamanten kommen aus Indien; der größte brasilianische wiegt blos 95 Karat; er ist nicht geschnitten und gehört der Krone Portugal. Der allergrößte, den man kennt, wiegt 300 Karat (über zwey Unzen) und gehört dem Rajah Matun auf Borneo. Der des Großmoguls wiegt 279 Karat; er hat schönes Wasser und eine schöne Form, aber doch einen Fehler; der des Kaisers von Rußland, der im Jahr 1772 gekauft wurde, wiegt 193; der des Kaisers von Oesterreich 139; der des Königs von Frankreich endlich 136 Karat. Lezterer ist unter dem Namen Pitt oder Regent bekannt, weil ihn in der Minderjährigkeit Ludwigs XV. der damalige Regent, der Herzog von Orleans, von einem Engländer Pitt gekauft hat. Er ist sehr schön geformt und vollkommen wasserhell.

Der Diamant war und ist noch ein bedeutender Bijouterieartikel, er ist aber auch sonst nicht ohne Wichtigkeit für Künste und Gewerbe. Seine Anwendung zum Glasschneiden ist allgemein bekannt, und wegen seiner ausnehmenden Härte taugt er vor allen Substanzen am besten, um die Zapfenlöcher in feinem Uhrwerk zu füttern.

Sagen wir jezt einige Worte von seiner innern Beschaffenheit. Von Alters her dachte man nicht anders, als er habe in seinen chemischen Verhältnissen große Aehnlichkeit mit den andern Edelsteinen. Newton kam zuerst durch die Betrachtung, daß brennbare, durchsichtige Körper, wie die aetherischen Oele, der Weingeist u. s. w. die Lichtstrahlen sehr stark brechen und zerstreuen, und daß der Diamant diese Eigenschaft im höchsten Grad besizt, auf den Gedanken, dieser merkwürdige Stein könnte ein brennbarer Körper seyn. Die florentinische Akademie bestätigte diese Vermuthung; ein in den Brennpunkt eines sehr starken Linsenglases gelegter Diamant verflüchtigte sich vollkommen. Lavoisier analysirte zuerst das Produkt dieser Verbrennung, und durch seine und anderer Chemiker Versuche gelangte man zu der Ueberzeugung, daß der Diamant nichts sey als vollkommen reine, krystallisirte Kohle. Man konnte den Diamant in Kohle verwandeln, nicht aber die Kohle wieder in Diamant; wollte man also künstliche Diamante machen, mußte man hinter das Geheimniß kommen, die Kohle zu krystallisiren. Auf den ersten Blick könnte es sonderbar erscheinen, daß ein so durchsichtiger, glänzender, harter Körper und eine schwarze, undurchsichtige, weiche Substanz aus denselben Elementen bestehen und der ganze Unterschied in der symmetrischen Anordnung der kleinsten Theile, Krystallisation genannt, liegen soll. Wir finden indessen in der Natur verschiedene ähnliche Fälle; die Kalkerde kommt in ungeheuern Massen als sogenannter kohlensaurer Kalk in der Gestalt von Kreide, von Marmor, von dichtem Kalkstein vor; ist aber dieser kohlensaure Kalk krystallisirt, so bildet er ein schönes, durchsichtiges Mineral, Kalkspath genannt, das die Sonnenstrahlen bricht, ja die sonderbare Eigenschaft hat, sie zu polarisiren. Die Kieselerde sehen wir gewöhnlich in Gestalt von harten, undurchsichtigen Geschieben, von Sand oder Granit; ist sie aber krystallisirt, bildet sie einen schönen durchsichtigen Krystall, den sogenannten Bergkrystall, der geschnitten und polirt werden kann.

Seit die chemische Beschaffenheit des Diamants bekannt ist, dachte man auf Mittel, die Kohle zu krystallisiren, um künstliche Diamanten zu machen. Leider gab der Zustand, in dem man den Stein in der Erde findet, über die Art, wie er sich ursprünglich gebildet haben mochte, keinen Wink; denn, wie schon erwähnt, ist er bestimmt älter als das Land, in dem man ihn findet. Man dachte also auf Mittel, die Kohle auf einem der uns bekannten Wege zu krystallisiren. Um einen Körper zu krystallisiren, muß er aufgelöst werden, entweder in einer Flüssigkeit oder durch Wärme; er muß in lezterm Fall geschmolzen, d. h. gleichsam in Wärmestoff aufgelöst werden; so krystallisiren die Metalle, der Schwefel u. s. w., wenn man sie schmilzt und langsam erkalten läßt. Diese Wege waren bey der Kohle nicht anwendbar, denn sie ist unauflöslich und unschmelzbar. Man nahm daher zu dem Galvanismus, zur Elektrizität seine Zuflucht; aber ohne Erfolg. Durch die bekanntlich in der neuesten Zeit der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Proben von künstlichen Diamanten glaubte man endlich der schö-

Digitized by Google

nen Entdeckung um vieles näher zu seyn. Die großen Hoffnungen, die man Anfangs hegte, haben sich aber bey weitem nicht ganz bestätigt, und wenn auch je diese Versuche zu einem Resultate führen, so werden doch die reichen Leute nicht so bald das Privilegium verlieren, mit ächten Diamanten Strahlen zu werfen, und noch länger wird es währen, bis unsere Wagenachsen in Diamanten laufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Zu diesen Sitzungen werden auch Damen zugelassen, die sich auch oft in beträchtlicher Menge einfinden; für die Ordnung der Debatten gelten folgende Regeln: Jedem Mitgliede steht es frei, dem Sekretär schriftlich seinen Wunsch mitzutheilen, einen beliebigen Gegenstand zur öffentlichen Diskussion zu bringen. Finden die Direktoren denselben zur Diskussion geeignet, so wird er vom Protokollführer in ein besonderes Buch eingetragen, und kann ohne Erlaubniß der Direktoren weder zurückgenommen, noch in seinem Titel verändert werden. Politische Partheyfragen (party politics) und Glaubenskontroversen werden nie zur Debattirung zugelassen, es darf ihrer sogar in Debatten über andere Gegenstände nicht erwähnt werden. Der Vorschlagende reicht dem Präsidenten acht Tage vor der Diskussion schriftlich ein, ob er für oder wider den Gegenstand sprechen wolle. Jedem Mitgliede ist nur 15 Minuten zu sprechen erlaubt; jedoch bleibt die Verlängerung dieser Zeit lediglich der Ansicht des Vorsitzers anheimgestellt. Wer nach der Mahnung noch länger als 5 Minuten spricht, oder die Bemerkungen des Vorsitzers (from the Chair) mißachtet, ist in eine Geldstrafe verfallen. Werden die Debatten vertagt, was bey wichtigen Erörterungen bisweilen geschieht, so ist der erste Antragende verpflichtet, bey der Fortsetzung jedesmal gegenwärtig zu seyn. Der Vorsitzer hat das Recht, jedes Mitglied zur Theilnahme an der Debatte aufzufordern, was indessen abgelehnt werden kann. Die Mitglieder reden sich „my friend" oder „thou gentleman" an. Nachdem die Debatte geschlossen ist, wird durch Aufheben der Hände abgestimmt; auch den Besuchenden ist hier das Recht, to vote for or against the question, gestattet. Das Verzeichniß der zur Diskussion eingeschriebenen Gegenstände und Vorlesungen wird alle drey Monate den Mitgliedern auf gedruckten Karten mitgetheilt. In dem gegenwärtigen Vierteljahre kommen folgende Fragen zur Diskussion: Ist die Verbreitung höherer Kenntnisse unter den arbeitenden Klassen geeignet, ihnen einen glücklicheren Zustand zu bereiten? Müssen Anwälte das Interesse ihrer Clienten vertheidigen, ohne Rücksicht auf den moralischen Charakter der Sache selbst zu nehmen? Ist aus der Revolution von 1688 mehr Nutzen oder mehr Nachtheil entstanden? Bringt die Zuflucht zum Zweykampf mehr Gutes oder mehr Nachtheil? Ist der Nutzen der Jagdgesetze größer als ihr Nachtheil? Ist die Bevölkerungstheorie des Hrn. Malthus wohl begründet? War die Achterklärung des Lords Strafford im Rechte begründet? Hat die Regierung Buonaparte's Frankreich mehr Vortheil oder Nachtheil zugefügt? Schützen die englischen Gesetze die Interessen des weiblichen Geschlechts hinlänglich? Sind Armengesetze nothwendig? Was sollte vorzüglich bey der Bestimmung des zukünftigen Berufes der Jünglinge in Betracht gezogen werden? ihre eigene Neigung oder die Ansichten der Aeltern? Ist es billig, daß die von ihren Angehörigen nicht abgeholten Körper der in Kranken- und Armenhäusern verstorbenen Personen den Aerzten zur Zergliederung übergeben werden? Soll überhaupt eine Beschränkung für die Dauer des Verlagsrechtes' stattfinden? Der Inhalt dieser Fragen führt schon zu einem deutlichen Begriff von dem Charakter solcher Gesellschaften und dem hohen Nutzen, den sie für die Entwickelung einer regen Theilnahme am öffentlichen bürgerlichen Leben und dessen Vervollkommnung haben. Die Diskussionen über die erste Frage wurden durch drey Sitzungen fortgesetzt. Vor einigen Abenden kam die dritte Frage zur Verhandlung, nämlich: ob die Revolution von 1688 in ihren Folgen mehr Vortheil als Nachtheil gehabt habe. Der Eröffner der Debatte, ein junger Mann, welcher für das Ueberwiegen der Vortheile sprach, die jenes Ereigniß zur Folge hatte, war anfangs schüchtern, gewann aber im Flusse der Rede sichtbar an Selbstvertrauen, besonders als Beyfallszeichen und ein billigendes „hear! hear!" sich bisweilen hören ließen; gar schön gelang ihm die Darstellung des für die Nation vortheilhaften Eindruckes, welche jene Begebenheit auf die nachfolgenden Regentenhäuser Großbritanniens hatte und noch stets ausüben muß; minder glücklich war er hingegen in der Vertheidigung der Nationalschuld, ein Uebel, das zuerst unter Wilhelm von Oranien zu wuchern anfing. Diesem folgte nun ein anderer ausgezeichneter Redner, bestätigte nicht nur die Ansicht seines Vorgängers durch noch scharfsinnigere Argumente, sondern vertheidigte auch die Politik Wilhelms, die Kriege Englands gegen Ludwig XIV., aus dem Gesichtspunkte der innern und äußern Verhältnisse des Landes, auf eine meisterhafte Weise; ein dritter Redner, vom Präsidenten aufgefordert, mißbilligte hingegen in einer köstlichen Sprache, mit der Gewandtheit eines vollendeten Dialektikers, die Vertreibung Jakobs II. und bewies aus dem Freyheitssinne der Nation, daß sie, selbst wenn die Dynastie der Tudor nie aufgehört hätte zu regieren, jetzt auf derselben Stufe der Freyheit, ja vielleicht auf einer noch höheren stände und also nicht nöthig gehabt hätte, zu der Vertreibung ihre Zuflucht zu nehmen; er zeigte aus der frühern Geschichte Englands, daß die Entwickelung und Ausbildung jener Freyheit nicht aufgehalten oder unterdrückt werden konnte, und daß überhaupt jene Revolution das Werk des höhern Adels war, wobey die Nation mehr eingebüßt, als gewonnen habe. Mehrere Redner folgten, und bey der Abstimmung siegte die Ansicht vom Ueberwiegen der Vortheile jenes Ereignisses mit 15 Stimmen gegen 2.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 117.
Haug. Aug. Au.

Charade.

Erste Sylbe.

Ein Zauberwort, dem Nichts verschlossen bleibt,
Wenn's aus des Herren Mund ertönt,
Das früh den Schläfer zum Geschäfte treibt,
Und wenn er noch so ungern fröhnt.

Zweyte Sylbe.

Ein rascher Sprung, ein erstes Kapital,
Ein Rückstand und ein Redestück zumal;
Du siehst es hier
Dreymal vor Dir.

Das Ganze.

Zum Schmucke dient's dem Kopf der Damen.
Doch plagt es ihn im Institut;
Mit Mühe meist bracht' er's zusammen:
Aus ihm ging's schwer, auf ihm steht's gut.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 124.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Mai 1829.

Was? Ein Perser ist der Herr? Das ist ja etwas ganz Außerordentliches! Wie kann man ein Perser seyn!

Montesquieu.
Lettre pers. I. 30.

Chinesen in Paris.

Vier Individuen aus dem himmlischen Reiche sind wie vom Himmel nach Paris gefallen. Daß sie angekommen, dem König und einem Minister vorgestellt worden, und bey Hofe lateinische Reden gehalten haben, ist alles, was bisher über sie unter das Publikum kam; auch wollte man noch wissen, sie seyen nach Europa gekommen, um China zu bekehren. Das sind so wenig Chinesen als die Osagen Osagen waren, behauptete sogleich eine Zeitung, welche ungern sieht, daß die Aufmerksamkeit des Publikums von den politischen Verhandlungen des Inlandes abgelenkt werde; und wenn es Chinesen wären, fragte ein vorlautes Theaterblatt, wer in Paris könnte es entscheiden? Und im Chorus stimmten die andern Publizisten ein: „die Chinesen sind eine neue Mystifikation. Die lazaristischen Geistlichen, welche mit denselben imponiren wollen, haben die Absicht, ihre eigene Wichtigkeit zu zeigen.“ Es ist um so klarer, meynten die Herausgeber der leichten Blätter, daß es ein Unternehmen des Ministeriums ist, da man die Leute so neugierig macht und diese Asiaten nicht sehen läßt; bald aber, behaupteten sie, wird man sie sehen lassen, ja es wird noch mehr Geld durch sie verdient werden als durch die Osagen. Nein, erhob das Journal des Débats seine Stimme, nein, davon wißt ihr alle nichts, aber wir sind von der Sache unterrichtet, und zum Beweis: Hr. Abel-Rémusat stellt das Zeugniß aus... Nein, erwiederte seinerseits Hr. Abel-Rémusat öffentlich in einem Briefe, ich habe die Chinesen noch gar nicht zu Gesichte bekommen. Aber der Moniteur hatte bereits die Nachricht aus den Débats aufgenommen; man fing an das Sprichwort: Le Moniteur ne ment jamais in Zweifel zu ziehen, und gerade die Zeitungen, welche nicht wollen, daß man sich mit den Chinesen abgebe, haben so viel von denselben gesprochen, daß alle Welt desto neugieriger wurde. Heute endlich (8. Mai) ist einer Anzahl von Gelehrten, H. Abel-Rémusat, Klaproth, Stanislas Jullien und andern, welche mehr oder weniger Chinesisch verstehen, erlaubt worden, die Chinesen zu sehen, und als Stell-dichein wurde die königl. Buchdruckerey bestimmt, wo H. von Villebois, Direktor derselben, sehr zuvorkommend die Honneurs machte.

Ich war so glücklich, mich an die genannten Gelehrten anschließen zu dürfen. Sind es Chinesen, dachte ich, so sind sie weither genug gekommen, daß man eine Stunde Wegs ihrenthalben macht, und ich begab mich nach der fernen Rue Vieille du Temple, wo die große Druckerey steht, die sonst 1200 Beamte und Arbeiter beschäftigte, jezt aber nur noch 700. Der Pförtner wollte, um sich ein freysinniges Ansehen zu geben, kaum glauben, daß die Leute, welche man noch erwartete, Chinesen wären. Der Huissier scheute sich nicht, sie im Voraus für Osagen zu erklären, und meynte, die Franzosen ließen sich nichts aufbinden, als das Budget. Die andern glaubten, weil sie es wünschten, daß es Chinesen seyen. Durch das Fenster sah man ihnen entgegen, und da man gewöhnlich annimmt, in China sey alles um-

Digitized by Google

gekehrt, wie bey uns, so war wohl mancher darauf gefaßt, die Leute würden rücklings zur Thüre hereinkommen. Sie kamen aber in einem ganz verschlossenen Wagen, wurden in den Audienzsaal eingelassen, und man führte uns endlich zu den Chinesen.

Die weißgelbröthlichen Gesichter, die eigenthümlichen Backenknochen, die seitwärts aufgezogenen Augen und die wildfremde, milde Physionomie überzeugten noch schneller als das rasirte Haupt, der fast bis zur Erde hängende starke Zopf, der regensammelnde Kopfputz und die Gewänder, daß die Leute weither seyn müßten. Sie grüßten nicht blos mit einer Verbeugung und indem sie an den Kopfputz griffen, sondern mit allen süßlächelnden Zügen des Gesichtes, und man sah ihnen an, daß sie sprechen würden, wenn man sie nur fragte. Ungefragt spricht der Chinese nicht; in Macao hielten die Portugiesen vor einiger Zeit mit den Chinesen Berathung; da aber die Portugiesen nicht zuerst reden wollten, so blieben beyde Theile mehrere Tage bey einander und trennten sich ohne ein Wort gewechselt zu haben. Die vier Individuen sind 19 bis 26 Jahr alt, und die zwey Lazaristen, ihre Begleiter, erzählten uns, diese Jünglinge wollten die christliche Religion und unsre Kenntnisse näher kennen lernen, um mit besserem Erfolge in China dem wahren Glauben nützlich seyn zu können. Sie sind von Haus aus Christen, wie es überhaupt deren in China sehr viele gibt, in mancher Stadt 40,000; aber die Regierung verbietet ihnen zuweilen, sich Christen zu nennen, und diese harte Verfolgung droht dem Glauben Untergang. Einen von den Asiaten fanden wir Europäer schön, besonders die anwesenden Damen, welche hierüber das beste Urtheil haben; aber dieser hat eine gebogene Nase und ist schlank, gilt also in China für häßlich; der kleinste dagegen, mit dem Vollmondgesicht und dem beträchtlichen Leibe, welcher lächeln kann wie ein vornehmer Mann, scheint uns häßlich, aber den Chinesen schön, und kann seiner Wohlbeleibtheit halber dort zu hohen Ehren gelangen.

Man erließ ihnen die, in China gewöhnliche Mühe, ihre Schuhe auszuziehen, und führte sie in die Druckerey. Ich wußte, Bley heiße auf chinesisch si, und kaum in der Werkstätte angelangt, fragte ich den einen: Quomodo plumbum vocatis in sinensi lingua? (Wie nennt ihr Bley auf chinesisch?). Er antwortete si. Andere Neugierige fragten Aehnliches und erhielten richtige Antwort. Der eine besonders sprach gut Latein, welche Sprache sie als Geistliche in China von Jugend auf lernen. Ihre Aussprache des Lateins ist eher französisch als deutsch. Sie lernten es wie eine lebendige Sprache, lasen wie einen lateinischen profanen Schriftsteller und kannten von gedrucktem Latein nur die Gebetformeln. Ich fragte sie, wann sie China verlassen hätten; Reliquimus, antwortete der eine, Macaonem die vigesimo quinto Novembris (wir verließen Macao am 25sten November). Sie waren nur vier Monate auf dem Meer, erlitten einige Stürme, lernten die insulam Africam kennen, wie auch Sanctam Helenam. In Frankreich gefällt es ihnen sehr, und dieß nimmt mich nicht Wunder; denn sie werden von Fürsten und Ministern wie gleich und gleich behandelt, und zu Hause waren sie keine bedeutende Leute; der eine sagte: dieß Land gefällt mir besser als das Reich der Mitte. Mit Neugierde, Verwunderung und Lachen sahen sie die beweglichen Lettern, die mechanischen Pressen, die Arbeiter an, und erwiederten sogleich jegliche Frage, die man an sie richtete. Manche Frage sezte sie freylich in Verlegenheit. Ein junger Franzose erkundigte sich: Quomodo invenis hanc terram? (wie findest du, comment trouves-tu ce pays) und diesen Europäismus verstanden die Chinesen nicht; dagegen berichteten sie auf andere Fragen: Kanton ist so groß als Paris; die Kantoner verstehen kaum die Pekinger, das schöne Geschlecht hat in Paris größere Freyheit als bey uns u. dgl. m. Des Fragens war kein Ende, und dieß fiel den Chinesen nicht auf. Denn in China, wo man genöthigt ist, die Namen fremder Völker mit chinesischen Grundsylben zu bezeichnen, gibt man den Franzosen einen Namen, welcher Vielplauderer bedeutet, die Engländer nennt man Wucherer, ohne ihren Namen sehr zu verdrehen, die Deutschen haben dort keinen Namen, die Holländer nennt man Kaufleute u. s. w. So findet es sich, daß die Namen europäischer Völker in China bezeichnender sind als bey den Völkern selbst, woraus man jedoch nicht schließen muß, daß diese aus China stammen.

Abel-Rémusat, bekannt durch Uebersetzung der chinesischen „zwey Basen“ und durch viele eben so geistreiche als gelehrte Schriften, ergriff nun die Kreide und schrieb an die Tafel auf chinesisch, mit einer Schnelligkeit, worüber die Asiaten erstaunten: „Ich bin Lehrer der chinesischen Sprache im großen Reiche des Abendlandes.“ Die Ostländer machten ihre Verbeugung und lächelten süß; bey jedem Zeichen, das auf der Tafel erschien, erheiterte sich ihr Antlitz mehr und mehr, und wenn der Satz dastand, lasen sie ihn und lächelten schmunzelnd. „Ich heiße Abel-Rémusat; wollt ihr mir eure Namen und euren Geburtsort aufschreiben? denn ich schreibe eure Sprache, aber rede sie nicht.“ Dieß that einer nach dem andern, aber jeder wollte dem andern den Vorzug lassen, ja sie berietben sich so lange, daß man fragte: Warum berathen sie sich? Cur consultatis? fragte sie der Lazarist. Die einen sind aus der Gegend von Kanton, die andern aus einer nordwestlichen Provinz, aber sie verstehen alle den Dialekt von Peking; dort und in Kanton leben die gelehrtesten Männer. Nach Peking sind sie niemals gekommen; nimis distat (es ist zu weit); auch kannten sie die Russen oder Moskowiten nicht, und dieß nimmt mich nicht Wunder. Denn als vor zehn Jahren russische Schiffe in Peking anlangten, hielt man die Passagiere für Betrüger, weil

Digitized by Google

man nicht glauben konnte, daß eine westliche Nation von Norden gekommen sey.

Pater Basil von Glemonas chinesisch-lateinisches Wörterbuch wurde aufgeschlagen, außerdem des H. Julien Mencius und mehrere von Rémusat herausgegebene Texte; Zeichen zum Druck, Pinsel u. a. wurden herbeygeholt, und H. Rémusat schrieb auf: „Sezt euch und gebt uns eine Stunde.“ Lächelnd fügten sich die Chinesen, schrieben und übersezten, gaben Aufschluß über die Aussprachen, lasen in verschiedenen Dialekten. Man sagt gewöhnlich, die Chinesen haben kein r und die Japaner kein l, aber unsre Chinesen sprachen das l wie l und r zugleich, man weiß nicht, ob wie l r oder wie r l; es ist weder ein l mouillé noch ein Wiener r l. Sie sprechen nicht, wie man sich zuweilen ausdrückt, ein weiches d und ein hartes t, sondern nur ein hartes. Einer sagte das Vaterunser auf chinesisch; die Sprache ist weich und die Wörter fließen in einander; der Accent ist kaum so auffallend als bey der englischen Sprache.

Während sie lasen, stand ein Maler in der Nähe und zeichnete sie; der schönste (nach unserem Geschmack) war so gefällig, seinen regensammelnden Kopfputz abzunehmen und den gaffenden Zuschauern zu zeigen, wo der ellenlange Zopf auf dem kahlen Haupte seinen Anfang nimmt. Wahrscheinlich werden sie morgen oder übermorgen lithographirt erscheinen, in drey Tagen auf Dosen, Arbeitsbeuteln, in vier Tagen auf Teppichen, Büchertiteln, und in einem Monat ist Alles à la Chinoise. Aber die jungen Fremden können nicht die Freude haben, sich mit eigenen Augen überall so vervielfältigt zu sehen, wie Ludwig XIV. in seinen Sälen zu Versailles; denn sie leben, bisher wenigstens, zurückgezogen im Lazaristenhause, nicht so frey als die Aegypter, Türken, Perser und Schwarzen zu Paris, und vom Lazaristenhause werden sie einst in ihre Heimath zurückkehren, um die schwierige Aufgabe zu lösen, unter 150 Millionen Chinesen das Christenthum zu verbreiten. Die Rückkehr ist nicht so schwierig, als man glaubt. Zwar steht Todesstrafe auf der Rückkehr, oder, wie man besser sagen würde, auf der Auswanderung; aber jährlich wandert eine Unzahl nach den indischen Inseln, treibt dort Handel, verzehrt und verspielt den Gewinnst an Ort und Stelle, und ein Gelehrter, welcher die Macaozeitung liest, versichert mich, sie könnten dennoch in das Reich der Mitte zurückkehren.

Im Lazaristenhause vergönnt man einigen Leuten den Zutritt, und da Hr. Joseph, einer von den Chinesen, auch mir den Besuch verstattet, so kann ich später den Lesern dieser Blätter ausführlichere oder wenigstens geordnetere Nachricht über die wahrhaften vier Chinesen ertheilen, als mir dieß heute möglich ist.

D.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Die Kinder Israels überließen sich nun allgemeiner Freude, die Wiedergenesung des allgemein geliebten Nephtaly feyernd. Verwandte und Freunde versammelten sich; die Stämme mischten sich traulich unter einander. Die Alten, die Priester, die Handwerksleute, alle Einwohner der Stadt machten an diesem Tage nur eine Familie aus. Alle schienen nur eine Seele zu haben, um das schöne Fest des Glückes ihres Hohenpriesters mit gleicher Rührung zu feyern. Sadok, in Begleitung seinee zwey Söhne, war in ihrer Mitte. Alles drängte sich um ihn, Alle erhoben bey seinem Anblicke ihre Hände gen Himmel und flehten zum Höchsten für sein Leben. Jeder wollte zuerst den so theuren und geliebten Nephtaly sehen, der, bleich und schwach, gestüzt auf seinen Bruder, langsam an der Seite seines Vaters einherging. Elieser wandte keinen Blick von ihm, obgleich aber in seinen Augen Freude glänzte, so verriethen sie doch innerliche Unruhe. Nephtaly lächelte, ihn zu beruhigen; doch auch sein sanftes Lächeln war mit Trauer gemischt. Jeder von ihnen hatte ein Geheimniß, das der andere nicht wußte; beyde wurden dadurch innerlich beunruhigt und baten einander, ohne es auszusprechen, in stillem Händedrucke um Verzeihung.

Sobald sie im väterlichen Hause angekommen waren, trennten sie sich von ihren Freunden, und ohne einander ihre Absicht mitzutheilen oder sich nur ein Zeichen zu geben, ging jeder auf einem andern Wege nach jener Einsamkeit, die am äußersten Ende des Feldes war, das sie nährte. Hier, am Rande eines Abgrunds, der alten Grenze ihres Erbguts, unter dem Schatten eines großen Feigenbaums, den die Kananäer gepflanzt, war ein Sitz, auf dem sich die zwey Brüder alle Abende, von den Arbeiten des Tages ausruhend, mit der Betrachtung der heiligen Gesetze unterhielten. Immer kamen sie traulich Hand in Hand mit einander hierher; nur diesesmal trafen sie, von entgegengesezten Seiten herkommend, hier wie zufällig zusammen. „Ich erwartete Dich,“ sagte jeder zum andern. Sie umarmten sich innig; Nephtaly wollte anfangen zu reden, Elieser kam ihm aber zuvor. „O mein Freund,“ sagte er, „Du, die liebste Hälfte meines Lebens, welche Gefahr bedrohte uns, und welch innigen Dank sind wir Gott schuldig, der Dir das Leben geschenkt hat! Vergebens lag ich die vergangene Nacht vor der heiligen Arche und flehte den Ewigen an, unsers jungen Lebens zu schonen und uns noch einige Zeit auf der Erde mit einander leben zu lassen, damit wir uns lieben könnten; ich hatte kaum Hoffnung dazu; kein günstiges Zeichen antwor-

Digitized by Google

tete mir, daß der Allmächtige meine heißen Wünsche erhören würde. Ich sagte zu mir: es ist vorbey, der Höchste verstößt mich in seinem Zorn; sein Antlitz ist in eine dicke Wolke gehüllt, durch welche meine Seufzer nicht dringen können; er will mich meines Bruders berauben!.. O mein Freund! was sind wir? und mit welch unwiderstehlicher Gewalt wirkt bisweilen ein Augenblick auf unsere Seele! Von Verzweiflung ergriffen, von den fürchterlichsten Qualen niedergedrückt, wo man sein Daseyn nur an dem Gewichte folternder Empfindungen noch erkennt, sah und fand ich die junge Rachel, die Tochter des Hirten Abdias, in dem zweyten Vorhofe des Tempels. Mein Herz flog ihr entgegen, wie der leichte Strohhalm der Ambraſtande zufliegt. O mein Bruder! wenn Du sie gesehen hättest, wie sie auf den Knien lag, in ihren Händen zwey Tauben haltend und mit gen Himmel gerichteten thränenvollen Augen!... Ihre Trauer verschönerte sie und ihr Schmerz erhöhte ihre Anmuth. Sie flehte für ihren Vater, der in Benjamin im Flecken Luza wohnt; sie bat den Höchsten, dem Urheber ihres Lebens seine Tage zu fristen. Ihre Frömmigkeit, ihre rührende Tugend war auf ihrem reinen Gesichte abgemalt; heilige Ehrfurcht war mit der Liebe gepaart, die aus ihren Augen sprach. Ich will Dir's gestehen, mein einziger Freund, Du wirst es mir verzeihen! Versunken im Anschauen der Liebenswürdigen, vergaß ich, an Dich zu denken. Ach! verzeihe mir, Nephtaly! Doch, nicht weiter ... Wie niedrig bin ich, daß mich diese Leidenschaft so sehr hinreißen konnte, meines Bruders zu vergessen!" Elieser verbarg sein Gesicht in Nephtalys Händen. Dieser sah ihn an, weinte und sprach: „Sey versichert, ich bedarf der nämlichen Nachsicht, wie Du und ich bitte Dich darum. Ja, mein Bruder, ich liebe wie Du, und ein eben so heftiges Feuer brennt in meiner Seele. Mein Herz, das kaum unserer Freundschaft genügen konnte, das sich keiner Freude überließ, wenn es nicht vorher überzeugt war, daß sie mit Deinen Wünschen übereinstimmte, dieses Herz ist von einer unwiderstehlichen Leidenschaft geängstigt und beunruhigt, die nicht mehr Elieser zum Gegenstande hat. Es verlangt, es wünscht, es sucht ein Glück, das nicht Du bist. Ich kenne dieses Glück nicht, ich kenne mich selbst nicht mehr. Meine Seele ist von einer unwiderstehlichen Gewalt gefesselt. Allein und unaufhörlich mit derjenigen beschäftigt, die mir überall folgt, sehe ich nur sie, höre ich nur sie, spreche ich nur mit ihr; sie nur ist mein Wunsch, sie mein einziger Gedanke. Die Zeit, die mir ohne sie verfließt, gehört nicht mehr zu meinem Leben. Die ganze Welt drängt sich auf den Ort zusammen, wo sie mir begegnete. Obgleich an Deiner Seite, suche, verlange, erwarte ich doch nur sie. Ich bin bey Dir und seufze; ich umarme Dich und bin nicht glücklich. O mein Bruder! verzeihe mir, oder vielmehr, laß uns Muth fassen! Unsere Seelen sind noch immer die nämlichen; das heilige Feuer unserer Freundschaft hat noch nichts von seiner Stärke verloren; es beseele uns, es unterstütze uns! ja, diese holde Tochter des Himmels lebe in unserer Seele; wenn uns auch eine fremde Flamme zu verzehren und zu tödten droht, soll sie uns doch aufrecht erhalten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Bey dem ganzen Verfahren herrschte der höchste Anstand, die größte Würde und Ruhe, und die Bemerkungen des Präsidenten, wozu er jedoch nur selten Gelegenheit hatte, wurden mit solcher Ehrerbietung aufgenommen, daß wahrlich weder die rechte noch die linke Seite der französischen Deputirtenkammer sich zu scheuen brauchte, Einige aus ihrer Mitte nach der Kapelle in Burton Crescent abzuordnen, um diesem freywilligen Miniaturparlamente einige Regeln der guten Ordnung abzulernen. Die Vorlesungen an den Freytagabenden, von wirklichen und Ehrenmitgliedern gehalten, sind nicht minder belehrend und gewählt, wie z. B. über Kants Lehre von Zeit und Raum, über die brittischen Satyriker, über die neuere französische Literatur, über den Geschmack am Wunderbaren u. s. w. Die Gesellschaft zählt mehrere der ausgezeichnetsten Manner, wie Sir James Mackintosh, Sir Anthony Carlisle, Brougham, Southey, Hallam, Coleridge u. a. m. unter ihren Ehrenmitgliedern, und dennoch sind die meisten aktiven Mitglieder, die auf das lebhafteste sich für die Sache interessiren und den Zuhörern durch ihre Reden aus dem Stegreife den höchsten Genuß gewähren, großentheils Geschäftsmänner, die jene Vereinigung als eine Erholung von ihrem Berufsgeschäfte ansehen. Welch eine edle, ja großartige Benutzung der Mußestunden für den freyen, gebildeten Mann! Möchten doch auch in Deutschland würdige Männer solche Vereine nachbilden, damit auf das Schöne und Eigenthümliche im brittischen Nationalcharakter nicht blos hingeblickt, sondern dieses Schöne auch unter das dem Brittен so nahe verwandte Volk verpflanzt, von ihm gepflegt und das Eitle und Niedrige immer mehr verbannt werde. *)

R—e.

---

*) Die Redaktion des Morgenblattes ist beauftragt, von Seiten ihres Korrespondenten zu erklären, daß er bereit sey, für die erste Gesellschaft, die sich in Deutschland zur Belebung der öffentlichen Beredsamkeit unter Männern bilden würde, welche bereits ins Geschäftsleben übergetreten sind, jährlich fünfzehn Gulden zu den Ausgaben derselben beyzusteuern.

Beylage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 125.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. Mai 1829.

Welch eine Harmonie! Horcht, gute Freunde! —
Wundersam liebliche Musik!

Shakespeare.

Die Seen von Killarney in Ireland.

Das folgende Bruchstück einer ungedruckten Reisebeschreibung schildert einige Naturwunder eines, in so vieler Beziehung interessanten, an hohen Naturschönheiten so reichen Landes.

Als wir uns mitten auf dem untern See von Killarney befanden, war der leichte Morgennebel ganz gefallen, und nun breitete sich eine ungemein herrliche Landschaft vor uns aus. Kein Lüftchen kräuselte die Fläche des Wassers, und Felsen, Bäume, Häuser spiegelten sich darin so deutlich ab, wie ich es noch nie gesehen. Es war mir unmöglich, von der Schreibtafel Gebrauch zu machen; ich gab mich ganz dem reinen Genusse des ewig neuen Schauspiels hin.

Der untere, größte See hat eine Menge malerischer Felseninseln, die mit Gebüsche aller Art gekrönt und meist fast ganz unzugänglich sind. Die interessanteste ist die Insel Innisfallen; so klein sie ist, so bedeutend erscheint sie durch die mannigfachen Gesichtspunkte, unter denen sie sich darbietet. Betritt man sie, ist man in einem Wald, ergeht man sich auf ihr, ist man in einem Garten, in einem Garten, der nach keinem Vorbilde angelegt ist, und den Niemand nachmacht. Folgt man den Krümmungen des Ufers, hat man die herrlichsten Aussichten auf den See und die Berge; im Innern Laubgänge, grüne Rasenstücke, plätschernde Quellen, Felsen, mit reichem Pflanzenschmuck bekleidet, Thäler, wo tiefe Stille und Einsamkeit herrscht; hier eine traulich Hütte, wo man fern von der Welt und ihren Leidenschaften leben möchte, dort die Trümmer eines Klosters, traurige Zeugen der Bürgerkriege, die selbst eine so friedliche Stätte nicht verschonten. Nie fühlte ich mich wohler, heimischer, als in dieser Miniaturwelt.

Während wir an der Halbinsel Mucross und dem Waldteppich hinfuhren, der sich in alle Windungen und Schluchten des Gebirges legt, machten wir den Versuch mit dem Waldhorn; wir hatten einen der besten Musikanten vom See bey uns, und fanden, daß die Sagen vom Echo von Killarney durchaus nicht übertrieben sind. Es wirft den Schall mit fast unglaublicher Reinheit und Stärke zurück, und scheint zuzuwarten, bis der Horndläser aufhört, um dann das Stück nach allen Tönen und Läufen weit stärker zu wiederholen, nicht schülerhaft, sondern als Meister, indem es ihm durch die größere Kraft und den Zauber der Entfernung einen ganz eigenen Reiz verleiht; das erste Echo weckt sodann ein zweytes schwächeres, sanfteres, das aber nichtsdestoweniger die zartesten Noten, die feinsten Triller wiederholt. Noch weiter her, wie hinter dem Berge vor, kommt ein drittes Echo; man muß darauf horchen, es ist aber gleich rein, gleich vollständig. Es ist verklungen, und noch horcht man hin, wie auf eine Musik, die immer weiter wegzieht.

Ich hatte von dem Glauben der alten Bewohner von Killarney an die Wunder in den Bergen und an den Riesen O'Donaou sprechen hören, der einst unumschränkter Herr

Digitized by Google

im Lande war; er mußte vor einem mächtigern, glücklicheren Feinde sein Scepter beugen, aber noch kommt er zuweilen aus den Felsen hervor, unter die er sich verkrochen hat, und ergeht sich auf dem See, in eine Wolke gehüllt, oder reitet auf einem weißen Rosse. Ich wollte erfahren, ob unsere Schiffer an diese alten Sagen noch glaubten. Der älteste, ein verständiger Mann, versicherte uns nicht allein, daß der Riese existire, sondern auch, daß er sich noch immer, obgleich selteuer zeige. Er komme, sagte er, alle sieben Jahre, und das lezte Mal habe er ihn selbst gesehen. Der Himmel war rein, der See vollkommen ruhig, es war früh Morgens; da erschracken seine Kameraden und er, als sie plötzlich O'Danaou, halb in eine weiße Wolke gekleidet, auf dem Wasser einherkommen sahen. Nachdem sie den ersten Schreck überwunden, entschlossen sie sich, auf den Riesen zuzugehen, aber er wich ihnen aus; sie fuhren ihm lange nach, sahen ihn auf eine Insel zugehen, die sie uns zeigten, und meynten gerade ihn erreichen zu können, da schwoll plötzlich der See, das Wasser zischte auf, der Riese tauchte unter und war verschwunden. Auf dem Gesichte des alten Schiffers war dieser ganze Auftritt wie gemalt zu sehen, und er betheuerte, er könne auf die Wahrheit seiner Aussage einen Eid ablegen. Da die irischen Landleute vortreffliche Schauspieler sind und für sehr schlechte Historiker gelten, so zweifelte ich stark, ob die scheinbare Ueberzeugung des Mannes nicht dennoch Maske sey; doch wäre es immer möglich, daß sich auf dem See Wasserhosen bildeten, die zu jenen Erscheinungen könnten Anlaß gegeben haben. Ich wundere mich übrigens gar nicht, daß eine lebendige Einbildungskraf für einen so poetischen, erhabenen Schauplatz eine eigene Mythologie geschaffen hat. Ich fragte meinen Schiffer, ob das Echo nicht etwa O'Danaous Stimme sey, er meynte aber, ich mache mich lustig über ihn, das Echo sey der Schall, der zurückgeworfen werde, und sonst nichts.

Wir kehrten an diesem Tage wieder nach Killarney zurück, und schlugen am folgenden den Weg nach dem obern See ein; er ist mitten im Gebirge, fünf englische Meilen vom untern entfernt. Beyde Seen stehen durch einen Fluß in Verbindung mit einander, dessen Ufer fortwährend einen Wechsel der herrlichsten Ansichten bieten. Es ist, als sähe man die Natur am Schöpfungstage, als habe sie diesen Winkel der Erde für sich behalten, der unzugänglich wäre, hätte sich nicht das Wasser Bahn durch die Felsen gebrochen. Welche Ansichten! welche Fundgrube für einen Landschaftsmaler! Doch ich komme zu dem größten Wunder dieser Gegend, zu dem Felsen, genannt Adlerhorst. Hier ließ sich unser Musiker ans Land setzen und wies uns unsere Stelle an. Er blies leise sein Waldhorn an, so leise, daß wir es in geringer Entfernung kaum hörten; aber keine Minute, so dröhnt der mächtige Fels und erklingt von den stärksten, lieblichsten Tönen. Man denke sich einen freystehenden Felsen, fünf- bis sechshundert Fuß hoch, fast pyramidalisch aufsteigend, seinen Fuß und die Mitte mit Eichenwald bedeckt, der sich um seine mächtigen Flanken schlingt, weiter oben das nackte Gestein mit den großen senkrechten Marmorschichten, zu oberst die Felsenkrone, von der man oft Jupiters Vogel aufsteigen und in diesem Reviere, wo er noch Herr geblieben, auf seine Beute stoßen sieht; und in diesem herrlichen Fels lebt die fast zauberische Kraft, die Töne, die gegen ihn stoßen, so stark zurückzuwerfen, daß es ist, als lebe er und die Töne schallen aus seinem Schooß, weil man den Hornton, der den Anstoß dazu gibt, nur so ganz schwach vernimmt. Der Eindruck, der sich von Ueberraschung bis zum Entzücken steigert, ist unbeschreiblich. Es war, als sey der ganze Fels ein ungeheures musikalisches Instrument geworden, das von oben bis unten mit einer Kraft ertönte, die mit seiner Größe im Verhältniß stand. Die zartesten Noten, die ganz schwachen Anklänge, die feinsten Schwingungen gab diese ungeheure Orgel rein und vollkommen wieder, und die lautesten Töne schienen weiter her hinter dem Berge vorzukommen und allmählig in grenzenloser Ferne zu verklingen. Fünfhundert Instrumente und dreyhundert Stimmen bey den Konzerten in der Cathedrale zu Westminster machten nicht den großen, erhabenen Eindruck auf mich, wie die Musik dieses großen Felsen. Ich bemerkte an unsern Schiffern, daß die Gewohnheit den Eindruck dieses harmonischen Wunders nicht schwächt; man hätte glauben sollen, sie hören es zum ersten Mal wie wir, so lautlos horchten sie. Mit diesem Genuß hätte ich für diesen Tag genug gehabt und gerne etwas für Morgen aufgespart; aber der Reisende kann oft nicht anders; gleich einem Verschwender muß er auf einmal aufzehren, womit er lange hätte ausreichen können. Unsere Bootsleute machten sich die Lust, ein kleines Stück abzufeuern, und im Widerhall ertönte fernhin fürchterlicher Schlachtlärm, mit Donnerschlägen untermischt.

Der obere See ist ein großes Becken, das ein Bergamphitheater völlig einzuschließen scheint. Hier ist der Mangerton, der sich 3500 Fuß über den See erhebt; die Purpurberge, so genannt von dem blühenden Heidekraut, das sie bedeckt; die Mac Cuddy Reeks, eine Kette unersteiglicher Felsen; die ganze Landschaft ist erhaben schön.

Woher kömmt es, daß die Seen von Killarney nicht den Ruf haben, den ihre hohe Schönheit verdiente? Wohl daher, daß es hier weniger schöne Tage gibt, als vielleicht irgend anderswo. Die Westwinde treiben fast beständig die Wolken von der See über das Land, diese ergießen sich in Regenströmen, und mancher Reisende mußte nach langem Warten wieder umkehren, und hatte diese majestätische Landschaft von keinem Sonnenblick beleuchtet gesehen.

Digitized by Google

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Hierauf erzählte Nephtaly, wie er bey den Felsen von Remnon der Israelitin das Leben gerettet und auf den ersten Blick diese verzehrende Liebe empfunden hätte. Er kenne sie nur nach ihrer äußeren Anmuth und Schönheit, und wisse übrigens nicht, weder wer sie sey, noch wie sie heiße; er zog jezt den Schleyer aus seinem Busen, den die schöne Unbekannte fallen lassen, und zeigte ihn seinem Bruder. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte er sodann zu demselben: „Elieser, ich weiß ein sicheres Mittel, wie ich mich weniger unglücklich fühlen werde: ich will mich bemühen, Dich glücklich zu machen. Wir werden bald darüber einig seyn. Du weißt, daß die junge Rachel bey ihrem Vater Abdias, in dem Flecken Luza wohnt. Kannst Du wohl glauben, ein schlichter Hirte werde nicht dem Höchsten danken, wenn er so glücklich wird, seine Tochter dem Sohne des Hohenpriesters zur Frau geben zu können? Kannst Du zweifeln, daß das Herz der Rachel nicht vor Freude schlagen und sich sehr geehrt fühlen wird, wenn sie erfährt, daß sie für den jungen Elieser bestimmt ist, der wegen seiner Tugenden, wegen seiner Frömmigkeit so berühmt ist und von ganz Israel fast so sehr wie von seinem Bruder geliebt wird? Sey versichert, Elieser, Rachel wird Deine Gattin; noch heute rede ich deßhalb mit unsrem ehrwürdigen Vater; er wird mich Morgen nach Luza senden, ich werde für Dich bey Abdias um seine Tochter freyen und werde sie Dir selbst zuführen. Dein Glück wird mich ruhiger machen und mir Muth geben, das meinige mit Geduld zu erwarten und zu suchen."

Auf diese tröstliche Rede warf sich Elieser dem zärtlichen Bruder dankend in die Arme; aber so nahe sich Elieser dem Ziele seines heißen Wunsches glauben durfte, so beunruhigte ihn doch die Ungewißheit über die Geliebte seines Bruders so sehr, daß er sein eigenes Glück darüber fast vergaß, und sich nur mit dem Gedanken beschäftigte, die schöne und reizende Unbekannte wieder zu finden. Er sprach daher unaufhörlich nur von ihr, indessen Nephtaly ihn von der Tochter des Abdias unterhielt. Beyde unterbrachen sich wechselsweise, um sich selbst zu vergessen.

Von der Stimme Sadoks gerufen, kehrten sie zu dem Greise zurück. Nephtaly eilte, ihm die Wünsche und die Leidenschaft seines Bruders zu entdecken. „Wie, mein Sohn," sagte er und ergriff Eliesers Hand, „Du getrautest Dich nicht, mir die Empfindungen Deiner Seele zu eröffnen? weißt Du denn nicht, daß ich nur dann erst glücklich bin, wenn ich sehe, daß Euer beyder Glück gegründet ist? Komm an mein Herz, furchtsamer Elieser; wünsche Deinem Vater zu dem reinen Vergnügen Glück, das er fühlt, Deine Wünsche erfüllen zu dürfen." Elieser wollte ihm zu Füßen fallen, Sadok drückte ihn aber an seine Brust, wendete sich zu Nephtaly und sprach: „Bereite Dich, mein Sohn, Morgen nach Luza zu reisen. Besteige das ruhige Thier, das wir zu unsern Feldarbeiten gebrauchen; nimm zwey Maaß neues Gerstenmehl, trockene Weinbeeren, Datteln und wilde Feigen mit, biete diese kleinen Geschenke dem Vater der Rachel dar nnd bitte ihn in meinem Namen, seine Tochter meinem Sohne zur Gattin zu geben. Ich werde Dir für sie die goldenen Ohrengehänge und die zwey Fingerringe mitgeben, mit denen sich einst Deine Mutter schmückte."

Er sprach es, Nephtaly machte sich fertig und reisete des andern Tages mit Aufgang der Sonne ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeschichte des Maulwurfs.

Man glaubte bisher fast allgemein, daß der Maulwurf nicht nur an animalischer, sondern auch an vegetabilischer Nahrung Behagen finde, und schrieb lezterem Umstande vorzüglich die Verheerungen zu, über welche Gärtner und Agronomen zu allen Zeiten so bittere Klagen führten. Durch zahlreiche Versuche des berühmten französischen Physiologen Floureus scheint es indessen außer Zweifel gesezt, daß der Maulwurf ein rein fleischfressendes Thier ist und eher den Hungertod erleidet, als daß er vegetabilische Kost berührt. In Ermangelung anderer thierischer Nahrung schont er sogar seines Gleichen nicht, und der Schwächere und Furchtsamere wird unvermeidlich die Beute des Stärkeren oder Beherzteren. Merkwürdig ist auch die Beobachtung des genannten Naturforschers, daß 10 bis 12 Stunden das Maximum der Zeit sind, die der Maulwurf ohne Nahrung ausdauern kann, und 5 — 6 Stunden Hunger reichen schon hin, ihn in den Zustand der größten Schwäche zu versetzen. Aus den angeführten Thatsachen leuchtet zur Genüge ein, daß die Verheerungen, welche dieses Thier in Gärten u. s. w. verursacht, nicht eine Folge seiner Vorliebe für vegetabilische Kost, sondern vielmehr des unermüdlichen Eifers ist, womit er seiner Nahrung, den Insekten und Würmern, nachjagt. Mögen daher die Oekonomen nicht vergessen, daß jene Verheerungen zum Theile dadurch vergütet werden, daß der Maulwurf unzählige schäd-

Digitized by Google

liche Würmer und Insekten, vorzüglich aber die Larven des Maikäfers, diese Geißel des Landbauers, vertilgt und daß eine gänzliche Ausrottung dieses so hart verfolgten Thieres ohne Zweifel größeren Nachtheil als Gewinn herbeyführen müßte.

F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Es thut mir leid, es sagen zu müssen, daß sich unter unsern Fremden viele Griechen oder angebliche Griechen großem Tadel ausgesetzt haben. Einige, die schon länger hier lebten und durch ihren Namen angesehen waren, machten leichtsinnige Schulden und sind heimlich davon gegangen, andere stahlen, betrogen und bettelten, um das von gutherzigen Menschen Empfangene zu verschlimmen. Dieß bewog den seit mehreren Jahren hier lebenden Zantiotischen Grafen Lunzi, den Verfasser einer sonderbaren Lobschrift auf die griechischen Kleyhten gegen einen trefflichen Aufsatz unsers Cullin de Chateauvieux, eine Warnung gegen die angeblichen Griechen bekannt zu machen und zu bitten, „man solle ihnen nicht eher etwas geben oder anvertrauen, bevor man sich bey andern Griechen erkundigt.“ Eine etwas starke Zumuthung in einer Stadt, wo keine Müßiggänger zu Hause sind und die Leute nicht Zeit haben, die hier lebenden Griechen auf Kaffeehäusern, Lustpartien, Spazierritten u. s. w. aufzusuchen, um bey ihnen Erkundigungen einzuziehen, ob ein um Unterstützung Bittender in griechischer Nationalkleidung, griechisch sprechend und mit griechischen Gesichtszügen auch wirklich ein Grieche sey? Wer kann es den Genfern übel nehmen, daß sie lieber keinem Individuum dieser Nation mehr trauen, für die sie so viel gethan? Ueberdieß spricht noch manches Andere gegen sie. So waren z. B. in der Erziehungsanstalt des Professors J. Humbert, eines großen und enthusiastischen Griechenfreundes, eine Menge junge Griechen, manche selbst von berühmten Namen. Er hat sie aber nach und nach Alle entfernt und nimmt keine Neuen mehr an. So lange der Graf Capodistrias hier war, hielten sie sich sehr ordentlich und bescheiden unter seiner strengen Vormundschaft und Aufsicht; seit er aber fort ist, kann man nicht viel Gutes von ihnen rühmen. Indessen leben doch noch manche wackere, thätige und ordentliche junge Griechen hier, die ihrem Vaterlande keine Schande machen.

Man mag über die Engländer und ihre fremde Weise noch so viel spotten, man muß ihnen doch nachsagen, daß gegen ihre Pünktlichkeit im Zahlen nicht das Geringste einzuwenden ist. Das knickert und sperrt sich dabey, ist dumm-stolz, unbehülflich und insolent, aber — es zahlt doch. Man hat annähernd die Zahl der Engländer berechnet, die jährlich von ihrer Insel nach dem Kontinent reisen. Zu Calais und Boulogne landen ungefähr 20.000, eben so viel in den holländischen und andern Seehäfen. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß sie zwey Monate auf dem Kontinent bleiben und daß jeder täglich eine Guinee oder 25 Franken verzehrt, aber viele halten sich Jahrelang auf dem Kontinent auf und verzehren dabey viel mehr. Dieß macht also 60 Guineen auf den Kopf, und diese, mit 40.000 multiplizirt, geben eine Summe von 2,400.000 Guineen oder sechzig Millionen Franken. Unsere Gastwirthe, Uhrmacher, Bijouteriehändler u. s. w. wissen dieß sehr gut. Hiernach trugen die 206 Engländer, welche sich voriges Jahr längere Zeit hier aufhielten, und die 1681, die ungefähr nur 4 bis 8 Tage dablieben, der Stadt gegen 18.964 Guineen oder 464.100 Franken ein. Dafür, meynen die Genfer, müsse man sich schon etwas gefallen lassen. Unter den 135 Amerikanern, die hier durchkamen, war Cooper der ausgezeichnetste. Im Ganzen hatten wir, incluf. der Handwerksgesellen, gegen 50.000 Reisende, worunter die Schweizer, Piemonteser und Savoyer, Deutsche, Franzosen und Engländer am häufigsten waren.

Unter den Deutschen machte uns der Violinist Molique aus München durch sein treffliches Spiel das meiste Vergnügen. Mit ihm gab der Violoncellist Menter und die Contra-Altsängerin Julia Robert aus Frankreich ein schönes Konzert, leicht das beste, das wir diesen Winter hier hatten. Bey jedem war zu bemerken, daß unserm Orchester das verständige Haupt fehlte, welches voriges Jahr so günstig auf unsere Musik wirkte, der Musikdirektor Fränzl von München, der sich einige Monate auf seiner Reise hier aufgehalten und für diese Zeit die Leitung des Orchesters übernommen hatte.

Da wir einmal bey der Kunst sind, muß ich Ihnen etwas Artiges erzählen, das sich ganz in unserer Nähe zugetragen hat. Am Fuße unserer nachbarlichen Berge liegt ein kleines Dorf, Petit-Bornand geheißen. Unter den vielen Leuten, die aus dem armen Ort auswandern, befand sich auch vor langen Jahren ein junger Bauer. Er ging nach Rom, kam dort in die Dienste des Kardinals N. und stieg täglich in seinem Wohlwollen, da dieser die treue, uneigennützige Anhänglichkeit des Savoyarden wohl zu schätzen wußte. Endlich aber kam Pierren doch die Sehnsucht nach seiner Heimath, und es war seines Bleibens nicht länger in Rom, in den vergoldeten Marmorzimmern seines Herrn. Sehr ungern gab ihm dieser den Abschied, und um dem treuen Diener sein ausgezeichnetes Wohlwollen zu beweisen, erlaubte er ihm, von seinen Mobilien das Stück zum Andenken zu nehmen, welches ihm am meisten gefalle. Was wählte nun der wackere Savoyarde? einen großen Spiegel? einen sammtnen Lehnstuhl oder eine silberne Schüssel? Nein, ein Bild aus des Kardinals Kabinet, die Kreuzabnahme von Guido Reni. So hatte es der geistliche Herr nicht gemeynt und er wollte nicht recht daran. Da aber Pierre versicherte, er habe um das schöne Bild nur gebeten, um es der Kirche seines Dorfes zu verehren, so willigte der Kardinal endlich ein. Das Bild kam auch glücklich in Petit-Bornand an und hatte schon einige Jahre lang die Kirche geschmückt, als die Franzosen kamen und nach ihrer Art das Gemälde flugs wegschteypten. Als ihre Herrschaft ein Ende hatte, wurde es wie so vieles Andere von der sardinischen Regierung reklamirt; es war aber verschwunden. Erst voriges Jahr erfuhren die Einwohner von Petit-Bornand genau, wo es stecke; sie thaten deßhalb sogleich Schritte bey ihrer Regierung. In Frankreich konnte man die Sache nicht läugnen, wollte aber das Bild nicht herausgeben, sondern bot der blutarmen Gemeinde eine bedeutende Summe dafür. Sie ging aber nicht von ihrem Recht ab und vor Kurzem ist endlich das Gemälde wirklich herausgegeben worden, und hängt nun wieder über dem Altar der kleinen Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Mai 1829.

Liebt' ich den Bruder nicht, wie glücklich könnt' ich seyn!

Corneille
Rodogune.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Nephtaly hatte nur eine Tagereise zu machen. Vor Untergang der Sonne kam er schon nach Luza und fragte nach der Wohnung des Abdias. An der Thüre begegnete ihm ein Greis. „Was wünschest Du?“ sagte dieser zu ihm, „bist Du einer unserer Brüder? doch, wer Du auch seyest, beehre mein Haus mit Deiner Gegenwart, und ruhe diese Nacht bey mir aus.“ Nephtaly trat näher zu Abdias und antwortete: „Dank sey dem Höchsten! Er ist's, der mich nach Luza leitete, um Dir im Namen meines Vaters Sadok, des Priesters des lebendigen Gottes, diese Gaben, die uns der Ewige von den Wohlthaten der Erde zutheilte, anzubieten. Mein Vater Sadok bittet Dich, Deine Tochter Rachel meinem Bruder Elieser zur Gattin zu geben, Eliesern, dessen Name Dir ohne Zweifel schon bekannt ist, und den Israel für den würdigen Nachfolger Aarons und Sadoks erkennt.“ „Täuschest Du mich nicht mein Sohn?“ entgegnete der Greis mit sanftem Lächeln, „ist es der Hirte Abdias, der ärmste unter den Kindern Jemini, den der Hohepriester der Hebräer um seine Tochter bitten läßt?“ „Ja Du bist es,“ sagte Nephtaly. „Wir sind Kinder Eines Vaters. Die Söhne Levis halten zwar das Rauchfaß; aber die vor dem Herrn beten, sind ihre Brüder; die Rechtschaffensten sind die Ersten.“ Abdias nahm statt aller Antwort Nephtalys Hände und schloß sie gerührt in die seinigen, er schwur beym Namen des Ewigen, daß seine Tochter in diesem Augenblicke die Gattin Eliesers seyn solle. „Sie ist noch auf dem Felde mit der Heerde,“ setzte er hinzu; „die Sonne ist aber schon hinter den Bergen von Seir, meine Tochter wird bald zurückkehren. Komm herein, mein Sohn, unter mein ländliches Dach; ich wähle indessen das Lamm aus, das ich Dir zu Ehren schlachten will.“

Der Bruder Eliesers, allein in der Hütte, fühlte sich von innerer Lust und einem unwiderstehlichen, sanften Sehnen ergriffen, das er sich nicht erklären konnte. Alles gefiel ihm in dieser einfachen Wohnung, alles fesselte seine Blicke. Mit Rührung betrachtete er die schöne Ordnung, in welcher die irdenen Gefäße zur Aufbewahrung der Milch, die von Binsen geflochtenen Körbe, die Schäferstäbe, die Blumenkränze vom letzten Feste gereiht waren. Alles sprach an das Herz Nephtalys, alles vermehrte seine Unruhe. Aber bald vernahm er nahe am Hause das Blöcken der von der Weide zurückkommenden Heerde. Nephtaly zitterte und unterstand sich nicht aus dem Hause zu gehen; er fragte sich selbst um die Ursache seiner Furcht. Er suchte und rufte den Abdias; der Greis kam und führte seine Tochter herein. Nephtaly sah sie ... „O, allmächtiger Gott,“ so sprach er zu sich, „das ist sie, das ist die Israelitin, die ich gerettet habe; das ist die schöne Unbekannte, deren Bild mich seitdem nicht mehr verließ und die mein Herz entflammte!“ Unbeweglich, wie der Wanderer, der in einer Wüste von einem plötzlichen Gewitter überfallen wird, stand er mit

Digitized by Google

ausgebreiteten Armen da und hielt nur mit Mühe den Ausruf zurück, der ihm schon entschlüpfen wollte.

Rachel trat vorwärts mit niedergeschlagenen Augen. „Meine Tochter," sagte Abdias zu ihr, „heute ist der schönste Tag Deines Lebens; der tugendhafte Elieser, der Sohn und Erbe des Hohenpriesters, verlangt Dich zur Gattin. Sein Bruder, den Du vor Dir siehst, hat schon meine Zusicherung. Gib auch Du ihm Dein Wort und danke dem Ewigen, daß er Deine Jugend und mein graues Haar einer solchen Verbindung gewürdigt hat." Bey diesen Worten erhebt Rachel ihr Haupt und wirft einen furchtsamen Blick auf den Bruder ihres Gatten ... Sie erkennt ihn ... stößt einen heftigen Schrey aus und läßt ihren Kopf wieder sinken; Todtenblässe überzieht ihr Gesicht, ihre Knie zittern und brechen; ohne Farbe und ohne Bewegung sinkt sie in die Arme ihres Vaters. Aber Nephtaly eilte ihr beyzustehen und Rachel kam bald wieder zur Besinnung; sie gab sich Mühe, ihren Vater zu beruhigen, und schützte heftigen Durst als die Ursache der Ohnmacht vor. Jezt bat sie Nephtaly, den sie mit festem Blick ansah, ihr eine Erfrischung zu reichen. Nephtaly, der sie nur gar zu gut verstand, füllte ein Gefäß mit reinem Wasser und reichte es ihr mit niedergeschlagenen Augen, kaum athmend und mit zitternder Hand. Rachel wandte sich hierauf zu dem Greise und sagte mit schwacher Stimme: „Mein Vater, Du hast mich dem Sohne Sadoks zur Gattin versprochen, ich gehorche schweigend. Mein Herz wird meiner Hand folgen, wenn der Bruder Eliesers versichert, daß er hieher gekommen ist, mich seine Schwester zu nennen."

Diese Worte, an Nephtaly gerichtet, begleitete sie mit einem Blick halb des Zorns, halb der zärtlichsten Liebe. Mit welcher Gewalt drang der Blick in die Seele des jungen Hebräers! welche Qual duldete er in diesem Augenblicke! Allein der Freundschaft stand die Tugend schützend zur Seite; Elieser, der abwesende Elieser, siegte über die Gegenwart der reizenden Rachel. „Ja," sagte er mit Rührung, „mein Bruder fühlt heiße Liebe für Dich. Sein Glück, seine Zufriedenheit, sein Leben hängt davon ab, daß Du sein werdest. Ich selbst verlangte, Dir seine Wünsche überbringen zu dürfen; auf den Knien wiederhole ich meine ernstliche und dringende Bitte."

Schnell sprach er diese Worte aus, weil er fürchtete, sie bey längerem Besinnen nicht vollenden zu können, und fiel vor Rachein auf die Knie, ohne sie anzusehen. Seine Seele war nun weniger gepreßt. Zufrieden, seine Pflicht gethan zu haben und seinem Bruder getreu geblieben zu seyn, fühlte er sein Unglück nicht mehr, und in dumpfer Ruhe erwartete er Rachels Antwort. Die Benjamitin hatte ihn bald erröthend, bald erblassend angehört. Sie ging von Nephtaly weg, gab ihm ein Zeichen aufzustehen und sprach: „Ich bin beruhigt, ich nehme Elieser zu meinem Gatten. Erlaube mir jezt nur, den Rest dieses Tages dem Abschiede von meinen Freunden widmen zu dürfen. Ich liebe sie, ich liebe alle die Orte, wo ich meine Jugend zugebracht und wo ich so lange glücklich war. Morgen muß ich sie verlassen; der Bote Eliesers wird mir daher meine Thränen verzeihen."

Nachdem sie diese Worte gesprochen hatte, ging sie schnell weg.

Die Nacht hatte ihren Schleyer schon über die Erde ausgebreitet, als Rachel wieder zurück kam. Feyerlicher Ernst glänzte auf ihrer Stirne. Sie nannte Nephtaly ihren Bruder; mit Sorgfalt beobachtete sie die Pflichten der Gastfreundschaft gegen ihn, machte Lämmerfelle zu seinem Nachtlager zurecht, bereitete das Abendmahl, überstreute den Tisch mit Blumen, sezte sich zu dem jungen Hebräer und legte ihm das beste Stück von dem gebratenen Lamm vor. Abdias lächelte seiner Tochter Beyfall zu; sie allein belebte die Mahlzeit, ohne Nephtaly durch Fragen oder Anspielungen in Verlegenheit zu setzen; dieser wagte es nicht sie anzusehen, sie aber verkürzte den Abend, indem sie bald wegging, um sich dem Schlafe in die Arme zu werfen.

Des andern Morgens, mit Anbruch des Tages, war Rachel schon bereit sich auf den Weg zu begeben. Ihr Vater wollte sie begleiten, und Nephtaly dankte dem Himmel für diesen Entschluß. Rachel, geschmückt mit den Geschenken, die ihr Sadock überschickt hatte, bestieg das sanfte Thier, das Nephtaly am Zaume führte. Er ging mit niedergeschlagenem Haupte einher und getraute sich nicht diejenige anzublicken, die er führte. Rachel beobachtete ihn schweigend, sie widerholte sich's und gab sich Mühe zu glauben, Nephtaly habe sie nie geliebt, nur aus Mitleid ihr das Leben gerettet, nur darum ihr den grausamen Dienst geleistet, um sie für einen andern zur Gattin zu werben, und die düstre Schwermuth, die sie auf seinem Gesichte sah, sey nichts als der gewöhnliche Ausdruck seines Gemüths. Nach diesem Selbstgespräche, fühlte sie einen heimlichen Widerwillen in sich, den sie für Haß nahm. Ihr Herz gab ihr Beyfall, und sie bemühte sich jezt wirklich, diesen Menschen recht sehr zu hassen; indessen benuzte sie die Verlegenheit des jungen Hebräers, ihn beständig anzusehen, und nur mit Mühe konnte sie ihren Blick von ihm wenden, ob sie sich gleich darüber Vorwürfe machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Anfrage eines Todtengräbers. *)

Ein Todtengräber zu London fragt im Mechanics Magazine, wie er es anfangen solle, um in seinem Kirchhofe fortan ein Grab zu graben. Die Erde hält nicht mehr, und er hat doch im Durchschnitte täglich 8 Gräber zu fertigen. Wie er etwas tief in die Erde kommt, so stürzen die Wände des Grabes von beyden Seiten ein, und mehrere seiner Arbeiter wurden schon öfters bis an die Brust verschüttet; in größerer Tiefe schweben sie in offenbarer Lebensgefahr. Er wird oft Tage lang mit einem Grabe nicht fertig und die Leichenbegängnisse müssen aus Mangel eines Grabes verschoben werden. Die gewöhnliche Methode des Ausspreizens mit Brettern geht in diesem morschen Grunde nicht mehr an.

Wir sind von einem andern Todtengräber in Deutschland, dessen Kirchhof dicht an einem Flusse liegt, gefragt worden, was er thun soll, um ein Grab zu graben, wenn das Wasser steigt. Er steht oft bis über die Knie im Wasser, wenn er ein Grab graben muß! — So steht es mit unserer medizinischen Polizey! Vergebens hat Joseph, der Unsterbliche, Europa das erste Beyspiel der medizinisch-polizeylichen Klugheit, um nicht zu sagen Nothwendigkeit, gegeben, die Kirchhöfe außerhalb der Städte und Märkte ꝛc. zu verlegen; in der größten Stadt Europens, in London, werden die Todten noch jezt in der Stadt begraben. Eben dieß ist in vielen Städten Deutschlands noch heut zu Tage der Fall, und selbst in mehreren derjenigen, wo die Leichenäcker vor einigen Jahren außerhalb des Umfangs der Stadt verlegt wurden, hat die schnell zunehmende Vergrößerung derselben sie wieder in den Bezirk der Stadt gebracht. Mehrere Kirchhöfe Deutschlands sind bereits fast auf dem Punkte des oben erwähnten Kirchhofes in London, und alle müssen in der Reihe der Jahre dahin kommen, daß kein Grab mehr in denselben hält. Was wird das Resultat hiervon werden? Wird das Fortschreiten der Kultur uns eben dahin bringen, wohin sie die klassischen Völker des Alterthums brachte, wenigstens zu einer verständigen, der Natur gemäßen Aufbewahrung der irdischen Reste unserer Lieben, die wir jezt im Grabe, ferne von uns, vermodern lassen, während der Heide ihnen den ersten Platz in seinem Hause weihte, und die Asche seiner Lieben in Denkmälern der Kunst aufbewahrte, die wir noch heut zu Tage, nach mehr denn zwey tausend Jahren bewundern? Daß das Verbrennen der Leichen die zweckmäßigste Art der Entfernung derselben und die zärtlichste Weise ist, die Reste der Erde, aus welcher der Mensch gebildet ward, aufzubewahren, hat die Geschichte der klassischen Jahrhunderte erwiesen; nur bey Wilden finden wir die in die Erde gegrabenen Gräber, die sich, nebst vielen andern Spuren des Dschirokihsen-Zustandes, in welchem die Deutschen vor kaum sechszehn Jahrhunderten gewesen sind, in unserem heutigen Zustande noch erhalten haben. Durch das Verbrennen der Leichen werden alle jene Nachtheile entfernt, welche die ärztliche Erfahrung so vieler Jahrhunderte aus dem Einscharren der Leichen in die Erde in der Nähe der Wohngebäude entstehen sah. Unsere heutige Pyrotechnik hat uns die Leichen schneller und mit geringeren Kosten einäschern gelehrt, als mittelst des Scheiterhaufens. Das Einäschern würde nicht so viel kosten als der Sarg und das Grab kostet. Man muß nicht vergessen, daß der menschliche und überhaupt jeder thierische Körper Brennmaterial genug in sich selbst führt, und so zu sagen nur angezündet zu werden braucht, um zu brennen.

Mehr als ein Paar Tausend Pferdeleichen wurden bey der lezten Invasion in Frankreich vor den Mauern von Paris in ein Paar Mal vier-und-zwanzig Stunden verbrannt, und dieß in offenem Feuer. Die Gesundheit der Einwohner litt nichts durch diese Einäscherung, sie würde aber sehr gelitten haben, wenn ein Paar Tausend Pferde in ihrer Nähe eingegraben worden wären.

Kaiser Joseph hatte wirklich die Idee, die Einäscherung der Leichen als die gesetzliche Begräbnißart in seiner Monarchie wieder einzuführen; allein ein damals noch junger Mann, den wir nicht nennen wollen, weil er vielleicht noch leben könnte, und es ihm unangenehm seyn möchte, wenn wir ihn nennten, bemerkte ihm: „Ew. Majestät, das deutsche Volk ist noch keiner altrömischen Idee fähig. Es verbrennt nur seine Ketzer und seine Heren.“ Joseph klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Du hast Recht; die Leute sind noch zu — — zu etwas Gescheidtem.“

*) Polytechnisches Journal. Jahrgang 1829. Erstes Maiheft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Der Privatenthusiasmus, welchen man unsern Einwohnern zum Vorwurf macht, tritt dann und wann etwas solider auf. An die vergangenen Zeiten brauchen wir nicht zu erinnern; aber in diesem Augenblicke bewährt sich der Wohlthätigkeitssinn der Berliner, oft schon gerühmt, werkthätig und schnell. Die Nachrichten von den Verwüstungen des Wassers in Ost- und West-Preußen und Lithauen kamen zuerst als

Digitized by Google

partielle Unglücksfälle durch Anzeigen der näher oder entfernter Betheiligten zu unserer Kenntniß. Aber während noch jener Prediger über die Verluste seiner Gemeinde klagte und um Hülfe die Hände aufhob, kam schon sein Superintendent und sprach von seinen fünfzehn Ortschaften, wo die Grundbesitzer wenig, nichts. Viele nicht einmal das Leben gerettet hätten. Man wollte für die genannten Unglücklichen sammeln, da meldeten Briefe und Zeitungen von hundert Ortschaften, die unter Wasser ständen, und eine offizielle Anzeige der Regierung zu Marienwerder, die uns von der Größe des ganzen Unglücks in den Weichselniederungen unterrichten sollte, versicherte, daß alle Privatbeschreibungen nicht ausreichten. Ein seltener Fall, daß das Gerücht von einem Schaden hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Noch fehlen übrigens die detaillirten Beschreibungen, die Abschätzungen oder Vermessungen des Unglücks, und eben so wenig gehört in Ihre Blätter die Wiederholung alles dessen, was bisher davon bekannt geworden ist. Die Phantasie erhält weiten Raum, sich den Jammer zu malen. Zuerst erfuhr man von den Verwüstungen des Pregelstroms in und um Königsberg. Sie haben nur Schaden am Eigenthum zugefügt und kamen gegen die späteren gar nicht in Betracht. Noch hat man nicht offiziell die vielen Durchbrüche der angeschwollenen, mit mächtigen, Alles zerstörenden Eismassen dahertreibenden Weichsel gezählt. Wo ein Hauptbruch erfolgte, verstehen sich die Nebeneinbrüche und das allmählich weitere Losspülen der Deiche von selbst. Das erste Nothgeschrey kam aus der Danziger Niederung; die halbe Stadt stand unter Wasser und der wüthende, unaufhaltsame Strom brach sich ein neues Bette, indem sein gewaltiger Anprall eine Schanze an der Weichselmündung ins Meer spülte. Nachdem man erfahren, daß das ganze fruchtbare Weichselthal unter Wasser stehe, glaubte man kaum, daß die Verwüstung ein größeres Maaß haben könne, und doch scheinen die letzten Nachrichten von den Ueberschwemmungen der Memel in Lithauen selbst dieses Bild eines großartigen Unglücks überbieten zu wollen. Die Berichte einer Kommission, welche aus Tilsit mit Rettungskähnen und Lebensmitteln zu den unter Wasser stehenden Ortschaften umhergeschifft ist und doch nicht überall retten konnte, grenzen an das romantisch Fabelhafte. Die meisten Unglücklichen fand man auf hohen Misthaufen, mit Kälte und Hunger kämpfend; sie hatten dieses ungewisse Asyl den Dächern vorgezogen, indem sie fürchteten, daß die Häuser unter ihnen einstürzen könnten.

Von den Memelgegenden weiß man noch wenig. Rührend ist es, zu erfahren, daß in der Weichselniederung eine große Anzahl Kinder in den Wiegen gerettet worden, zu denen sich noch keine Eltern und Verwandte gemeldet haben. Man schreibt dieß dem Umstande zu, daß die Landleute jeder Gegenden ihre Kinderwiegen gewöhnlich in die obern Theile der Häuser stellen; so konnten die reißend steigenden Fluthen die unten schlafenden Eltern ersticken und fortschwemmen, ehe die Kleinen aus ihrem Schlafe erwachten. Auch hat man schwimmende Wiegen mit lebenden Kindern im Strome gefunden.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Unser Genf macht täglich größere Fortschritte in seiner Verschönerung und Erweiterung. Wenn aber nun auch neue Hafen, Cays, Brücken, bedeckte Märkte und Hallen angelegt werden, so bleibt doch noch gar Manches zu thun übrig. Vor Allem fehlt es unserer Stadt an Reinlichkeit. Wir haben zwar eine Chambre de nettété, sie gleicht aber dem Vehmgerichte, denn kein Mensch weiß, wo sie ist und was sie thut. Neulich machten die Kehrleute in einer Straße einen so gewaltigen Staub mit ihren Besen, daß die Leute des Quartiers über sie herfielen, die Standmacher fortjagten und ihre Besen in tausend Stücke brachen. Sie sehen, es fehlt uns nicht an Muth, wenn nur die Gelegenheit dazu da ist. Daran zweifeln freylich die, welche über unsere Festungswerke spotten, deren Ausbesserung jezt wieder eine bedeutende Summe kostete und die wir mit dem besten Willen nicht zwölf Stunden halten könnten, wenn uns auch ein Paar Haubitzen am rechten Fleck nicht noch früher zur Uebergabe geneigt machen. Unsere ganze Waffenmacht, Alles eingerechnet, besteht in 2003 Mann; zur Vertheidigung der weitläuftigen Festungswerke gehörten aber wenigstens 20,000 und das erforderliche Artilleriematerial. Gäben wir dieß Festungssystem auf, so hätten wir an den Casemalten und Festungsgräben trefflichen Raum für die immer zunehmenden Magazine und Werkstätten, woran es in der Stadt fehlt. Genf, dessen Population bedeutend im Steigen ist, könnte sich nach seinem dringenden Bedürfnisse erweitern, die großen Kasernen könnten besser benuzt, es könnten die jezt streng versagten neuen Ketten- und Drathbrücken über einige Theile der Festungswerke angelegt werden, man könnte eine Menge neuer Häuser bauen, dadurch würden die Wohnungen wohlfeiler, die Stadt würde reinlicher und gesunder, tausend anderer Vortheile nicht zu gedenken. Man will nicht einsehen, daß unsere unhaltbaren, von mehreren Seiten dominirten Festungswerke im Falle eines Krieges selbst schädlich für uns sind. Sie dürften den Feind herbeyziehen, der außerdem nicht in unsere Nähe gekommen wäre, und kämen auch unsere Bundesgenossen schnell genug, um sie für einige Zeit zu vertheidigen, so können sie sie doch nicht für längere Zeit halten und wären in Kurzem darin wie in einer Mäusefalle gefangen. Dieß hartnäckige Beharren auf dem Festungssystem hat nach Einiger Meynung seinen Grund im pecuniairen Interesse. Werden die Fortifikationen aufgegeben, so erweitert sich schnell die Stadt, eine Menge Häuser werden gebaut, dadurch fallen natürlich die Hausmiethen; alle Hauseigenthümer verlieren dadurch mehr oder minder; sie sitzen im Conseil représentatif, das über die Sache zu entscheiden hat, und stimmen im Rath für die Beybehaltung des Festungssystems. So mögen allerdings Einige denken, aber lange nicht Alle, am wenigsten die vielen achtungswürdigen Männer in den höhern Sphären. Sie halten streng darauf, daß Genf mit seinen Festungswerken das Mittel bewahre, sich im Fall einer Ueberrumpelung wenigstens für sich und seine Consöderirten so lange zu halten, bis ihm, was nicht ausbleiben könne, Hülfe von irgend einer Seite komme. So angesehen, gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Ein deutscher Fürst, der in Frankreich bewiesen hat, daß er den Krieg versteht, ging vor einigen Jahren über die Drathbrücke, wo man die südlichen und südwestlichen Festungswerke übersehen kann. Er blickte lange in das Labyrinth von Gräben, Contrescarpen, Schwalbenschwänzen, gemauerten Wällen, Casematten u. s. w. Endlich sagte er zu seinen Begleitern: „Ich habe die Genfer immer für kluge Leute gehalten, da ich aber sehe, daß sie diese gefährlichen Festungswerke beybehalten, so nehme ich meine Meynung zurück.“ Dieser Fürst hätte vielleicht anders geurtheilt, wären ihm die Gründe der Beybehaltung recht auseinandergesezt worden, da diese gar nicht militärisch, sondern politisch, volksthümlich, kommerziell und industriell sind.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Mai 1829.

Wo ist dein Gottentsprungner Himmelsquell?
Und kannst du armer, trüber, blau'ger Bach
Zurück zur Quelle fließen? Kannst du je
Die erste, reine Himmelsquelle werden?

Herder.

An die ungebornen Lieder.

(Aus G. F. Bocksbammers Nachlaß.)

Frey im Reiche der Gedanken,
Fühlend nicht des Lebens Joch,
Rein und herrlich ohne Schranken
Steht ihr Ungefall'ne noch. —
Geister ungeborner Lieder,
Nicht in's Leben strebt hernieder!

Doch, aus unsichtbaren Landen
Dränget sich die kühne Schaar,
Willig zu des Leibes Banden
Stellen selber sie sich dar,
Daß in irdischen Gestalten
Sie vor Menschen sich entfalten.

Und ihr faßt euch denn umgarnen,
Sinkend aus des Aethers Licht?
Und es frommet nicht mein Warnen,
Meine Stimme hält euch nicht?
So vernehmt, was sich im Leben
Künftig soll mit euch begeben.

Ach beengt ist und gefangen,
Was hienieden sich enthüllt,
Und das glühendste Verlangen
Nie auf Erden wird's gestillt.
Ob der Geist die Flügel spannet,
Hält die Form ihn doch gebannet.

Nicht, wie in des Aethers Höhen
Herrlich strahlet die Gestalt,
So nicht werdet ihr euch sehen,
Von der Erdenform umwallt.
Was auf Erden ist geboren,
Hat des Urbilds Glanz verloren.

Dennoch mit den Geistern droben
Ist verwandt ein schöner Sang:
Denn aus zartem Stoff gewoben
Ist des Liedes Wunderklang.
An des Urbilds erste Wahrheit
Mahnt der Dichtung stille Klarheit.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Abdias, eines kürzern Weges nach Silo kundig, als den Nephtaly Tags zuvor nach Luza genommen hatte, durchschritt eine lange Ebene, auf der nur hin und wieder einzelne Palmbäume standen, näherte sich den Bergen von Ephraim und kam gegen drey Uhr an den Fuß der Gebirge Remnon. Nephtaly, der dem Abdias folgte, ohne sich um den Weg zu kümmern, stieg ihm auf einem engen, krummen und mit wildem Gesträuche bewachsenen Pfade nach. Die Beschwerlichkeit

Digitized by Google

des Wegs, die angestrengte Aufmerksamkeit, um Racheln sicher zu führen, entfernten auf Augenblicke die schmerzlichen Gefühle, die ihn bestürmten. Nach langem und beschwerlichem Gehen kam er, mit Schweiß bedeckt, auf die Höhe der wilden Felsen. Hier sah Nephtaly um sich und erkannte den Ort, an welchem Rachel ihn um Hülfe angefleht hatte. Er stand zitternd stille, und durch eine unwillkührliche Bewegung fiel sein Blick auf Racheln. Rachel hatte diesen Blick erwartet, vermochte aber nicht ihn auszuhalten. Ihr Kopf sank auf ihre Brust, und mit beyden Händen verbarg sie ihre Thränen. Nephtaly fühlte seine Knie wanken und lehnte sich an einen Felsen; der Alte eilte ihm beyzustehen. „Laß uns hier ausruhen, mein Sohn, sagte er; wir haben die Hälfte des Wegs zurückgelegt und können schon einige Augenblicke hier verweilen.“ Abdias hob seine Tochter vom Thiere, führte sie zu Nephtaly und ließ sich selbst zu beyden nieder. Dem langen, traurigen Schweigen ein Ende zu machen, fragte Abdias Nephtaly, zu welcher Zeit und bey welcher Gelegenheit Elieser Racheln gesehen habe? Nephtaly erzählte ihm, wie Rachel in den Tempel gekommen sey, und sein Bruder das Opfer von zwey Tauben und einem Lamme, das sie dem Herrn für die Wiederherstellung der Gesundheit ihres Vaters darbrachte, verrichtet habe. „Für mich?“ rief Abdias und wendete sich an seine Tochter: „welch' unnöthige Besorgniß für mein Leben? es war ja von keiner Gefahr bedroht. Warum verbargst Du mir Deine Reise, warum sagtest Du mir nichts von dem Gelübde Deiner kindlichen Frömmigkeit, dessen Gegenstand ich war?“ „Man täuscht Dich, Vater!“ sagte Rachel, „dieses Opfer war nicht für Dich. Des Tags zuvor ward ich, Du weißt es, von den Moabiten verfolgt, ich floh und irrte in diesen wilden Felsen umher; dem gewissen Tode nur durch den Beystand eines jungen Jägers entgangen, verließ ich ihn sterbend, der mich zuerst gerettet hatte. Bald kam ich wieder zurück, suchte und fand ihn nicht mehr. Beunruhigt über sein Schicksal, zitterte ich, daß er unsern Feinden in die Hände gefallen seyn möchte. Des andern Tages gegen Abend reisete ich ab und trug die kleinen Gaben in das Haus des Herrn. Elieser betete für meinen Vater; ich aber flehte für meinen Wohlthäter.“ Bey diesen Worten erröthete Rachel und Nephtaly rief außer sich: „O Himmel! was sagst Du? das Opfer war für diesen glücklichen Sterblichen?“ „Ja,“ antwortete Rachel und sah ihn zärtlich an, „es war für den Retter meines Lebens; ich glaubte sein Leben in Gefahr, ich glaubte.... ich erfuhr darauf, er sey zum Leben und Glück genesen; ich erfuhr, er habe seine Gefahr und seine Wohlthat vergessen.“ Nephtaly erhob sich bey diesen lezten Worten schnell und sagte zu dem Greise: „mein Vater, wir wollen abreisen, mein Bruder erwartet uns sehnlich!“

Schon sank die Sonne in's große Weltmeer; die Heerden versammelten sich und zogen langsam die Berge herab, da näherte sich Abdias mit seiner Tochter und Nephtaly Silo, und erblickte das violette Zelt, unter welchem sich der Tabernakel befand. Sie hielten hier still, bezeigten dem Höchsten ihre Ehrfurcht, gingen nach einem kurzen Gebete weiter und kamen bald an die Thore von Silo. Hier erwartete sie Sadok, Elieser und seine Verwandte und Freunde schon seit einigen Stunden. Junge Mädchen von Silo in Feyerkleidern, mit Blumensträußen von weißen Lilien in der Hand, gingen vor Rachel einher, bekränzten sie mit Blumen und bestreuten den Weg; so führte man die reizende Braut, wie im Triumphe, dem Hohenpriester entgegen. Rachel warf sich vor ihm auf die Knie; Sadok hob sie auf, umarmte sie und stellte sie dem vor Liebe und Freude zitterndem Elieser vor. Die bescheidene Rachel war still und in sich gekehrt. Ihr Gatte, voll von seinem Glücke, trunken vor Wonne, schien seinen Bruder nicht zu bemerken. Doch jezt rief er ihn, breitete ihm die Arme entgegen, verließ Racheln und flog zu ihm; er führte ihn zu seiner Gattin, nahm beyder Hände, drückte sie zärtlich und brach nach dem Vaterhause auf. Der Hohepriester folgte mit Abdias; die jungen Mädchen gingen voraus, und die Einwohner von Silo standen am Wege und feyerten die schöne Verbindung mit jauchzendem Jubel.

Sadok bewirthete seine Gäste mit den Früchten und Erfrischungen, die zu diesem Zweck bereitet waren. Er unterhielt sich vorzüglich mit Abdias und schlug ihm vor, seine Tage bey seiner geliebten Tochter zu verleben und in Silo zu wohnen: „wir wollen uns vereinigen,“ sagte er zu ihm; „das Alter bedarf freundschaftlicher Unterstützung. Es ist für uns Greise nirgends besser als im Schooße unserer Familie. Mit dem süßen Namen Vater ergrauet man ruhig. Die zärtlichste Sorgfalt, die Rachel nicht immer genau abmessen möchte, wird Dir von Elieser erwiesen, so wie mir von Racheln, wenn sie Elieser nicht immer gegen mich ausüben sollte.“ Abdias versprach bey ihm zu bleiben; Rachel dankte ihm gerührt für diese Zusicherung. Die zärtliche Aufmerksamkeit Eliesers nahm sie mit vieler Empfindung auf, und Nephtaly, der sein schmerzliches Gefühl verbarg, bemühte sich, eine heitere Miene anzunehmen; er war gegen Racheln und seinen Bruder freundlich und wünschte ihnen mit gerührtem Herzen Glück zu ihrer Verbindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fahrt auf dem Tigris.

Ein französischer Beamter, der von 1807 bis 1828 ganz Westasien durchreiste, unter andern vier Mal das

Digitized by Google

wüste Arabien durchzog, und dessen Aussagen nicht blos offiziell sind, sondern auch glaubwürdig, mit andern Worten, Herr Vidal, bisher erster Dolmetscher seines Hofes zu Bagdad u. a. O. hatte die Güte, noch vor Bekanntmachung seines Reiseberichts mir sein Notizenbuch zu eröffnen; und da ich die Auszüge daraus im Ganzen geeigneter für ein anderes Blatt (das Ausland), als für dieses halte, so möchte ich wenigstens den Lesern des Morgenblatts eine einzige Merkwürdigkeit des Buches nicht vorenthalten, welche mir nicht minder anziehend als belehrend scheint.

Vor zweytausend Jahren und drüber erzählte Herodot seinen wißbegierigen Landsleuten ein ganzes Kapitel hindurch (Euterpe, 194) von der sonderbaren Schifffahrt auf dem Euphrat; die Stadt Babylon ausgenommen, hat er dort zu Lande kein größeres Wunder gesehen. Die Pracht Babylons ist dahin, und heut zu Tage kann Herr Vidal den Franzosen nichts Anzieheyderes erzählen, als die sonderbare Fahrt auf dem Tigris. Die beyden Ströme sind nicht weit von einander und vereinigen sich bekanntlich, um in's Meer zu fließen. Ganz von Leder sind die Fahrzeuge, sagt Herodot; der Kalak (die Flöße) besteht aus Schläuchen, versichert Herr Vidal. Weidenkörbe that man vor zweytausend Jahren in die Schläuche, jezt bläst man sie auf. Einst legte man Stroh-peln auf das Leder, jezt legt man ganze Zweige darauf. Kein Vorder- und kein Hintertheil hat das Fahrzeug, berichtet der Halikarnasser, und doch wird der Kalak, bemerkt Herr Vidal, ohne Segel, Mast, Steuer und Nagel, nach allen Richtungen in Bewegung gesezt. Zwey Ruder braucht man dazu, wie mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt, und die Ruder verrichten ihr Geschäft nach jeglicher Seite, wie sich dasselbe aus Herodots Worten ergibt.

Der gelehrte Mannert fand in einer früheren Quelle eine ähnliche, aber offenbar nicht so genaue Andeutung; denn er glaubte im fünften Bande seiner Geographie (Nürnberg 1797, S. 374), die erwähnte Flußschiffahrt habe jezt eine geringere Vollkommenheit als früher. Nichts fehlt außer dem von Herodot erwähnten Esel, der allein, oder mit etlichen Kollegen, von dem Fahrzeuge getragen wurde, und sodann das Fahrzeug, die Ladung ausgenommen, nach Armenien zurücktrug. Vielleicht nimmt man jezt Kameele dazu, die man nicht von Armenien kommen zu lassen braucht.

Diese Uebereinstimmung ist eben so interessant, als aus der Natur jener Ströme erklärbar.

Herodot beginnt nun ein anderes Kapitel (195) und spricht von der Kleidung; es trifft sich, daß Herr Vidal denselben Weg einschlägt. Herodot redet von einem linnenen und einem wollenen Gewand, Vidal desgleichen; nur war sonst das wollene kürzer, jezt das linnene; das lezterе hing sonst bis auf die Füße herab, und jezt hüllen sich die Frauenzimmer, von der Stirn bis zu dem meist bloßen Fuße herab, in das wollene. Sonst trugen die Babylonier Sohlen, ungefähr den böotischen ähnlich, welche Herodot den Griechen nicht zu beschreiben brauchte; jezt gehen die armen Leute barfuß. Sobald sich ein Kalak sehen läßt, werfen sich die Weiber in's Wasser, schwimmen auf Schläuchen durch den reißenden Strom, bringen den Reisenden Rauchtabak, Mossuler Brod, frische Butter und Milch; natürlich nicht umsonst, und wenn nur viele Reisende hingehen wollen, so werden jene von Neuem auf größerem Fuße leben können.

Obige Bemerkungen war ich so frey, Herrn Vidal mitzutheilen; er freute sich, daß ich ihn mit Herodot verglich. Er für seinen Theil hatte seine Beobachtungen noch nicht mit denen seines Vorgängers verglichen, dessen nähere Bekanntschaft er bisher nicht gemacht hatte. Wie werden sich aber erst die Perser wundern, wenn sie im Herodot lesen, was sie jezt noch in ihrer Nähe sehen können. Bisher lasen die Perser die Schriften jenes Erzperserfeindes, der Griechenlands Sieg über Westasien beschrieb, nicht; aber einer ihrer Landsleute, der gegenwärtig Professor in London ist, übersezt so eben Herodot ins Persische. Wenn dieß Werk an den Euphrat und Tigris gelangt, so werden die dortigen Asiaten sehen, daß sie seit zweytausend Jahren und drüber nicht viel weiter gelangt sind, aber sie werden sich trösten durch den Gedanken, daß auch andere Völker nicht Anstalten treffen, um nach zweytausend Jahren viel weiter gelangt zu seyn, als gegenwärtig.

D.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Es ist wohl schon in Deutschland bekannt, daß hier vier Chinesen angekommen sind,*) welche, wie es heißt, von den franzöſischen Missionarien nach Frankreich gesendet wurden, um sich auszubilden. Die Neugierde der Leute, diese vier geschornen Menschen in Schlafröcken zu sehen, ist dießmal vielleicht verzeihlicher als sonst. Die Ultrablätter behaupten ernsthaft, wenn diese vier Jünglinge sich in Frankreich ausgebildet hätten, so sollten sie wieder nach China gesendet werden, um dort den Saamen künftiger Civilisation auszustreuen; allein ich möchte wetten, daß von diesem Saamen wenig aufkeimen wird. Wer weiß auch, was für Menschen die Missionarien zu ihrem Behufe mögen aufgefischt haben! Der Courrier français äußert mit Recht, das beste Mittel, um China zur Civilisation vorzubereiten, sey, Handelsverbindungen mit diesem Reiche anzuknüpfen zu suchen, und die Kaufleute würden bessere Bekehrer seyn, als die Missionarien. Natürlich haben die Ultrablätter an dieser Aeußerung großes Aergerniß genommen, und sie halten es für sehr verwegen, auch nur den Ursprung der vier sonderbaren Menschen in

*) Wir verweisen auf Nr. 124 des Morgenblatts.
D. Red.

Digitized by Google

Zweifel ziehen zu wollen. Es heißt, sie werden in wenigen Tagen ihre chinesische Tracht ablegen und mit Seminaristenröcken bekleidet werden. Wer sie also noch in ihren bunten Schlafröcken sehen will, mag eilen. Man muß es den Parisern verzeihen, daß sie in Hinsicht solcher fremden Figuren etwas mißtrauisch sind und sich nicht gern etwas aufbinden lassen. Seitdem man selbst König Ludwig XIV. mit einer vorgeblichen Gesandtschaft aus Siam geäfft hat, ist mancher Betrug mit Personen aus fremden Welttheilen in Paris gespielt worden, und mit der Civilisation, die man durch einzelne Personen in barbarischen Ländern hervorzubringen hoffte, hat es bisher wenig auf sich gehabt. Die vier Chinesen werden in ihrem Seminar schwerlich etwas anders lernen, als was sich auf den geistlichen Stand bezieht, und dadurch wird ihrem Vaterlande wenig geholfen seyn. Zweckmäßiger ist die Bildung, welche den egyptischen Jünglingen zu Theil geworden ist, obschon hier ein nicht sehr löblicher Nebenzweck vorwaltet, da es dem Pascha von Egypten hauptsächlich darum zu thun ist, gute Offiziere nach europäischem Fuße zu bilden. Anfangs waren diese Jünglinge hier in einem besondern Hause vereinigt, dem man schon den Namen egyptisches Kollegium gegeben hatte. Nachher hat man eingesehen, daß, wenn die Jünglinge in dieser abgesonderten Anstalt beysammen blieben, sie wenig von französischer Bildung annehmen würden; dazu kam noch, daß sie ihre Zeit verloren, indem sie kein französisch, die Lehrer aber kein arabisch verstanden. Somit beschloß man weislich, die jüngern in französische Erziehungshäuser zu vertheilen, wo sie dann, in beständigem Verkehr mit französischer Jugend, bald Sprache, Sitten und Gebräuche erlernen würden; die ältern hingegen blieben in der besondern Anstalt oder miethteten sich in der Stadt ein, um dem öffentlichen mathematischen, chemischen und andern Unterrichte beyzuwohnen. Dadurch hat man den Zweck erreicht. Die jungen Egyptier, Kopten und Armenier haben sich ziemlich leicht gebildet; sie sprechen sehr geläufig französisch und machen augenscheinliche Fortschritte in den Wissenschaften; einige kennen schon ziemlich gut die französische Literatur und besuchen fleißig die Schauspiele; andere sind, mit nützlichen Kenntnissen bereichert, schon in ihr Vaterland zurückgekehrt. Könnte mit der Sendung solcher fähigen Jünglinge aus Egypten nach Frankreich ein halbes Jahrhundert lang fortgefahren werden, so würde sicher ein solches Unternehmen auf den moralischen Zustand Egyptens nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben, so große Hindernisse auch der muselmännische Geist und der türkische Despotismus den Fortschritten der Bildung entgegensetzen. Hört das Versenden der Jünglinge nach Frankreich aber bey dem Tode des jetzigen Pascha's auf und hat es keinen andern Zweck, als die türkischen Armeen der Vorzüge der europäischen Heere theilhaftig zu machen, und den Hrn. Pascha und seinen Großsultan dadurch in Stand zu setzen, die Völker desto leichter und länger zu unterdrücken, so möchte man denken, es wäre eben so gut unterblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Mai.

(Beschluß.)

Wenige der schwachgebauten Häuser sind da stehen geblieben, wo der Strom mit ganzer Gewalt hinstürzte die, welche erhalten wurden, sind in ihrem Grunde unterwühlt und durchweicht, daß man an eine Reparatur nicht ohne Gefahr gehen dürfte. In einer weiten, der fruchtbarsten, Strecke unseres von der Natur so wenig begünstigten nördlichen Vaterlandes ist der Reichthum der sehr betriebsamen Bewohner, ihre Viehzucht, in einigen Stunden auf einmal vernichtet. Die Wintersaat ist überall verloren. Noch weiter hinaus dreht der unermeßliche Schade, den der die Weichselüberschwemmungen allemal begleitende Flugsand den fruchtbaren Niederungen zugefügt haben wird. Generationen können wechseln, ehe diesem Kiessande wieder Produktionskraft gegeben ist; man muß eine ertragsfähige Schichte Dammerde darüber bauen oder ihn fortschaffen. Zu jeder Operation gehört ein halbes Jahrhundert, die leztere Arbeit übersteigt fast menschliche Kräfte, und es bleibt zweifelhaft, ob, wenn man den Sand mit herkulischer Kraft fortgeschafft, man den alten Fruchtboden wieder finden wird und nicht die Fluth die Dammerde mit sich fortgespült hat. Wird doch sogar hier und da ein Grenzstreit entstehen, wo Gräben, Wälle, Hügel, Wasserbäche und Häuser von der Fluth verschlungen sind. Die Geretteten sehen mit banger Erwartung dem Sinken des Wassers entgegen. Nur die entfernter von ursprünglichen Durchbrüchen gelegenen Besitzer haben einige Hoffnung, indem der Kiessand sich gewöhnlich nur dahin lagert, wo ihn beym Durchbruch die ganze Stromgewalt mit hinträgt; wo das Wasser sich späterhin widerstandlos hin ergießt, hat es nicht die Kraft, seinen fürchterlichen Bodensatz mit sich fortzuschleppen.

Ich möchte sagen, schnell wie das Wasser wuchs hier die thätige Theilnahme. Kollektensammler bey großen Unglücksfällen sind im Augenblicke bestellt. Die beyden Zeitungsexpeditionen (Haude und Spener und Voß) nehmen täglich Beyträge an und berichten darüber am folgenden Tage. Bis jezt ist keiner vergangen, wo nicht eine enggedruckte Spalte mit Opfern, kleinen und oft sehr bedeutenden, gefüllt ist. Unser König hat sogleich über 100,000 Thaler aus seiner Privatchatouille nach den Niederungen gesandt, nach andern sogar carte blanche gegeben; auch sollen die Ueberschüsse aller Staatskassen vom vorigen Jahre zu gleichem Zwecke angewiesen seyn. Am lebendigsten war die Kunst bey der Hand, und Berlin, das in diesem Frühjahre in der Musik fast unterging, hört Einheimisches und Fremdes noch einmal zu einem wohlthätigen Zwecke. So haben die Musikchöre der Garderegimenter, die Akademie, Paganini, Mad. Seidler u. s. w. Konzerte gegeben und mit dem vollsten Ertrage. Karl Blum veranstaltete mit Karl von Holtei ein musikalisches Deklamatorium, bis jezt einzig in seiner Art, da sie die besten Kräfte beyder Theater freundschaftlich dazu vereinigten. Es werden Kupferstiche, lithographische Zeichnungen und sogar Bücher und Prachtwerke von Heldengedichten dafür herausgegeben (eines: „Alboin, König der Longobarden," von Gruppe aus Danzig, mit Kupferstichen nach Zeichnungen von Schadows Schülern; Alles umsonst geliefert, Manuskript, Zeichnung, Stich und sogar der Druck vom Verleger, Nauck, geschenkt), und wenn man eben erfährt, daß auch vom Auslande, *) z. B. Hamburg, bedeutende Gaben eingehen, daß fremde Monarchen, wie der König von Dänemark, menschenfreundlich beysteuern, so könnte man glauben, es sey fast genug geschehen, wenn nicht der Schade so groß wäre, daß die Mildthätigkeit nur den Schmerz des Augenblicks lindern kann.

*) Die Expedition der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg und die J. G. Cotta'sche Buchhandlung zu Stuttgart haben sich angeboten, Beyträge für die Verunglückten anzunehmen und an die k. preußischen Behörden zu befördern.

Beylage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 128.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Mai 1829.

Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Gebet, welcher Gott sie hält;
Hymen kommt, wenn man ihn fodert,
Amor, wenn es ihm gefällt.

Gotter.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

So verstrich der Rest des Tages. Als das Licht der Lampen immer schwächer wurde, befahl Sadok seinen Söhnen, diese Nacht in dem Hause eines ihrer Verwandten zuzubringen. Beyde gingen zu Phanuel, um sich daselbst zur Ruhe zu begeben. Allein kein Schlaf schloß die ganze Nacht ihre Augenlieder. Elieser, den die Traurigkeit Nephtalys beunruhigte, schrieb sie der Liebe zu jener Israelitin zu, nach der er sich sehnte. Er hoffte ihn zu beruhigen, wenn er von dieser Unbekannten spräche und ihn versicherte, daß er sie nun bald mit ihm aufsuchen wolle. Nephtaly versuchte vergeblich, diese traurigen Gedanken zu entfernen, indem er den Gemahl der Rachel von dem Glücke unterhielt, in dessen Besitz er jezt schon sey. Elieser kam aber immer wieder auf die Empfindungen zurück, die sein Bruder nährte; er schwur, daß er nicht glücklich seyn könne, wenn es nicht auch sein Bruder sey, und bemühte sich zärtlich, sein leidendes Herz zu trösten und es völlig zu beruhigen. Endlich vergoldete die aufgehende Sonne die Gipfel der Berge und erleuchtete den Horizont. Der neue Gatte schmückte sich mit seinen schönsten Gewändern und Nephtaly machte sich's zum Geschäfte, seinen Bruder so glänzend wie möglich zu kleiden. Seine langen Haare legte er zuerst zurecht, dann zierte er ihn mit seinem eigenen Hauptschmucke, hierauf bedeckte er seine Schultern mit einem langen, hyazintfarbenem Mantel, mit welchem er sich immer bekleidete, wenn er in den kriegerischen Spielen der Israeliten den Preis der Geschicklichkeit und des Muthes davon getragen hatte. Sie kehrten nun beyde zu ihrem Vater Sadok zurück. Hier fanden sie schon die Leviten, die jungen Mädchen und das Volk vor der Thüre versammelt, die junge Braut erwartend. Sie erschien jezt in einem weißen Kleide, das Gesicht mit einem gestickten Schleyer bedeckt. Schüchtern, unruhig, beynahe wankend ging sie zu ihrem Vater, nachdem sie den Arm Nephtalys, der sie führen wollte, ausgeschlagen hatte. Elieser, von Freude durchdrungen, eilte mit den Leviten voraus in den Tempel und war sehr geschäftig, die Schlachtopfer herbeyzuführen und sie seinem Vater selbst darzureichen. Zwölf Widder wurden geopfert. Das Volk vereinigte seine Wünsche mit dem herzlichen Gebete des Hohenpriesters und flehte mit ihm zum Ewigen, diese neue Rachel, so schön wie die erste, möge Leas Fruchtbarkeit besitzen und beyde Gatten ein so glückliches Alter erreichen wie Sara und Abraham. Nach vollbrachtem Opfer wurden sie wieder zurückgeführt, sie gingen durch die ganze Stadt, sangen ihre Lobgesänge und bestreuten den Weg mit Blumen. Nach dieser Ceremonie gab Sadok den Neuvermählten ein Zeichen sich die Hände zu reichen, zum Beweise ihrer vollzogenen ehlichen Verbindung. Eliesers Hand zitterte vor Freude, Rachels Bewegung war noch sichtbarer. Nephtaly war nicht zugegen; aber beym Hochzeitfeste sezte ihn Elieser an die Seite seiner Gattin.

Digitized by Google

Der glückliche, liebenswürdige Elieser redete mit Racheln und Nephtaly nur von seiner Hoffnung, mit zwey ihm gleich theuern Wesen eines beneidenswerthen Glückes zu genießen, und wie sehr er wünsche, daß sein Bruder und seine Gattin sich so herzlich lieben möchten, wie er sie liebe. Rachel und Nephtaly erröthteten, da sie sich's versprachen. Beyde zitterten und fühlten sich strafbar bey diesem Versprechen. Doch Nephtaly verließ sich auf seine Tugend und auf seine Freundschaft; Rachel aber hatte diese doppelte Unterstützung nicht, sie war daher unruhiger und wünschte die Gefahr zu fliehen. Da faßte sie einen kühnen Entschluß, den sie auf der Stelle ausführte; einige geräuschvolle Augenblicke benutzend, entfernte sie sich von dem Feste und bat den unglücklichen Nephtaly um eine geheime Unterredung.

Sie gingen, ohne sich anzusehen, nach der Einsamkeit des Feigenbaums, der am Rande des Abgrundes stand. Rachel sezte sich an den Stamm des alten Baumes, ließ Nephtaly neben sich sitzen und redete ihn mit fester Stimme an: „Die Augenblicke sind theuer, lassen wir sie nicht ungenüzt verstreichen. Wir können uns unsern innerlichen Streit nicht verbergen. Ich liebe Dich und Du liebst mich; ich eile Dir meine Wünsche zu sagen; Deine Tugend läßt mir sonst nichts übrig, als eben so tugendhaft zu seyn wie Du bist. Es ist mir nicht unbekannt, was sich seit jenem unglücklichen Augenblicke zutrug, da mich Elieser gesehen hat; ich will es aber für immer vergessen. Indessen weiß ich und bin überzeugt, daß Du Deine Liebe zu mir der Liebe zu Deinem Bruder aufopferst. Dieses Opfer ist edel und groß; Du opferst Deine Liebe der brüderlichen Zärtlichkeit auf, und es bleibt Dir wenigstens noch die Freundschaft übrig. Ach, ich fühle, man ist nicht so unglücklich, wenn man die Beruhigung hat, seine Pflicht gethan zu haben. Nephtaly, ich habe keinen Bruder! Du bist's, den ich mir erwählte, und doch muß ich die Gattin Eliesers seyn! Du bist's, dem ich das Leben schuldig bin! Glaubst Du denn nicht, daß Deine Wohlthat, die Bewunderung, welche Deine schmerzliche Aufopferung in mir erregt, der Anblick Deines immerwährenden, innerlichen Kampfes und Deiner Triumphe über Dich selbst die Empfindung der Liebe zu Dir, die ich doch ersticken soll, täglich steigern werden? Vergebens wirst Du stets Sieger seyn, Deine Siege machen mich immer schwächer; je länger ich Dich unglücklich sehe, desto liebenswürdiger wirst Du mir erscheinen; ich werde gegen meine eigenen Qualen zu ringen haben, ohne die Deinigen zu vermindern. Nur von Dir kann mir Hülfe kommen. Fliehe, fliehe weit von hier! Ist dieß nicht nöthig um Deiner Tugend willen, so erfordert es um so dringender die meinige und das Glück Deines Bruders; denn in Deiner Nähe, ich erkläre es, ist es mir unmöglich mich zu bekämpfen. Suche und sinne auf einen Vorwand, welcher es sey; nur entferne Dich von Racheln. Komm, wenn es möglich ist, geheilt zurück, oder besser, komm nie mehr zurück!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

Ueber die Sklavengesetze auf Cuba und in den Vereinigten Staaten.

Vor Kurzem erschien in Boston ein Werk: „Briefe, im Innern von Cuba geschrieben, vom Februar bis Mai 1828, von Abiel Abbot 1829." Abbot war ein Geistlicher in Beverly in Massachusetts, und ging, wie so mancher Kranke, im Winter und Frühjahr zur Genesung nach Cuba. Es wird jezt immer häufiger, im Winter vom Norden der Vereinigten Staaten nach dem Süden, Charlestown, Neu-Orleans, oder nach Cuba zu gehen. Die stete Verbindung erleichtert das Reisen außerordentlich. Die Bäder von San Diego, berühmt wegen der heilsamen Quellen und munteren Gesellschaft, ein westindisches Spaa, werden immer mehr besucht.

Wir theilen aus diesem Werke einiges über die Sklaven auf Cuba mit, und vergleichen Abbots Berichte mit den Verhältnissen der Sklaven in den Vereinigten Staaten.

„Die verschiedenen Stämme der Schwarzen auf Cuba zeigen, wenn sie eingeführt werden, sehr bestimmt verschiedene Charaktere. Die Carrobaleen sind stolz, die Mandingos vortreffliche Arbeiter, groß, geschickt, zufrieden, und vermehren sich schnell; die Gangaren sind diebisch und laufen gern fort, sind aber dennoch sehr brauchbar; sie sind die häufigsten hier. Die Aschantes sind sehr selten, weil sie in ihrem Lande sehr mächtig sind. Der Janti ist rachsüchtig und läuft gern fort; die Ebros sind weniger schwarz als die andern und haben hellere Wolle. Die Behandlung der Sklaven ist in Südcarolina, hier war Herr Abbot gewesen, und auf Cuba sehr verschieden. In Carolina ist die tägliche Aufgabe auf allen Plantagen und für beyde Geschlechter dieselbe; 105 Quadratfuß, für jeden Neger genau abgesteckt, ist das Tagwerk des Sklaven; hat er dieß gethan, so kann sein Herr nichts weiter von ihm an dem Tage verlangen. Die Starken und Thätigen vollenden ihr Tagwerk gegen drey oder vier Uhr, zuweilen schon um zwey und ein Uhr; die Starken stehen oft den Schwachen bey, der Mann seiner Frau, die Eltern dem Kinde, und eine Art gegenseitigen Wohlwollens bildet sich unter den Sklaven eines Hauses. Auf Cuba hingegen haben sie keine bestimmte Aufgabe auf den Kaffee- und Zucker-Plantagen. Mit Ausnahme eines Theils des Sonnabends und Sonntags, gehört die ganze Zeit, in welcher der Sklave arbeiten kann, seinem Herrn. Sie stehen mit Tagesanbruch auf und arbeiten mit kurzen Zwischen-

Digitized by Google

räumen, um ihre Mahlzeiten einzunehmen, bis Sonnenuntergang; auf einigen Plantagen fangen sie schon beym Mondenschein oder bey Feldfeuern wieder an. Wenn sie sich in einer Reihe, einer nach dem andern, auf das Feld begeben, treibt sie der Treiber mit einem Peitschenknall, ohne zu hauen, zu schnellerem Schritte an; auf dem Felde arbeiten sie nahe beysammen, und zuweilen muntert sie der Treiber zu rüstigerem Werke mit einem Zurufe auf, wie Fuhrleute ihre Ochsen. Ich glaube aber, die Peitsche wird selten angewandt; ich wenigstens habe es nie gesehen, noch je gefunden, daß es nothwendig gewesen wäre. Der Schritt der Sklaven ist schnell, ihr Körper aufrecht, der Rücken einwärts gebogen, und ihre muntern, kräftigen Bewegungen, ja oft ihre stolze, anmuthige Haltung setzen den Fremden in Erstaunen. Es ist zum verwundern, mit welcher Schnelligkeit sie z. B. ein Feld voll Unkraut und kleinen Büschen reinigen. Keine Unterhaltung findet zwischen ihnen statt, man hört keinen lachen, sieht keinen sich auf die Hacke lehnen, und jeder Hieb scheint zu treffen.

So weit meine Beobachtung geht, haben sie gesunde, ja köstliche Speise, und so viel als sie verlangen. Ihr Essen ist gewöhnlich nicht, wie in Carolina, zugemessen, noch kochen sie es selbst; sie kommen in die Küche und nehmen so viel vom köstlichen Pflanzgerichte als sie wollen; sie haben Rationen von Fisch, getrocknetem Fleisch und Gekröse. Außerdem haben sie ihre eigenen Lieblingsgerichte, die sie für sich kochen, Melanga, Ochra, und was sie sonst in ihren kleinen Gärten ziehen. Am Samstag Abend geben sie kleine Gesellschaften, zu denen sie ihres Gleichen einladen. Die Einfachheit ihrer Nahrung und die beständige Arbeit erhalten sie gewöhnlich gesund.

(Der Beschluß folgt.)

Ungedruckter Brief Wielands an den Verleger seiner Abderiten.

Mitgetheilt von Dr. Ernst Münch.

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der hiebey zurückkehrenden Zeichnungen zu den Abderiten. Ich finde sie sehr wohl gemacht, und weiß nichts dabey zu erinnern, als daß nun alles auf Hrn. Geysers geschickte Ausführung ankommen wird. Ich bitte, Ihm besonders das Charakteristische in den Gesichtern (welches in der Zeichnung ziemlich gut angedeutet ist) zu empfehlen. Die ganze Figur des weggehenden Hippokrates, Miene, air de tête, Gebehrdung der Schultern und Arme, muß die kalte, mitleidige, halblachende Verachtung, womit er von den Abderiten scheidet, aussprechen, und gleichsam sagen: Das sind Narren, denen alle Nießwurz der Welt nicht helfen wird. Ich weiß wohl, wie leicht es in solchen Fällen ist, viel von einem Künstler zu fodern, und wie schwer es hingegen diesem fällt, auch nur halbweg zu leisten, was man fodert. Es kommt fast alles auf einen glücklichen genialischen Augenblick an — der auch einem Chodowiecky nicht immer zu Gebote steht. Ein einziger glücklicher Zug thut oft mehr, als eine Stundenlange Arbeit. Um den Käufern gleich auf dem Titel zu sagen, was diese neue Ausgabe von der ersten stückweisen Ausstattung der Abderiten im Merkur, von dem schwäbischen Nachdruck und von der eben so unvollständigen Hofmannschen Ausgabe, die ich blos connivendo und ohne Theil daran zu nehmen, habe machen lassen, unterscheidet: können Sie auf das Titelblatt setzen lassen:

„Neue, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe."

Freylich ist dagegen auch manches, als unnützer Auswuchs, weggeschnitten worden; aber genug für das Publikum, daß dieß nun die Ausgabe ist, worin die Abderiten völlig diejenige Gestalt haben, in welcher das Werk mir selbst genug thut. Es ist nun, so wie es jezt ist, vollständig; ich habe nichts mehr davon noch dazu zu thun, und wenn diese Ausgabe, wie ich hoffe, ohne Druckfehler (wenigstens ohne solche, die den Sinn verstellen) aus der Presse kommen wird, so wird, falls auch künftig eine neue Auflage nöthig werden sollte, nicht das mindeste daran geändert werden.

Sollten Sie zum zweyten Theil auch ein Titelkupfer machen lassen, so könnte der Moment, da der Stadtrichter Philippides zwischen dem Zahnarzt und dem Eseltreiber Anthrax den Ausspruch thun soll, und sich nicht zu helfen weiß, weil ihm dünckt, beyde Theile hätten Recht, ein sehr gutes Sujet dazu abgeben. Der Esel mit seinem Schatten muß aber auch nicht dabey vergessen werden, und der Künstler würde hohes Lob verdienen, wenn er machen könnte, daß der Esel gescheuter aussähe als die Partheyen und der Richter. Wenn auch die beyden dazukommenden Sykophanten noch mit in die Gruppe gezogen und gehörig charakterisirt würden, so müßte es ein Stück geben, das Ihrer neuen Ausgabe sehr gut thun würde. Ich halte auch nicht viel von Kupfern, zumal zu Gedichten wie Oberon, wo sie meist (Exempla sunt odiosa) verunglücken; aber unser Publikum ist nun auf einmal auf Bilderchen gestimmt, und bey einem komischen Werke laß' ich sie noch immer am liebsten gelten. Nur müssen sie anders aussehen als die zum neuen Amadis, die Ihnen so viel Geld gekostet haben, und dem ohngeachtet, Dank dem Eigensinn oder der Laune unsers Freundes Oeser, größtentheils kaum auszustehen sind.

Leben Sie wohl, mein werthester Herr und Freund, und bleiben meiner ganzen Hochachtung und Ergebenheit versichert.

Wieland.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Mai.

Die hiesige naturforschende Gesellschaft hat am 4. Mai, bey Eröffnung ihres Normaljahres nach Ostern, den Bericht über ihre Verhältnisse im verflossenen Jahr angehört; seit mehreren Jahren werden nun diese Berichte für die Mitglieder gedruckt. Wir entheben dem lezten derselben einige Notizen, die ein allgemeineres Interesse darbieten dürften. Der Zürichsche Aufseher über Maaße und Gewichte, Schultheß, hat in den Bädern zu Baden im Aargau die vergleichenden Versuche über Abkühlung des Thermalwassers und künstlich erwärmten Wassers auf doppelte Weise wiederholt; er hat nämlich erstens das natürlich heiße Thermalwasser von 36½° R. mit dem bis zum gleichen Grade erwärmten Flußwasser verglichen; hernach das bis zum Siedepunkte erhizte und wieder bis auf 36° abgekühlte Thermalwasser mit natürlich warmem, und endlich das zuvor abgekühlte und wieder bis auf 36° erwärmte Thermalwasser mit gleichmäßig erwärmtem Flußwasser. Die Resultate dieser mit Genauigkeit angestellten Versuche zeigten auch hier, daß der Wärmestoff dem Thermalwasser nicht bleibender anhängt, als dem künstlich erwärmten. Die bisher in Baden selbst, wie vielfältig anderswo und auch noch von manchen Naturforschern gehegte entgegengesezte Meynung dürfte zunächst wohl auf dem Umstande beruhen, daß die Abkühlung des Thermalwassers in den Baderäumen in der That äußerst langsam und langsamer als unter gewöhnlichen Verhältnissen geschieht, weil in jenen durch die beständig ausströmende Hize Luft und Wände erwärmt sind. Dr. Ebel las eine Denkschrift über die in der Schweiz wahrgenommenen Erderschütterungen. Er hatte dafür die vorhandenen Nachrichten von den ältesten Zeiten her gesammelt. Von dem zehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart, also in einem Zeitraume von ungefähr eintausend Jahren, finden sich sechszig allgemeine Erdbeben in der Schweiz verzeichnet; der mehr lokalen aber seit dem sechszehnten Jahrhundert beyläufig 590. Die verzeichneten Lokalerdbeben versuchte Hr. Ebel nach den Gebirgsformationen zu ordnen, in welchen sie vorkamen: in den Hochalpen finden sich gegen 400, in der Sandsteinformation 147, in der Juraformation 110. Von den einzelnen Erschütterungen werden auch die aufgezeichneten nähern Umstände angegeben und damit diejenigen Nachrichten verglichen, welche von gleichzeitig mit diesen schweizerischen anderwärts beobachteten Erschütterungen aufgefunden wurden. Am ausführlichsten verweilt Hr. Ebel bey dem an Erschütterungen vorzüglich reichen Zeitraume um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und bey dem Erdbeben vom 9. Dezember 1755. Beynahe über den vierten Theil der Erdoberfläche, von den Antillen bis nach Finnland, verbreiteten damals die Erschütterungen Schrecken, und alle Erscheinungen, welche sonst einzeln nur beobachtet wurden, waren hier vereint beysammen. Lissabon erlitt bekanntlich die furchtbarsten Zerstörungen; nirgends aber waren die Erschütterungen so andauernd, wie in der Gegend von Brieg im Wallis; stündlich und halbstündlich wiederholten sie sich hier Tage lang und hernach täglich viele Wochen lang; Quellen versiegten, andere brachen hervor, in der Luft wurde ein Brausen und Heulen vernommen, gewaltige Regengüsse, furchtbare Orkane gingen vorher und folgten nach; die Gewässer vieler Seen in der Schweiz hatten sich kurz vor jenem Zeitpunkte in heftiger Bewegung gefunden, im Momente der Erschütterungen selbst waren sie ganz ruhig; an vielen Orten fiel rother Regen, rother Schnee, das Wasser vieler Quellen färbte sich roth; jenes außerordentlich heftige Erdbeben traf in die Mitte der Periode von 1750 bis 1760, welche durch eine große Anzahl Erderschütterungen von Europa bis nach Persien ausgezeichnet war. Während derselben verhielten sich der Vesuv und Aetna vollkommen ruhig.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Jene egyptischen Jünglinge sieht man noch in ihren rothen Jacken und weiten rothen Hosen auf den Straßen einhergehen; ihre Tracht ist aber keine Neuigkeit für die Pariser mehr und es läuft kein Mensch mehr hinter ihnen her. Also in einigen Tagen wird es wirklich an einer Tagesneuigkeit fehlen in dieser Hauptstadt, und der Zeitpunkt ist günstig, um den Parisern ein neues Wunderthier vorzuführen. Zum Glücke ist die schöne Jahrszeit da, die Reichen begeben sich auf Reisen oder auf ihre Landgüter, die Andern haben Schauspiele, um sich zu belustigen, öffentliche Sitzungen, Konzerte und hie und da eine Stadtneuigkeit, z. B. die Heyrath des Herzogs v. Duras, welcher im vorigen Jahre seine geistreiche, durch ihre kleinen Romane bekannte Frau verloren und jezt eine reiche Portugiesin aus dem Handelsstande geheyrathet hat, was die einen eine Mesallianee nennen, andere aber einen vielleicht übereilten Schritt. Zwar haben die Tagesblätter über diese Heyrath nicht gescherzt, wie die Londoner Tagesblätter neulich über die Heyrath des bejahrten Lord Nelson mit einer jungen Frau scherzten, indem sie ihm recht witzig den bekannten Tagesbefehl seines Namensträgers, des berühmten Admirals Nelson, bey der Seeschlacht von Trafalgar zuriefen: „England erwartet, daß jeder Mann seine Schuldigkeit thue.“ Allein im Gespräch hat man doch allerley Bemerkungen darüber gemacht, wovon manche vielleicht gar nicht gegründet waren. So z. B. behauptete man, der Herzog habe sich vermittelst des Intelligenzbureaus des berüchtigten Williaume verheyrathet, der noch immer die Güte hat, die Leute zusammen zu paaren und sich in seinen Ankündigungen rühmt, Wunderdinge in Heyrathssachen gethan zu haben. Man hat den Wundermann einigemal auf den kleinen Theatern auf eine komische Art zur Schau gestellt; er läßt sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort, für die Jungfrauen und Wittwen schöne, junge, reiche und liebenswürdige Männer zu suchen, und umgekehrt. Da er nun Erbinnen mit einer halben Million Vermögen in seinen Ankündigungen ausbietet, so wäre es nicht unmöglich, daß sich ein Vermögen suchender Herzog an ihn gewendet hätte; darüber habe ich indessen keine weitere Nachricht. Das Heyrathsstiften muß eine gute Spekulation seyn, denn es gibt noch zwey andere Herren in Paris, welche dieß Geschäft im Großen treiben; der eine heißt Brunet, der andere Alexandre. Beyde sind eifrige Nebenbuhler des Hrn. Williaume; beyde haben beständig allerliebste reiche und junge Bräute zu versorgen; es ist unglaublich, welche bedeutende Geldsummen die Wittwen und Mädchen, die unter dem Schuze der HH. Brunet und Alexandre stehen, zum Heyrathsgute mitbringen; es muß wirklich an Männern in der Welt fehlen; denn wozu hätten sonst dergleichen reiche und schöne Bräute vonnöthen, durch das Heyrathsbureau jener beyden Herren zu passiren und Ehemänner zu suchen? Man hat in den Tagesblättern das Innere dieser Heyrathsbureaux beschrieben; es scheint, daß die Vorsteher auf einem sehr glänzenden Fuße leben, in kostbar meublirten Gemächern ihre Audienzen ertheilen und sich für versprochene oder geleistete Dienste tüchtig bezahlen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Mai 1829.

— Wie groß wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bey ihrer Uebung bricht.

Schiller.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Rachel sprach es und wollte sogleich in das Haus des Hohenpriesters zurückkehren; aber Nephtaly machte eine Bewegung, sie zurückzuhalten und ergriff ihre Hand. Kaum hatte er sie berührt, als er erschrocken die seinige wieder zurückzog; er raffte sich auf, suchte seine fliehenden Kräfte zu sammeln und sagte, ohne Racheln anzusehen, mit bebender Stimme: „Meine Schwester! sey ohne Sorge. Ich gebe Dir die heilige Versicherung, daß ich noch diese Nacht abreisen will. Ich werde Dich nicht wieder sehen ... ich werde meinen Bruder nicht mehr sehen ... Ach, verzeihe mir die Thränen, sie fließen für ihn! Ich fühle es, ich hätte fliehen sollen, ohne Dir zu antworten; allein zu Deiner Ruhe, zur Ruhe meines Bruders, mußt Du wissen, daß Elieser bis diesen Augenblick noch gar nicht einmal ahnt, daß ich Dich vor ihm gesehen habe. Es ist ihm unbekannt, und von mir erfuhr er es nicht, daß Rachel jene Israelitin ist ... Genug, meine Schwester, diese Unterhaltung bleibt ein ewiges Geheimniß zwischen meinem Herzen und Deiner Tugend; Elieser erfahre nie, was die Freundschaft für ihn gethan hat; er würde nicht glücklich seyn, und ich verlöre die Früchte meines Opfers. Nun bleibt mir noch eine Pflicht zu erfüllen übrig, wozu mich Deine Ehre auffordert. Ich will, ja ich will in Deine Hände das einzige Gut zurückgeben, das ich besaß, das einzige Pfand, das mir von einer Liebe übrig geblieben ist, die künftig strafbar seyn würde. Empfange den Schleyer wieder, der mir so lieb war, den Schleyer, der seit jenem Tage auf meinem trauernden Herzen ruhte. Hier ist er, Rachel, laß uns zurückkehren, denn ich zittere, wenn ich denken muß, daß selbst dieses Gespräch nicht mehr schuldlos war. Möge es doch wenigstens meinem Bruder nützlich seyn! Morgen, wenn der Unglückliche Thränen über meine Abreise vergießt, vermagst nur Du, ihn zu trösten; sage ihm dann, meine Schwester! sage ihm: Nephtaly hat mir seine Leiden anvertraut; er kann nicht ohne jene Unbekannte leben, die mit Dir in seiner Seele wohnt; er ging weg, um sie wieder zu finden oder zu sterben. Darauf, meine Schwester, kannst Du schwören!“ Nach diesen Worten reichte ihr Nephtaly mit zitternder Hand den Schleyer. Rachel nahm ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, und warf ihn über ihr Gesicht.

Beyde gingen nun mit einander in das väterliche Haus zurück. Nephtaly verließ sie und sah sich nach Eliesern um.

Aber Elieser hatte es bemerkt, wie seine Gattin und sein Bruder aus dem Saale gegangen. Da es nun für sein Herz Bedürfniß war, immer bey denen zu seyn, die er liebte, so folgte er ihnen von Ferne nach, und da er sie beysammen sitzen sah, nahm er einen weiten Umweg, um sich ihnen ungesehen zu nähern. Das that er aber weder aus Mißtrauen noch aus bloser Neugierde; arglos, ohne Absicht überließ er sich seinen sanften Empfindungen mit dem reinsten Vertrauen, der liebenswürdigen Be-

Digitized by Google

gleiterin der Freundschaft, die nie zu beleidigen fürchtet, weil sie nicht beleidigt werden kann, und sich daher alles das erlaubt, worüber sie selbst niemals zürnet. Als er sich nun dem Baume näherte, sah er, wie Nephtaly der Rachel den Schleyer gab, den er in seinem Busen verwahrte, und den Elieser für jenen der unbekannten Israelitin erkannte; er hörte noch die lezten Worte Nephtalys. Diese Worte und der Schleyer machten ihm alles klar. Mit einem Mal enthüllten sich ihm die Leiden und die Tugend seines Bruders, so wie Rachels Unglück. In sich gekehrt, unbeweglich, das Haupt auf die Brust gesenkt, lehnte er an dem Feigenbaume. Seine Augen waren mit Finsterniß bedeckt und seine Seele verlor das Bewußtseyn durch das Uebermaß schmerzlicher Gefühle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Amerika.

(Beschluß.)

„Man gesteht allgemein zu, daß die Arbeit auf den Zuckerpflanzungen höchst erschöpfend ist, und man hat mir mehrmals im Vertrauen gesagt, daß auf vielen dieser Pflanzungen ein Verlust von zehn bis fünfzehn Prozent der Arbeiter jährlich stattfinde. Indeß auf den wohleingerichteten Pflanzungen ist dieß nicht der Fall. Wie mühsam die Arbeit auf den Zuckerplantagen ist, scheint aus dem Umstand hervorzugehen, daß man auf einigen Pflanzungen nur männliche Sklaven kauft, und auf denen, wo man beyde Geschlechter nimmt, wenig oder gar keine Vermehrung stattfindet. Da die Sklaveneinfuhr von Afrika, seit dem Vertrage mit England, nach welchem jede Sklaveneinfuhr als Seeräuberey betrachtet werden solle, immer schwerer wird, so wendet man mehr Aufmerksamkeit auf die schwangeren Sklavinnen, um den Stamm der Plantage zu erhalten. Ich hasse, daß viele, ich weiß, daß einige Mitleiden mit den armen Frauen in diesem Zustande haben. Sie sind einen Monat vor und einen nach der Niederkunft von der Arbeit ganz frey, und noch lange nachher mehrere Stunden des Tages.

Die Zahl der freyen Neger auf Cuba soll 100,000 übersteigen. (Humboldt gibt in seinem Werke 154,000 freye Farbige an). Es gereicht den Spaniern zu großer Ehre, daß ihre Gesetze die Befreyung der Sklaven sehr begünstigen, und daß die Regierung diese Gesetze streng befolgt. Wenn der Sklave seinen Werth, oder nur was er gekostet hat, dem Herrn geben kann, so muß ihn dieser frey lassen, wenn er auch ein geschickter Handwerker, ein thätiger Treiber (denn diese sind oft selbst Sklaven) oder treuer Diener ist; will der Herr nicht, so klagt der Sklave beym Kapitän des Partido, und der Herr muß eine nicht unbedeutende Geldbuße erlegen. Ich will hier eines Vorfalls erwähnen, der vor Kurzem stattgefunden. Ein Sklave hatte seinem Herrn Geld gestohlen und seine Freyheit damit von diesem erkauft. Später ward der Diebstahl entdeckt und der Herr forderte den Sklaven als Eigenthum wieder. Die Regierung entschied aber, daß er frey sey und bleibe, aber als Dieb bestraft werden solle. Auch ist es nicht so schwer für einen fleißigen, tüchtigen Neger, sich etwas zu ersparen, um einst seine Freyheit zu kaufen. Speise wird ihnen in solchem Ueberfluß vom Herrn gegeben, daß sie den ganzen Ertrag ihres Gärtchens, den die meisten, vielleicht alle Sklaven haben, zu Geld machen können. Gewöhnlich füttern sie sich ein Schwein mit Mais von ihrer eigenen Erndte, und ich habe einige dieser Schweine gesehen, die von 40 bis 50 Dollars, 100 bis 125 Gulden, werth waren. Manche vergraben ihr Geld, bis ihr Errungenes so viel werth ist, als sie selbst werth sind. Noch diese Woche (der Brief ist vom 20ten März 1828) wurde hier eine Negerin mit einem prächtigen Leichenbegängnisse begraben. Sie hatte sich früh ihre Freyheit gekauft, und hinterließ 100,000 Dollars, die sie sich durch Fleiß und Verstand erworben. Von meinem Schlafzimmer sehe ich auf eine befreyte schwarze Familie, die für mich wascht. Die Tochter singt alle Abend zur Guitarre, wenn die Familie sich im Hofe versammelt."

Ich füge nun den Bemerkungen Abbots einiges über die Sklavengesetze der verschiedenen Staaten Nordamerikas bey. Sie sind alle schärfer als die spanischen, theils weil die englischen Gesetze in Beziehung auf diese Unglücklichen immer härter waren, theils weil sich die Bürger einer Republik, wo also die Exekution verhältnißmäßig schwächer ist, mehr gegen die Sklaven sichern müssen als die Unterthanen einer absoluten Regierung, wo Soldaten und Gewalt immer bey der Hand sind. Wenn in Maryland der Sklave an Körper und Geist gesund, nicht über 45 Jahr alt ist und sich sein Brod zu erwerben weiß, so kann ihn sein Herr durch ein, von zwey Zeugen beglaubigtes Dokument frey lassen. Dieß Gesetz wurde 1797 gegeben. Der Freylasser muß aber seine Creditoren befriedigen können, sonst darf jeder Gläubiger den Freygelassenen anstatt der Schuld nehmen. In Kentucky und Missouri gilt dasselbe Gesetz, eben so in Virginien, nur fügt dieser Staat bey, daß ein Freygelassener über 21 Jahr alt, der länger als zwölf Monate nach der Freylassung im Staate bleibt, wieder in Sklaverey verfällt. Nordcarolina verlangt, daß ein Sklave eine verdienstliche Handlung (a meritorious service) verrichtet habe; sonst kann er nicht freygelassen werden. Die Freylassung muß durch einen Gerichtshof geschehen. In Südcarolina, Georgien und Alabama kann ein Sklave nur durch besondere Entscheidung der Staatslegislatur, an die sich der Herr wenden muß, frey-

Digitized by Google

gelassen werden. Hohe Strafen stehen auf Vergehen gegen dieß Gesetz. Creditoren können den Freygelassenen an Zahlungs Statt angreifen. Jedes Testament, welches die Sklaven frey erklärt, ist gänzlich null und nichtig, und wer bey solchem Testamente Beystand leistet, zahlt eine Buße von 1000 Dollars. Die Sklaven aber sollen, sind sie schon in Freyheit gesezt, öffentlich von der Obrigkeit verkauft werden. Der Staat Missisippi ist der strengste. Er erlaubt dem Bürger nicht einmal, sich an die Legislatur um Freylassung seines Sklaven zu wenden, ausgenommen, dieser hat eine verdienstliche Handlung für seinen Herrn verrichtet oder dem Staate einen Dienst geleistet. Creditoren können aber auch hier den Freygelassenen angreifen. In diesem und mehreren andern Staaten ist selbst die Freylassung durch ein Testament, welches die Legislatur bestätigt hat, nicht gültig, wenn die Wittwe des Erblassers nicht ein Drittheil der Hinterlassenschaft erhalten hat. Sie kann sich an den Freygelassenen halten. Der neue Civilcoder von Louisiana erlaubt Mannmission der Sklaven durch ausdrückliche Stipulation im Testamente, oder bey Lebzeiten des Besithers, wenn er seine Absicht beym Kreisgericht anzeigt. Menschlich ist auch noch das Gesetz dieses Coder, daß das Kind einer Sklavin, wenn die Freylassung dieser auf eine bestimmte Zeit festgesezt ist und das Kind zwischen dem Eintritte dieser Zeit und dem Tage, an welchem ihr der Herr dieses Versprechen gab, geboren wurde, mit der Mutter frey ist. In andern Staaten gilt der Grundsatz streng, daß Sklaverey erblich ist, und wer vor der Freylassung der Mutter geboren ist, ist Sklave. In vielen Staaten Nordamerikas kann der Sklave durchaus kein Eigenthum besitzen, daher ist auch von eigner Loskaufung, wie auf Cuba, nicht die Rede, in andern Staaten aber ist es ziemlich allgemeiner Gebrauch, daß ein Sklave frey gelassen wird, wenn er bezahlen kann, was er auf dem Markte werth seyn würde. Daher sieht man nicht selten, daß bey öffentlichen Versteigerungen Weiber erklären, sie seyen sehr schwach und können nichts thun als waschen, damit man wenig für sie bezahle, und damit sie desto eher ihren Werth erlegen können. Es gibt verschiedene Arten, wie sich Sklaven in den Vereinigten Staaten Geld erwerben, z. B. Kellner in Gasthöfen legen Trinkgelder zurück, viele Sklaven sind Handwerker, leben für sich in den Städten und bezahlen wöchentlich ihrem Herrn eine bestimmte Summe. Fast alle spielen, wenn sie können, in der Lotterie. Nie habe ich ein menschliches Wesen in so tiefem Kummer gesehen, als einen Schwarzen, der seit Jahren für seine Freyheit gespart hatte und dem dieser höchste Schatz gestohlen worden war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

In einer so großen Stadt wie Paris gibt es immer eine Menge gutmüthiger Seelen, welche sich durch prunkende Ankündigungen und glänzende Zimmer anlocken lassen und ihr Geld in Erwartung versprochenen Glücks hingeben. Hier und da wird denn auch wohl eine Heyrath vermittelst eines solchen Bureau's gestiftet, besonders wenn Braut und Bräutigam nicht allzu neugierig nach ihrem vorigen respektiven Wandel forschen und geradeswegs in den Ehestand treten, ohne die Vergangenheit zu kennen. Der Reichthum wird auf so manche Art erworben und die Quellen des angekündigten Heyrathsgutes mögen zuweilen etwas trübe seyn. Wer sich aber über die Geschichte des Ursprungs des beygebrachten Heyrathsgutes hinwegsetzen kann, je nun, der mag bey Hrn. Brunet, oder Hrn. Alexandre, oder Hrn. Williaume wohl ziemlich leicht eine Frau oder einen Mann finden, obschon von den 500,000 Franken manchmal wohl einige Nullen mögen gestrichen werden, wenn es an das Zahlen geht. Daß man in Paris auf eine eben nicht rühmliche Art reich werden kann, beweist Hr. Boursault, der die Spielhäuser in Pacht hat. Das Geld so mancher Unglücklichen und Verblendeten, die ihre Familien oder ihre Prinzipale berauben, oder sich selbst zu Grunde richten, häuft sich bey diesem Manne bedeutend auf und er kann sich mit den Reichsten in Paris messen. Er kann es aber nicht verkennen, daß die Quelle, woraus dieses Sündengeld ihm zufließt, höchst unrein ist, und daher sieht er sich nach andern Unternehmungen um, in die er das erworbene Vermögen steckt. So hat er große und prächtige Gewächshäuser angelegt, wie sie ganz Paris nicht aufzuweisen hat, und kann daraus im strengsten Winter die schönsten Gewächse liefern. Vor nicht gar langer Zeit gab er in diesen Treibhäusern ein glänzendes Fest, wie es wenige Fürsten hätten geben können. Die Gesellschaft wandelte in den aufs hellste beleuchteten Gallerien unter herrlichen Stauden und Blumen umher, Musik ertönte aus den südlichen Gebüschen und man hätte sich in eine Sommernacht unter dem italienischen oder spanischen Himmel hineinträumen können. Auch auf die Thealerdirektionen hat dieser Boursault sein Augenmerk gerichtet und mehrmals versucht, die Oper in seine Gewalt zu bekommen. So sehr nun aber auch die Tagblätter auf die gänzliche Freyheit der Theater dringen, so wollen sie dieselben doch lieber von der Regierung, als von dem Inhaber der verruchten Spielhäuser abhängen lassen, und man hat sich mehrmals in den Zeitungen sehr scharf und bestimmt darüber ausgesprochen, so daß es die Regierung nicht gewagt hat, dem Boursault die Leitung der Oper zu übergeben. Dieser hat sich aber nicht abschrecken lassen, und da es mit der großen Oper nicht hat gehen wollen, so hat er sich an die komische Oper gewendet und diese unter die Hände zu bekommen gesucht. Im vorigen Jahre löste sich die frühere Direktion dieses Operettentheaters auf und es entstand eine andere, die mit Unterstützung der Regierung ein neues und schönes Theater bauen ließ. Dieß ist nun eben fertig geworden und bey der Wiedererdffnung der Schauspiele nach Ostern hat man begonnen, in dem neuen Hause zu spielen, das seiner schönen Einrichtung wegen in den Zeitungen sehr gelobt worden ist. Da die Erbauung des Saals aber bedeutende Kosten verursacht hat, so hat die Direktion reiche Kapitalisten aufgesucht, um mit ihrer Hülfe ihre Leitung fortzusetzen. So ist denn, wie es scheint, Boursault eingetreten und hat einen

Digitized by Google

Hauptantheil an dem Eigenthum des neuen Schauspielhauses und an dem Privilegium der komischen Oper bekommen. Dießmal ist aber Boursaults Unternehmen ohne alles Geräusch von statten gegangen, und auch die Journale haben nicht davon gesprochen. Das Dirigiren der Schauspiele ist schon lange eine abentheuerliche Sache, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Direktionen in allerley Hände gerathen. In Paris werden die Direktoren alle Augenblicke gewechselt, sie tauchen auf und unter, kommen und verschwinden; wenige bereichern sich, die meisten spielen eine glänzende Rolle, so lange sie den Theaterscepter führen, und werden vergessen, sobald sie denselben niedergelegt haben. Ist das nicht auch das Loos mancher Machthaber einer höhern Gattung?

Dg.

Zürich, Mai.

(Beschluß.)

Im Jahr 1760 trat ein ungemein heftiger Ausbruch des Vesuvs und dagegen ein Stillstand in den Erderschütterungen ein. Wenn auch die Erdbeben mit dem Vulkanismus in nicht zu bezweifelndem Zusammenhange stehen, so wäre es doch ganz unstatthaft, alle ihre Erscheinungen daraus erklären zu wollen; es vereinigen sich vielmehr verschiedenartige Naturkräfte, um jene gewaltigen Wirkungen hervorzubringen, und noch unbekannte lokale Eigenthümlichkeiten in der Erdrinde müssen auch wohl vorhanden seyn, wegen welcher einzelne Stellen von überaus beschränktem Umfange, wie z. B. beyde Rheinufer bey Eglisau im Kanton Zürich, von Erdstößen so ganz außerordentlich oft heimgesucht werden. Noch erwähnt Ebel zweyer, jedoch ganz isolirt stehender Wahrnehmungen aus jenen Schreckenstagen von 1755, einer beträchtlichen Abweichung der Magnetnadel, die in Murten, und des gänzlichen Herumwerfens einer frey hängenden Magnetstange (also Umkehrung der Polarität), die in Hohen-Ems beobachtet wurde. Wie weit ein ursächlicher Zusammenhang und welcher zwischen diesen Erscheinungen und den Erschütterungen auf der einen, dem Erdmagnetismus auf der andern Seite obwalte, bleibt einstweilen dunkel. Am Schlusse spricht Ebel die Vermuthung aus, daß in vorhistorischer Zeit Erdbeben in der Schweiz ungleich häufiger und zerstörender gewesen seyen als später, und daß sich gewisse Verhältnisse, Zertrümmerungen, chaotisches Durcheinanderwerfen gewaltiger Felsmassen in den Hochgebirgen, besonders auf der Südseite der Alpen, nur durch solche Erschütterungen erklären lassen, wie denn ähnliche Erscheinungen auch noch in den neuesten Zeiten am Himalaya beobachtet wurden.

Die Petrefactenkunde der Schweiz hat vor etlichen Monaten einen Zuwachs erhalten durch die von Herrn Doktor Schinz der Gesellschaft vorgewiesene und in ihr Museum aufgenommene wohlerhaltene Kinnlade einer zum Geschlechte der Paläotherien gehörenden Thiergattung, von welcher bisher unter den schweizerischen fossilen Ueberresten sich keine Spur fand. Das Stück ward vielmehr aufliegend, als in der Masse des Quadersandsteins eingeschlossen, bey Bollingen am obern Ende des Zürichersees gefunden, und es scheint dasselbe eher dem aufliegenden Conglomerat, als der Sandsteinmasse anzugehören. In der Quadersandsteinformation der Schweiz sind bis dahin nur sehr wenige Petrefakten wahrgenommen worden, unter denen sich das 1820 bey Lausanne aufgefundene, schön erhaltene Blatt einer Fächerpalme auszeichnet. Vom Bodensee bis zum Genfersee läßt sich eine Linie von Sandsteinformation nachweisen, deren Schichten auf der Südseite südlich, auf der Nordseite nördlich eingesenkt sind, je weiter vom Mittelpunkt entfernt, um so mehr sich abflachend; nur auf der Südseite sind bis jezt Versteinerungen bekannt geworden.

Die Kritik eines Aufsatzes von Deluc in Genf über Thalbildung begleitete Hirzel-Escher (der Alpenforscher im Geiste seines Schwiegervaters, des verewigten Escher von der Linth) mit Darstellung seiner eigenen Ansichten. Deluc glaubt, die Bildung der Alpenthäler mit horizontalem Grunde (er beschreibt nämlich diejenigen der Arve, Salenche, Rhone, dasjenige von Maurienne, das Süß- und Aostathal), deren Boden aus Anhäufung von Geschiebmassen besteht, rühren von den Meeresfluthen her, welche mit großer Gewalt die bisher und auch noch weiter drangen, und die nicht nur jene Geschiebe, sondern auch die Steine und Blöcke herbeyführten, welche an manchen Stellen bis einige tausend Fuß über dem Thalgrund am Bergabhang angetroffen werden. Hirzel hält das Meer bey diesen Thalbildungen für um so unbetheiligter, da keinerley Meeresprodukte in jenen Geschieben vorkommen. Die Thalbildung aber denkt er sich ungefähr auf folgende Weise: In der Urzeit, als die Oberfläche des Erdbodens noch nackt und kahl war, bestanden nur einige wenige Hauptseinschnitte, welchen alle Niederschläge der Atmosphäre mit besonderer Kraft zuströmten. Im Verlaufe von Jahrtausenden verwitterten Felsen, es bildeten sich Rinnen, diese erweiterten sich allmählich zu Schluchten und Thälern. Große Anschwellungen der Gewässer rissen Felsstücke los, diese wurden in der reißenden Fluth zermalmt, und von den höheren Gebirgen in die Thalauswaschungen fortgerissen, blieben sie da liegen, wo wir sie gegenwärtig noch jene Thalgründe bildend finden. Nicht auf einmal geschah jene Ausfüllung, sondern allmählich in völlig unbestimmbaren Zeiträumen. Auch jezt noch läßt sich Aehnliches, z. B. an der Glarnerlinth, beobachten, welche zur Zeit ihrer Anschwellungen große Massen von Geschieben an ihrer Einmündung in den Wallenstätterse anhäuft; in kurzer Zeit aber findet sich alles wieder verebnet und keine einzelnen Erhöhungen sind ferner bemerkbar.

Auflösung der Charade in Nr. 123:

Aufsatz.

Räthsel.

Ich liege als ein gefühlloser Klumpen in der Tiefe der Erde, hart und gleichgültig; weder Feuer noch Wasser regen mein Inneres an. Bringt man mich heraus und ergreift mich die brüderliche Hand meiner Verwandten, so erwache ich; läßt man mich frey schweben, so fühle ich die Nähe des Blitzes, die Bewegungen der Vulkane, der feuchtenden Wolken der ewig beschneiten Gegend; ein sicherer Führer bin ich dem Menschen durch Wälder, Berge und bahnlose Meere; denn nach Einem Stern richtet sich meine Sehnsucht.

J. W. Pfaff.

Beylagen: Intelligenzblatt Nr. 19. u. Monatsreg. Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Drei und zwanzigster Jahrgang.

1829.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthevlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Vor dem Münster in Freyburg, von Preuschen. 132.
Die Ulme zu Hirsau, von L. Uhland. 134.
Friedrich Barbarossa, von Grabbe. 136. 137. 138. 139.
Der Wunsch, von Schöll. 141.
Die Sonnenblume, von Bockshammer. 145.
Deutsche Barden, von Chamisso. 148.
Lied an die Sonne, von Tegnér. 150.
Ländliche Lieder von Felder. 155.
Palindrome: Traber, Rebart. — Rettig, Gitter. 147.
Homonyme: Bock. 153.

Romane und Erzählungen.

Die Zwillingsbrüder. (Forts.) 130. 131. 132. 133.
Die Mazze in Wallis. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147.
Die schöne Wittwe von London. 151. 152. 153. 154.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde des römischen Volkscharakters. 130. 131. 132. 135.
Ueber die Besitzungen der Britten in Nordamerika. 149. 150.
Skizzen aus Amerika. 155.

Biographie.

Bruchstücke aus Fichtes Lebensbeschreibung. 142. 143. 144. 145. 147. 148. 149. 150.
Laplace. 152. 153.
An Frau Louise Duttenhofer. 154.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aphorismen von Balbamus. 130. 138. 139.
Der Untergang der Strelitzen nach Ségur. 134. 135.
Der königliche Wallfisch von Ostende. 139.
Ueber die moralischen Eigenschaften der Blinden. 141.
Zeitungsdruck in England. 142.
Geographisch-statistische und philosophische Betrachtungen eines gebildeten Barbiergesellen über Wiesbaden 146.
Jean Paul an A. 151. 155.
Räthsel: Die Ziffern. 135. — Der Punkt und das Punktum. 141.

Naturgeschichtliches.

Ueber den innern Zustand des Erdballs. 133.
Zur Naturgeschichte des Affen Duiskitis. 134.
Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel, von Nürnberger. 136. 137. 138. 140.
Zur Geschichte der Bildung der Sonnenfäden. 148.

Korrespondenz.

Frankfurt. 130. 131. 132. 133. 149. 150. 151. — London. 130. 131. 132. 133. 140. 141. 153. — Paris. 134. 135. 136. 148. 149. 150. 154. 155. — Dresden. 134. 135. — Lyon. 137. 138. 139. 140. 141. 151. 152. 153. — Schinznach. 142. — Prag. 143. 144. 145. 146. — Genf. 145. 146. 147.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 41.

Bemerkungen über die Schrift: In welchem Styl sollen wir bauen? von Hübsch. — Versteigerung von plastischen Kunstwerken.

Nro. 45.

Bemerkungen über die Schrift: In welchem Styl sollen wir bauen? (Forts.) — Berichtigung.

Nro. 46.

Bemerkungen über die Schrift :c. (Beschluß.) — Nekrolog. Mitterer.

Nro. 47.

Rom am 1sten Mai 1829. — Nekrolog. (Beschluß.)

Nro. 48.

Ueber Kunsturtheil. — Notizen über den Kunstverein zu Breslau. — Rom. Anfangs Mai.

Nro. 49.

Arbeiten der königl. Porcellanmanufaktur in München. — Ueber Kunsturtheil. (Forts.) — London. Madrid.

Nro. 50.

Ueber Kunsturtheil. (Forts.) — Kunstanzeige. — Bemerkungen über bildende Kunst. — Berichtigung.

Nro. 51.

Ueber Kunsturtheil. (Forts.) — Hamburg, 26. Mai 1829. London. — Bemerkungen über bildende Kunst.

Nro. 52.

Ueber Kunsturtheil. (Forts.) — Kunstausstellung in Hamburg.

Literatur-Blatt.

Nro. 44.

Aesthetik. Ueber bildliche Darstellung der Gottheit, von C. Grüneisen. — Lyrische Dichtkunst. Lieder von H. Heß. — Länderkunde. Der Stadt Murten Chronik, von Engelhard. — Heilkunde. Der gesunde Mensch, ein Hülfsbuch von Dr. Neumzig.

Nro. 45.

Lyrische Dichtkunst. Gedichte von Laun, Gebauer, Jan Pol und Karl Gust. Korte, Pigenot, Seberholm, v. Boblen, v. Kobbe.

Nro. 46.

Memoiren-Literatur. Mémoires du Comte de M....

Nro. 47.

Mémoires du Comte de M.... (Beschluß.) — Völkerkunde. Cisalpinische Blätter v. D. Leßmann.

Nro. 48.

Erzählungen. Neun Bändchen Erzählungen. — Neueste englische Literatur. — Klänge der Erinnerung von Leopold Bornitz.

Nro. 49.

Erzählungen. (Beschluß.) — Armenische Literatur. — Dramatische Dichtkunst. Teatro classico italiano antico e moderno, owero il parnasso teatrale. — Dichtkunst. The poëms of William Cowper Esq. with notes from his own correspondence and a biographical memoir, complete in one volume.

Nro. 50.

Philosophie. Ueber Philosophie überhaupt und Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere, von Schubarth und Carganico. — Volksschriften. Kleine romantische Volksschriften, von Schlez. — Hannchen, eine romantische Erzählung. — Länderkunde. Statistik von Amerika, von Dr. A. Lips.

Nro. 51.

Philosophie. (Forts.) Briefe gegen die Hegelsche Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. — Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philos. Wissenschaft, von C. H. Weiße. — Ueber die Hegelsche Lehre, oder: absolutes Wissen und moderner Pantheismus. — Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältnisse zur christlichen Glaubenserkenntniß, von C. F. G.....l. — Musik. 1) Ueber den Musik-Unterricht, von Hienysch. — 2) Eutonia, von Hienysch.

Nr. 52.

Philosophie. (Forts.) Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik, von Dr. Troxler. — Kirchengeschichte. Geschichte der Christenthums und der Kirche, von Dr. F. Cramer.

Anzeige.

[220] Bey Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist so eben erschienen:

Haidinger, W., Anfangsgründe der Mineralogie. Zum Gebrauche bey Vorlesungen. Nebst 15 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Rthlr. 9 Gr.

Bey dem immer mehr sich verbreitenden Studium der Mineralogie den Lehrern dieser Wissenschaft ein bequemes, den Anfängern in derselben aber nützliches Lehrbuch zu geben, war der Zweck des Herrn Verfassers, der sich den ausgezeichnetsten Männern dieses Fachs anreiht und dessen leichtfaßliche Methode die Brauchbarkeit dieses Werkes ungemein erhöhet. Die beygefügten Kupfertafeln gewähren die deutlichste und genaueste Uebersicht der Formenlehre der gesammten Mineralogie. Einführung dieses Compendiums in Anstalten wird der Verleger nach allen Kräften zu erleichtern bestrebt seyn.

Digitized by Google

№. 130.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Juni 1829.

Der Eigennutz spricht alle mögliche Sprachen und spielt alle mögliche Rollen, sogar die der Uneigennützigkeit.

La Rochefoucault.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Zimmervermiether und ihre Sensalen.

In demselben Verhältnisse, als sich aus Gründen, welche vielleicht ebensowohl in der übersättigten Reisesucht der Ausländer, als in der nie zu sättigenden Gewinnsucht der Römer liegen, die Anzahl der Fremden in Rom mit jedem Jahr mindert, nehmen die Zimmervermiether zu. Auf den gangbarsten Plätzen und Straßen ist fast kein Haus, wo nicht über der Thüre ein Brett mit der Aufschrift: Camere da affittarsi con mobile, hängt. Der ungeheure Gewinn, der bisher von diesem Gewerbe gezogen worden ist, hat selbst die untersten Klassen angelockt, sich auf diese Art zu bereichern; so kömmt es, daß es nicht selten einem Menschen, welcher im eigentlichsten Sinne keinen Stuhl unter dem Leibe hat, plötzlich einfällt, Zimmer zu vermiethen. Geht man hinauf sie zu besehen, so werden die vier nackten Wände gezeigt, mit dem Strohsacke auf dem Boden. Wer Verwunderung blicken läßt, zu dem spricht der Vermiether: „Ma, siete comico; non vedete, la pagliaccia ci è già" (das finde ich doch sonderbar: sehen Sie denn nicht, der Strohsack ist ja schon da!) Entweder läuft der Fremde vor Aerger davon und wird hinter drein ausgelacht, oder er läßt sich aus Gutmüthigkeit, oder um Spaß zu haben, in eine Unterhandlung ein. Im lezten Falle wird augenblicklich zu Dinte und Feder geschritten, den Kontrakt aufzusetzen; denn für schwarz auf weiß haben die Römer eine große Vorliebe. Die erste Klausel ist dreymonatliche Vorausbezahlung der Hausmiethe. Wundert man sich darüber, heißt es: „Ma, siete veramente curioso! müssen wir denn nicht Meubeln kaufen?" Bewundernswürdig ist dabey ihr Talent, die Wohnung anzuempfehlen; der stumpfsinnigste Idiot, dem sonst keine drey Worte im Zusammenhange zu Gebote stehen, und nicht links von rechts zu unterscheiden weiß, wird ein Cicero, wenn es darauf ankömmt, seine Zimmer und seine Meubeln herauszustreichen; eine wurmstichige Kommode ist ein mobile prezioso, eine Matratze von ein Paar Ellen Sackleinwand, in welcher ein halbes Pfund von der Straße aufgelesener Wolle steckt, ein letto stupendo, und der zerbrochenen Strohstühle braucht sich keine Eccellenza zu schämen. Außerdem ist alles erst im vorigen Jahre neu angeschafft. Zweifelt man daran, weil an der Kommode kein Schlüssel schließt, oder die Stühle nur drey Beine haben, so antwortet er auf jeden dieser Einwürfe: „Che vuol, ch'io gli dica; sono stato ingannato!" (Was soll ich da sagen, ich bin betrogen worden). Findet sich's, daß in einer Wohnung ein Schrank (credenza), gleichviel von welcher Beschaffenheit, steht, so ist keinem Fremden zu rathen, die geringste Einwendung gegen den Preis oder die sonstigen Bedingungen zu machen, wenn er nicht Händel bekommen will; er ist dann nicht „comico" oder „curioso," auch heißt es nicht mehr: „Quest'è buffa!" (das ist lächerlich) sondern es heißt: „Lei è un uomo sofistico!" (Sie sind ein Sophist). Nicht mindere Geschicklichkeit besitzen sie in Anpreisung der reinen

Digitized by Google

Wünsche für sein Glück zum Himmel steigen läßt. Bey diesem Anblicke faßte er sich und ergriff mit der einen Hand den wilden Feigenbaum und versicherte sich desselben als einer Schutzwehr wider seine schreckliche Absicht; er betrachtete den Rasensitz, auf dem er seit seiner Kindheit so oft mit Nephtaly gesessen, auf dem sie sich so oft zugeschworen, mit einander zu leben und zu sterben. Bey dieser Betrachtung fühlte sich Elieser wehmüthig erweicht. Bis jetzt hatte er nicht geweint; doch nun strömten Thränen aus seinen Augen, und diese Thränen erleichterten seinen Schmerz und gaben ihm seine Besinnung, seine Vernunft und seine natürliche Sanftmuth wieder. „Nein, nein," sagte er schluchzend, „hier kann ich nicht sterben. Dieses Heiligthum der Freundschaft darf ich durch keinen Selbstmord entweihen. Dieser Ort, an welchem mich mein Vater umarmte, wo mich mein Bruder so innig liebte, ist ein heiliger, ein unverletzlicher Ort. Fliehe, fliehe, und suche für Deine Verzweiflung ein Land, das niemals Zeuge eines stillen Glücks und reiner Zärtlichkeit war." Elieser stieg hierauf eilig in den Abgrund nieder; er fand Felsenstücke in dem Strome, die ihm den Uebergang erleichterten, und kam so an das jenseitige Ufer.

Nephtaly suchte indessen seinen Bruder und fragte ängstlich nach ihm. Bereits waren einige Stunden verflossen; Rachel, Abdias, Sadok glaubten Eliesern im Tempel mit Gebet zum Allerhöchsten beschäftigt. Der Tag hatte schon der Nacht Platz gemacht; Nephtaly kam düster und unruhig aus dem Tempel zurück; er durchlief das Feld rings herum und stand nur bey dem wilden Feigenbaume still, wo er mit starker, lauter Stimme Eliesern rief; doch er hörte nichts als das Getöse des Wassers im Abgrund; er kam zurück und unruhiger, als er scheinen wollte, fragte er seinen Vater und seine Freunde mit solch ungestümer Heftigkeit, daß er auf ihre Antworten gar nicht hörte. Immer unruhiger, lief er abermals fort, kam wieder zurück und erfuhr endlich, daß man seinen Bruder das jenseitige Ufer des Abgrunds habe ersteigen sehen. Der Ungeduldige, der mit einemmale Rachel, seine Liebe und seinen Vorsatz vergessen hatte, nahm nun einen langen fichtenen Ast, zündete ihn an und floz zu den Ufern des Stromes. Die jungen Leviten, alle Freunde und Gesellschafter des unglücklichen Eliesers thaten auf der Stelle dasselbe. Sie krochen in die engsten Schluchten des Bergs, erklimmten die steilsten Felsen. Sadok, Abdias, Rachel, die am diesseitigen Ufer geblieben waren, hörten ihr lautes, banges Rufen und das Echo, das es wiederhallte; die schaudervolle Finsterniß, der düstere Schein der in der Dunkelheit herumirrenden Lichter, alles steigerte die fürchterliche Gemüthsbewegung und die Schrecken, die ihre Seele bestürmten.

Die Nacht war mit diesem traurigen Geschäfte fruchtlos hingegangen; Elieser ward nicht gefunden. Erst lange nach Anbruch des Tages kam Nephtaly mit zerstreuten Haaren, todtenbleich, mit zerrissenen und blutenden Füßen zu Sadok zurück. Krampfhaft drückte er seine Hände zusammen, ohne ein Wort zu sprechen, ohne selbst Rachel anzusehen. Trotzig, unbeweglich, stumm stand er da, wies die Nahrungsmittel, die man ihm reichte, seinen Begleitern zu und erfrischte blos seine Lippen; darauf hüllte er sich in eine Löwenhaut, nahm Bogen und Pfeile und wollte ellends fortgehen. Da erschien ein alter Hirte, der in seinen Händen einige mit Sand und Schlamm bedeckte Kleidungsstücke trug. Nephtaly stieß ein Angstgeschrey aus; der Alte wandte sich an Sadok und sprach: „Ist dieß das Gewand, das gestern Dein Sohn trug?" Mit diesen Worten legte er den Hauptschmuck Eliesers und den hyazinthfarbenen Mantel, mit dem ihn Nephtaly bekleidet, zu seinen Füßen nieder. Da sank Sadok dem Abdias in die Arme; aber Nephtaly warf sich mit Heftigkeit auf den Mantel, drückte ihn an seine bleichen Lippen und rief: „O mein Bruder! mein Bruder!" und verlor Stimme und Bewegung. Er kam bald wieder zu sich, ergriff Bogen und Köcher, zerriß sein Kleid in Stücken, ging auf den alten Hirten los und sprach mit wilder Stimme: „Antworte mir, an welchem Orte und zu welcher Zeit hast Du diese Kleider gefunden?" „Diesen Morgen, da es anfing Tag zu werden," antwortete der erschrockene Alte, „bey dem nackten Felsen, von dem man das Wasser in den Abgrund stürzen sieht; die Kopfbedeckung lag am Ufer, der Mantel schwamm weiter davon mitten im Wasser."

Da zweifelte Niemand an Eliesers Tod; Alles, was ihn liebte, erhob ein Angstgeschrey, bestreute sein Haupt mit Asche und gelobte zehntägige Trauer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von M. K. Baldamus.

Große Geister fürchten das Kindergeschrey. Das Erziehen ist nicht ihre Sache. Sie gleichen in dieser Hinsicht dem Kukuk, diesem Genie unter den Vögeln, dessen behaarter Magen den Ornithologen so viel Kopfbrechen verursacht hat. Er überläßt andern das Brüten seiner Eyer, das Füttern seiner Jungen. Sind die kleinen Pensionäre, diese befiederten Findelkinder flück, können sie die Schwingen regen, so eilen sie zum Walde und rufen den Frühling aus, ohne daß man nöthig hätte, sie bey einem Dompfaffen in die Lehre zu schicken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

Wenn in großen Haupt- und Residenzstädten Anstalten erblühen, die der Beförderung der Künste und Wissenschaften, ja selbst der höchsten Zwecke der Menschheit, der Civilisation

Digitized by Google

und Religiosität gewidmet sind, so ist dieß oftmals nur das Verdienst eines Einzigen, der, als souveränes Staatsoberhaupt oder als allmächtiger Minister, diese Anstalten ins Leben rief und pflegte, indessen nicht selten die Mehrheit der Einwohnerschaft solche gleichgültigen Auges betrachtet, zuweilen wohl sogar Spott und Tadel über sie und deren Stifter verhängt. Anders verhält es sich mit den Anstalten ähnlicher Tendenz, die der Gemeinsinn unserer Bürger erschuf. Waren ihre ersten Anfänge vielleicht weniger glänzend, als die mancher ihrer Schwesteranstalten in jenen Städten, und konnten sie nur unter Bekämpfung von Schwierigkeiten ins Leben treten, die da nicht stattfanden, wo ein Wille sie zu schaffen schon hinreichte, so tragen sie doch in sich selbst den befruchtenden Keim ihres Fortbestehens und der immer vollkommeneren Darstellung der ihnen zu Grunde liegenden Idee. Denn, so wie ihr Daseyn, so auch knüpft sich ihr Gedeihen nicht an die Bedingung der Tendenz eines Individuums, sondern einer Vielheit, die, ist sie auch nicht zu allen Zeiten und auf gleiche Weise von ein und eben demselben Geiste beseelt, doch schon in Folge ihrer Eigenthümlichkeit, als moralische Person, gewisse Bürgschaften für die dauernde Aufrechthaltung des Prinzips gewährt, aus dem jene Anstalten entsprangen. — Zu vorstehenden Betrachtungen ward der Berichterstatter zunächst durch die am verwichenen Sonntage (am 3. Mai) begangene Jahresfeyer der Stiftung des Senkenbergischen naturhistorischen Museums veranlaßt. Der Ursprung und die Fortbildung dieses herrlichen Instituts sind bekannt. Wir beschränken uns demnach hier darauf, in Kürze Einiges von den Vorträgen mitzutheilen, die in dem Lokale desselben am Vormittage des Festes in Gegenwart eines zahlreichen Auditoriums aus allen Ständen gehalten wurden. Diesen Akt eröffnete Dr. Neuburg, erster Vorsteher der Gesellschaft, mit einer eben so gediegenen, als allgemein verständlichen Darstellung der geographischen Verbreitung der Pflanzen über den Erdball. Er führte an, daß diejenigen Pflanzen, welche, wie z. B. die Getreidearten, deren ursprüngliches Vaterland Egypten und Sizilien ist, viel Nahrungsstoff in sich enthalten, dem kultivirten Menschen in alle Zonen, wo sie nur immer wachsen können, gefolgt sind. Er machte ferner den verhältnißmäßig zu- oder abnehmenden Reichthum an Vegetabilien in den verschiedenen Klimaten bemerklich, indem er zeigte, wie sich dieser Reichthum von der ewigen Schneegrenze der Polarländer an bis zu den Tropengegenden hin stets mehre, so daß, während der Norden nur einige Pflanzenarten aufzuweisen habe, deren Mannichfaltigkeit und Fülle mit den Breitegraden gleichen Schrittes wachse. Endlich erörterte der Redner die Beziehungen des Wassers zur Vegetation, deren belebendes Prinzip es sey, und dessen Daseyn nicht weniger die Existenz der Flechten auf dem Felsen, wie der Seegräser auf dem Meeresboden bedinge. — Dr. Creyßschmar, zweyter Vorsteher des Museums, theilte hierauf der Versammlung in einem ausführlichen Vortrage die auswärtigen Verhältnisse der Gesellschaft mit. Es erhellt daraus im Wesentlichen, daß, waren auch die Sendungen an Naturalien, die dem Institute im verflossenen Jahresabschnitte zugingen, nicht ganz so reichlich ausgefallen, wie in frühern Zeiten, wo Rüppel noch in Afrika war, die Verbindungen des Museums nach allen Weltgegenden hin, sowohl auf dem Wege des Tauschhandels, wie durch baare Ankäufe demselben manches Neue und Werthvolle geliefert hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

Die sogenannte katholische Frage ist zwar keine Frage mehr; katholische Edelleute sitzen im Oberhaus und Katholiken werden in wenigen Tagen im Haus der Gemeinden sitzen. Die Nation würde gerne ausruhen von dem langen Kampfe, den es darum gegolten, und vergessen der bösen Worte und des unredlichen Verfahrens, dessen man sich auf allen Seiten deßhalb schuldig gemacht, wenn die Spekulanten sie wollten ruhen lassen. Aber die Eigenthümer mehrerer Zeitschriften brauchen Leser oder vielmehr Käufer, und da sie solche auf den gewöhnlichen Wegen nicht haben finden können, so haben sie sich in den Ultra-Protestantismus geworfen und arbeiten aus Leibeskräften an der Aufrechthaltung einer Parthey, deren Grundsatz Haß, Bosheit, Verläumdung, Unduldsamkeit aller Art ist, und dieß blos aus merkantilischen Absichten. Eines dieser edeln Organe sagte vor ein Paar Tagen ganz ernsthaft, die kalte Witterung, worunter wir jezt leiden, und die Feuersbrünste in zwey unserer Münster seyen eine Strafe Gottes wegen des Bündnisses, das die Nation mit den götzendienerischen Papisten eingegangen! Ihr Lieblingsthema ist, den Herzog von Wellington als einen hochfahrenden, trotzigen Menschen, einen künftigen militärischen Tyrannen zu verschreyen. Folgendes Pröbchen, das dem neuesten Stücke des Monthly Magazine entnommen ist, mag als Muster dienen: Gespräch eines großen Mannes mit einem um einen seidenen Mantel bettelnden Advokaten. (Der seidene Mantel ist die Auszeichnung der königlichen Advokaten, ein Amt, welches sowohl Ehre, als Geld einbringt.) „Nun, zum Teufel, was bringt Ihn her?“ „Ich komme, Ew. herzogl. Gnade zu bitten —“ „Ja, ja, bitten; das thut ein Jeder, der zu mir kommt. Aber, bey meiner Seele, mit Seinem Gesichte da glaubte ich, Er käme zu stehlen. Nun, Bettler, um was bittet Er denn?“ „Die Sache ist, Ew. —“ „Pah, Bursche, komm' Er auf einmal zur Sache; ich habe keine Zeit, Geschwätz anzuhören; sag' Er seine Lüge auf einmal her.“ „Die Sache also, Ew. herzogl. Gnaden, ist, daß, da ich vor ungefähr 7 Jahren ganz ohne Versatz und in der Wärme tugendhafter Begeisterung etwas über Se. Majestät gesagt —“ „Zum Henker, Mensch, glaubt Er, ich könne den ganzen Tag hier sitzen und seinem Gerede zuhören? Pack Er sich aus dem Zimmer.“ „Nun denn, ich wünsche einen Mantel zu haben.“ „Pah, Er meynt einen Weiberrock.“ „Ich möchte gern einen seidenen Mantel haben und bin bereit, die Gabe auf irgend eine Weise, durch irgend einen Widerruf zu verdienen.“ „Nun, Bursche, da es meine Absicht ist zu zeigen, daß Ihr Alle von jener Parthey, mit all Eurem Pochen, Sklaven im Innern der Seele seyd, daß ich einen jeden von ihnen haben könnte, wenn ich ihn wollte, und daß ich sie Dutzendweise am Halse zusammenbinden und nach Belieben im Hyde-Park herumtreiben könnte, soll Er den Mantel haben. — Was, Er knet? Hält Er mich schon für den Pabst?“ „O, möge der Himmel über Ewr. Gnaden den Segen eines getäuschten Demagogen, eines reuigen Radikalen, eines loyalen Liberalen verbreiten! Hier, zu Ewr. Gnaden Füßen, schwöre ich Paine, Carlile, Hunt und Cobbett ab und möge ich —“ „Zum Teufel geben! Aber jezt scher' Er sich fort. Da, Hill, rufe die Wache herein und laß' ihn hinaustreffen! Doch nein, halt, meine Stiefeln sind schmutzig; da, Bursche, leck' Er mir sie rein! Seine Zunge ist noch niemals so gut beschäftigt gewesen. . . . „Es ist geschehen, Ew. herzogl. Gnaden.“ „Wahrhaftig, bis auf die Sohlen. Nun, ich sehe, jedes Ding ist zu etwas gut. Aber jezt geh' Er und laß' Er mich nie wieder dieses Spitzbubengesicht sehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Juni 1829.

Wem wahres Gut entrissen wird, dem bleibt
Oft viel, wenn des Verlusts Gefühl ihm bleibt.

Fr. L. v. Stolberg.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Siebenzig Tage waren inzwischen verflossen. Sadok, am Rande des Grabes, hoffte auf den Tod; allein die Zärtlichkeit Nephtalys und die aufmerksame Sorgfalt seiner Schwiegertochter spannen den Faden seines hinwelkenden Lebens immer wieder fort. Abdias verließ ihn nie und redete von Eliesern mit ihm, den beyde ihren Sohn nannten. Nephtaly, der ganz scheu und wild geworden war, fürchtete sich, ohne sich's zu gestehen, in Rachels Nähe zu seyn; er war daher ganze Tage allein und saß am Fuße des Feigenbaumes. Hier war er mit Aufgang der Sonne, hier wähnte er weniger zu leiden und dem näher zu seyn, den er beweinte.

Unterdessen war die gesetzmäßige Trauer Rachels verstrichen, da sprach der alte Sadok, als Beobachter der religiösen Vorschriften Mosis, zu Nephtaly, in Gegenwart des Abdias und seiner Tochter: „Mein Sohn, Du kennst die Gesetze der Hebräer. Sie verordnen, daß der Bruder die Wittwe seines Bruders zur Gattin nehme. Der Name Eliesers soll nicht untergehen in Israel; in Deinen Kindern soll er wieder aufleben.“ Bey diesen Worten empfand Nephtaly ein Vergnügen, worüber er sich Vorwürfe machte. „O mein Vater!“ antwortete er, „schon lange liebe ich Racheln, und indem ich dem Gesetze gehorche, werden zugleich meine liebsten Wünsche erfüllt. Aber Elieser ist nicht mehr, wie kann ich glücklich seyn wollen? Rachel, verzeihe mir diesen Ausdruck meiner Empfindung; verzeihe mir auch, wenn ich mich sogleich nach vollzogener Verbindung in die tiefste Einsamkeit zurückzuziehen wünsche, um den Schmerz meiner ewigen Trauer zu nähren.“ „Mein lieber Sohn,“ unterbrach ihn Sadok, „ich bin Deinem Wunsche bereits zuvorgekommen. Ich habe den Aeltesten des Volkes schon angekündigt, daß ich das heilige Rauchfaß und mein Priesterkleid wieder in ihre Hände zurückgeben werde. Meine zitternden Arme können die heiligen Opfer nicht mehr verrichten; mein Geist, von Alter geschwächt, vermag die Lobgesänge zum Preise des Ewigen nicht mehr zu verkündigen. Die Aeltesten wollten Dich erwählen; ich schlug es aber in Deinem Namen aus, denn ich hatte in Deiner Seele das Bedürfniß der Einsamkeit gelesen. Ja, Nephtaly, wir wollen uns zurückziehen, wollen uns vor der ganzen Welt verbergen. Die Unglücklichen befinden sich unter sich selbst am besten. Abdias, Deine Gattin und ich wir wollen Dich lieben und mit Dir weinen.“

Er nahm hierauf Rachels Hand und legte sie in die seines Sohnes, erklärte, daß nach dem Gesetze die Früchte dieser Ehe alle Rechte und den Namen Eliesers haben sollten, und flehte zu dem Gotte Jakobs, dieses neue Band zu segnen, das ihn zum zweyten Male zu Rachels Vater machte. Die beyden Gatten getrauten sich kaum einander anzusehen; aus ihren Blicken sprach zugleich Schmerz, Frömmigkeit und furchtsame Liebe.

Digitized by Google

Von diesem Augenblicke an lebten Nephtaly, Rachel, Sadok und der alte Abdias fast ganz abgesondert von der übrigen Welt. Abdias, der von dem Erlöse seiner Heerde und seines Hauses zu Luza das Feld Sadoks vergrößerte, pflanzte darauf Weinstöcke und Oelbäume. Dieses Feld nährte die Familie reichlich und gab noch einigen Ueberfluß, um Dürftige zu erquicken. Die Armen waren aber die Einzigen, die sie nicht vergessen hatten. Nephtaly ging mit Aufgang der Sonne auf's Feld, bearbeitete es und säete Gerste und Waizen, oder er beschnitt die Weinstöcke, oder beschäftigte sich mit den Oelbäumen. Wenn die Sonne am hohen Mittag den ganzen Horizont durchglühte, ging er, mit Schweiß bedeckt, in seine friedliche Wohnung. Rachel kam immer vor ihm daselbst an und ihre einzige Erholung war die Sorge für ihren Gatten. Mit ernstheiterem Gemüthe genossen sie ihr einfaches Mahl. Bald darauf gingen sie wieder auf das Feld, und wenn sich die Sonne in den abendlichen Wolken verborgen hatte, wallfahrtete Rachel mit ihrem Gatten zu dem Feigenbaum, wo sie Elieser ein Denkmal aus Rasen errichtet hatten. Beyde ließen sich vor demselben auf die Knie nieder und sanken in stille Betrachtung, oder, wenn sie bisweilen mit einander sprachen, so war es nur von Elieser, um sich seiner Handlungen, seiner Reden zu erinnern; nie entweihte eine andere Unterhaltung diesen Ort der Trauer.

So verflossen ihnen Tage und Monate. Zwölf Mal hatte sich der Mond erneuert, da wurde Rachel Mutter eines Sohnes. Er erhielt den Namen Elieser. Niemals entwickelte sich Anmuth und Geisteskraft so schnell als bey diesem Kinde. Der gute Sadok konnte den Kleinen nicht von sich lassen und wurde später sein Lehrer. Er pflanzte in sein junges Herz die Gebote des Ewigen. Bald wußte der junge Elieser die Wunderwerke herzuerzählen, die der Herr durch Mosen verrichten ließ, um sein Volk aus der egyptischen Knechtschaft zu befreyen. Er entzückte Sadok und seine Mutter mit seinem Wissen und seinem Geiste; und wenn Nephtaly von der Arbeit nach Hause kam, und der kleine Elieser, auf dem Schooße seines ehrwürdigen Lehrers, von Joseph erzählte, wie er von seinen Brüdern verkauft wurde und ihnen verzieh, welch' süßes Gefühl bemächtigte sich da seiner Seele; Sadok aber fühlte die Wonne des alten Jakobs, da man ihn mit der Nachricht von dem Leben Benjamins erfreute, und er drückte den kleinen Elieser stärker an seine Brust, und Nephtaly, der hiebey Rachein ansah, konnte niemals die Thränen zurückhalten, so oft das Kind den Namen des Bruders wiederholte.

Elieser war nun neun Jahre alt und durfte bisweilen schon allein ausgehen. Er hatte einen Bogen und Pfeile. Lebhaft und geschickt, wie sein Vater, verfolgte er längs des Abgrunds die Reiger und Seeadler. Bald wagte er sich auch über das Wasser, erstieg die Gipfel der Berge, und suchte die jungen Hirschkälber auf. Rachel und Sadok waren mit diesen einsamen Wanderungen unzufrieden; Nephtaly aber war nachsichtiger und lächelte Eliesers Beyfall zu. Es machte ihm die größte Freude, seinen Muth und seine Stärke auf seinen Sohn vererbt zu sehen und das Kind, hiedurch aufgemuntert, überließ sich desto mehr seinem Hange zur Jagd. Dieser Hang vermehrte sich in kurzer Zeit gar sehr. Jeden Tag, nachdem das gemeinschaftliche Mahl vorüber, nahm Elieser seinen Bogen, entwischte schnell damit, um nur erst mit dem Abend zurückzukehren. Da brachte er dann wilde Tauben, oder frisch gesammelte Datteln mit. Die Früchte gab er seiner Mutter, die Vögel seinem Großvater Sadok. Die Mutter und der Großvater erstaunten und konnten nicht begreifen, daß ihr Sohn, der doch noch sehr schwach war, die Gipfel der Palmbäume ersteigen sollte. Sie verwiesen es ihm, daß er sich so sehr der Gefahr aussetze und sich so weit von ihnen entferne. Aber Elieser verstand die Kunst, ihnen alle Besorgnisse zu benehmen, und durch die herzlichsten Liebkosungen gelang es ihm, sich seine jugendliche Freyheit zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Fortsetzung.)

Im Fordern besitzen freylich die römischen Hauswirthe eine große Fertigkeit, aber auch im Ablassen; somit würde eins das andere ausgleichen, wenn man eben so viele Fertigkeit im Biethen besäße. Aber dieß wird einem Fremden selten geläufig. Höchstens glaubt er, es mit Juden zu thun zu haben, und bietet die Hälfte, bezahlt dann aber immer noch um die Hälfte zu viel. Eine Eigenheit dabey ist, daß sie (wie überhaupt die meisten hiesigen Personen, welche etwas feil haben), um den Preis befragt, eine ziemliche Weile auf die Antwort warten lassen. Gewöhnlich bringt diese Zögerung den Fremden, der ohnehin schon mit ungünstigen Vorurtheilen nach Rom gekommen ist, in Harnisch, weil ihm darin das Bestreben, ihn nach den obwaltenden Umständen mehr oder weniger zu übervortheilen, zu liegen scheint, und selten unterläßt er es, den Leuten mit Worten oder mit Mienen seine Verachtung zu bezeugen. Die Mühe aber kann er sparen, denn dergleichen Aeußerungen machen keinen Eindruck, wahrscheinlich weil sie ein reines Gewissen haben. Kömmt es bis zum Miethkontrakte, so wird dieser stets auf einerley Weise abgeschlossen, nämlich bis den lezten September. Kömmt der Fremde am ersten September, so wird auf einen Monat, kömmt er aber am ersten Ok-

Digitized by Google

tober, auf zwölf bestanden. Darin findet er Anfangs nichts sehr Sonderbares, besonders wenn die Vermiether versichern, daß nichts dahinter stecke. Am 29sten September geht ihm aber ein Licht auf, denn dann erscheint der Wirth und deutet ihm an, er habe am morgenden Tage seinen Bündel zu schnüren, oder um die Hälfte mehr Miethzins zu bezahlen. Mit dem Oktober nämlich, wo bereits die Reisenden anzukommen pflegen, hört die sogenannte todte Jahreszeit (morta stagione) auf, und mit ihr erwacht der Erhaltungstrieb der Römer, denn eigennützig kann man sie nicht nennen, weil sie den fremden Nutzen nicht ausschließen, wenn der eigene vorausgegangen ist, zu neuem Leben. Ist kein schriftlicher, sondern ein mündlicher Kontrakt gemacht, so geht dieser ebenfalls nur bis zum ersten Oktober, obgleich der Vermiether dem Fremden erklärt hat, er könne bleiben so lange er wolle. Erinnert man ihn daran, so antwortet er mit jenem Italiener im Prozesse der unglücklichen Königin Karoline von England: „Non mi ricordo."

Angenommen aber auch, daß diese und andere ähnliche Eigenschaften auf schlechte Seiten im Charakter des Römers schließen ließen, was ich jedoch keineswegs zugegeben haben will, so werden die Hauswirthe, um von diesen allein zu reden, für die Plackereyen, welche sie an den Fremden ausüben, ihrerseits von den Vetturini, Lohnbedienten, Kurrieren, Bankiers, oder wie man sonst das Heer von Blutigeln heißt, welche hier den Fremden das Blut aussaugen, denn am Ende sind es doch immer die Fremden, denen zur Ader gelassen wird, doppelt und dreyfach bestraft. In den Händen der genannten Leute steht das Schicksal aller Zimmervermiether, von Serny, dem Besitzer der vornehmsten Locanda auf dem spanischen Platze an, bis zum Albergo im Trastevere-viertel herab, wo die Honoratioren auf einer eigenen Streu im Gastzimmer, die Canaille aber auf einer solchen in Gemeinschaft mit ihrem Esel im Stalle schlafen. Sie sind es, welche die Fremden verkaufen, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne, und zwar mehr als einmal; oft haben zwanzig und mehrere auf einen abonnirt, ohne daß ihn ein einziger bekömmt. Die Mißbräuche, welche daraus entstehen, haben, sagt man, die Zimmervermiether veranlaßt, bey der Regierung einzukommen und sie submissest zu ersuchen, eine Verordnung ergehen zu lassen, vermöge welcher die Zimmersensalen fortan gehalten seyn sollten, unter gerichtlichem Vorsitze öffentliche Versteigerungen zu halten und darin die Fremden an den Meistbietenden zu verauctioniren. Einstweilen bleiben sie der Discretion der Sensalen überlassen. Wie es dabey zugeht, mögen folgende Beyspiele zeigen. Bekanntlich sind alle hiesigen großen Locandieri zugleich Kunst-, Antiquitäten- oder gar Bijouteriehändler; denn handeln thut hier jedermann, selbst die, welche blos unterhandeln sollten. Hat ein Bankier den Auftrag erhalten, für einen Lord ein Gemach zu bestellen, so geht er zum Locandiere, sucht eins aus und fragt nach dem Preise. Ob ihm dieser gleich zu hoch scheint, macht er dennoch keine Einwendung, weil es, wie er äußert, seinem Committenten auf einen Louisd'or mehr oder weniger nicht ankommen werde, wenn man es nur nicht an der erforderlichen Aufmerksamkeit gegen ihn fehlen lassen wolle. Damit begibt er sich hinweg, verspricht aber dem Locandiere, in den nächsten Tagen wiederzukommen und den Kontrakt abzuschließen. Auf der Flur des Hauses sieht er, wie zufällig, in die Boutike desselben, besieht dieß und jenes und stößt auf einen oder den andern Gegenstand, welchen er, nach seiner Aeußerung, schon seit Jahren zu besitzen gewünscht, aber nirgends in der Vollkommenheit angetroffen hat. Das Stück wird in die Tasche gesteckt und der Locandiere angewiesen, am folgenden Morgen, aber nicht später, die Rechnung einzusenden. Geschieht dieß, so kann der Locandiere darauf rechnen, weder für dieses Mal den versprochenen Lord, noch überhaupt in seinem Leben einen andern zu bekommen. Im entgegengesezten Falle erscheint der Bankier nach einigen Tagen von Neuem und beginnt damit, dem Wirthe über seine Vergeßlichkeit einige Vorwürfe zu machen. Ein Wort gibt dann das andere, bis der Locandiere am Ende mit klaren Worten gebeten hat, der Bankier möge das Stück als einen Beweis seiner Dankbarkeit für die gehabten Bemühungen annehmen. Nun wird der Kontrakt abgeschlossen, und der Locandiere weiß sich an dem Lord für den Verlust zu entschädigen, welchen ihm der Bankier verursacht hat. So die Bankiers alle ohne Ausnahme, obgleich nicht jeder den Sensalen in eigener Person macht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Ich habe schon öfter des United Service Journals erwähnt, und es ist wirklich zum Erstaunen, wie diese Zeitschrift mit jedem Monate an Gehalt zunimmt, indem Land- und Seeoffiziere sich zu beeifern scheinen, ihre Erfahrungen in Ernst und Scherz zur Belehrung und Unterhaltung ihrer Kameraden darin niederzulegen. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht ist es sehr reichhaltig; besonders sind die hydrographischen Nachrichten, die es jeden Monat mittheilt, wichtig. Da dem Menschen nichts wichtiger seyn kann, als Menschen, und unter diesen solche, die sich durch ausgezeichnete Eigenschaften oder Schicksale über die Menge emporgehoben haben, so werden es mir die Leser danken, wenn ich aus dieser Zeitschrift eine Skizze von dem Privatleben eines Mannes mittheile, der von seinen Landsleuten zum Haupt eines großen

Digitized by Google

Staates berufen worden ist, ich meyne General Jackson. Der Verfasser des Aufsatzes wurde auf einer Reise, die er im Jahre 1825 in den westlichen Staaten der Union machte, auf sein Verlangen bey dem General eingeführt. Er traf denselben auf seinem Landgute Hermitage, 9 englische Meilen von Nasville, eben im Begriff, mit seiner Frau in den Wagen zu steigen, um eine nahe Täuferkirche zu besuchen, welche der General auf seine eigenen Kosten hatte bauen lassen. Der Erzähler begleitete ihn dahin und überzeugte sich, daß er ein achter Christ, ohne besondere Ansprüche auf Frömmigkeit sey, der aber seinen Glauben durch ein langes Leben voll Redlichkeit und guter Thaten bewiesen. Nach der Kirche ging es zum Essen. Alles war einfach, aber vortrefflich, ein Ueberfluß an Fleisch und Geflügel in großer Mannichfaltigkeit, aber außer Puddings kein Gebackenes, kein Obst oder andere Süßigkeiten, und weder Wein, noch überhaupt geistige Getränke. Auf diese Weise, wie durch die strengste Sparsamkeit überhaupt war es dem General möglich, die Gastfreyheit zu üben, welche sein Ruf nöthig machte, da zu jener Zeit kein Mann von einigem Ansehen jene Gegend besuchte, ohne dem ausgezeichnetsten Manne in Amerika seine Aufwartung zu machen, und er selten mit weniger als 20 Gästen zu Tische ging. Sein Gut besteht aus ungefähr 12 Acker des besten Landes und liegt in einer der schönsten Gegenden der Union; jeden Morgen früh besuchte er die Arbeiter auf demselben, musterte das Vieh und ließ nichts seiner Aufmerksamkeit entgehen. Der General hatte zur Zeit ungefähr 80 Sklaven und Sklavinnen in Haus und Feld. Sie waren trefflich gekleidet und schienen vollkommen glücklich; ja sein Ruf in Hinsicht der guten Behandlung seines Gesindes ist so groß, daß er beständig von Sklaven geplagt wird, welche sich an ihn, dem amerikanischen Gebrauche gemäß, welcher dem Sklaven erlaubt, sich seinen Herrn selbst zu wählen, zu verkaufen wünschen. Er ist sehr wohlthätig gegen alle Arme und Nothleidende in seiner Nähe und man erzählt, daß er oft Fremde, die in der Nachbarschaft krank geworden, nach seinem Hause bringen lassen, derselben bis zu ihrer Wiederherstellung gewartet und gepflegt und sie dann mit den Mitteln, in ihre Heimath zurückzukehren, versehen habe. Sein Haus ist groß, die Möbeln, nach amerikanischem Ausdrucke elegant, nach englischem anständig. Die Anlagen um die Wohnung sind fast ganz schmucklos; überall sieht man nur das Nützliche und dieses in trefflicher Wartung, ganz ein Bild seines Geistes, der stark und kräftig, mit einer Menge nützlicher Kenntnisse ausgestattet ist, welche ihm Leichtigkeit und Ruhe im Ausdruck geben. Sein Aeußeres ist sehr gefällig und er ist besonders bey den Frauenzimmern beliebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Sicherlich kann es nur höchst erfreulich für die Bewohner Frankfurts seyn, daß sich ihre Landsleute selbst in den fernsten Ländern dankbar ihrer Vaterstadt erinnern. So haben die Gebrüder Koch von hier, die gegenwärtig in Brasilien domicilirt sind, bereits eine Sammlung brasilianischer Naturmerkwürdigkeiten aus dem Innern des Landes hierher geschickt und eine zweyte Sendung ist, wie angezeigt ward, noch auf dem Wege begriffen. Das schon Erhaltene besteht größtentheils in Säugethierbälgen, Vögeln, Schmetterlingen und andern Insekten. Dr. Cretzschmar zeigte bey diesem Anlaß der Versammlung Wilsons Prachtwerk: „Die Ornitologie von Nordamerika," vor. Es ist dieß ein Geschenk von Carl (Lucian) Bonaparte, der eine Tauschverbindung mit der Gesellschaft angeknüpft hat, wornach diese ihm sowohl europäische als afrikanische Naturalien zuschickt, dagegen aber für das Museum noch mangelnde nordamerikanische Naturalien erhält. Zwar hält sich Carl Bonaparte gegenwärtig in Rom auf, allein nichtsdestoweniger wird der in Rede stehende Tauschhandel mit Lebhaftigkeit betrieben. — Im Verfolge seines Vortrags verglich unser Redner, eben so wahr als gut gesagt, die hiesige Gesellschaft mit einem Bienenkorbe, in welchen die Gelehrten aller Welttheile die Früchte ihrer Forschungen und ihres Fleißes niederlegen. Auch spielte er darauf an, daß Frankfurt vermöge seiner ausgebreiteten Handelsverbindungen gerade der geeignete Ort sey, um die Resultate neuer Entdeckungen früher als manche große Hauptstadt, wo die Wissenschaften sonst auch wohl gepflegt würden, zu erhalten; und endlich machte er, unter dankbarer Anerkennung, manche hiesige Handelshäuser namhaft, welche durch ihre Kommanditen in Mexiko, Baltimore u. s. w. dem Museum schon Verschiedenes zugewendet haben. — Ein dritter Vortrag ward in der Versammlung von Dr. Ed. Rüppel vernommen. Derselbe betraf die Geschichte eines pernicieusen Fiebers in Egypten (gemeinhin das egyptische Fieber genannt), das er bey seinem langen Aufenthalte in jenem Lande Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten. Der emsige Naturforscher bewies auch bey diesem Anlasse seinen richtigen Blick und ordnenden Sinn durch die scharfe Auffassung der Hauptsymptome jener verheerenden Krankheit. Als Ursache derselben gab er das Trinkwasser Egyptens an, das, größtentheils aus dem Nil und den von dessen Ueberschwemmungen herrührenden Wasseransammlungen gezogen, eine Menge Infusorien enthalte, wodurch dessen Genuß der menschlichen Gesundheit schädlich werde. Besonders würden die Bewohner der Höhen, wenn sie in die Nilthäler herabstiegen und von jenem Wasser zu sich nähmen, am häufigsten von der Krankheit befallen, so wie die Erkrankten am schnellsten gesunden, wenn sie sich auf die Höhen begäben. Rüppel erzählte zugleich die Art und Weise, wie er sich und seine Leute vor dieser verheerenden Seuche zu schützen gewußt habe. — Für diejenigen Zuhörer, welche das egyptische Fieber aus den Werken der französischen Gelehrten kannten, die mit Napoleon Bonaparte in Egypten waren, gewährte es ein besonderes Interesse, die Darstellung derselben Krankheit von einem Manne zu vernehmen, dessen sechsjähriger Aufenthalt in diesem Lande ihm Gelegenheit gegeben hatte, solche ganz genau und in allen ihren Phasen zu beobachten. Sollten daher auch die Resultate dieser Beobachtungen mit den Angaben jener Gelehrten nicht ganz übereinstimmen, so könnten sie doch dazu dienen, die Ansichten darüber zu berichtigen, weßhalb es denn auch ein wahrer Gewinn für die Arzneywissenschaft selber seyn würde, sollte Rüppel sich entschließen, etwas Ausführliches in diesem Betreff durch den Druck bekannt zu machen. — Den Beschluß dieses Aktes machte Dr. Mappes, zweyter Sekretär der Gesellschaft, indem er die inneren Verhältnisse derselben zur gegenwärtigen Epoche in einem wahrhaft rhetorischen Vortrage mittheilte. — Wie man vernimmt, soll die naturhistorische Gesellschaft Willens seyn, Annalen herauszugeben, worin die Resultate ihrer Arbeiten in gewissen Zeitabschnitten und mit Hindeutung auf die dadurch bezweckte und erzielte Beförderung der Wissenschaft dem Publikum dargelegt werden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Juni 1829.

Der Bau, der hoch sich auf zum Himmel schwingt,
Die aus dem Stein entsprungne Wunderblume,
Sagt sie Dir nichts? —

L. F. Schmitt.

Vor dem Münster zu Freyburg im Breisgau.

Laß dein Herz dem Dome gleichen,
Dem die Weihrauchwolke wallt,
Drin die lieben Heil'gen wohnen,
Drin die Orgel lieblich schallt,
Wo die Frommen sind gerufen
Und mit Andacht ziehen ein,
Wo die ewig heil'ge Lampe
Hellt die Nacht mit mildem Schein.

Laß dein Haupt dem Thurme gleichen,
Der sich in die Lüfte hebt,
Der zum ewig blauen Himmel
Fest und unerschüttert strebt;
Schweigend sprechen seine Züge,
Was er liest im Sternenlicht,
Und geweihte Töne klingen,
Wenn er laut vernehmlich spricht.

Ewig jung und ewig männlich
Steht er gleich in jeder Zeit,
Mächtig blickt er, unvergänglich
Hin in die Vergänglichkeit.
Und die kleinen Menschen wandeln
Unter ihm in schwülem Drang,
Und die goldne Sonne wandelt
Ueber ihm in hehrem Gang.

Albert Preuschen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Bey den Kurieren *) geht es freylich so hoch nicht her, doch verstehen auch sie die Locandieri verhältnißmäßig nicht minder zu brandschatzen als jene. Ihre Kundleute sind vorzüglich diejenigen, welche Trattorien oder Weinhandlungen besitzen. Da sie nicht nöthig haben dieselbe Delikatesse wie die Bankiers zu erheucheln, so bedingen sie sich, während ihrer Anwesenheit in Rom, nicht allein den Tisch, sondern auch was ihnen außerdem an Wein nöthig ist, voraus, und gehen dabey offen mit der Sprache

*) Es sind dieß Leute, welche in Italien vor den Reisenden bereiten, ihnen Quartiere und Postpferde bestellen, zu Dolmetschern, ja selbst zu Ciceronen dienen und eines gewissen öffentlichen Zutrauens genießen, dessen sie sich nie unwürdig machen. Sie bilden stillschweigend eine Art von Innungshaften, obgleich durch kein Gesetz gebunden, dennoch freywillig für einander und führen eine Art von Sittencensur über sich. Die Reisenden vertrauen ihnen in der Regel Habe und Gut an. Sie sind gewandte Leute, freylich ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, dafür aber durch den Umgang mit der Welt gebildet und meistens mit einem Schatze von praktischen Kenntnissen, durch ihre immerwährenden Reisen und den steten Verkehr mit Leuten aus allen Ständen erworben, ausgestattet. Ein solcher Kourier war bekanntlich der berüchtigte Bergami zur Zeit, wo ihn die unglückliche Königin Karoline von England kennen lernte.

Digitized by Google

heraus: „Se nò, nò!“ *) Was bleibt dem Wirthe übrig? Nichts, als sich an den Fremden schadlos zu halten. Den Lohnbedienten werden in der Regel zwar nur die dritten Rollen in diesem Sensalenspiele zugetheilt; aber, wenn sie Talent haben, alterniren sie mit den Kurieren, ja oft sogar mit den Bankiers. Den Fall gesezt, daß einer von ihnen sich über den Locandiere, in dessen Gasthofe er angestellt ist, zu beklagen hat, so sucht er sich in das Vertrauen des Fremden einzuschleichen, ihn gegen den Locandiere einzunehmen, den Miethzins als übermäßig, ihn selbst als ein Ungeheuer, von Unhöflichkeit nämlich, zu schildern, und dem Fremden zu rathen, einen andern Gasthof zu beziehen, wo er zwar nicht wohlfeiler, aber doch besser wohnen werde. Diese Worte fallen auf keinen unfruchtbaren Boden, denn wer ist nicht bereitwillig, sich gegen seinen Feind einnehmen zu lassen? Als seinen Feind betrachtet aber jeder hiesige Fremde den Locandiere, bey welchem er wohnt. Noch dazu spielt hier der Lohnbediente seine Rolle in der Maske, welche am meisten gefällt, ob sie gleich die häßlichste von allen ist, nämlich in der Maske der Uneigennüzigkeit: „ich verliere zwar,“ spricht er zum Fremden, „das unschäzbare Glück, Ew. Excellenz zu bedienen, aber kein Opfer fällt mir zu schwer, wenn es darauf ankömmt, einem so menschenfreundlichen und großmüthigen Herrn einen Dienst zu erweisen.“ Obgleich der Fremde recht wohl weiß, oder doch wenigstens ahnt, was es mit der scheinbaren Aufopferung des Lohnbedienten für eine Bewandtniß hat, so ertheilt er ihm dennoch den Auftrag, sich nach einer besseren Wohnung für ihn umzusehen. Nun eilt dieser zu einem andern Locandiere und spielt bey ihm die Rolle des Bankier, aber ohne Maske und in der Manier der Kuriere, wobey er besonders im Vortrage des Se nò, nò, eine große Energie entwickelt. Der Ausgang ist leicht zu errathen, der Fremde bezieht die neue Wohnung, und der Lohnbediente wird nicht allein vom Locandiere, sondern auch von jenem bezahlt. — Den untersten Rang unter den Sensalen nehmen die Vetturini und ihre Stallknechte (Stalloni) ein. Diese haben es mit den Locandieri vom zweyten und dritten Range, und mit den Privatzimmervermiethern zu thun, welche sämmtlich den Mittelschlag der Fremden aufnehmen. Bekanntlich ist es gerade das kleinste Insektengeschmeiß, welches den Menschen am beschwerlichsten fällt. So auch die Vetturini und ihre Gehülfen. Kaum ist der Fremde am Thore angekommen, als, während sein Paß und seine Koffer einregistrirt werden, eine Heerde von jenen Stallknechten, welche, die Ankunft des Vetturino vorher wissend, ihn erwartet haben, über den Fremden herfällt, ihm ihre Dienste anbietet, eine Wohnung vorschlägt, und sich, wenn der Wagen fortfährt, hinten aufschwingt. Der Vetturino fährt vor die erste die beste derjenigen öffentlichen oder Privatlocanden, deren Fremdenlieferung er übernommen hat. Hier angekommen, bleibt er selbst beym Fuhrwerke, läßt aber den Fremden durch seine Helfershelfer in den Gasthof geleiten. Der Wirth oder Zimmervermiether erscheint, und nun entsteht zwischen diesem und dem ersten Gehülfen ein Gespräch, von welchem der Fremde, da es leise und mit halben Worten geführt wird, nichts versteht, aber um so mehr gelangweilt wird, als man ihn stehen läßt und sich gerade nicht mehr und nicht weniger um ihn bekümmert, als ob er nicht da wäre. Verläßt ihn die Geduld, so schreyt jener Impertinent: „Un momento, Signore,“ und gibt ihm zu verstehen, es geschehe, um ihm bey dem Locandiere die billigsten Bedingungen auszumachen. Ist es dem Burschen gefällig, daß der Fremde hier bleibe, so stürzt das Heer seiner Gehülfen hinab, um die Habseligkeiten desselben heraufzuholen. Jezt möchte ich die Muse, wenn es ja eine gibt, in deren Kompetenz meine Darstellungen gehören, anrufen, um das Genie, mit welchem sich jene dabey zu benehmen wissen, nach Gebühr zu schildern. Daß zwey an dem Koffer fassen, ist kein Wunder, hat er doch zwey Griffe; aber es kömmt noch ein Dritter, welcher hinten nachhilft. Den Mantel begnügt sich einer zu tragen, weiß ihn aber so geschickt über die Achsel zu werfen, daß die Hälfte an der Erde schleppt. Natürlich greift ein Zweyter nach dem Zipfel, und weiß sich, je weniger Last ihm das Tragen macht, um so mehr mit der Reinigung von dem Unrathe, welcher daran hängen geblieben ist, zu schaffen zu machen. So geht es mit allen übrigen Habseligkeiten. Ist alles an Ort und Stelle geschafft, so hält ein halbes Dutzend die Hände hin, um ein Trinkgeld zu bekommen. Daß es nun, selbst wenn der Fremde eine Lammsgeduld hat, zum Streite, oft zu höchst ärgerlichen Auftritten kömmt, begreift sich von selbst. Der Leser dürfte hier der Meynung seyn, den Knechten geschehe selbst der größte Schaden dadurch, daß sie in Rudeln von Dutzenden und mehrern gehen, und folglich einer dem andern den Verdienst schmälern. Aber hierin besteht eben das Wohlberechnete der Spekulation. Denn so wenig der Fremde jedem der Bursche geben mag, so erhalten sie doch im Ganzen immer mehr, als sie ihm abgelockt hätten, wenn blos einer oder zwey gekommen wären. Häufig aber führt der Vetturinoknecht nach langer Unterhandlung mit dem Wirth den Fremden unter dem Vorwande, dieses Gasthaus passe nicht für ihn, in einen zweyten. Hier beginnt dieselbe Scene, ein heimlicher Zwiesprach mit dem Locandiere und gänzliche Nichtbeachtung seiner selbst. Von Glück hat er zu sagen, wenn ihn nicht der Knecht unter demselben Vorwande in eine

*) Diese sprichwörtliche Redensart, sehr häufig im Munde der Römer, ein Seitenstück zu der bekannten Phrase, welche den Castilischen Königen bey ihrer Thronbesteigung von den Cortes zugeraunt ward, heißt: umsonst ist der Tod.

Digitized by Google

dritte und gar vierte Locanda schleppt. Ihm bleibt freylich der Ausweg über, dem Knechte zu erklären, er wolle in kein andres Gasthaus gehen, sondern hier bleiben. Dann gibt dieser freylich nach. Nun erfährt der Fremde, auf Erkundigung bey dem Zimmervermiether, den Inhalt des leisen Gesprächs: „ah, caro Signore," ruft dieser aus, „questi cani sono insaziabili." Es ergibt sich, daß der Vetturinoknecht nur darum den Fremden aus einem in den andern Gasthof gejagt hat, weil ihm im ersten weniger Trinkgeld geboten worden ist, als er sich geschmeichelt hat, im zweyten oder dritten zu bekommen.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Einst ging der Knabe, wider seine Gewohnheit, sehr frühe aus; die Stunde des Abendgebetes war schon verflossen, und er war noch nicht wieder zurückgekommen. Rachel empfand die heftigste Unruhe darüber und weinte sehr; Nephtaly suchte rings um den Abgrund herum nach ihm. Rachel selbst lief an dem Ufer auf und ab, und sezte sich dann am Fuße des Feigenbaumes nieder, da kam ihr Liebling schnell auf sie zu gelaufen. Erblaßt war sein Gesicht und seine Augen in Thränen gebadet. „Was fehlt Dir, mein Sohn?" rief Rachel, „Ach!" sagte der Knabe, „mein Kummer verräth ein Geheimniß, das ich Niemanden zu entdecken geschworen habe. Dir allein will ich es entdecken, denn ich bin überzeugt, meine Mutter, daß Du es bewahren und meinem Freunde zu Hülfe kommen wirst." Rachel erstaunte über diese Rede, versprach aber ihrem Sohne die Erfüllung seiner Bitte, trocknete liebreich seine Thränen und hörte ihn liebkosend an. „Du wirst," sagte Elieser, „nun die Ursache vernehmen, warum ich so oft von Dir abwesend war, und ich bin gewiß, daß Du mir dann verzeihen wirst. Es war im vorigen Monate, als ich es wagte über den Abgrund zu setzen. Ich erstieg das andere Ufer und sah unter einem Felsen einen mit Lumpen bedeckten Mann sitzen. Die Haare hingen über seine Stirne herab, sein langer Bart lag auf der halbentblößten Brust. Sein Gesicht war verwelkt, und er schien krank und siech zu seyn. Ich entsezte mich nicht über seinen Anblick, vielmehr zog mich seine leidende Miene an. Von der Mahlzeit hatte ich einige Früchte zu mir gesteckt, die ich ihm reichte. Er sah mich gerührt an und sagte: „Mein Sohn, ich bedarf zwar Deiner Wohlthaten nicht, herzlich wünsche ich aber doch meinen Wohlthäter zu kennen. Wie ist Dein Name, mein Sohn, und wer sind die glücklichen Eltern, denen der Höchste solche Kinder gegeben hat?" Ich heiße Elieser, antwortete ich; der ehrwürdige Sadok, der alte Hoheprieſter von Israel, ist mein Großvater, meine Mutter nennt sich Rachel, und mein Vater Nephtaly. Ich selbst ehre und liebe die Armen, und gehorche den Vorschriften meiner Eltern. Kaum hatte ich dieses gesagt, als der Mann eilig auf mich zukam, mich in seine Arme schloß und mich heftig an seine Brust drückte. Er sagte nichts, aber er seufzte, und ich fühlte seine Thränen über meine Wange fließen. Endlich sagte er: „Wundere Dich nicht, daß ich Dir so zärtlich begegne. Dem ehrwürdigen Sadok verdanke ich mein Leben, und ich kann seinen Enkel nicht sehen, ohne ergriffen zu werden. Ich faßte seine Hand und sagte zu ihm: Folge mir, ich will Dich zu Sadok führen. Er bezeugt mir noch jedesmal seine Zufriedenheit, wenn ich ihm Arme zuführe. „Nein, erwiederte er und schlug seine Augen zur Erde, ich bin eines unwillkürlichen Verbrechens wegen aus Silo verbannt, und würde verloren seyn, wenn ich daselbst erschiene. Siehe, mein Sohn, so groß ist mein Zutrauen zu Dir, daß ich Dir mein Leben anvertraue. Wenn Du so unachtsam wäreſt, zu entdecken, daß ich mich auf diesem Berge heimlich aufhalte, würde man mich mit Gewalt wegführen und den grausamsten Qualen überliefern." Diese Worte machten mich zittern. Ich versprach ihm, sein Geheimniß treu zu bewahren und nur des Abends zu ihm zu kommen. Des andern Tages kam ich wieder and er erwartete mich schon an der nämlichen Stelle. Meiner Zusage vertrauend, führte er mich in seine einsame Wohnung, die nicht weit von diesem Platze entfernt und eine nicht ganz unfreundliche Höhle ist, die zwischen Felsen verborgen liegt. Ich sah darin nichts weiter, als einige Zweige von Dattelbäumen; Datteln waren seine Nahrung, das Laub der Aeste sein Bette. „Siehe hier mein Haus," sagte er zu mir; „ich bin zwar überzeugt, mein Sohn, daß hier nichts Anziehendes für Dich ist; Du wirst mich aber sehr glücklich machen, wenn Du bisweilen zu mir kommen willst. Ich lief bis zum Abend auf dem Berge herum, um ein paar lebendige Tauben zu bekommen. Ich weiß, Du hast Freude an diesen Vögeln; der Wunsch, Dir gefällig zu seyn, unterstützte meine Kräfte." Da gab er mir in Käfigen von Rohr geflochten zwey wilde Tauben; das waren die ersten, meine Mutter, die ich Dir brachte. Alle Geschenke, die ich Dir sonst noch gemacht habe, kommen nicht von mir. Jener gute Mann war ganz allein für mich beschäftigt, wenn ich nicht bey ihm war. Er stellte den wilden Tauben Schlingen und suchte die schönsten Früchte zu bekommen. Mit seinen Geschenken in der Hand erwartete er mich jedesmal am Eingange seiner Wohnung. Die Freude, die mir diese Geschenke verursachten, machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Er umarmte mich, sezte mich neben sich, auch bisweilen auf seine Knie, und wenn er mich lange genug betrachtet hatte, unterhielten wir uns von mancherley Dingen. Er

Digitized by Google

redete von Dir, meine Mutter, von meinem Vater und Großvater. Mit inniger Theilnahme sprach er von dem Glücke meiner Aeltern und ich mußte ihm öfters wiederholen, was Du gesagt hattest. Niemals fand ich einen zärtlicheren und gütigeren Freund und ich sagte zu mir selbst: da ich der Einzige in der Welt bin, der ihn trösten kann, so halte ich's für meine Pflicht, ihn recht oft zu besuchen."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Mai.

(Fortsetzung.)

Im physikalischen Vereine wurde seit meinem lezten Berichte die Geschichte der Elektrizität in zwey Vorträgen von Dr. Bögner fortgesezt. Um Franklins Entdeckungen in der Elektrizität gehörig zu würdigen, fand es derselbe für nöthig, eine Uebersicht von den Fortschritten zu geben, die in der betreffenden Lehre bis zur Epoche jenes berühmten Mannes gemacht worden waren und wodurch Franklins Geist Veranlassung erhielt, den Blitz für einen elektrischen Funken zu halten, und durch seine Versuche späterhin die Identität des Blitzes mit diesem Funken wirklich nachzuweisen. Zu diesem Ende wurden mit zwey Maschinen von ausgezeichneter Größe und wovon die eine, eine einfache, eine Scheibe von 42 Zoll, die andere aber, eine doppelscheibige, Scheiben von 33 Zoll Durchmesser hatte, die überraschendsten Experimente angestellt, als: das Schmelzen von vier Fuß langem Stahldrahte, das Verflüchtigen des Goldes, das Zerschlagen von Holzscheiben, Glasplatten mittelst des elektrischen Funkens u. s. w., alles Wirkungen, die auch dem Blitze, wiewohl in stärkerm Grade, eigenthümlich sind. In der nächsten Sitzung wird Dr. B. zu den Entzündungen mittelst des elektrischen Funkens übergehen, sodann die Franklinsche Theorie vom Gewitter und vom Blitzableiter vortragen, durch Modelle aber die beste Art derselben, nämlich solche, die aus vielen zu einem Seile gewundenen Eisendrähten bestehen, versinnlichen. Bey den so eben erwähnten Versuchen wurden Batterien von 36 und 48 Flaschen benuzt, ein Apparat, von dem man sich, sollte nur die Witterung günstiger werden, eine ganz ausnehmende Wirkung versprechen darf. — Am ersten Sonntage nach dem Osterfeste hielten unsere Bibelgesellschaft und der Missionsverein in dem Gotteshause der hiesigen deutsch-reformirten Gemeinde ihre zweyte gemeinschaftliche Generalversammlung. Das vorige Jahr hatte keine Versammlung stattgefunden. — An Büchern waren im Verlaufe der lezten zwey Jahre ausgegeben worden: 1051 vollständige Bibeln, 1013 lutherische und 212 katholische Neue Testamente. — Ein empfindlicher Verlust für diese Gesellschaft ist gewiß die seit zwey Jahren erfolgte Trennung der englischen (eigentlich schottischen) Muttergesellschaft von derselben. Es entgehen ihr dadurch nunmehr jene Unterstützungen, die ihr während der ersten zwölf Jahre ihres Bestehens mit so großer Liberalität zu Theil wurden und die sich theils an Baarem, theils an Bibeln und Testamenten nach einem Ueberschlage für jenen Zeitraum auf 33,000 fl. Werth beliefen. Veranlassung zu dieser Trennung gab die Forderung der Britten, nur Bibeln ohne die Apokryphen auszutheilen, eine Forderung, in welche unsere Bibelgesellschaft, so wie alle ihre Schwester-Gesellschaften in Deutschland um so weniger willigen zu können glaubten, da unsere Kanzelredner selbst mehrere Predigttexte aus diesen Büchern entnehmen. Seitdem hat die englische Muttergesellschaft hier einen eigenen Kommissionär bestellt, den sie besoldet und durch welchen sie ihre Bibeln, ohne Mitwirkung der hiesigen Bibelgesellschaft, vertheilen läßt. — Ein literarisch interessantes Andenken ist uns jedoch noch aus der frühern Verbindung geblieben: es ist dieß eine vollständige Sammlung sämmtlicher, auf Veranstaltung jener Gesellschaft in allen bekannten Sprachen der Erde gedruckten Bibeln, welche sich jezt bey der hiesigen Stadtbibliothek befindet.

(Der Beschluß folgt.)

London, May.

(Fortsetzung.)

Es gibt in Ostindien eine Art von Straßenräubern und Mördern, welche unter dem Namen Phansegars bekannt sind, der von dem hindostanischen Worte Phansi, eine Schlinge, abgeleitet wird; von der Art, mit welcher die Wanderer ermordet werden. Sie bilden Banden, welche in verschiedenen Gegenden des Landes ihre Choukees (Wachthäuser) haben, in welchen sie sich zur Berathschlagung versammeln, ihre Beute aufbewahren und von wo aus sie ihre Späher ausschicken. Sie erscheinen in jeder möglichen Verkleidung, bald als Fakiere, bald als Wasserträger vom heiligen Ganges u. s. w.; doch sieht man sie selten zu Pferde. Ihr Verfahren gegen die unglücklichen Reisenden wird im United Service Journal folgendermaßen beschrieben: „Ein einzelner Reiter wendet sich um einen waldigen Berg. Ueber ihm erhebt sich hoch die steile Felsenwand, um die der weiße Geyer in der hellen Luft seine Kreise zieht; die hohe Mittagssonne vergoldet das reiche Grün der Bäume und die Spize seines langen Rohrspeers. Auf dem Rücken hängt ihm sein runder Schild von Büffelhaut mit vier metallenen Knöpfen, zur Seite der breite gebogene Säbel in sammtbedeckter Scheide; die Pistolen in den Halftern machen seine Bewaffnung vollständig, und ein um den Kopf gewundener Schawl bewahrt ihn mit seinen dicken Falten gegen Schwertstreiche sowohl, als gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Sein edles Pferd mit gestickter Schabrake geht mit sicherem Schritt die rauhe Bahn entlang; er kömmt an eine Wendung des Weges, da sizt eine verschleierte weibliche Gestalt und weint bitterlich. Der Reiter hält vor ihr still, bittet sie aufzublicken und ihm die Ursache ihres Jammers mitzutheilen. Mit Widerwillen erhebt sie das Kopftuch und er erblickt ein schönes, in Thränen gebadetes Gesicht. „Ach, gnädiger Herr!" ruft sie, „gestern wurde ich verheyrathet; wir waren auf dem Wege nach dem Wohnort meines lieben Mannes, da sprang auf einmal ein Tiger aus dem Dickicht, riß ihn vom Pferde und schleppte ihn davon. Ich fiel vor Schrecken von meinem Thier und als ich wieder zur Besinnung kam, sah ich mich allein. O, möchte der Mörder meines Gatten auch mich verschlingen! Wawellah! Wawellah! ich bin verloren!" Der Reisende fühlt sich gerührt und erbietet sich, sie in ihre Heimath zu geleiten; sie willigt in seinen menschenfreundlichen Vorschlag und er steigt ab. In dem Augenblicke stürzen drey oder vier Phansegars hervor, werfen ihn zu Boden und schlingen ihm den eigenen Gürtel um den Hals; der arme Mann fleht um Schonung und bietet ihnen all sein Geld an, das er am Leibe versteckt trägt; sie lachen ihm ins Gesicht und ziehen die Schlinge zusammen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 133.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Juni 1829.

— Ich sterbe nun
Umfaßt von beyden und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt sind meine Wünsche!

Goethe.

Die Zwillingsbrüder.

(Beschluß.)

„Heute besuchte ich ihn sehr frühe," fuhr Elieser fort, „weil ich ihn gestern krank verließ. Ich nahm in einem Gefäße heimlich etwas Milch mit, weil ich glaubte, daß ihn der Genuß derselben stärken würde. Aber ach, meine Mutter! seit gestern hat sich seine Krankheit sehr verschlimmert. Ich fand ihn auf seinem Lager. Er nahm die Milch an, drückte mir die Hand und dankte mir herzlich; ich sah aber nur zu deutlich, wie sehr er sich zwang, seine Schmerzen zu verbergen. Ich war daher entschlossen, ihn nicht mehr zu verlassen, und ich würde noch bey ihm seyn, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, daß Du ihm, liebe Mutter, zu Hülfe kommen könntest. O komm, eile, Du kannst ihm vielleicht das Leben retten."

So sprach Elieser. Rachel umarmte ihn mit gerührter Seele. „Liebes, theures Kind," sagte sie zu ihm, „welch' ein theilnehmendes und gutes Herz hast Du! und wie glücklich bin ich, Deine Mutter zu seyn! Ja, mein Sohn! ich will Dir folgen; komm, laß uns keinen Augenblick verlieren." Sie erhob sich und eilte schnell nach Hause. Nephtaly, der erst vom Suchen seines Sohnes zurückgekommen war, begegnete ihr dort. Rachel eilte ihm zu sagen, was sie so eben vernommen hatte. Nephtaly wollte sie in die einsame Höhle begleiten. Er nahm Oel und Wein mit sich; Rachel versah sich mit andern Stärkungsmitteln, und von Elieser geführt, eilten sie dem Berge zu.

Elieser drängte seine Eltern, ihre Schritte zu verdoppeln. Am Eingange der Höhle bat sie der Knabe, ein wenig zu verweilen. Er ging allein hinein und sagte zu dem Einsiedler, der auf seinem Leidensbette lag: „Ich habe Dein Geheimniß entdeckt, in der Hoffnung, Dir nützlich zu seyn. Doch beunruhige Dich nicht, guter Mann! es ist mein Vater und meine Mutter, die ich zu Dir führe." „Was sagst Du, mein Sohn?" rief der Sterbende und hob sich halb in die Höhe. „Wie? Nephtaly und Rachel, Euch soll ich noch einmal umarmen! O, Gott der Güte, stärke meine Kräfte!" ... Bey diesen Worten und dieser Stimme stieß Nephtaly einen furchtbaren Schrey aus, er hatte den Ton erkannt, stürzte in die Höhle, und warf sich in die Umarmung seines Bruders: „das ist er, es ist Elieser!" Rachel sah und erkannte ihren ersten Gatten wieder; stumm, heftig erschüttert, sank sie an Nephtalys Seite hin, dessen Kopf auf seines Bruders Brust lag. Der Knabe betrachtete sie mit erstaunten Blicken und nassen Augen, der sterbende Elieser, der seinen Arm um Nephtaly geschlungen hatte, reichte seine Hand Racheln und bat den Knaben nicht zu weinen. Als sich nach der heftigen Erschütterung ihre Sinne wieder etwas gesammelt hatten, sahen sie einander nur an, denn sie vermochten kein Wort zu sprechen. Elieser erhielt zuerst seine Stimme wieder; er lehnte sich an seinen Bruder und sagte zu ihm:

„Nephtaly, nur noch kurze Zeit ist mir zugemessen, „gönne mir die lezten Augenblicke, in denen ich Dich

Digitized by Google

„noch Bruder nennen kann. Störe die heilige Freude „nicht, die ich bey Deinem Wiedersehen empfinde. Laß „Dich die Versicherung beruhigen, daß ich glücklicher und „ruhiger sterbe, als ich gelebt habe. Am Tage meiner „ehelichen Verbindung sah ich, wie Du Racheln den Schleyer „zurückgabst, den Du in Deinem Busen verwahrtest. „Deine dabey gesprochenen Worte, mein Bruder, ent„deckten mir, was Du zu thun vorhattest. Meine Sorge „war nun, meine Kleider in Schlamm und Sand zu tau„chen und sie auf dem Wasser schwimmen zu lassen, daß „man an meinem Tod nicht zweifeln konnte, und damit „Du, nach dem Gesetze, der Gatte meiner Wittwe wür„dest. Ich sagte zu mir: Mein Bruder wird doch we„nigstens zur Hälfte glücklich seyn, und ich fühle den Muth „in mir, zu leben. Gedankenlos wanderte ich fort, ver„ließ Canaan und kam in das Land Emmath. Ich hoffte „Racheln vergessen zu können; vergebliche Hoffnung! es „war mir unmöglich, ohne Racheln und meinen Bruder „zu leben. Ich befand mich zwar in der Welt, aber „einsam und verlassen, wie die vergessene Traube des „Weinstocks nach vollendeter Lese. Nach neun Jahren des „Unglücks, die mir weder den Tod noch jene Vergessen„heit brachten, die ich so sehnlich suchte, trugen mich un„willkürlich meine Füße nach Silo zurück. Auf diesen „Bergen hielt ich mich auf. Hier verbarg ich mich bey „Tag, Nachts irrte ich um Eure Wohnung herum. Ich „fürchtete gesehen zu werden, und doch wünschte ich mit „heißer Sehnsucht Euch zu erblicken. Endlich eines Abends, „da ich an einem Felsen saß, der dem wilden Feigenbaume „gegenüber liegt, sah und erkannte ich Dich, mein Bru„der, wie Du Racheln an der Hand führtest. Ich mußte „mich an dem Felsen festhalten, um nicht hinunter„zustürzen und zu Euch zu eilen. Ich sah, wie Ihr „vor einem Grabmahle von Rasen Euch auf die Knie hin„warft, wie Eure Thränen auf das Grabmahl flossen, „ich glaubte unter Euren Seufzern den Namen Elieser zu „hören. Ach! mein Bruder! ach, meine Gattin! dieser „einzige Augenblick bezahlte mir neun Jahre unaussprech„lichen Unglücks. Sie lieben mich noch immer, rief ich, „und von jezt an fühlte ich mich nicht mehr unglücklich. „Von diesem Augenblicke an war ich auch entschlossen hier zu „bleiben. Ich suchte und fand diese Höhle. Die Früchte „der Dattelbäume nährten mich, mit dem Wasser des „Abgrundes stillte ich meinen Durst. Ich sah Euch nun „alle Abende; und was fehlte mir denn noch? Ich warf „mir Eure Thränen vor, aber doch gewährten sie „mir eine so süße Empfindung; ich wünschte, daß Ihr ge„tröstet seyn möchtet, und fühlte doch auch, daß ich dann „wieder unglücklich seyn würde. Der Himmel schenkte „mir bald darauf noch ein großes Glück. Ich begegnete „Eurem Sohne, den ich durch meine Geschenke, durch „meine zärtliche Sorgfalt, durch meine Freundschaft an „mich zog. O, welche seligen Augenblicke verlebte ich in „seinem Umgange! welche Empfindungen durchströmten „meine Seele, wenn ich ihn auf meinem Schooße hatte „und ihn stillschweigend betrachtete; ich sagte zu mir „selbst: Sieh; das ist ihr Kind! In ihm siehst Du „Deine Gattin und Deinen Bruder leben! Ich „drückte ihn an mein Herz und glaubte Euch beyde „zu umarmen. Dieses süße Glück ist mir wie eine „heitere Morgenstunde verflossen. Ich will nun gerne „sterben, mein Bruder! Laß uns die Rathschlüsse „des Ewigen verehren! Die Freude, Dich noch ein „Mal gesehen zu haben, bezahle ich willig mit mei„nem Leben; und sie ist nicht zu theuer bezahlt. „O! daß ich auch noch meinen tugendhaften und guten „Vater an mein Herz drücken könnte! Sagt ihm, o sagt „ihm . . . doch besser, verbergt ihm meinen Tod; reißt „die Wunden nicht wieder auf, daß er nicht auf's Neue „den Sohn beweine, den er schon so lange beweint hat. „Komm näher zu mir, Nephtaly, auch Du, Rachel, und „Du, mein lieber Elieser, mein Kind, mein Sohn, mein „lezter Freund! kommt, kommt und reicht mir Eure „Hände, schlingt sie in einander, daß ich sie auf meinem „Herzen vereinige. Ach, es schlägt kaum mehr! aber es „liebt Euch doch! . . . Gott sey mit Euch! ich sterbe, trö„stet Euch; seyd glücklich und vergeßt mich nicht!“

Ueber den inneren Zustand des Erdballs.

Die Phantasie hat sich von jeher darin gefallen, das Innere unserer alten Mutter Erde mit gräulvollen Farben darzustellen. Sie, die nährende, wohlwollende Erhalterin der Menschen, sollte fast bey allen Völkern die Folterkammer der Ruchlosen und die Residenz des Urübels in ihrem Busen tragen. Ist denn diese Idee so natürlich, daß die Juden ihren Schéol, die Griechen und Römer ihren Hades und Orkus, und die Parsen das Reich des Ahriman dahin verlegten? Jeder Mensch hat die Erde lieb, und doch soll, ein sonderbarer Widerspruch des Geistes, gerade ihr Mittelpunkt der Versammlungssaal des comité directeur der Geisterdemagogen gegen die göttliche Allwissenheit seyn.

Ich denke, es dürfte manchen Leser eben so freuen wie mich, wenn er hört, daß die Forschungen der Wissenschaft seiner Phantasie, wenn sie träumend in den innersten Gemächern unseres Erdballs sich ergeht, ein in dem Grade liebliches Bild darbieten, als die Dichtungen unserer Vorfahren sie düster und schauerlich malten. Ich habe das Resultat voraus angekündigt, damit die Leser, und besonders die Leserinnen in Erwartung des freundlichen Schlusses den Muth nicht verlieren, wenn sie den folgenden ernsten Artikel lesen.

* * *

Digitized by Google

Welches ist der gegenwärtige innere Zustand unsers Erdballs? Findet man dort dieselben Stoffe, die man auf ihrer Oberfläche bemerkt, oder ist ihr Zustand dort vielleicht verschieden von dem, in welchem wir sie sehen? Die Auflösung dieser Fragen beschäftigt die Geologen unserer Zeit, aber bey ihren Forschungen scheinen sie die Wirkung des Zusammenpressens oder vielmehr des gegenseitigen Druckes der Theile der Körper auf einander außer Acht gelassen zu haben.

Es ist jezt außer allem Zweifel und völlig erwiesen, daß alle Körper mehr oder weniger elastisch sind und daß bey verschiedenem Drucke ihre Dichtigkeit und der Raum, den sie einnehmen, ihr Volumen, je nach der Kraft dieses Druckes sich verändert. Man weiß ferner aus unmittelbaren Experimenten an denjenigen Körpern, welche leicht zusammengedrückt werden können, daß diese Veränderung in genauem Verhältnisse zu der Kraft des Druckes steht. Die Luft und alle Gase z. B. sind diesem Gesetze unterworfen, daß nämlich der Raum, den sie einnehmen, ihr Volumen, immer im umgekehrten Verhältnisse mit dem Drucke steht, der auf sie einwirkt, ihre Dichtigkeit aber genau mit dem Verhältnisse dieses Druckes steigt. Man kann ein gewisses Volumen Luft so verdichten, daß sie nur $\frac{1}{770}$ des Raumes einnimmt, den sie nach mittlerem Anschlage ohne Zusammenpressung eingenommen haben würde; und es ist außer Zweifel, daß bey weiterer Vermehrung des Druckes das Resultat sich immer gleich bleibt. Wenn wir also annehmen, eine Säule atmosphärischer Luft dringe bis in den Mittelpunkt des Erdballs, d. h. 1429 französische Meilen (860 geographische Meilen) tief, und wir die Dichtigkeit dieser Luft auf verschiedenen Höhen prüfen, so finden wir, daß bey einer Tiefe von 11 (französischen) Meilen die Luft die Dichtigkeit des Wassers, auf 541 (französische) Meilen aber die Dichtigkeit des Quecksilbers erhalten hätte; in einer Tiefe von 1429 (französischen) Meilen (dem Halbmesser der Erde) endlich würde sie eine Dichtigkeit erlangt haben, die man kaum mit Ziffern ausdrücken kann.

Das Wasser, von dem man lange glaubte, daß es nicht zusammengepreßt werden könne, das aber, wie aus den Versuchen der Akademie zu Florenz hervorgeht, leicht auf $\frac{1}{50}$ seines gewöhnlichen Volumens gebracht werden kann, hätte in einer Tiefe von 31 Meilen (französisch) nur noch die Hälfte seines Volumens, auf 120 Meilen hätte es die gewöhnliche Dichtigkeit des Quecksilbers, und im Mittelpunkte der Erde würde diese Dichtigkeit 5,009,000 mal größer als auf der Oberfläche seyn.

Es läßt sich aus diesen ungeheuren Wirkungen des Gravitationsgesetzes (des Gesetzes der Schwere) schließen, daß wenn der Erdball ganz aus Stoffen bestände, die denen ähnlich sind, die wir kennen, seine mittlere Dichtigkeit bey weitem den Grad überstiege, den ihm bis jezt die genauesten Experimente geben; wir müßten ganz nothwendig annehmen, daß das Centrum der Erde aus weit schwereren Körpern besteht als diejenigen, die wir kennen, wenn nicht die wichtigen Beobachtungen des Dr. Maskelyne über die Abweichungen des Pendels, und die schönen Experimente von Cavendish über die Wechselwirkung der Bleykugeln verschiedener Größe übereinstimmten, die mittlere Dichtigkeit der Erde nur fünf Mal größer als die des Wassers anzunehmen. Um also diese Thatsachen, welche aus dem Gravitationsgesetze fließen, in Einklang zu bringen, muß man annehmen, daß unser Planet zum Theil aus ungeheuren Höhlen gebildet ist, und daß wir auf einer Kruste oder einer Art von Muschel leben, deren Dicke in Vergleichung mit dem Durchmesser der Sphäre sehr unbedeutend ist. Aber in welchem Zustande sind wohl diese Höhlen? Stellen wir uns vor, sie seyen absolut leer, so würden sie ja von selbst zusammenstürzen. Sollten sie mit einem Körper von ausgezeichneter Leichtigkeit und Elasticität angefüllt seyn, dessen Theile eine solche Repulsionskraft besäßen, daß sie dadurch fähig würden, ein so ungeheures Gewicht zu tragen? Aber welcher Körper ist so leicht und besizt zugleich eine so beständige, mächtige Repulsionskraft, daß er das fast unberechenbare Gewicht einer Säule von 1429 französischen Meilen tragen könnte? Ein einziger scheint die äußerste Zartheit mit der größten Kraft der Elastizität und der Ausdehnung zu vereinigen: es ist das Licht selbst, das in Masse vereinigt Wärme bildet und dessen Daseyn in allen Körpern sich beym Zusammenpressen, bey den Erscheinungen der Elektrizität und der chemischen Verwandtschaft zeigt.

Das Licht durchläuft in einer Sekunde ungefähr 200,000 Meilen. Da nun die atmosphärische Luft im leeren Raume nur eine Schnelligkeit von einer Viertelmeile in der Sekunde erhält, so ist die Bewegung des Lichtes 800,000 mal schneller und die Ausdehnungskraft desselben, verglichen mit der Luft, muß mit dem Quadrat dieser Zahl oder 640 Billionen ausgedrückt werden. Also kömmt die Kraft der Elastizität des Lichtes einer ungeheuern Säule von 3200 Billionen Meilen gleich, eine Ausdehnung, die 889 mal größer ist, als die Entfernung des Neptunus von der Sonne, des entferntesten der bis jezt entdeckten Planeten. Es bedarf aber auch nichts Geringeres, als einer solchen rückstoßenden Kraft, um der Macht des Druckes der Erdstoffe zu widerstehen und um zu verhindern, daß sie nicht in einen kleinen Raum zusammenfallen.

Wir sind nunmehr zum wichtigsten und merkwürdigsten Schlusse gelangt. Die große Höhle, die man nothwendiger Weise im Innern der Erde annehmen muß, ist kein gräulicher und düsterer Abgrund, wie ihn die Einbildungskraft der Dichter darstellte. Dieses ungeheure Gewölbe muß im Gegentheil die reinste ätherische Essenz,

Digitized by Google

das Licht, in seinem concentrirtesten Zustande und leuchtend in dem geläutertsten, strahlendsten Glanze, den man sich denken kann, enthalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beschluß.)

Sobald der Ueberfallene todt ist, bemächtigen sich die Pfahlgars seiner Habe, stechen ihm die Augen aus und durchschneiden ihm die Fußmuskeln, denn sie glauben, daß ohne diese Operation der Geist des Erschlagenen sie verfolgen würde. Hierauf schleppen sie ihn in den Wald, werfen etwas Erde und Gestein über ihn und rechnen übrigens auf den Heißhunger der Wölfe. Einer von dieser Bande erzählte vor seiner Hinrichtung, er habe an mehr als 100 Mordthaten Theil gehabt, und einmal sey ein Offizier mit seiner ganzen Familie, zehn Menschen an der Zahl, welchen sich drey von den Elenden als Ochsentreiber verdungen hatten, unter ihren mörderischen Händen gefallen.

Das sechste Stück des Foreign Review enthält von der Feder eines englischen Dichters einen sehr gediegenen Aufsatz über Klopstocks Leben und Oden. Der Ruhm dieses großen Sängers gründet sich hier einzig auf seinen Messias oder vielmehr auf die geistlosen Uebersetzungen desselben; seine Oden sind fast gar nicht bekannt, was jenen Artikel um so willkommener macht. Die beygegebenen Uebersetzungen, meistens in der Form der Originale, sind vortrefflich gelungen, indem kein einziger Gedanke mißverstanden oder dem Versmaaß geopfert, oder durch angehängte Schnörkel entstellt scheint.

Das Monthly Review, die einzige englische ausschließlich kritische Zeitschrift, welche monatlich erscheint und mit aller Tiefe der vierteljährigen die Mannichfaltigkeit der wöchentlichen Reviews verbindet, berücksichtigt unter der neuen vortrefflichen Redaktion, welche es seit Januar übernommen, wieder nach mehreren Jahren die deutsche Literatur. Im vorigen Monate erschien darin eine umfassende Notiz von dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, und diesen Monat eine noch größere über Wolfgang Menzels „deutsche Literatur.“ Der Verfasser des Aufsatzes hat freylich den Gegenstand nur sehr leicht berührt, und damit, daß er (wahrscheinlich durch die Tendenz der Zeitschrift gebunden) den großen Gegenstand der Religion unerörtert gelassen, Menzels Ansichten kaum zur Hälfte entwickelt; obgleich er mit demselben in seiner Ansicht vom Mittelalter keineswegs einverstanden ist, so hat er ihm doch mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als Menzel überall bey seinen Gegnern in Deutschland gefunden, und ihn bey dem brittischen Publikum auf eine Weise eingeführt, womit er wohl zufrieden seyn kann. „Wir bedauern aufs herzlichste,“ heißt es an einer Stelle, „diese Partheylichkeit und, um uns eines deutschen Ausdrucks zu bedienen, Einseitigkeit an einem Manne, den seine im Allgemeinen so gesunde Urtheilskraft, seine Weltkenntniß, sittliche Kraft und natürliche Unerschrockenheit sichtbar dazu bestimmten, einen großen Einfluß auf die deutsche Literatur zu üben und sie von manchen Auswüchsen zu befreyen, die sie jezt entstellen. Die Klarheit z. B., womit er das Fehlerhafte in verschiedenen Zweigen seiner vaterländischen Literatur nachweist, der Ernst, mit dem er die unwürdige Rohheit verweist, womit seine Landsleute ihre literarischen und wissenschaftlichen Kämpfe betreiben, die Unredlichkeit, den Leichtsinn und die Partheylichkeit tadelt, deren sich die Kritiker so oft schuldig machen, und vor allem der tugendhafte Unwille, womit er die krankhafte Empfindeley und niedrige Sinnlichkeit des Zeitalters geißelt, dar ben ihm ein unvergängliches Denkmal in jeder redlichen Brust errichtet. Dafür sind wir bereit, ihm seine Bewunderung eines Göthes nachzusehen und unsern Unwillen über die unwürdige Art, wie er den alten Voß behandelt, zu mildern.“

Frankfurt a. M., Mai.

(Beschluß.)

Die hier bestehende Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden hat ebenfalls vor Kurzem unter Vorsitz des Hrn. Schöff von Meyer eine Generalversammlung gehalten. In den ersten Jahren ihrer Dauer ließ sich diese Gesellschaft mehr wie jezt eigentliche Judenbekehrungen angelegen seyn; allein nachdem sie die unerfreuliche Erfahrung gemacht, daß nur zu oft lediglich irdische Motive den Israeliten zum Taufstein führten, geht sie mit großer Umsicht zu Werke und sucht vornehmlich durch Verbreitung ächt christlicher Grundsätze unter den Juden den Weg zu ihrer Bekehrung zu bahnen. Auch für die Zwecke dieser Gesellschaft interessiren sich die Britten mit beyfallswürdiger Thätigkeit. — Im Gebiete der schönen Künste und zwar namentlich des Theaterwesens gewährte der seit meinem lezten Berichte verflossene Zeitraum nur sehr unvollständige Befriedigung. Anstatt der zwey neuen Opern und eben so viel Dramen, die während des Meß-Cyklus, der diesen Zeitraum ausfüllt, sonst gegeben zu werden pflegten, beschenkte uns die Theaterdirektion dieses Mal nur mit einer neuen Oper. Es war dieß die Stumme von Portici, die überdieß keineswegs ungetheilten Beyfall erhielt. — Unter den Sehenswürdigkeiten, welche die Messe selber uns brachte, rivalisirte de Bachs Cirkus sehr glücklich mit dem Theater, indem derselbe fast immer gefüllt war, wenn schon sonst seine Gesellschaft, der Mitwirkung der Hinne'schen Truppe ungeachtet, nicht ganz den Erwartungen entsprach, zu denen die Erinnerung an ihre frühern Leistungen auf unsern Messen berechtigte. Außerdem verdient nur noch Tielker's Panorama der Stadt London einige Erwähnung; denn der Inhalt der wenigen übrigen Buden auf dem Parabeplatz und Roßmarkt vermochte fast nur Schaulustige aus den untern Volksklassen anzuziehen. Ambulante Affenkomödien und pantomimische Vorstellungen auf freyer Straße, die, irren wir nicht, in Folge eines Polizeyverbots seit mehreren Jahren hier gar nicht mehr gesehen wurden, trugen wenigstens dazu bey, der Messe eine lebhaftere Physiognomie zu geben. — An Produkten der bildenden Künste brachte uns die Messe mehreres Neue. Zu Anfang der Messe passirte unsere Stadt ein niederländischer Kunsthändler oder Kunstfreund, der eine nicht ganz unbedeutende Sammlung alter Gemälde mit sich führte, die er, jedoch nur für wenige Tage, im Lokale des Städel'schen Instituts aufstellte. Man rühmte darunter vornehmlich einen Giulio-Romano, der auf 36.000 Franken gehalten wurde, einen Leonardo da Vinci und einen Perugino, den der Besitzer aber für einen Raphael ausgab. — Die zur Wiederbelebung unserer Gasbeleuchtungs-Anstalt eröffnete Subskription auf Aktien geht gut von statten. Es soll bereits für den Betrag von mehr als zwey Dritteln der zu diesem Zwecke für nöthig erachteten Summe von 60.000 fl. unterzeichnet worden seyn.

Beylage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Juni 1829.

Du, Eichbaum, stehst,
Bist Luther!

Herder.

Die Ulme zu Hirsau. *)

Von L. Uhland.

Zu Hirsau, in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum,
Frischgrünend, seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So triebs ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich ergieng,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hieng.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstral;
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Und brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Stral des Lichts! Du dringest
Hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! Du ringest
Hinauf in Licht und Luft.

*) Aus der eben im Drucke befindlichen vierten Auflage von L. Uhlands Gedichten, welche demnächst erscheinen wird.

Der Untergang der Strelizen.

Nach Ségür.

Folgendes ist ein Bruchstück aus der vor Kurzem erschienenen „Geschichte Rußlands und Peters des Großen," vom Grafen von Ségür, Verfasser der „Geschichte Napoleons und der großen Armee;" es soll vorzüglich als Probe des Styls dienen.

* * *

Digitized by Google

Groß war das Chaos, in welchem Czar Peter wieder die Ordnung herstellen wollte, und aus welchem er hervortrat, um die Kenntnisse und das Licht zu sammeln, womit sie erhellt werden sollte. Was war denn wohl in dieser gränzenlosen Verwirrung von Vorurtheilen und Gebräuchen zu achten und zu schonen, besonders da, bey der Widersetzlichkeit dieser Blinden, das große Werk der Regeneration in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens vollendet seyn mußte? Da Alles von ihm selber abhing, war Eile nöthig; er mußte all' diese Aenderungen plötzlich betreiben und, wie Wladimir der Große, den barbarischen Abgott auf einmal in's Wasser stürzen, um alsbald den Gott der Civilisation an seine Stelle zu setzen. Wenn man eine Sache rasch betreibt, so überrascht man; und das ist ein vortreffliches Mittel, zum Entschluß zu kommen.

Es ist übrigens nicht allgemein bekannt, wie viele Anschläge gegen das Leben des Reformators seine despotische Sinnesart und natürliche Rohheit veranlaßten. Es ist bald das Schwert des Aufruhrs, dem er entgeht oder das er zerbricht; bald das, der Sage nach, durch die Hand einer Schwester bereitete Gift; bald der Dolch eines Raskolnik, der ihm zu Füßen fällt, im Augenblicke, wo der Meuchler sich dessen bedienen will. Vorzüglich aber erheben sich die Strelizen, welche die nach europäischer Art disciplinirten Regimenter ihre Stelle einnehmen sehen. Mehrmals ist ihnen Peter in der Kindheit und Jugend glücklich entgangen; schon in der Wuth, welche die Kunde von seiner Reise nach dem profanen Europa ihnen einflößte, wollten sie diesen unheiligen Czar ermorden, der im Begriff war, sich durch Verkehr mit diesen Fremden zu schänden, die sie verabscheuen. In ihrer Mitte erblicken sie zwölftausend Ketzer, welche Herrn ihrer heiligen Stadt bleiben werden, während sie selber, zum Heere verbannt, fort müssen, um an den fernen Grenzen des Reichs zu fechten. Und das ist nicht ihre einzige Beschwerde; denn, sey es nun nothwendig gewesen, oder habe der jugendliche und kräftige Geist Peters des Großen zu viel, und dieses Viele zu rasch gewollt — sie beschuldigen ihn überdieß, auf Einen Schlag eine Flotte von hundert Kriegsschiffen geschaffen zu haben, eine unerträgliche Steuer in einem, schon an sich erschöpfenden Kriege, und was außerdem die Einführung einer Menge von ketzerischen Werkleuten in ihr heiliges Land nöthig macht.

Diese Strelizen glaubten, gleich allen Mißvergnügten, an eine allgemeine Unzufriedenheit; daher wagten es in Moskau selbst, wenige Tage vor der Abreise des Czars, Tsikler und Soukanin, zwey ihrer Anführer, den Plan zu einer nächtlichen Feuersbrunst zu entwerfen. Sie wußten, der Czar würde der Erste seyn, der zur Rettung herbeyeilte; mitten in der Verwirrung und dem gewöhnlichen Tumulte bey solchen Vorfällen, wollten sie ihn schonungslos erwürgen und hierauf sogleich alle Fremden tödten, die man ihnen zu Obern gegeben. So war ihr schändlicher Plan. Schon nahte die zur Ausführung bestimmte Stunde. Der Mitwisser waren viele, und, bey einem Bankette vereint, suchten Alle in berauschenden Getränken den nöthigen Muth im Augenblicke eines so schrecklichen Vorhabens. Aber, wie jedes Zechgelag und jede Trunkenheit, hatten auch diese, den verschiedenen Temperamenten gemäß, verschiedene Wirkungen. Zwey der Elenden verloren ihre Sicherheit, sie theilten einander nicht gerechte Gewissensbisse, sondern feige Furcht mit, verließen, um von einem Verbrechen sich durch ein anderes loszumachen, das Bankett unter einem schicklichen Vorwande und mit dem Versprechen, zur bestimmten Zeit zurückzukehren, und eilten, dem Czar die Verschwörung zu entdecken.

Auf Mitternacht war die Ausführung festgesezt; Peter gab den Befehl, um eilf Uhr den Versammlungsort der Verschwornen zu umzingeln. Nicht lange darauf, da er glaubte, die festgesezte Stunde sey da, begibt er sich allein zu dem Hause, wo die Strelizen sich befinden, er tritt mit Sicherheit ein, da er nur zitternde, von seinen Garden entwaffnete Verbrecher zu finden glaubt. Aber seine Ungeduld hat ihn hinsichtlich der Zeit getäuscht, er sieht sich allein und unbewaffnet, einem freyen, trotzigen, bewaffneten Haufen gegenüber, im Augenblicke, wo noch die lezten Worte des Schwurs, mit dem sie ihn dem Tode weihen, auf ihren Lippen schweben. Bey seinem unerwarteten Anblick erheben sich Alle betreten. Der Czar, seine Gefahr einsehend, ärgerlich über die vermeinte Nachlässigkeit seiner Garden, und wüthend über seine eigene Unvorsichtigkeit, gebietet seinerseits den Leidenschaften, die in ihm toben, Ruhe. Er war zu weit gegangen, um sich zurückzuziehen, und so läßt er sich nicht aus der Fassung bringen; ohne Zögern tritt er mitten unter den Haufen von Verräthern, grüßt sie freundlich und sagt mit ruhiger und natürlicher Stimme: „er habe im Vorbeygehen ihr Haus erleuchtet gesehen, und da er gedacht, man werde hier lustig seyn, sey er eingetreten, um ihre Lust zu theilen.“ Hierauf sezt er sich und trinkt den Verschworenen zu, die neben ihm stehend, sich nicht weigern können, in der Runde auf seine Gesundheit zu trinken.

Bald aber suchten sich fragend ihre Blicke; sie gaben einander Zeichen, sie wurden dreister, und einer von ihnen beugte sich zu Soukanin hin, mit den leise gesprochenen Worten: „Bruder, es ist Zeit!“ Dieser aber, zögernd, aus welchem Grunde ist unbekannt, antwortete gleichfalls leise: „Noch nicht!“ da springt der Czar, der diese Worte vernimmt und im selben Augenblicke seine Garden kommen hört, von seinem Sitze auf, wirft den Anführer der Verschworenen mit einem Faustschlage zu Boden und ruft: „Wenn es noch nicht für Dich Zeit ist, Hund, so ist's für mich!“ Bey diesem Schlage und beym

Digitized by Google

Hereinstürzen der Garden in den Saal, werfen die Verschworenen sich dem Czar zu Füßen und flehen um Vergebung. „Man fesle sie," war die ganze Antwort des Schrecklichen. Hierauf wendet er sich zu dem Anführer seiner Garde und gibt ihm eine Ohrfeige, ihm seine Unachtsamkeit vorwerfend; aber dieser zeigt seine Ordre vor, und Peter, sein Unrecht einsehend, schließt ihn in seine Arme, küßt ihn auf die Stirne und vertraut ihm die Bewachung der Verräther an.

Furchtbar war seine Rache, die Strafe war schrecklicher als das Vergehen. Jeder der Verschworenen ward zuerst gefoltert, dann verstümmelt, hierauf zum Tode geführt, als Blut und Leben nicht mehr zum fernern Leiden hinreichten. Zulezt wurden ihre Köpfe auf die Spitze einer Säule gestellt, und die Glieder symmetrisch, gleich Zierrathen, umher gelegt, Gebräuche, die für eine Regierung von Herrn und Sklaven paßten, die sich gegenseitig zum Vieh machen, und deren einziger Gott die Furcht ist.

Zur Naturgeschichte des Affen Ouistitis.

Audouin in Paris besaß lange Zeit ein Paar ungemein zahme Ouistitis (Simia Jacchus Linn. — Jacchus vulgaris Geoffr.), über welche er zahlreiche Beobachtungen anstellen konnte, von denen einige in hohem Grade Interesse erregen. Jedermann weiß aus täglicher Erfahrung, daß ein Hund, ungeachtet der vorzüglichen Seelenanlagen, womit dieses Thier ausgestattet ist, in dem Bilde, welches er in einem Spiegel erblickt, nicht sich oder ein Thier seiner Art erkennt, und daß noch weniger der Anblick eines Gemäldes irgend einen besondern Eindruck auf ihn macht. Ganz anders verhält es sich mit dem Ouistitis. Audouin überzeugte sich nämlich durch wiederholte Versuche, daß diese Affen in einem Gemälde nicht nur ihr Bild, sondern selbst das eines andern Thieres zu erkennen vermögen. So verursacht ihnen z. B. der Anblick einer Katze und, was noch merkwürdiger ist, der Anblick einer Wespe offenbaren Schrecken, während sie sich beym Anblicke eines andern Insektes, z. B. einer Heuschrecke oder eines Maikäfers auf das Gemälde stürzen, um den abgebildeten Gegenstand zu ergreifen. Diese einzige Thatsache scheint einen hohen Grad von Entwickelung der Intelligenz bey den Ouistitis zu beweisen, auf die auch ihr Schädelbau schon hinweist und die durch mehrere andere Beobachtungen Audouins bestätigt wird. Eines Tages spritzte sich das eine dieser Thiere, als es die Beere einer Traube verzehrte, etwas von dem Safte derselben in das Auge; seit dieser Zeit nun vergaß es nie mehr, so oft es eine Traube speiste, die Augen zu schließen, woraus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß die Ouistitis in einem hohen Grade die Fähigkeit der Ideen-Association besitzen. Die beyden Individuen, welche zu diesen Bemerkungen Anlaß gaben, fingen mit unglaublicher Geschicklichkeit die Mücken, die der Zufall in ihren Käfig führte; aber als sich eines Tages eine Wespe einem Stückchen Zucker näherte, das an den Stangen des Käfigts befestigt war, ergriffen diese Thiere, die niemals Wespen gesehen hatten (dieß läßt sich nun freylich mit Grunde bezweifeln), und daher die empfindlichen Stiche dieser Insekten nicht aus Erfahrung kennen konnten, sogleich die Flucht und zogen sich in den Grund ihres Käfigts zurück. Erstaunt über diese Zeichen des Schreckens, fing Audouin die Wespe und näherte sie den beyden Ouistitis, die auf der Stelle ihren Kopf zwischen ihren Händen versteckten und ihre Augen fast gänzlich schlossen. Kaum hatte er ihnen dagegen eine Heuschrecke, einen Maykäfer, oder was immer für ein anderes Insekt dargeboten, von welchem sie nichts zu fürchten hatten, so stürzten sie sich in gieriger Hast auf dasselbe, faßten es in demselben Augenblick und verzehrten es als einen Leckerbissen. Sie liebten auch sehr Zucker, gekochtes Obst und Eyer, welche sie mit viel Anmuth zu fassen und mit ausnehmender Geschicklichkeit auszutrinken verstanden. Hingegen berührten sie niemals Mandeln, von was immer für einer Sorte, saure oder säuerliche Früchte und Blätter, die man als Salat zu speisen pflegt. Eben so wenig liebten sie Fleisch; that man aber in ihren Käfigt einen kleinen lebendigen Vogel, und konnten sie sich desselben bemächtigen, so öffneten sie ihm den Schädel, fraßen alles Gehirn, leckten sorgfältig das abgeflossene Blut auf, und verzehrten manchmal auch die hornartigen Theile des Schnabels, die Sehnen der Füße und einige andere nicht fleischige Theile. Audouin bemerkt, daß seine Ouistitis sehr neugierig waren, daß sie ein ungemein scharfes Gesicht hatten, daß sie sehr an ihren Gewohnheiten hielten, obwohl sie in mancher Beziehung sehr launisch waren; daß sie die Personen, von denen sie besorgt wurden, sehr gut erkannten; endlich, daß ihre Stimme nach den Leidenschaften, von denen sie gerade beseelt waren, sehr verschieden klang. Waren sie nämlich erschreckt, so war es ein scharfes Gekreische, welches aus der Kehle zu kommen schien, und wobey sie den Mund öffneten und die Zähne wiesen; im Zorne hingegen ließen sie ein kurzes Pfeifen hören, welchem eine Art Gekrächze folgte. Bey andern Gelegenheiten, besonders wenn man sie in die freye Luft sezte, stießen sie ein leises, gedehntes Pfeifen aus oder riefen sich wohl einander durch ein Gezwitscher, ähnlich dem vieler Vögel.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Was das Morning Chronicle neulich in Hinsicht Englands behauptete, läßt sich mit weit mehr Recht auf Frankreich anwenden: „Unter hundert Geistlichen gibt es kaum einen, welcher die Anfangsgründe der Kunst verstände, das Glück der Völker zu befördern, und wie sollte er, der nichts davon versteht, andern einen guten Rath ertheilen können? Hat die Regierung den ernsten Wunsch, das Volk zu bessern, so sollte sie die Verbreitung der Zeitungen befördern, denn diese können und müssen es unterrichten und die Menschen lehren, gute Väter und Gatten zu werden und das Lesen den groben Genüssen der Schlemmerey vorzuziehen." Die Wichtigkeit der Tagblätter hat man in Frankreich wie anderswo lange verkannt, und anstatt die Verbreitung zu befördern, derselben allerley Hinderuisse in den Weg gelegt. Auch noch jezt wird das Verbreiten der Tagblätter durch die schwere Stempeltaxe und die erforderliche starke Bürgschaft in Staatsrenten sehr erschwert; allein es hat doch wenigstens jedweder die Freyheit, ein Tagblatt oder mehrere herauszugeben, und er braucht nicht mehr zu befürchten, daß man ihm seine Mittheilungen ans Volk verstümmelt oder verunstaltet. Die Aufsätze gelangen rein und unverdorben ins Publikum, und was die Verfasser mittheilen, hat kein Beschauer zuvor ängstlich durchgrübelt. Daher kömmt es auch, daß ein weit freyerer und unabhängigerer Ton in den Tagblättern herrscht, als zuvor. Die Schriftsteller können frey denken und freymüthig schreiben, denn Niemand darf ihrer Feder Einhalt thun. Natürlich geben zuweilen einige Hitzköpfe zu weit; allein die königlichen Anwälte bey den Gerichten sind außerordentlich wachsam, theils aus Pflicht, theils aus Privatinteresse, denn ein Prozeß wegen Preßvergehen ist für einen königlichen Anwalt eine vortreffliche Gelegenheit, um seine Beredtsamkeit und seinen Diensteifer, nebenbey auch wohl seine monarchischen Gesinnungen an den Tag zu legen und sich dadurch seinem Obern, dem Justizminister, zu einer höhern Stelle zu empfehlen; selten ermangelt daher auch ein solcher Beamte, bey dieser Gelegenheit gegen die Preßfrechheit loszudonnern und die Preßfreyheit als ein gefährliches Ding zu schildern. Die Herren Beamten kleben noch allzu sehr an alten Gewohnheiten und Denkungsarten, als daß sie die Schreibfreyheit als ein nothwendiges Bedingniß der jetzigen Verfassung ansehen könnten. So leicht ist also eine Gefahr, daß die Preßfreyheit ausschweifen könnte, denn die Gerichte sind eher zu streng, als zu gelinde bey Bestrafung begangenen Unfugs. Beranger, Cauchois le Maire, Magallon, alle drey angesehene Schriftsteller, sitzen gefangen und können bezeugen, daß Nachgiebigkeit kein Fehler der jetzigen Justiz ist, besonders wenn es liberale Schriftsteller betrifft; den Ultrablättern, die manchmal arge Dinge vorbringen, läßt man freylich eher Manches durchgehen. Magallon, Verfasser der Zeitschrift L'Album, sitzt nun schon zum zweytenmale fest und es hat eine eigene Bewandniß mit diesem noch jungen Schriftsteller. Das erstemal hatte ihn das Villèlesche Ministerium so arg behandeln lassen, daß er allgemeines Mitleiden erregte und daß die Behandlung, die er erlitten, in den freysinnigen Blättern und auch auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer den Ministern hart vorgeworfen wurde. Die einfache und rührende Erzählung seiner Gefangenschaft nahm Jedermann für ihn ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Mai.

Ein sehr trauriges Ereigniß hat sich in den lezten Tagen in unserer Nachbarschaft zugetragen. Wer, der Dresden je besuchte oder auch nur Lindau's Beschreibung davon kennt nicht die herrlichen Sandsteingebilde, welche unter dem Namen der sächsischen Schweiz bey Liebethal beginnen und sich bis nach Böhmen hinein an der Elbe hinstrecken. Hier sind denn auch die großen Steinbrüche, welche nicht nur Dresden, sondern auch viele andere Städte mit den schönsten Baumaterialien versorgen. In einem von diesen an der Elbe gelegenen Steinbrüchen ohnweit Wehlen war es, wo vierzehn Steinbrecher eine große Felsenmasse dergestalt untergraben und abgetrennt hatten, daß sie nun hoffen konnten, sie werde nach Beendigung noch einiger Arbeiten und getroffenen Vorsichtsmaaßregeln herabstürzen, um alsdann von ihnen im Einzelnen vollends verarbeitet zu werden. Aber Montags am 11. Mai, Nachmittags um 3 Uhr, als sie eben kurz vorher ihr Mittagsbrod am Rande der Felsenwand eingenommen hatten und ihr Werk wieder begannen, hob sich mit einemmale und völlig unerwartet die ungeheure Masse vollends aus ihren Fugen und stürzte über den Arbeitern zusammen, sie unter Stein und Trümmern begrabend. Nur einer jener Männer war zufällig von dem Orte des Schreckens etwas entfernt gewesen, dreyzehn aber verschwanden unter der Felsendecke. Wer konnte anders denken, als daß sie sämmtlich auf die furchtbarste Art zerschmettert worden wären? doch eilte man mit der Arbeit zu Hinwegräumung der Massen, so viel es bey beschränkten Kräften sich nur thun ließ, um nach und nach mindestens die Leichname der Verunglückten zu finden. Welch ein freudiges Staunen aber, nach vergeblichem Bemühen einer ganzen Woche lang, auch nur dieses schmerzliche Resultat zu erreichen, als völlig Sonntags Nachmittags, am 17. Mai, fünf dieser Unglücklichen in einer engen Schlucht, welche die zusammengestürzten Felsenstücke über ihnen gebildet hatten, lebend wieder aufgefunden wurden. Ein kleiner Brod- und Tabakvorrath, so wie der Genuß anderer durch die Noth gebotener Nahrungsmittel, wie man sagt, das rohe Fleisch vom Schenkel eines neben ihnen sogleich zerschmetterten Kameraden, hatte sie vor dem Hungertode geschützt, die Uhr eines Unglücksgenossen beym matten Scheine angezündeten Zunders ihnen die Stunden und Tage ihrer Einkerkerung angezeigt und das immer näher dringende Getöse der Abräumungsarbeiter, das sie vom zweyten Tage an deutlich vernahmen, während ihr Hülferuf ungehört in den Felsmassen verhallte, ihre Hoffnung bis zum Augenblicke der Erlösung aufrecht erhalten. Zwey der Geretteten fand man allerdings in einem sehr bedenklichen, obgleich nicht hoffnungslosen Zustande, drey derselben befanden sich aber ziemlich wohl. Daß sie jedoch sämmtlich sehr erschöpft waren, läßt sich leicht denken. Besonders schrecklich soll ihnen am Sonnabende Abends, als sie schon die Stimmen der Männenden ziemlich nahe hörten, der Gedanke gewesen seyn, als diese nun bey einbrechender Nacht nach Hause gingen, daß sie Sonntags, wo gewöhnlich alle Arbeit bey Seite gesezt wird, nicht wiederkehren, sondern erst am Montage von Neuem beginnen würden, wo denn ihre ohnedieß nur noch schwache Lebenskraft gewiß gänzlich würde erloschen gewesen seyn. Aber Menschenrettung war ja der beste Gottesdienst; sie kamen Sonntags früh wieder, förderten die Arbeit und fünf Menschenleben waren der Gewinn. Von den übrigen acht Personen sind bis heute nur noch drey, aber völlig zerschmettert aufgefunden worden.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Juni 1829.

Mag altrömische Kraft ruhen im Aschenkrug —
Dennoch, siehe, verräth manche lebende Form
Roms ursprüngliche Seele.

Platen.

Gemälde des römischen Volkscharakters.

Die Gebehrden der Römer.

Welch ausnehmende Fähigkeiten die Italiener, besonders die Bewohner des Südens besitzen, ihre Gedanken durch Gebehrden auszudrücken, ist schon längst bemerkt worden. Man sollte, nach den Gestikulationen zu urtheilen, welche nicht allein von Erwachsenen, sondern sogar von unmündigen Kindern gemacht werden, ganz Süditalien für ein Land von Stummen halten. Woher diese sonderbare Sitte? Manche haben gesagt und sagen noch, vom heißen Temperamente. Aber haben denn die Spanier, die Türken, ja sogar die Franzosen kaltes Blut? Das wird Niemand behaupten. Der Grund muß also wo anders liegen. Meiner Meynung nach liegt er in einem Reste von jenem Republikanismus, bey dem, wie früher in Griechenland, dann in Rom, und später überhaupt in Italien, die Partheyen einander in den Haaren lagen, sich auf Tod und Leben bekämpften, und eine solche Freyheit herrschte, daß Niemand seines Lebens sicher war. In diesem Republikanismus allein gedeiht das Leben im Freyen oder das öffentliche Leben. Leuten, welche in diesem Sinne in Freyheit mit einander leben, in ihren Diskussionen unaufhörlich einander überschreyen, ja so viel wie möglich aus der Ferne mit einander unterhandeln, weil sie sich, wie man zu sagen pflegt, nicht über den Weg trauen, solchen Leuten muß die Pantomime vertrauter werden als die Sprache. Man kann davon hier in Rom stündlich Beyspiele sehen. Oft streiten sich zwey, oder auch mehrere in einer Entfernung von vierzig, fünfzig, ja hundert Schritten, so daß man nicht begreift, warum Menschen mit einander zanken, welche so weit von einander entfernt sind; Wagen, Menschen, Thiere u. s. w. gehen indessen vorüber, ohne daß sie vom Hader ablassen, bis das Geräusch, oder auch die eigne Erschöpfung sie nöthigt, statt der Worte zu den Gebehrden ihre Zuflucht zu nehmen. Dann springen sie auf den nächsten besten Eckstein, oder schwingen sich auf eine Mauer, und setzen von dort, oft nur einer Hand mächtig, weil sie sich mit der andern halten müssen, ihren Streit durch Gebehrden fort. Selbst im friedlichen Verkehre und unmittelbar von Mund zu Mund redend, ziehen sie die Pantomime nicht selten der Rede vor, besonders bey gewissen allgemeinen Verhandlungen, wo es nicht auf scharfe Darlegung der Begriffe ankommt.

Daß die Zahl derjenigen Gesten, welche ein körperliches Bedürfniß ausdrücken, die größte ist, kann bey einem Volke, das unter allen polizirten Nationen Europas zur Zeit noch das natürlichste ist, und bey welchem daher die leibliche Existenz mehr als die geistige berücksichtigt wird, nicht Wunder nehmen. Das Essen und Trinken, als das nothwendigste aller leiblichen Bedürfnisse, wird durch die verständlichsten Gesten ausgedrückt; zur Bezeichnung des erstern sperrt der Hungrige mit hinten übergebogenem Kopfe den Mund auf und thut, als ob

Digitized by Google

er mit den zusammengehaltenen Fingern der rechten Hand etwas hineinwürfe, ja bey besonderer Nothdurft scheint er gar, um die Quantität des Hungers und der erforderlichen Speise auszudrücken, mit der linken Hand am Halse hinabstreifend, nachzuhelfen. Diese Pantomime ist, so viel ich weiß, außer Italien wenig bekannt, dagegen die des Trinkens ganz dieselbe, wie im nördlichen Europa. Sonderbar, aber charakteristisch, daß leztere zugleich fast der einzige Gestus ist, den die Nordländer kennen. Welches körperliche Bedürfniß wäre nach dem Essen und Trinken unerläßlicher als das Schlafen? Dieß hat daher ein nicht minder natürliches Zeichen als jenes. Analog mit der wörtlichen Umschreibung, welche das Zubettegehen „sich auf's Ohr legen" nennt, wird es durch Unterlegung der rechten Hand unter das rechte Ohr und Niederbeugung des Kopfes nach der rechten Seite ausgedrückt. Nach dem Essen und Trinken steht die Liebe unter allen Bedürfnissen oben an. Obgleich hier blos sinnlich, wird sie dennoch durch ein moralisches Symbol ausgedrückt; der Verliebte stellt sich mit ausgespreizten Beinen, das rechte vorwärts, dem geliebten Gegenstande gegenüber, fährt mit den beyden zusammengehaltenen, muldenartig geformten Händen zum Herzen und thut, als ob er sich dieß aus dem Leibe hervor schöpfte und dem geliebten Gegenstande zuschüttete.

Dieß die vornehmsten Pantomimen der leiblichen Bedürfnisse. Gehe ich jezt zu denen über, welche einen Begriff oder eine Handlung bezeichnen. Die Schönheit drückt der Bewunderer aus, indem er sich ein Paar Male von oben herab über die Wangen streichelt, etwa wie der Bildhauer das Gesicht seines Gypsmodells mit den Fingern zu formen pflegt. Wer einen Hülfsgestus dazu macht, spizt die fünf Finger zusammen, als wollte er statt mit dem Daumen und Zeigefinger, mit der ganzen Hand eine Prise Tabak nehmen, fährt damit in die, zu einem Trichter geformten Lippen, und wirft sie dann dem bewunderten Gegenstande zu. — Die beyden Gesten des Grußes und des Herbeywinkens sind von so sonderbarer Art, daß sie ein Ausländer wohl zu merken hat, wenn er dadurch nicht zu komischen Mißgriffen verleitet werden, oder sie bey andern veranlassen will. Die Pantomime des Grußes wird gemacht, indem man das Aeußere der rechten Hand der zu grüßenden Person zukehrt, und dann die vier Finger derselben, bey völliger Ruhe des Ober- und Vorderarms, gleichsam krampfhaft hin und her bewegt. Je nachdem die gegrüßte Person mehr oder minder geliebt oder geachtet ist, ist das Zittern von längerer oder kürzerer Dauer. Dieser Gestus gleicht, obenhin oder nicht vollkommen auf römische Weise gemacht, dem Gestus des Herbeywinkens, wie er im Auslande, besonders in Deutschland üblich ist. Welche sonderbare Mißverständnisse daraus entstehen können, mögen folgende Beyspiele, aus dem wirklichen Leben gegriffen, zeigen. Ein Ausländer, mit einer römischen Dame in Liebesverhältnissen stehend, hat von ihr die Weisung erhalten, zu einer bestimmten Stunde vor ihrem Pallaste auf- und abzugehen, und auf erhaltenen Wink zu ihr heraufzukommen. Er stellt sich ein, die Dame erscheint am Fenster und grüßt ihn auf oben beschriebene Weise. Er, diesen Gruß für den verabredeten Wink nehmend, stürzt hinauf, stößt auf den Gemahl der Dame, und dieser läßt ihn von den Bedienten die Treppe hinunterwerfen. Folgender Vorfall ist weniger halsbrechend. Einem Fremden, zum Essen in einem römischen Hause gebeten, wird von der Hausfrau von Ferne eine Schüssel gezeigt, mit der Frage, ob ihm davon gefällig sey? Statt der bejahenden Antwort, begnügt er sich, ihr zu winken, sie ihm zukommen zu lassen; die Dame lächelt freundlich, reicht aber die Schüssel einem andern Gaste. Warum? weil sie seine Bewegung für den römischen Gruß und diesen für eine abschlägliche Antwort genommen hat. Derselbe Fall ereignet sich hier im gewöhnlichen Leben sehr häufig; winkt ein Fremder aus seinem Fenster einem vorübergehenden Hausirer, um ihm etwas abzukaufen, so bleibt dieser auf der Gasse stehen, verneigt sich ehrerbietig mit abgezogenem Hute, und weiß nicht, was ihm die Ehre verschafft, von dem Fremden auf eine so vertrauliche Weise begrüßt zu werden. Ist es ein Weib, so erwiedert sie entweder den vermeintlichen Gruß des Fremden, den sie für eine scherzhafte Höflichkeit hält, worauf der Fremde, dieß seinerseits für einen Wink, herunterzukommen haltend, sich, wenn er die Waare nöthig hat, ihrem vermeynten Zumuthen fügt, dann aber von der Frau, weil sie ihm ganz andere Absichten zutraut, mit Ironie, oder was weit häufiger ist, mit Impertinenz empfangen wird, wovon der Fremde natürlich kein Wort versteht; oder sie ruft ihm, seinen Wink für eine ungebührliche Zumuthung nehmend, sogleich zu: „Avelo sbagliato" und macht die analoge Gebehrde dazu. Worin diese besteht, werden wir unten sehen. Der Gestus des Herbeywinkens ist im Grunde betrachtet sehr natürlich, obgleich für die Ausländer der unverständlichste von allen, auch eben nicht, besonders beym weiblichen Geschlechte, der eleganteste. Man denke sich eine kraftvolle, grandios gebaute, handfeste Römerin, dergleichen die hiesigen Frauen gewöhnlich sind, wie sie, eine entfernt stehende Person starr in's Auge fassend, mit der rechten platten Hand zu wiederholten Malen in großem Eifer von oben nach unten schlägt, dabey nicht selten mit dem rechten Fuße dieselbe Bewegung macht, ja auch mit dem Kopfe auf- und abnickt, und man kann nicht anders glauben, als daß sie damit den Wunsch ausdrückte, jene Person tüchtig durchzuklopfen. Nichts destoweniger drückt dieser Gestus nichts als den Wunsch aus, diese Person in der Nähe zu haben. Daß bey einer so gebehrdenreichen Nation die Diskussionen über

Digitized by Google

Mein und Dein ohne Gesten abgehen sollten, ist nicht wohl glaublich. Ohne hier die Messerstiche zu erwähnen, welche, dem bekannten Sprichworte zu Folge, nichts sagen, weil sie zu viel sagen, will ich blos einige andere Pantomimen nahmhaft machen, welche nicht in Persönlichkeiten ausarten. Unter diesen steht der Gestus des Hohns, der Verachtung oder der Zurückweisung für ungeziemend gehaltener Prätensionen obenan; ein einmaliges heftiges Achselzucken und noch heftiger hervorgestoßenes Hm sagt ungefähr: „Da kömmst Du mir eben recht!“ Der Hülfsgestus besteht in einem gewaltsamen Werfen des Kopfes nach der linken Seite. Nach diesem folgt die Gebehrde der langen Nase, die wir in Deutschland auch kennen, die aber in Rom durch mehrmaliges und sehr geschwindes Hinundherbewegen des, aus der verschlossenen rechten Hand hervorgestreckten Zeigefingers vor der Nase ausgeführt wird. Sie wird so häufig angewandt und leidet so verschiedene Abstufungen, daß man sich dabey zur Verstärkung statt des Hülfsgestus, der vielleicht nicht ausdrucksvoll genug seyn möchte, eines Hülfsworts bedient, welchem zugleich ein Hülfszeitwort beygefügt ist; es heißt: „Avete abagliato!“

Dieß die vorzüglichsten, jedoch bey weitem nicht alle Gebehrden, welcher sich die Römer am häufigsten im gemeinen Leben bedienen, und womit sie ihre concreten Begriffe und ihre Urtheile im Groben ausdrücken. Außer diesen gibt es noch eine Menge anderer, welche abstrakte Ideen ausdrücken und bey weitem weniger materiell, dagegen aber um so geistiger und bey weitem verständlicher sind als das künstliche Mienenspiel der Schauspieler auf dem Theater. Da ihre Aufzählung und Beschreibung wohl in eine eigentliche Mimik, aber in keinen zur Unterhaltung geschriebenen Aufsatz gehören würde, so kann hier nicht weiter die Rede davon seyn.

Aphorismen.

Von M. K. Balbamus.

Wenn auf dem ungeheuren Ocean der Wissenschaft, der auch seine Passatwinde hat, wo auch Aequinoctialstürme wüthen, ein mit neuen Ideen befrachtetes Schiff scheitert, so machen die Formenmenschen, die am Ufer wohnen, die sich aber nie auf die hohe See wagen, das Standrecht geltend und eignen sich die Trümmer der herrlichen Ladung ohne Weiteres zu. Sie beharren mit einer schimpflichen Gleichgültigkeit auf dieser barbarischen Sitte und heben jeden Morgen und jeden Abend ihre Hände gen Himmel und bitten um den Segen des Strandrechts, bey dem sie ohne Mühe reich werden.

* * *

Die Vielwisserey ist die eigentliche Materia peccans, mit der unser Zeitalter überfüllt ist. Sie macht, daß Wissenschaft und Kunst wie ein caput mortuum daliegen. Das Rechtwissen hat dem Vielwissen weichen müssen. Vormals hatte jeder Gelehrte seinen Acker, den er sorgfältig bebauete, der ihm auch reiche, hundertfältige Früchte trug. Neben dem Fruchtfelde lag wohl zu Zeiten noch ein kleines Zier- oder Lustgärtchen, in dem einige Blumen standen, die dem fleißigen Manne ein Sonntagssträußchen lieferten, das in den Abendstunden bearbeitet wurde, das aber dem Acker weder Dünger noch Zeit entzog. Jezt ist dieß anders. Zwey Drittheile jenes Feldes werden zum Zier- und Lustgarten eingerichtet und ein Drittheil bleibt als Brache liegen, auf dem das Berufsstudium, einer magern Kuh aus Pharaos Traume gleich, ihre kümmerliche Weide sucht. Vormals war die Pflichtwissenschaft eine rechtmäßige Hausfrau, der man Liebe und Treue schuldete, neben der man wohl noch eine Freundin hatte, der in den Stunden der Muße ein Besuch abgestattet wurde. Diese Seelenfreundin war zugleich Freundin der Hausfrau. Zwischen beyden fand keine Eifersüchteley statt. In unsern Tagen lebt der Gelehrte mit seiner Pflichtwissenschaft in einer einkönigen Pflichtehe, bey der ihn das Gähnen befällt. Er hat der Seelenfreundinnen so viele, daß er dem Berufstudium, dieser achtbaren Herrin des Hauses, die Stunden stiehlt, um sie lieb- und treulos zu seinen Kebsweibern zu tragen, die denn auch alles aufbieten, um ihm die Schwächen und Launen der rechtmäßigen Gattin doppelt fühlbar zu machen. Wenn sich in den Tagen unserer Altvordern die Seelenfreundin zu viel herausnahm, wenn sie die Dame des Hauses hintansezte, so wurde der sonst so galante Anbeter ernst und es gab eine Lektion. Verirrte sich in der guten alten Zeit ein Gelehrter, gewann er die Freundin allzu lieb, so konnte die Hausfrau auf ihr Recht pochen. Die Buhlin ward vertrieben, und der Friede des Hauses kehrte wieder.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

(Beschluß.)

Am 21. April starb hier der russische Gesandte, Graf Kankoff, aus einem der ältesten Geschlechter seines Vaterlandes. Er hatte fast 30 Jahre den Gesandtenposten am hiesigen, wie am weimarschen Hofe begleitet und sich allgemeine Liebe und Achtung erworben. Reich und unverheyrathet, machte es ihm Freude, einen zahlreichen Kreis von Freunden um sich zu versammeln, und vorzüglich war er ein besonderer Beschützer und Unterstützer der Malerkunst. So hatte er selbst eine in vieler Hinsicht sehr ausgezeichnete Gallerie von Gemälden sich gesammelt, und junge Künstler fanden bey ihm Aufmunterung durch That und Empfehlung. Sein Leichenbegängniß am 2. Mai war eines der feyerlichsten, das die hiesige Stadt gesehen hat.

Digitized by Google

Viel gesprochen ward in diesen Tagen auch von der Predigt und dem Colloquio des zur Superintendur nach Glauchau im Schönburgischen berufenen Predigers aus Kopenhagen, Magister Rudelbach, welcher in der erstern, die gegen 2 Stunden währte, unter andern auch die Zahl der Fische genau bestimmt haben soll, die Petrus bey seinem Fischzuge gefangen habe, und bewiesen, daß sie aus allen vorhandenen Gattungen bestanden haben. Aehnliches erzählte man sich von dessen Antworten bey den lateinischen Unterredungen mit den stets dazu bestimmten Mitgliedern des hiesigen Kirchenraths. Bey den trefflichen Kanzelrednern, deren wir uns in Dresden erfreuen, mußte ein solcher Vortrag um so mehr auffallen und befremden.

Die dramatischen Vorstellungen begannen mit dem Tage nach den Osterfeyertagen wieder, und bald darauf sahen wir zum erstenmale Shakespeares „König Heinrich IV.“ nach Schlegels Uebersetzung. Das Werk zog in seinen trefflichen Einzelnheiten wie billig an, mit dem Ganzen konnte man sich aber noch nicht recht verständigen. Doch hob man Mehreres durch lauten Beyfall heraus. Dahin gehörten besonders mehrere Scenen des Percy und Falstaff. Eine nicht minder interessante Vorstellung war „Der Stern von Sevilla,“ nach Lopez de Vega von Zedlitz bearbeitet. Er gefiel sehr, und verdiente es in der That auch durch die in allen Theilen gelungene Darstellung. Die deutsche Oper führte uns „Marie oder verborgene Liebe,“ mit Musik von Herold vor. Ich bekenne aufrichtig, daß dieser Komponisteur mir weit hinter Boieldieu und Auber zurückzustehen scheint, so wie der Verfasser des Textes, Planard, keineswegs in geschickter Erfindung und Ausführung Scribe erreicht. Desto rauschendern Beyfall erhielt die am 2. Mai zuerst gegebene große Oper von Morlacchi: „Colombo,“ welche zweymal wiederholt ward. Der Komponisteur und alle Darstellenden wurden jedesmal am Schlusse gerufen. Sie gehört auch ohne allen Zweifel zu den besten Produkten der neuesten italienischen Opernmusik. Schon das Sujet ist sehr interessant und ungewöhnlich verständig behandelt, die Musik selbst aber so charakteristisch und dramatisch, wie man es selten mehr bey dem so allgemein gewordenen Streben nach bloßem Ohrenkitzel findet. Für Columbus, Zilia, eine junge Indianerin, und Zamora, ihren unbegünstigten Liebhaber, so wie für Fernando, Columbus Sohn, sind herrliche Arien und Ensembleſtücke vom Tonsetzer geschrieben. Dieses Meisterwerk wird sich mit stetem Beyfalle auf dem Repertoire erhalten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Als Magallon wieder in Freyheit gesetzt worden war, hatte er seine Zeitschrift wieder fortgesetzt; allein ich weiß nicht, wie es kam, daß er auf den Constitutionnel böse wurde und diesen beschuldigte, er habe von den zum Besten der Familie des Generals Foy gesammelten freywilligen Beyträgen einen Theil unterschlagen; der Constitutionnel war doch einer der wärmsten Vertheidiger des Magallon gewesen und hatte nicht wenig dazu beygetragen, um die Volksgesinnung zu Gunsten des verfolgten Jünglings zu stimmen. Seine heftigen Angriffe auf den Constitutionnel wurden sogleich von dem Ultradlatte Quotidienne wiederholt und mit herben Anmerkungen begleitet, worauf der Constitutionnel seine Erbfeindin, die Quotidienne, wegen verläumderischer Beschuldigungen vor Gericht belangen ließ. Magallon aber ließ er laufen, weil dieser unterdessen von der Regierung selbst vor Gericht gezogen worden war, und zwar wegen eines enthusiastischen Lobes der Mordthat Sands, den er wirklich mit vielem Talente schilderte. Magallon ist seitdem zur Verhaftung verurtheilt worden und zwar zu einer viel längeren, als das erstemal, und Niemand hat sich dießmal in den Zeitungen seiner angenommen. Sein „Album“ wird aber immer noch fortgesetzt; es gibt sogar zwey Blätter unter diesem Titel, wie denn überhaupt die Zahl der kleinen Zeitschriften ausserordentlich groß ist. Der Buchhandel, mit dem man mehrere Jahre lang durch unbedachtsame Spekulationen argen Mißbrauch getrieben hat, liegt zum Theile darnieder und der Bücher werden nicht mehr so viele verfertigt, als vor etwa zehn Jahren; dagegen ist die periodische Literatur außerordentlich thätig; der speziellen Tagblätter entsteht besonders eine große Menge. Die Gefangenen im Schuldnergebäude zu St. Pelagie geben ein Blatt unter dem Titel Le pauvre Jacques heraus, ein löbliches Unternehmen, das den Gefangenen unter ihnen eine nützliche Beschäftigung gewährt und sie in Stand setzt, die in Gefängnissen leider so häufigen Mißbräuche zu rügen; eine Marktzeitung, Echo des Halles, besteht schon seit ziemlich langer Zeit; auch die Theater haben es für gut befunden, ihr eigenes Blatt zu haben: Journal des comédiens, worin natürlich keinem Schauspieler wehe gethan wird. Gerichtszeitungen bestehen mehrere; jedoch keine von ihnen hat so großen Beyfall gefunden, als die Gazette des Tribunaux, die besonders wegen der vielen Vorfälle vor dem Polizeygerichte, welche sie nach dem Beyspiele der Londoner Blätter ziemlich lustig erzählt, die Pariser unterhält und keinen übeln Beytrag zur Sittengeschichte unserer Zeit abgeben kann. Zuweilen soll sich diese Zeitung doch mit Geld bewegen lassen, die Namen der vor Gericht gezogenen Personen zu verschweigen, da es oft Söhne angesehener Familien sind und ihre Eltern lieber etwas bezahlen, damit das Publikum nicht erfahre, daß ihre Namen mit denjenigen gemeiner Diebe vor das Polizeygericht gekommen sind. So war vor einiger Zeit der Sohn eines angesehenen Gerichtsbeamten in der Provinz vor das Pariser Polizeygericht gestellt worden, weil er mehrmals Bücher in einem Leseinstitute gestohlen und an Büchertrödler für Spottgeld verkauft hatte. Nachdem er dieß lange getrieben, war er endlich auf der That ertappt und eingezogen worden. Die Richter hatten Rücksicht auf den Sohn ihres Kollegen und verfielen auf den sonderbaren Ausweg, daß sie die begangenen Diebstähle für die Folge einer Geistesverirrung oder, wie sie es gelehrt ausdrückten, einer Monomanie erklärten und den Dieb freysprachen; die Gazette des Tribunaux aber, mit welcher die Familie ebenfalls einverstanden war, verschwieg den Namen des Jünglings bey dem Berichte über die gerichtliche Verhandlung.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 129:
Magnetnadel.

Räthsel.

Wir sind unserer zehn; vier Paar Geschwister. Der Vater, als erster, hat uns erzeugt; aber die zehnte können wir nicht wohl unsere Mutter nennen, denn sie ist die bloße Leerheit; sie ist zwar mitten unter uns und durch ihre Verbindung mit uns werden wir stärker und mächtiger; aber ist sie immer unendlich weit von uns entfernt. Wir zusammen umfassen alles, was da ist, Sterne, Welten, Zeiten; nur kommt es einzig darauf an, wer der Anführer unter uns ist, je näher dem Anführer, desto mächtiger ist jeder, jener aber ist der mächtigste; so sind wir zwar einzeln alle verschieden, aber als Anführer wird jeder mächtiger als die andern.

J. W. Pfaff.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 136.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 8. Juni 1829.

— Euer Sinn muß unsre Kön'ge schmücken:
Bringt hin und her sie, überspringt die Zeiten,
Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs
Zum Stundenglase. —

Shakespeare.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Von Grabbe.

Der Dichter, der sich bereits durch seine dramatischen Dichtungen und seine Tragödie Don Juan und Faust bekannt gemacht hat, beabsichtigt in einem Cyclus von acht Tragödien die Geschichte der Hohenstaufen zu bearbeiten. Wir sind in den Stand gesezt, aus dem ersten dieser Dramen, welches den Titel führt: „Kaiser Friedrich Barbarossa," und wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahrs erscheint, einige Scenen mitzutheilen und die Leser im Allgemeinen mit dem Charakter dieser umfassenden dramatischen Dichtung bekannt zu machen.

* * *

Erster Akt.

Erste Scene.

Auf den lombardischen Feldern.

(Giso, bayrischer Lanzknecht, Landolph und Wilhelm, sächsische, Ulrich und Rudolph, schwäbische Lanzknechte.)

Giso.

Zurück! Da kommt Jemand. — Es muß ein Großer seyn. — Die Wachen salutiren bis auf den Grund.

Landolph.

Es ist unser und Euer Herzog, Baier!

Giso.

Wahrlich, er nennt sich der Löwe, und er ist es. Auf dem lezten Kreuzzuge, wo es uns so übel ging im syrischen Sande, lag ein Löwe in der Sonne; ernst, die Augen offen, zwey Spiegel der Wüste, unregsam, und doch zum Sprunge bereit. — Seh' ich den Herzog, fällt mir stets das edle Thier ein.

Ulrich.

Aber die Sonne, Baier, die den braunen Löwen beschien, sah unsrem Kaiser gleich, mit dem blonden Haar und der freyen Stirne, hoch über der Welt dahin wandelnd.

Landolph.

Löwe und Kaiser! Betet, daß sie stets Freunde bleiben wie jezt!

Rudolph.

Woher hat er den Namen Löwe?

Landolph.

Kennst Du einen Lindwurm?

Rudolph.

Nein.

Landolph.

So kennst Du nichts. Stell Dir einen Kellereſel vor mit fünfzig Füßen, aber Millionenmal größer. So ein Thier hatte einen Löwen umklammert, daß er heulte wie ein Hund. Der Herzog sah es und rettete den Löwen durch einen Schwerdtstreich. Dafür folgte der Löwe dem Herzog nach bis an das Meer von Ascalon, da ertrank er, als sie ihn auf das Schiff nicht mitnehmen konnten; doch dem Herzog blieb der Name und die Macht.

Digitized by Google

Wilhelm.
Auf die Seite, der Löwe geht vorbey.

Landolph.
Wolkenschwer, wie ein Sturm!
(Sie treten zurück.)

Heinrich der Löwe (tritt auf, für sich).
Das nimmt kein Ende! Grundlos dämmert es
In seinem Auge, nie wird es gesättigt!
Hoch über Mailands Trümmer, Roma's Kuppeln weg,
Bis zu des Aetna Flammenhöh'n, bis zu
Den Pyramiden und Jerusalem
Schweift schon sein Blick — und Ich, der Löwe, soll
Als Hund ihn stets begleiten? Ward
Ich nicht zu groß dazu? — Ich ward's! — Halb Deutschland,
Der starke Bayer, der gigant'sche Sachse,
Folgt meinem Ruf! Der Wend und Pole schaudern
Bey meines Namens Schall. Weithin am Nordmeer
Und an der Ostsee dehnt mein Reich sich aus.
Und als mein Thor verschließt, wenn ich's gebiete,
Den stürm'schen Belt der Dänenkönig.
— Dort muß ich herrschen, Fürst des Nordens und
Dadurch vielleicht der Welt! — Doch hier im Süden
Für Friedrich meiner Völker Blut vergeuden —
Ohnmächtig macht es mich, den Kaiser macht's
Nicht größer — Rom erdrücken, heißt den Mond
Vom Himmel reißen wollen! — Seh' ich's endlich?
Und strahlt er wieder mild in Mitternacht,
Der Stern der Welfen? — — Er ist ein anderer
Als der von Waiblingen! Sie stiegen beyde
In fabelhafter Vorzeit Dämmerung
Mit wundervollem Glanz aus Deutschlands Boden
Und stiegen immerdar, Jahrhunderte
Hindurch, bis zu des Aethers lezten Gipfeln,
Ein zweytes Paar der Dioskuren.
— Nun nahen sie im Scheitelpunkt zusammen,
Und einer muß sich beugen, oder muß
Erlöschen, oder beyde müssen sich
Zerstören! —
Deinen Sturm spür' ich, Geschick!
Er weht durch Friedrichs und durch mein Geschlecht!
Wie zwey Kometen treibt er unausweichlich
Einander uns entgegen, jeder flammend
Von Wetterstrahlen und Vulkanen — weh!
Mir graust's! Denn der Gegner ist mein Freund,
Ist aller Männer herrlichster! Weit schöner
Als seines Diadems Juwelen, leuchten
Um seine Stirn die Kraft, der Hochsinn und die Anmuth!
Es pocht das Herz mir in der Brust, wenn ich
Ihn sehe, und sie thut sich auf, wie ein
Triumphthor, um ihn zu empfangen. Auch
Die seine schlug schon laut an meiner. — Stimme
Der Freundschaft, töne! töne! übertön'
Der Ostsee und des Nordmeers Brausen, das
Hoch über Deutschlands Gau'n und Alpen dringend
Den Sachsenherzog ruft und mahnt nach Norden.
— Ha, naht er da? Ich muß ihn grüßen!
(Ab.)

Wilhelm.
Landolph, Landolph, ich sah' im Auge des Herzogs eine Thräne! Tod dem, der sie ihn weinen ließ!

Landolph.
Weint der Herzog, so hängen über dem Harze Gewitter.

Ulrich.
Und lächelt der Kaiser, so tanzt der Neckar noch einmal so munter, und küßt jeder Schwabe sein Mädchen noch einmal so herzlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel *).

Ein geologischer Versuch.

Von Dr. Nürnberger.

Die Frage nach der inneren Beschaffenheit der Erdkugel, deren Kruste wir bewohnen, hat von jeher für die Wißbegierde einen ganz außerordentlichen Reiz gehabt. Wenn man im Stande wäre, einen Schacht bis zum Mittelpunkte der Erde zu graben, so würde die Tiefe dieses Schachtes zwischen 800 und 900 Meilen betragen; was wollen dagegen unsere Bergwerksschachte sagen, da die tiefsten derselben sich noch bey weitem nicht eine Meile in das Innere der Erde erstrecken? Welche Entdeckungen müßten in einem solchen Schachte, der bis in das tiefste Eingeweide der Erde reichte, zu machen, was müßten da für Metalle und edle Steine zu finden seyn! Die aufgeregte Einbildungskraft widersteht einer solchen Versuchung kaum, und ich dachte schon daran, eine Petition zur Unterstützung dieses Unternehmens an einen oder den andern der großherzigen Fürsten Deutschlands zu richten, als mir einfiel, daß es doch wohl gut sey, die Schwierigkeiten einer solchen unterirdischen Reise vorher ganz genau zu prüfen. Also ist gegenwärtige geologische Untersuchung entstanden.

*) Man vergleiche mit diesem Artikel die in Nr. 155 kurz ausgeführte Hypothese über die innere Beschaffenheit der Erde. Je weniger die in diesen beyden Aufsätzen entwickelten Ansichten zu vereinigen sind, da sie von ganz verschiedenen Prinzipien ausgehen, desto mehr geben sie vielleicht Anlaß zum Nachdenken.

Digitized by Google

Leider muß ich damit anfangen, zu erklären, daß diese Schwierigkeiten sehr groß seyn dürften. Das Haupthinderniß und das, worauf die Leser doch wahrscheinlich am lezten denken möchten, würde der Mangel an respirabler Luft seyn. Nach einem physischen Gesetze nehmlich, welches man das Mariotte'sche nennt, weil es ein französischer Physiker, mit Namen Mariotte entdeckt hat, verhält sich die Dichtigkeit der Luft wie die zusammendrückende Kraft; und aus diesem Gesetze hat bereits vor langen Jahren ein anderer französischer Physiker, Amontons, bewiesen, daß die, von einer über ihr stehenden Luftsäule zusammengepreßte Luft schon in einer Tiefe von neunzehn französischen Meilen unter der Erdkruste so verdichtet seyn müßte, daß Gold nicht weiter darin sinken, sondern sich schwimmend darin erhalten würde. Wie beklemmt würden sich also unsere unterirdischen Reisenden in einer solchen Luft fühlen, vorausgesezt, daß ihnen auch Mittel blieben, sich hindurch zu arbeiten! Eine andere Schwierigkeit aber, auf welche man bey dem ersten Anblick dieser unterirdischen Reiseunternehmung wohl auch nicht fallen sollte, ist die zunehmende Temperatur in den Tiefen der Erde. Humboldt fand in den Minen von Neuspanien, als er 1540 Fuß tief hinabgestiegen war, die Temperatur schon um mehrere Grade erhöht. Der italienische Naturforscher Fantonetti stellte ferner ähnliche Beobachtungen in den goldhaltigen Minen von Pestarena di Macugeana im Thale Anzasca in Peru an. Diese tiefen Schachten liegen in einem Berge, welcher aus Gneis besteht, und gleichsam den Fuß des Monte-Moro bildet, woran der hohe Monte-Rosa gränzt; man glaubt hier das Gerippe der Erde vor seinen Augen zu sehen. Die thermometrischen Untersuchungen wurden hier mit der nehmlichen Sorgfalt angestellt und ergaben ebenfalls eine Temperaturzunahme in der Tiefe. Hiermit aber vereinigen sich noch allgemeine Gründe. Wer kann sich bey vulkanischen Ausbrüchen, bey dem Hervorbrechen heißer Quellen aus tiefstem Erdgrunde u. s. w. enthalten, an eine Grundwärme, an ein Centralfeuer zu denken, welches gleichsam den Heerd dieser und ähnlicher vulkanischer Prozesse bildet? So wird z. B. das Eis der Gletscher von unten her fortwährend verzehrt. Auf diese unbestreitbare Thatsache hat schon eine Menge von Naturbeobachtern aufmerksam gemacht und dieselbe lediglich aus immer zuströmender Erdwärme hergeleitet, ohne welche leztere dieser Erfolg nimmermehr eintreten könnte. Freylich muß der Sitz dieser Grundwärme etwas tiefer gesucht werden, als in der Tiefe unserer Keller, die gegen die Temperatur eines Sommertages auf grünender Erdoberfläche, wie man mir vielleicht einwenden möchte, umgekehrt vielmehr kühl erscheinen; aber es handelt sich hierbey auch nicht um eine bloße Vertiefung in die oberste Erdhaut, wie bey den gewöhnlichen Kellertiefen, sondern um Senkung eines Schachtes durch jene Erdkruste, die wir allein kennen, bis in das tiefste Geheimniß der Erde, wo sich alles ganz anders verhält. Sehr viele wackere Naturforscher hängen der Hypothese eines Centralfeuers, oder wenigstens einer sehr großen Hitze des Erdkerns an, und es ist gar nicht abzuläugnen, daß sich aus dieser Annahme eine Menge von Erscheinungen, besonders die schon oben angeführten vulkanischen, recht befriedigend erklären lassen. Eine so wohl verschlossene Hitze, von welcher die Natur überdieß nur sparsamen Gebrauch macht, um der zu großen Erstarrung der Erdrinde durch äußere, erkältende Einflüsse vorzubeugen, und die sie, wie wir unten ausführlicher sehen werden, wahrscheinlich auch durch eigene Prozesse unterhält, wäre der Verminderung durch die Zeit wenig oder gar nicht ausgesezt, und ein neuerer französischer Mathematiker, mit Namen Fourier, hat sogar berechnet, daß diese Wärmeabnahme des Erdkerns seit der Zeit der Schule von Alexandrien bis jezt noch nicht $\frac{1}{100}$ Grad des hunderttheiligen Thermometers betragen könne.

Die Leser sehen hieraus, daß die Reise zum Erdkerne, wie groß der Reiz ganz neuer und unerwarteter Entdeckungen auch seyn mag, abgesehen von den mechanischen Schwierigkeiten der Senkung eines so tiefen Schachtes, doch nothwendig an den beyden hier detaillirten Schwierigkeiten scheitern müßte. Mit den leiblichen Augen werden wir also von wundervollen unterirdischen Geheimnissen unsers Erdballs schwerlich je viel zu sehen bekommen; wie wird es aber anzufangen seyn, um mit den Augen der Wissenschaft in diese Tiefen zu dringen und wenigstens einen allgemeinen Begriff von der materiellen innern Beschaffenheit der großen Erdkugel zu erhalten?

Der berühmte französische Mathematiker Laplace hat in seinem unsterblichen Werke Mécanique céleste, und zwar in den erst kürzlich erschienenen lezten Büchern desselben, Untersuchungen über den Zusammenhang angestellt, der zwischen der Länge des Sekundenpendels und der Dichtigkeit des inneren Gefüges der verschiedenen Schichten unsers Erdkörpers besteht. Da die Pendelschwingungen nämlich eine Wirkung der Schwere sind, und leztere hinwiederum von der Dichtigkeit und Größe des Weltkörpers abhängt, auf welchem ihre Wirkungen erfolgen, so läßt sich die Nothwendigkeit eines solchen Zusammenhanges im Allgemeinen wohl übersehen. Nun hatte Laplace durch eine sehr mühsame Rechnung gefunden, wie groß die Pendellängen auf verschiedenen Punkten der Erdoberfläche seyn müßten, wenn die Erdkugel bis zu ihrem Mittelpunkte hin von gleichartiger, und wie groß dagegen, wenn sie von ungleichartiger Beschaffenheit wäre, und die Beobachtung dieser Pendellängen, mit Benutzung der Schlüsse jener Rechnung, hat zu dem unzweifelhaften Resultate geführt, nicht nur, daß die Erde in ihrem Innern von ungleichartiger Mischung sey,

Digitized by Google

sondern auch, daß die verschiedenen Schichtenlagen an Dichtigkeit von der Oberfläche an nach dem Mittelpunkte hin beständig zunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Richter und Zeitung haben hier beyde gefehlt, die Richter aber noch viel mehr als die Zeitung; denn leztere hat eigentlich keine Verpflichtung gegen das Publikum, wogegen es die strenge Pflicht der Richter erheischt, ohne Rücksicht auf die Person strenge Gerechtigkeit zu üben, und den Sohn eines Gerichtsbeamten nicht gelinder zu behandeln, als denjenigen eines Tagelöhners; eher sollte man ihn schärfer behandeln, denn er hatte Unterricht und Erziehung genossen und wußte besser zu unterscheiden, was Recht und Unrecht sey. Löblicher als die Gazette des Tribunaux verfuhr vor mehreren Jahren das Londoner Tagblatt, die Times, indem es dem Publikum zu erkennen gab, es werde in den Berichten über die gerichtlichen Verhandlungen niemals einen Namen verschweigen, und wie auch immer die Familie des Verbrechers heißen möge, so werde es dieselbe ohne irgend eine Rücksicht nennen; denn wer eines Vergehens überführt werde, müsse auch die verdiente Strafe dafür aushalten. Für den öffentlichen Unterricht sind ebenfalls besondere Zeitschriften erschienen; ein „Lyceum," woran mehrere Professoren arbeiten, besteht schon seit einiger Zeit; eine Gazette de l'université wird angekündigt und soll zweymal in der Woche von allen Vorfällen des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich Bericht erstatten, auch das Erziehungswesen im Auslande berücksichtigen; für den Volksunterricht erscheint schon seit zehn Jahren das Journal de la société de l'instruction élémentaire. Seitdem das Ministerium des öffentlichen Unterrichts aus den Händen des Bischofs Frayssinous in diejenigen eines Weltmannes, des Hrn. von Vatismenil, übergegangen ist, hat sich ein ganz anderer Geist darin offenbart. Der alte Schlendrian wird nicht mehr für heilig und unantastbar angesehen; man hat sich nach zweckmäßigern Unterrichtsmethoden umgesehen und Männer im Auslande, besonders in Deutschland, zu Rathe gezogen; der wechselseitige Unterricht in den Volksschulen ist nicht mehr verrufen, wie unter Cordière's Ministerium; die Schulen werden wieder geöffnet und erweitert. Zwey Unterrichtsanstalten für die Jugend der Handwerkerklassen, auf welche bisher wenig Rücksicht beym Unterrichte genommen wurde, werden von Privatpersonen angelegt; mit Einrichtung von Realschulen beschäftigt man sich beym Ministerium; überhaupt zeigt sich eine große Regsamkeit, um in Paris sowohl, als in der Provinz den öffentlichen Unterricht und das Erziehungswesen zu befördern, und wofern diese Thätigkeit den beständigen Umtrieben der Obscuranten und dem Hasse der Geistlichkeit widerstehen kann, so wird gewiß manches Gute daraus erwachsen. Es war auch hohe Zeit für Frankreich, welches sich einer freyen Staatsverfassung erfreut, sich mit der Verbesserung seines Unterrichts- und Erziehungswesens abzugeben, das leider seit Napoleons Kaiserthum blos dazu zu dienen schien, um Sklaven des Monarchen aufzuerziehen. Dennoch wird es wahrscheinlich noch lange dauern, ehe der öffentliche Unterricht auf eine befriedigende Art wird eingerichtet seyn; erst müßte das Gemeindewesen einen ganz freyen Gang haben. Jede Gemeinde hätte dann für die Erziehung ihrer Jugend zu sorgen, Vorschläge zu Verbesserungen würden öffentlich erörtert und geprüft, die Bedürfnisse des jetzigen Zeitalters würden besser berücksichtigt werden, als es bisher geschehen, und man würde dann endlich überall Schulen anlegen sehen, in welchen die Volksjugend, die doch die zahlreichste ist, etwas ihrem Stande Angemessenes erlernen könnte. Man muß es dem Minister von Vatismenil Dank wissen, daß er die enge Bahn seines Vorgängers verlassen und sich eine weitere und höhere vorgezeichnet hat; allein es bleibt ihm noch unendlich viel zu thun übrig, oder eigentlich bleibt der Nation selbst viel zu thun; denn was braucht sie auf die Regierung zu warten? Haben die Bewohner der Städte und des Landes nicht die Hände frey, um selbst gute Anstalten zu errichten? Was hindert sie, Vereine zur Beförderung zweckmäßiger Verbesserungen in Schulen zu bilden? Die abscheuliche Polizeyspürerey, die unter dem vorigen Ministerium die Bürger auseinander scheuchte, hat ja aufgehört und man sieht überall in Frankreich Vereine, die sich über den Zustand des Handels und Gewerbfleißes berathen; warum denn nicht auch Schulvereine und Unterrichtsgesellschaften? Ein wichtiges Desideratum in den Provinzen sind Volkszeitungen; so lange die Regierung das Herausgeben von Tagblättern erschwert, werden solche Zeitungen nur mühsam erscheinen können; denn bey dem besten Willen von der Welt ist es den Herausgebern nicht möglich, dieselben so wohlfeil zu liefern, daß sie bis in die Hütten der geringen Dorfbewohner gelangen können; es müßten denn etwa die reichern Bürger zusammentreten und das Erscheinen der Volksblätter erleichtern. Für die höhern Klassen fängt man in den Provinzen an, ganz gute Blätter zu schreiben; die meisten werden sehr freysinnig abgefaßt, denn nur freysinnige Blätter finden Absatz; die Obscurantenblätter können sich nicht lange halten, wofern sie nicht von der Geistlichkeit oder der berüchtigten Kongregation unterstützt werden; von letzterer Art ist das Mémorial de Toulouse, ganz nach dem Sinne des dortigen Erzbischofs Clermont-Tonnère abgefaßt. Als neulich die Studenten der Rechtsfakultät zu Toulouse eine Bittschrift an die Regierung hatten gelangen lassen, wegen Errichtung eines Lehrstuhls des Völkerrechts, nach dem Beyspiel der Pariser Rechtsfakultät, welche im vorigen Jahre eine ähnliche Lehrstelle wieder bekommen hat, ereiferte sich das Mémorial de Toulouse über die verwegenen Studenten, die sich bis ins Völkerrecht hineinwagen wollten, das heißt in ein Recht, das man nur den Eingeweihten (wahrscheinlich den Diplomaten) eröffnen müsse und dessen Erörterung für die Jugend höchst gefährlich sey, weßhalb denn auch der vorige Minister des öffentlichen Unterrichts, das heißt der Bischof Frayssinous, diesen Unterricht bey der Universität nicht geduldet habe. Aus diesem einzigen Zuge läßt sich jenes Toulouser Ultrablatt, das eigentlich in Spanien oder Portugal erscheinen sollte, zur Genüge beurtheilen. Die Anzahl solcher argen Zeitschriften ist aber auch sehr gering in Vergleich mit den vielen freysinnigen Blättern, die jezt in den vorzüglichsten Städten Frankreichs erscheinen und ein Beweis des regen Geistes sind, welcher die Nation zu beleben anfängt. Wohl ihr, wenn dieser Geist sich unter einer weisen Aufsicht frey fortbewegen kann, zur Beförderung des Gemeinnützlichen!

Dg.

Beylage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Juni 1829.

Müsset im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten.

Goethe.

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Fortsetzung.)

Für dieses Resultat der tiefsinnigsten Analysis erklärt sich auch der gesunde Menschenverstand. Ist die Erde, wie Alles zu beweisen scheint und wie die ältesten Traditionen des Menschengeschlechts mit einer Simplicität, die so großes Vertrauen erregt, aussprechen, anfänglich eine flüssige oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, breyartige Mischung der verschiedenen Stoffe gewesen, aus denen sie besteht, so mußten die Niederschläge nothwendig nach der verschiedenen specifischen Schwere erfolgen und die schwersten Stoffe sich daher zuerst zusammenballen, um den eigentlichen Erdkern zu bilden. Nun ist aber noch das ungeheure Gewicht der auf diesem Kerne sich ablagernden folgenden Schichten dazu gekommen, um die untersten Lagen zu einem Maximum von Dichtigkeit zusammenzudrücken. Im Allgemeinen folgt also auch aus bloßer Betrachtung der Natur des Vorganges unabweislich, daß, Laplace's Rechnung gemäß, die verschiedenen Erdschichten an Dichtigkeit nach dem Mittelpunkte der Erdkugel hin zunehmen müssen. Wie läßt sich nun aber die oben erwähnte Grundwärme der Erde mit dieser Ansicht der Bildung ihres Kernes und der ganzen kugligen Masse durch allmählige Niederschläge und Aufschichtungen neuer Lagen vereinigen? Uns dünkt, sehr einfach: Sobald die bisher durch das allgemeine Auflösungsmittel, das Wasser, auseinander gehaltenen und in ihren Reaktionen gehinderten mannigfachen Stoffe, als sie sich verdichteten, in innigere Berührungen geriethen, und überdieß Pressung und Reibung erfuhren, so mußte nun auch der Wärmestoff anfangen frey zu werden, um seine Rolle in den allmählig erhärtenden Schichten zu spielen. In je größeren Tiefen dieses aber geschah, um so gewisser blieb die solchergestalt entstehende und sich, wie schon oben angedeutet worden, durch die nehmlichen chemischen Reaktionen wahrscheinlich noch fortwährend erzeugende Grundwärme verwahrt, und strömt nur sehr allmählig und successiv den Punkten der Erdkruste zu, wo eine größere Erstarrung ein solches Ausgleichungsmittel herbeyruft, wie z. B. am Fuße der schon oben erwähnten Gletscher.

Mit diesen allgemeinen Andeutungen über die Ausführbarkeit unseres Vorhabens, einen Schacht bis zum Erdmittelpunkte zu senken, wollen wir nunmehr aber auch noch die Erscheinungen vergleichen, welche die Erdkruste darbietet, um zu sehen, ob sich auch diese sichtbaren Resultate in Uebereinstimmung mit demjenigen finden, was wir über die innere Beschaffenheit des Erdkörpers als einer Zusammenschichtung von Stoffen gesagt haben, welche bey dem Konsolidirungsprozesse den Einflüssen des Wassers und Feuers gleichzeitig unterthan gewesen sind; denn mit einigen Modifikationen müssen sich die Wirkungen derselben Ursachen, wodurch die innersten Erdschichten konstituirt worden sind, auch auf den obersten, d. h. auf der von uns bewohnten Erdoberfläche, nachweisen lassen.

Digitized by Google

Der festere Rindentheil unserer Erde *), wie derselbe dem Geognosten vor Augen liegt, besteht zum Theile aus Felsen in großen riesenhaften Massen, wie der Granit oder aus parallel laufenden Lagern und Schichten gebildet. Die lezteren Felsen sind meist eine Zusammenhäufung fremdartiger Trümmer ursprünglichen Gesteins, durch ein gemeinschaftliches Bindemittel zusammengehalten; zwischen den Bruchstücken von Gestein finden sich Sand, verhärteter Thon, Kalk voll allerley Muscheln und Abdrükken bekannter und unbekannter Fische und Pflanzen; ferner stößt man auf Lager von Steinkohlen; man findet ungeheure Massen Steinsalz u. s. w., und die oberste Kruste des grünenden Theiles unseres Planeten endlich wird durch die Dammerde gebildet, welche von einigen Zollen bis zu einigen Fußen Dicke aufgelagert ist. Es ist augenscheinlich, daß diese Schichten, ganz unseren obigen Andeutungen von der Bildung der innern Erdkugel gemäß, nach und nach vom Wasser abgesezt worden sind, und sich in dessen ruhigen Tiefen zu dem compakten Zustande ausgebildet haben, in dem wir sie gegenwärtig an den, vom Wasser verlassenen Orten antreffen.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die gelehrten Kenner dieser Gegenstände werden bald sehen, in wie weit hier Huttons, Playfairs und Werners Ideen benuzt sind, und daß das Maximum der Wahrscheinlichkeit in der Mitte des Neptunistischen und Plutonistischen Systems gesucht werde.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

(Fortsezung.)

Zweyter Akt.

Zweyte Scene.

(Das deutsche Lager bey Legnano).

(Im Zelt des Kaisers).

(Der Kaiser und die Kaiserin treten auf, mit ihnen der Graf von Tyrol und anderes Gefolge).

Kaiser Friedrich.

Geliebte, dunkelroth brennt dort die Sonne,
Als spiegelte sie schon das Blut zurück,
Das heut' noch fließt. Schon plänkeln die Vorposten
Der Heere. Es nah'n Kampf und Schlacht!

Beatrice.

Das sagst Du freudig?

Kaiser Friedrich.

Wer freute sich nicht, wenn er seinen Feind
Endlich vor seines Stahles Spitze findet?
— Tyrol, du flüchtest mit der Kaiserin,
Wenn ich sollt' fallen.

Beatrice.

Fallen? Du?
Unmöglich! Was verbrach ich, daß das Schicksal
Mich so bestrafen dürfte?

Kaiser.

Theure,
Schwert in der Hand, die Brust im vollsten Athem,
Den Lorbeerkranz schon in den Locken fühlend,
Dahin zu sinken in des Lebens Blüthe —
Das nenn ich Sterben — auf dem Siechbett
Gibt's nur Hinkränkeln!

Beatrice.

Du bist Barbarossa!
Mir bangt das Herz, weil Du dem Tod so trotzest,
Und doch — ich könnte Dich nicht lieben, wärst
Du anders!

Ein Gewaffneter (tritt ein).

Kaiser, die Lombarden nah'n;
Schon dröhnen ihre Kriegsposaunen. Immer
Vermehren sich noch ihre Schaaren, und
Die ganze Jugend Mailands hat im Banner
Des Todes sich geordnet und geschworen',
Zu sterben oder siegen.

Kaiser Friedrich.

Nun, so treffen
Wir würd'gre Gegner, als ich fürchtete. —
(Zu dem Gefolge:)
Reicht mir den Helm! Sein Busch sey Eure Fahne!
(Er sezt sich den Helm auf.)

Beatrice.

Wie stolz und herrlich steht er da! — Es wandelt
Doch nur Ein Hohenstaufe auf der Erde!

Kaiser Friedrich (einen Augenblick aus dem Zelt blickend).

Der Staub fliegt auf vor beyder Heere Tritten —
Es trübt der Mittagshimmel sich davor —
(zurücktretend)
Mich faßt ein unaussprechlich Sehnen nach
Dem Löwen. Niemals kämpft ist noch mit Lust,
Wo ich ihn nicht zu meiner Seite wußte.

Der Gewaffnete.

Er rückt jezt eben ein mit seinen Völkern.

(Heinrich der Löwe mit Gefolge, unter dem Jordanus Truchseß, Albrecht von Roden und andere Ritter.)

Beatrice.

Da ist er!

Kaiser Friedrich.

Heinrich, komm' in meine Arme!

Heinrich der Löwe, (in des Kaisers Arme stürzend).

Mir schwindelt! — Schlaget Herzen! schlagt zum lezten
Noch einmal an einander! Möchtet Ihr
Euch jezt zerschlagen! — Es wär sel'ger Tod!

Kaiser Friedrich.

Löwe, Du zuckst — Du athmest kurz — Was ist Dir?
Bist Du erkrankt?

Digitized by Google

Heinrich der Löwe (sich aus der Umarmung losreißend).
Und nun wohl nimmer wieder! —
— — Kaiser, ich folge Deiner Bahn nicht mehr!

Kaiser Friedrich.
Du folgst nicht mehr?

Heinrich der Löwe.
Mit meinem Heer zieh' ich nach Deutschland;
Vereinst Du dich mit mir, so wird's mich hoch
Erfreu'n, und Dir den Rückzug helf' ich decken!
— Doch nie schlag' ich die Schlacht mit den Lombarden.

Kaiser Friedrich.
Wie? träum' ich? Oder ist's der Wahnsinn,
Der wüste Bilder um das Haupt mir jagt?
Du mich verlassen? Heut? Wo mich die Feinde
Zahllos umfluthen?

Heinrich der Löwe.
Deine eigne Schuld.

Kaiser Friedrich.
Du scherzest, Heinrich! Deutschlands Ruhm, die Ehre
Des Kaisers, meines Lebens ganzes Trachten
Steht auf dem Spiel. Ich bitte, werde ernsthaft!

Heinrich der Löwe.
Ich bin es nur zu sehr! — Zieh' mit: Was will
Für Dich die winz'ge Lombardei bedeuten?
In Deutschland selbst liegt Deutschlands Kraft!

Kaiser Friedrich.
So wenig
Kennst Du der Hohenstaufen Ziele, Weise?

Heinrich der Löwe.
Ha, Welfe? Recht gelegen tönt der Name
Mir in das Ohr!

Kaiser Friedrich.
Was Lombardei!
Nichts gilt sie mir! Als Mächtigster der Fürsten,
Ward ich Vorfechter von Europa. Was wir
Bekriegen, ist die Anmaßung der Kirche!
Und da der Pabst die Lombardei als Bollwerk
Des Vatikanes mir entgegenthürmt,
So ist zuerst das Bollwerk zu zerstören,
Bevor ich selbst mit diesem ehr'nen Handschuh
Ihn fasse an der Brust. Und geb'n Millionen
In diesem Kampf' um Geistesfreiheit unter,
Sie konnten nimmer schöner fallen, und
Ich sehe schon den Phönix, welcher sich
Aus ihrer Asche, riesengroß, die Welt
Mit seines Fittigs Glanz vom Aufgang bis
Zum Niedergang durchblitzend, wird erheben!

Heinrich der Löwe.
Ich hör's: das Beste ist, daß wir uns fliehen.
— Der Weise strebt so kühn als der Waiblinger,
Doch nicht kämpft er um eitlen Wahn, der schon
Von selbst verfliegen wird. Er hofft am Nordpol
Noch einst die Zeichen seines Hauses aufzupflanzen,
Als ew'ges Denkmal, daß er ward der Herr
Des Nordens und ihn bindet wie sein Eis.
Er hofft, daß unter seiner Schiffe Lasten
Dereinst noch alle Meere seufzen, während
Auf den Verdecken seine Völker jubeln.
— Leb' wohl!

Kaiser Friedrich.
Vom Himmel stürzet, Sonnen! Alpen,
Schmelzt hin wie Schnee, wenn's thaut im Lenz! Erdball,
Erbebe! Felsen, löst euch auf in Rauch
Und Dampf — denn heut' vergeht die deutsche Treue!

Heinrich der Löwe.
Wo Löwentreu' ist, wohnt auch Löwenmuth,
Und rast die Wuth, so kennt sie weder Treu'
Noch Fesseln — Alles trümmert sie zu Stücken!

Kaiser Friedrich.
— Heinrich, mein Heinrich! Hast Du mich in Rom
Errettet, daß ich hier verderbe?

Heinrich der Löwe.
Laß
Mich fort!

Kaiser Friedrich.
O, nichts, nichts auf der Welt, was ich
In diesem Augenblick nicht opferte —
— — Zu Deinen Füßen stürzt der Kaiser, faßt
Die Knie Dir — sein Aug' wird trübe — und er flieht,
Entweiche nicht von ihm in dieser Stunde
Der Noth!

Heinrich der Löwe.
Entsetzlich! — Auf! empor! empor!
Empor!

Jordanus Truchseß.
Herzog, die Krone, die Du jetzt
Zu Deinem Fuß siehst, schmückt Dir bald die Stirne!

Albrecht von Roden.
Truchseß! Truchseß! ich fürchte sehr, sie wächst
Ihm über's Haupt!

Heinrich der Löwe.
Wie toben in der Brust
Der Schmerz mir und der Stolz! Hier liegt vergolten
All', was die Welfen litten! — Kaiser, auf!
Ich bitte Dich. Vergebens hast Du Dich erniedrigt!
Es schmerzt mich — doch Du hättest wissen sollen,
Daß ich entschlossen bin, und nicht das Wanken
Der Welt mich im Entschlusse beugt.

Beatrice.
Gemahl
Und lieber Herr! — Verzeih', mir bebt die Stimme! —
Steh' auf! Gott wird Dir seine Hülfe leihen,
Gedenkst Du einst an diesen Tag.

Digitized by Google

Kaiser Friedrich.

Du sagst
Das, Milde? und mit Thränen, zürnenden
Und heißen? — Sie entzünden mich, und wie
Die Flamme auf den Wetterstrahl emporzuckt,
Stürm' ich empor! Trabanten, greift den Braunschweig!

Heinrich der Löwe.

Weh' dem, der ihn berührt! — er ist gewaffnet,
Und viele tausend Helfer stehn ihm nah!
(Wild rufend.)
Hie Welf!

Kaiser Friedrich (eben so wild).

Hie Waiblingen!

(Auf der Seite Heinrichs des Löwen stürzen sächsische, auf der Seite des Kaisers schwäbische und fränkische Ritter und Herren herein; sie ziehen wider einander die Schwerter, und haben:)

Lauter Ruf der Sachsen.

Hie Welf!

Lauter Ruf der Schwaben und Franken.

Hie Waiblingen!

(Schwäbisch-fränkischer Kriegsmarsch ertönt mit Trompeten und Pauken. Die Sachsen erwiedern ihn mit dem übrigen aus Stierhörnern).

Allgemeines Geschrey beyder Heere.

Zum Kampf! — Zum Streit! Ausrotten
Laßt uns die Welfen! — Die Waiblinger!

Donnerndes Geschrey des Lombardenheers aus der Ferne.

Guelfen hoch!
Gegrüßet, Braunschweig, Bund'sgenossen!

Kaiser Friedrich.

Was ist das?

Ein schwäbischer Ritter.

Der Lombarden Freudengeschrey.
Sie grüßen
(auf Heinrich den Löwen zeigend.)
den als Freund!

Kaiser Friedrich.

Empörer ringsum!
Die Schwerter schwingt! Wir müssen uns herausmäh'n!

Heinrich der Löwe.

Zischt, lustig, Klingen!

Beatrice (stürzt sich zwischen den Kaiser und den Löwen).

Eh' Ihr hier Euch anfallt,
Müßt Ihr erst meine Brust durchbohren! — Willst
Du doppelter Verräther werden, Löwe?
Den Kaiser nicht nur lassen, auch den Gegnern
Des Kaisers Dich vereinen? — Kaiser, willst
Du ihn zum doppelten Verrathe zwingen?
Begehen muß er ihn, wenn Du ihn jezt
Angreifest! — Wollt ihr euch zu Lust und Spott
Der Welschen wechselseitig hier vertilgen?
In Deutschland grünt der Boden, wo
Es euch geziemt, die Fehde auszufechten!

Kaiser Friedrich.

Ich ahnt' es stets: wo hohe Zartheit wohnt,
Da wohnt auch tiefer Geist! — Burgunderin,
Du hast Recht.

Heinrich der Löwe.

Sie hat Recht.

Kaiser Friedrich.

Jezt, Löwe, geh'!
Doch hüt' Dich vor dem Jäger, der fortan
Bis in Norddeutschlands Marken Dich verfolgt.

Heinrich der Löwe.

Der Löwe zittert nicht vor Jägern, ob
Ein kaiserlicher auch darunter jagte!
— Er schüttelt nur die Mähne!

Die Begleiter Heinrichs des Löwen.

(ihre Speere erhebend und aneinander schlagend).
Schüttelt nur
Die Mähne!

(Heinrich der Löwe mit seinen Leuten ab.)

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

Es ist uns gewiß nicht zu verdenken, wenn wir in unserm Jammer kaum ohne Bitterkeit auf die unsinnige Verschwendung und auf das nie aufhörende Vergnügungs- und Genußleben in Paris schauen. Während dort ein Sardanapalisches Fest mit unsäglichem Ueberfluß und Luxus, ja mit fast lächerlicher Pracht auf das andere folgt und ungeheure Summen leichtsinnig verschwendet werden, hatten eine Menge rechtlicher und fleißiger Familien bey uns im harten Winter kein Brod, kein Holz und nicht einmal Obdach. Auf den Maskenbällen der Herzogin von Berry kostete Ein Kostüm drey- bis vierhundert Louisd'or; eben so viel auf dem lezten Ball des Grafen Appony. Was haben wir dagegen aufzuweisen? Ein ordentlicher junger Mann fiel vor Kurzem in der Rue des Capucins im Durchgang der Bank besinnungslos hin und wurde in das Stübchen des Pförtners gebracht. Da ergab sich bald, daß er — vor Hunger umgesunken. Der Portier, wiewohl selbst ganz unvermögend und Vater mehrerer Kinder, gibt ihm doch alles zu essen, was sich eben in seiner Loge vorfindet, und als sich der Mann ein wenig erholt hat, führt er ihn in die Straße St. Marie des Terraux zu einem andern Portier, seinem Freund, der etwas besser bemittelt ist. Hier wird der Kranke mit tausend Freuden aufgenommen; Alle eilen, ihm ein gutes, reichliches und gesundes Mahl vorzusetzen. Während aber der arme Mensch so ißt und trinkt, fallen ihm Thränen aus den Augen und er sagt: „Ach, Herr, ich bin nicht allein; wenn Sie mir erlaubten, Etwas von dem Essen für Frau und Kind mitzunehmen, die auch am Verhungern sind." — „Essen Sie nur, Herr, essen Sie nur zu, Sie brauchen es am nöthigsten; für das Uebrige wollen wir hernach sorgen." Als der junge Mann wieder aufgerichtet war, band man Essen und Trinken in ein Tuch, der Portier nimmt seinen Gast am Arme und sie kommen bey der armen Frau an, die weinend und bleich mit einem kleinen Mädchen unter einem Bündel elenden Stroh's auf der Erde lag, da an Bett oder Feuer schon lange nicht mehr zu denken war.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 138.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Juni 1829.

So seh' ich vor mir dargestellt
Die zwey, in mannichfalter
Beziehung, Gottes auf der Welt
Verordnete Statthalter,
Wie sorgt' in den bezirkten
Gebieten wechselwirkten.

Rückert.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Von Grabbe.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt.

Dritte Scene.

(Prachtsaal im Dogen-Pallaste zu Venedig).

(Pabst Alexander III. Um ihn in ihrem Ornat der Doge und die Senatoren von Venedig).

Pabst Alexander.

Ich segne Euch, Doge und Senat Venedigs!
Mög' Eure Stadt, der Meere Zier und Wunder,
Fortblühen bis an's Ziel der Zeit, und mögen
Mit Eurer Macht und Eurem Namen
Die Enkel Euren Geist und Hochsinn erben,
Und ewig wird der Ocean Euch gehorchen!

Der Doge.

Sieh' diesen Brautring, hell von Diamanten;
Venedigs Doge ist Gemahl der See,
Und ewig schlagen für ihn ihre Wogen.

Einer der Senatoren.

Der Stamm der Nobili kann nie entarten,
Platanen zeugen nur Platanen!

Pabst Alexander.

Und
Der Stolz erzeugt gar leicht die Schwäche!

Der Doge.

Doch
Ein größ'res Wunder, als die Meerstadt selbst,
Ereignet sich in ihr; die beyden Herrscher
Der Christenheit, Du und der Kaiser, enden
Den langen, unheilvollen Zwiespalt,
Und schenken Frieden den Nationen!

Lauter Ruf (hinter der Scene).

Hoch
Der Barbarossa! Glück und Ruhm und Dank ihm!

Pabst Alexander.

Was ist das?

Der Doge.

Barbarossas Schiff fährt ein
In die Lagunen, und Du weißt, wie sehr
Venedig, welches er vor allen Städten
Mit kaiserlichen Freyheiten beschenkte,
Voll Dank und Liebe an ihm hängt.

Pabst Alexander.

Ihr seyd entlassen, um ihn zu empfangen.

(Doge und Senatoren entfernen sich).

— Es flammt ein eigner Geist durch das gewaltige
Geschlecht der Hohenstaufen. Wie ein Waldbrand
Unendlich, unauslöschlich weiterbrennend,
Zuckt er durch sie von Kind zu Kindeskindern;
— Deutlich erkenn' ich ihn: sie ringen mit

Digitized by Google

Der Zeit, vertreten künftige Jahrhunderte,
Obgleich sie es vielleicht nur dunkel ahnen.
Zu eng, zu schlecht scheint ihrem Stolz
Die Gegenwart; der Lehensmannen Größe,
Der Kirche Macht beschränkt sie; gern vertilgten
Sie beydes, und sie wissen nicht, daß wenn
In diesen trüben Zeiten nicht die Kraft
Der Kraft entgegenstände, nicht die Kirche
Den Trotz der Fürsten und der Ritter zähmte,
G'rad der Waiblinger, der ein Gott sich dünkt,
Die schwache Welt noch mehr tyrannisirte
Als Roms Tibere.

Ein Diener (tritt ein).

Erzbischof von Mainz
Und Mailands Konsul wünschen, daß Du zum
Gehör sie läst.

Pabst Alexander.

Sie mögen kommen.

(Diener ab, der Erzbischof von Mainz und Gherardo, der Konsul Mailands, treten ein).

Erzbischof von Mainz.

Heiligkeit,
Da Du Dich mit dem Kaiser fügst, so fügen
Auch die Lombarden sich zum Frieden.

Gherardo.

Herr,
So ist's.

Erzbischof von Mainz.

Ich glaube doch, daß in der Welt
(Geld etwa ausgenommen) Worte nur
Das Wesen sind. Im Anfang war das Wort,
Und wahrlich es ist auch am Ende. Worte
Gesä't, und was man Thaten nennt, wächst munter auf.
Wir kriegten, Heiligkeit, um Worte, und
Mit Worten schließen wir auch Frieden.

Pabst Alexander.

Mainz,
Es tönt Graf Buch in Deinen Reden. Laß
Die wilden Sprünge, komm zur Sache!

Erzbischof von Mainz.

Schwer
Wird mir's; die Sach' ist zu gewöhnlich: der
Lombard erkennt als Herrn den Kaiser,
Abgaben zahlt er wie vor Alters;
Doch dafür überläßt der Kaiser ihm
Die freye Wahl der Obrigkeiten gnädigst,
Und will nicht seine bösen deutschen Vögte
(Wie Zeus die Schlange in der Frösche Lache)
In's Herz, in ihrer Städte Mitte setzen,
Wie es sehr gut wär und wie sie verdienten.

Gherardo.

Legnano, Herr, hat uns, obgleich wir siegten,
Das heiße Blut gekühlt. Gefallen sind
Italiens erste Edlen. Auch die Schwärmer!
Der Freyheit und der Rache sind nicht mehr.
Die Reih'n verödet, matt, zerfleischt von Wunden,
Entschritten wir dem Kampf. Wir sind zu schwach,
Um stets den Barbarossa zu bestreiten.
Auch regt sich zwischen unsern Städten Zwiespalt;
Es denkt für sich nur jede, Einigkeit
Ist mit der Noth zugleich dahin geschwunden.
Schon wird Mailand gefürchtet und beneidet,
Du selbst schließ'st Frieden, und wir bitten,
Genehmige den unsrigen. Wenn auch
Nicht Freyheit, schenkt er uns doch Ruhe.

Pabst Alexander.

Ewig
Wird dieser Frieden nicht besteh'n. Viel Spielraum
Gewährt er beyden Theilen, und es kommt
Nur darauf an, wer ihn am meisten nuzt.
Ich bill'ge ihn — Ihr seyd entlassen.

(Erzbischof von Mainz und Gherardo ab).

— Erblich
Scheint zwar der Geist der Hohenstaufen, aber
Noch erblicher ist doch der Geist der Republiken
Und der Verbrüderungen! Venedig hier,
Mein Rom, das Pabstthum selbst, bezeugen es;
Das stolze Haus der Hohenstaufen, voll
Von wilden Kaiserstirnen, wird
Verschwinden wie der Sturm, der wegfuhr über
Das Meer. Jedoch Lombardiens Städte blüh'n
Nach allen diesen Kriegen auf, wie Rosen
Nach Frühlingswettern.

Diener (tritt ein).

Graf von Montferrat!

Pabst Alexander.

Wie? Montferrat? Von Palästina? Führ
Ihn ein!

(Diener ab; Graf Montferrat, blaß und in großer Bewegung, kommt).

Sprich! rede! was erschüttert Dich?

Montferrat.

Statthalter Gottes, gib
Mir Trost! Laß Dein Gebet zum Himmel donnern,
Bis daß er hört und sich erbarmt! Ein Schauder
Wird alle Christenheit durchzittern! — Ach
Sie sind gebrochen, ihre Mauern sind
Gefallen, vor dem Ansturm der Seldschucken;
Jerusalem, die Heilige!

Pabst Alexander.

Jerusalem!

Digitized by Google

Montferrat.

Verwundet, im Tumulte unbeachtet,
Lag ich zur Seite — Da — o meine Augen! —
Sah ich das Thor gesprengt, und Saracenen,
Hochmüthig ihre krummen Säbel schwingend,
Die Rosse wie zum Siegestanze spornend,
Das Kreuz darnieder tretend, mit dem Halbmond
Den Greuel beleuchtend, flutheten herein,
An ihrer Spitze Saladin!

Pabst Alexander.

Der Sultan!
Ein Heide zwar — doch furchtbar groß! Jedoch
Es athmet in der Christenheit ein Stärkrer,
Und diesen send' ich wider ihn!

Montferrat.

Du selbst?

Pabst Alexander.

Hier bleiben muß ich und Europa zügeln!
— Der Hohenstauf ist's, den ich meyne!

Montferrat.

Nie
Vereint sich der mit Dir.

Pabst Alexander.

Er thut's noch heute.
Gelöst't schon hab' ich ihn vom Kirchenbann,
Schon schifft er hieher durch Venedigs Wasser.

Montferrat.

Ich dachte nur Jerusalem und sah
Ihn nicht.

Pabst Alexander.

Der Finger Gottes ist's; der Einz'ge,
Der Saladin vernichten kann, ist unser!
— Wer nahet?

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Fortsetzung.)

Zugleich finden sich diese, obwohl übrigens parallel unter einander laufenden Schichten fast nie in der bey Niederschlägen natürlichen horizontalen Lage, sondern gekrümmt, gebrochen und die gebrochenen Theile verschiedentlich geneigt. Hier hebt sichtbar die Rolle des Feuers an, welches sich in den Adern der Erde entzündet, ihre Schichten mit unwiderstehlicher Gewalt aufgetrieben und dagegen Höhlen und Risse gebildet hat, in welche sich das überstehende Wasser zurückziehen und somit Inseln, ja ganze Kontinente frey lassen konnte. Zugleich traten, in Folge dieser Entzündungen, nunmehr diejenigen Schmelzungsprozesse ein, welche das oben erwähnte Bindungsmittel der fremdartigsten Mineralien wurden und so Gebilde erzeugten, wie sie der überraschte Bergmann in seinen Schachten und Gruben vorfindet; das Zusammenwirken der beyden mächtigen Elemente, Wasser und Feuer, zur Bildung der Erde wird also, wie wir zeigen wollten, dem leiblichen Auge bey Betrachtung der vor demselben liegenden Erdkruste eben so offenbar, als dem Auge der Wissenschaft, welches mittelst einer Kette von Schlüssen und Rechnungen in das Innerste der riesigen Erde eindringt.

Zugleich aber geht aus dem, was wir hier eben vom Zurückziehen großer Wassermassen in die durch ausdehnende Kräfte gebildeten Spalten und Höhlen der Erde gesagt haben, die Wahrscheinlichkeit eines neuen Hindernisses hervor, welches sich der Senkung unseres Schachtes zum Erdmittelpunkte widersetzen dürfte. Man würde nämlich höchst wahrscheinlich auf unterirdische Seen stoßen. Hunderte von Erfahrungen zwingen uns, im Innern der Erde große Wasserreservoirs anzunehmen, aus denen die Mineralquellen, so wie unsere Ströme, ihre Hauptnahrung ziehen und deren Vorräthe sich wahrscheinlich durch noch nicht ganz aufgeklärte Naturprozesse in einem gewissen Gleichgewichte erhalten.

Dergleichen Höhlen und Grotten dürften dagegen aber, wenn sie leer sind, ein großes Erleichterungsmittel werden, um unsern Schacht wenigstens bis zu einer gewissen Tiefe zu senken, indem man mit dem Graben auf dem Grunde einer solchen Grotte anfinge und also die von der Natur selbst bereits begonnene Arbeit nur fortsezte. Ich würde zu diesem Zwecke z. B. die berühmte Höhle von Antiparos vorschlagen, von welcher Engel im „Philosophen für die Welt" bekanntlich einen so geistreichen Gebrauch macht, und die Tournefort*) so romantisch beschreibt. Antiparos, auch Oliaros genannt, ist eine kleine Insel im Archipelagus, mit einem Dorfe gleichen Namens und einem Hafen; von den Reisenden wird diese kleine Insel wegen ihrer, gegen hundert Fuß breiten und fast dreyzehn Mal so langen Tropfsteingrotte fleißig besucht. Der Eingang zu dieser Grotte ist über zwanzig Fuß weit und man steigt beynahe zweytausend Fuß hinab, um auf den Boden der großen, mit den sonderbarsten und merkwürdigsten Tropfsteinfiguren verzierten Höhle zu gelangen. Da wäre also schon ein hübscher Anfang gemacht, und man würde überdieß in der wahrscheinlichen Voraussetzung weiter graben, bey Verfolgung dieser Richtung in der Tiefe noch ferner Höhlen zu finden, da der Naturprozeß, dem die am höchsten gelegene Grotte ihren Ursprung verdankt, auch noch in den tiefer gelegenen Erdschichten thätig gewesen seyn dürfte.

*) Voyage au Levant.

Digitized by Google

Solche Höhlen aber finden sich in den meisten Gegenden der Welt, und wenn etwa die Verwickelung der griechisch-türkischen Angelegenheiten ein Hinderniß abgeben sollte, den Schacht auf einer Insel des Archipelagus anzulegen, so könnte man also, statt der Höhle auf Antiparos, etwa auch die nicht weniger bekannte und viel nähere Baumannshöhle auf unserm vaterländischen Harzgebirge dazu wählen.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Von M. K. Baldamus.

Menschen, die überhaupt im Stande sind, eine eigene Meynung zu erziehen, haben in der Regel einen Lieblingsgedanken, der wie ein verzogener Johannes immer an ihrer Brust ruht und dem alle andern Ideen nachstehen müssen. Dieser Favoritgedanke will, daß seine Brüder, selbst die früher gebornen, seinen oft sehr wunderlichen Grillen fröhnen sollen. So macht sich dieses enfant gaté verhaßt. Man conspirirt gegen den Liebling, und wenn man auch keinen Brudermord an ihm begeht, so sucht man ihn doch zu entfernen und reißt ihm den bunten Josephsrock von der Schulter. Das in Gänseblut getauchte Gewand wird dem Vater vorgezeigt, der, ein blinder Jakobi, das Favoritkind, das er von kritischen Bären zerrissen meynt, herzlich beweint. Die Verschwornen glauben jezt des väterlichen Segens gewiß zu seyn. Sie irren. Der alte Herr kann den Verlornen nicht vergessen. Ist das Glück dem Vertriebenen günstig, hat er ein empfehlendes Aeußeres, so findet er in der Fremde Menschen, die es redlich mit ihm meynen. Die Wanderjahre machen ihn zum Manne. Als solcher fällt er zuweilen einem Könige in die Hände, der eines pharaonischen Traumes halber in Verlegenheit ist. Der Verstoßene löst das Räthsel. Auf sein Geheiß füllen sich die Speicher, und der Hunger, der als Herold des Todes erscheint, muß unverrichteter Sache wieder abziehen. Die boshaften Brüder kommen, um sich ihre leeren Säcke zu füllen. Es gibt eine Wiedererkennungsscene, bey der die Großmuth das Roth von den Wangen der Scham wischt. Doch wie wenig Lieblingsideen wachsen zu einem geistigen Joseph heran! Die meisten sterben als Bettler hinter den gelehrten Zäunen und müssen als arm begraben werden.

* * *

Ein Dichter, der sich bey voller robuster Kraft zur Sentimentalität zwingt, kommt mir vor wie eine eitle Frau, die das Starkwerden durch Essigtrinken zu hintertreiben sucht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Ein reicher Mann, den der Verhungernde kurz vorher um Hülfe angesprochen, hatte ihm erwiedert, ohne ihm das Geringste zu reichen, nicht einmal ein Stückchen Brod: „Hoffentlich wird es künftiges Vierteljahr mehr Arbeit geben.“ Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie hoch diesen Winter bey unsern Arbeitern das Elend gestiegen, weil des Verdienstes so wenig war und es überall an Fabrikbestellungen fehlte. Wir thaten freylich Alles, um ihnen etwas aufzuhelfen; es wurden mehrere Sammlungen, Theater, Bälle u. s. w. für sie veranstaltet; diese brachten auch etwas über 18.000 Franken ein, was ist das aber für so Viele? All dieß Elend war noch nicht groß genug; es mußte noch die schreckliche Feuersbrunst in der Nacht vom 13. auf den 14. hinzukommen, die gegen vierzig Häuser in einem belebten Quartier niederbrannte, in dem größtentheils nur arme Familien und Seidenarbeiter wohnten, wobey der Verlust aber doch an 400.000 Franken betrug.

Bey diesem traurigen Stand der Dinge ist es nicht zu verwundern, daß Betrügereyen, Diebstähle, Einbrüche, Straßenraub und andere Verbrechen in schreckenerregender Progression bey uns zunehmen. Fast keine Nacht vergeht ohne solch eine Uebelthat; alle Wege, Schliche und Formen werden dabey gebraucht, und die am besten denken, suchen in freywilligem Tod Schutz gegen die Verzweiflung. Selbst Kinder tödten sich kalten Muths, um dem Hunger oder der Strafe für gezwungenen Diebstahl zu entgehen. So weit ist es bey uns gekommen, und was das Schlimmste ist, die Gemüther sind durch Elend, Jammer, Schmerz und Verzweiflung so hart geworden, daß Ungeheures dazu gehört, um sie aufzuregen, ja daß die scheußlichsten Verbrechen fast gar keinen Eindruck mehr machen. Wer sollte z. B. anderwärts nicht darüber schaudern, daß eine leibliche Tochter so schlau, listig, besonnen und grausam ihren Vater umbringen könne, wie dieß neulich im nahen Mantua geschah. Als Mann verkleidet und mit verstellter Stimme lockte sie den alten Mann in einer stürmischen, dunkeln Nacht aus seiner Wohnung, packte ihn dann unversehens von hinten mit überlegener Gewalt, riß ihn in einen Chausseegraben und schlug ihn mit einem großen Steine todt. Und warum? Weil dieß auch sonst ausgeartete Weibsbild nicht ertragen konnte, daß der Vater einen wackern Sohn ihr vorzog und ihm wahrscheinlich einmal ein Paar Hundert Franken mehr in seinem Testament zuwenden würde. Diesem Bruder hatte sie in der folgenden Nacht den Tod zugedacht und er entging den Mordhänden der Schwester nur durch ein Wunder. „Pikanter“ noch ist es, wenn, wie vor einigen Wochen hier geschah, ein Ehemann den Verführer seiner Frau neben ihr in der Straße erschießt.

Der Graf Brosses, unser Präfekt, denkt darauf, nach des wackern Bellegme Beyspiel in Paris, der Betteley zu steuern, die bey uns noch viel ärger ist, als ehemals dort, und das will viel sagen. Die fremden Bettler werden aus der Stadt gebracht und mit Pässen in ihre Heimath gewiesen; die Lyoner Armen sollen in einem Bettelhôtel aufgenommen und da beschäftigt werden. Gelingt dieser Plan, so verdanken wir unserm Präfekten eine große Wohlthat, denn unsere Lazaroni treiben nicht allein mit Unverschämtheit und Trotz ihr Gewerbe, sondern sie sind auch Spione der Diebe, ihre Hehler und, wenn es seyn muß, ihre Gehülfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Juni 1829.

Da sahn wir einen Wallfisch, der vor allen
Der größte war, die je das Meer gesehn;
Wir mußten all' in Einen Irrthum fallen,
Ihn für ein kleines Eiland anzusehn.

Ariosto.

Der königliche Wallfisch von Ostende.

Es ist nicht zum ersten Mal, daß ein Wallfisch sich nach der flandrischen Küste verirrt hat, aber die Geschichte erwähnt keines einzigen, der es mit dem zuletzt dahin gekommenen in irgend einer Hinsicht aufgenommen hätte, und der gegenwärtige ist auch der erste, welcher, nicht zufrieden, die europäische Küste zu besuchen, eine eigentliche Reise durch das Festland angetreten hat.

Im Jahre 1178 verehrte die Obrigkeit der Stadt Brügge dem Grafen Philipp ein Seeungeheuer, welches durch einen heftigen Sturm an das Ufer von Ostende geworfen worden war; dieß Thier hatte 42 Fuß in der Länge. Die flandrischen Chroniken melden, im November 1402 oder 1403 seyen bey einem Orkan acht Wallfische vor dem Hafen von Ostende gescheitert; der längste unter diesen war gegen 70 Fuß lang, und jeder gab etwa 24 Tonnen Thran. Den 20sten Januar 1762 entdeckte man auf dem Strande zwischen Blankenberg und Ostende, eine halbe Stunde von letzterer Stadt, einen Pott- oder wahrscheinlicher Sturmfisch, der fünf Tage lang begafft und sodann zum Besten der fürstlichen Kasse für 192 Gulden verkauft wurde. Endlich erschien den 4ten November 1828 zwischen der englischen und belgischen Küste der Leichnam eines Wallfisches; nur erst nach mehreren Versuchen gelang es drey vereinigten Schiffen, denselben in der Nähe des Hafens von Ostende an das Ufer zu bringen. Daß alle Ostender alsbald hinzuliefen, daß alle Zeitungen die Nachricht verbreiteten und die Bewohner der Umgegend herbeyzogen, daß also seit Menschengedenken Wirthe, Kaufleute und Neugierige in Ostende kein größeres Glück erlebt hatten, versteht sich von selbst. Den Büchern zufolge war der Wallfisch vom Jahre 1189 oder 1178 nur 13 bis 14 Mètres lang, der größte vom fünfzehnten Jahrhundert 22 bis 23, das vorige Jahrhundert brachte einen von 16 bis 17 Mètres, und das unsrige ist mit einem 31 Mètres langen Wallfisch gelegnet. Sein Fleisch und dergleichen wog 85,000, sein Thran 20,000 Kilogramm, und das ganze Thier mußte 125,000, wenn nicht 130,000 Kilogramm wiegen. Ein gewisser Herr Kessels kaufte die Merkwürdigkeit für 3000 Gulden, und war mit den Bedingungen des Handels sehr zufrieden. „Vergeblich," sagt Herr Bernaert in seiner Notice sur la Baleine, Paris 1829, „vergeblich machte man dem Eigenthümer des Wallfisches schon verschiedene Anerbietungen, daß er vom Handel ablassen sollte; diese Anerbietungen wurden alle verworfen. Bitten, Versprechen, nichts rührte ihn." Dem Eigenthümer mußte natürlich vor allem daran gelegen seyn, seinem Besitzthum einen Namen zu machen; und da die Ostender Gelehrten es nicht wagten, den Fisch auf eine bestimmte Weise zu taufen, da sogar einige voreilige Zungen das Meerwunder zu einem elenden Pott- oder Sturmfisch herabwürdigen wollten, so begab sich Herr Kessels mit zwey Gelehrten eigens nach Paris, um sich bey Herrn Cuvier, dem Orakel dieses Faches, Raths zu erholen. Ein Orakel war aber allerdings um so nothwendiger,

Digitized by Google

als die Reisenden das Thier nicht in natura mitbrachten. Das Resultat der Reise und der Verhandlungen, welche Herrn Kessels einen Monat kosteten, war, daß man dem Wallfisch den Namen baleine rorqual gab, wiewohl sich das Orakel hierüber nicht bestimmt ausgedrückt hatte; rorqual ist indessen sein eigentlicher Name, und baleine royale nur ein ihm später verliehener Titel.

Vor seiner Reise schon hatte Kessels die rühmliche Sorgfalt, das Skelett so gut als möglich säubern und vollständig aufzustellen; fünf Tage reichten zu dieser Arbeit hin, die Nächte mitbegriffen, in welchen regelmäßig bey Fackelschein zwey-und-sechszig Mann nicht von der Arbeit abließen. Schon den 19ten November 1827 gab der Eigenthümer ein großes Gastmahl in der unteren Kinnlade des Unthiers, sechszehn Tänzer führten darin eine Quadrille aus, und hundert und vierzehn Personen ließen ihre Toasts an den Kinnbackenwänden widerhallen.

Im April 1828 hatte Kessels eine Audienz bey dem König der Niederlande; Se. Majestät nahm huldvoll die angebotene Merkwürdigkeit an, wollte jedoch Kessels noch einige Jahre im Besitz derselben lassen und schickte einstweilen einen Abgeordneten nach Ostende, um in dem Namen der Regierung von dem Wallfisch förmlich als Eigenthum Besitz zu nehmen. Zu den Festlichkeiten, welche Kessels bey dieser Gelegenheit veranstaltete, lud er durch die Zeitungen alle Bogen- und Büchsenschützen des Königreichs ein. Den 19ten April verkündigten Glockenspiel, Musik, Trommeln und Kanonen die bevorstehenden Festlichkeiten. Sonntag, den 20sten April, um sieben Uhr Morgens, lösten die Bogen- und Büchsengesellschaften St. Sebastian und St. Andres ihr Geschütz, und gaben dadurch das Zeichen zum Anfang des Inauguralfestes. Um eilf Uhr begaben sich die genannten Brüderschaften auf den Waffenplatz, und trafen hier mit der königlichen Gesellschaft der Sprache und Nationaldichtung zusammen, welche sich auch kürzer Rhetorik nennt. Das Musikkorps stimmte seine besten Stücke an. Die Mitglieder der Brüderschaften waren möglichst gepuzt und trugen ihre Dekorationen. Die Rhetorik zeichnete sich durch Gruppen von Kindern aus, welche in zierlicher Tracht mythologische Personen vorstellten. Ein kleines Mädchen zu Pferd, welches die Rolle der Fama übernommen hatte, folgte den Standartenträgern und vertheilte unter das Volk gedruckte Zettel, worauf Folgendes zu lesen war: „Wer „hat aus dem unlängst auf unsrer Küste gestrandeten „Seeungeheuer das größte Meisterstück der Kunst in den „Niederlanden gemacht? Es war Kessels. Hurtige Fama, „möge dein hundertfacher Mund sein Lob durch die ganze „Welt verbreiten.“ Im Centrum erschienen Neptun und Amphitrite, vor ihnen zwey kleine Knaben mit der Inschrift: „Unser Reich besizt das größte Thier.“ Amor und Psyche trugen kleine seidene Paniere, mit den goldenen Worten: Rhetorica — Ostende. Vor Apoll und Minerva trugen Knaben das Wappenschild mit der Devise: „Kunst und Wissenschaft gehören unserem Bereich;“ darauf zwey Flora's, ein Wappenschild mit der Aufschrift tragend: „Wallfischfest. — Ehre Herrn Kessel;“ wiederum vier Flora's mit geschriebenen Komplimenten in der Hand; drey Mamelucken u. s. w. Das belgische Schiff Flora hatte sich festlich gepuzt, sein Geschütz erwiederte die Salven der Brüderschaften. Es traten nun 26 Musiker in das Skelett, worin ein Orchester angebracht war, und beym Erscheinen Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs der Provinz spielten sie ein Potpourri, welches mit dem Nationalgesang und lautem Beyfall schloß. Sr. Excellenz bezeugten ihre Zufriedenheit und Verwunderung und ließen unter dem Schlunde des Thieres, wo eine Tafel bereit stund, das Protokoll abfassen, dem zufolge Kessels noch sechs Jahre lang das Skelett in Händen behalten soll. Nun erhielten die Vorsteher der Gesellschaften Denkmünzen. Diese Herren bedankten sich und versprachen, die Güte des Herrn Kessels nie zu vergessen. Die jungen Mädchen der Rhetorik sagten aus dem Stegreife ihre Komplimente her; an den Herrn Gouverneur z. B. „Ehrenwerther Gouverneur, genehmigen Sie unsern Dank. Wenn die Freundschaft uns ehrt, wer verbreitet darüber so viel Glanz? Wer vermehrt den Preis ihrer Gaben? Edler Graf, Sie sind es!“ Auch dem Bürgermeister wurde ein Kompliment zu Theil, aber erst lange nach dem Feste, gedruckt; denn das Mädchen, welches ihn zu bekomplimentiren hatte, war unwohl geworden.

H. Kessels ließ unterdessen 1000 Brode, 1000 Liter Bier und 500 Pfund Käse unter die Armen vertheilen. Den Honoratioren, an deren Spitze der Gouverneur, gab dieser gastfreundliche Mann ein glänzendes Mahl.

Bis zum 23sten verdrängte ein Fest das andere: Feuerwerke, Luftballons, Bälle, unter welchen einer von 200 Personen besonders zu erwähnen, dem der Prinz von Sachsen-Weimar beywohnte.

Den 23sten speisten auch die Wallfischarbeiter gemeinschaftlich, und den 24sten gab Herr Kessels im Bauche des Thieres ein Konzert zum Besten der Armen. Den 25sten endlich erlaubte er allen Dürftigen, den Wallfisch unentgeldlich zu sehen. Die Engländer, der Stab und die Offiziere der Besatzung und die Stadt gaben ihrerseits Gastmahle zu Ehren des Herrn Kessels. Der Bürgermeister-Präsident überreichte ihm eine goldene Spieldose, mit dem Stadtwappen und der Inschrift: „Die Stadt Ostende dem Herrn Kessels.“ Die Rede des Bürgermeisters antwortete Herr Kessels in Versen. Drauf nach Gand berufen, verließ er die Mauern von Ostende den 5ten Mai, nachdem er für das Thier und die Feste über 112,000 Franken ausgegeben. Zeichner, Maler, Goldarbeiter, Kupferstecher, Mechaniker, Zimmerleute,

Digitized by Google

Schmiede, Tapezierer, Gastwirthe, Kutscher, Taglöhner kurz alle Einwohner Ostende's zogen großen Nutzen von der Unternehmung des Herrn Kessels. Ein einziger Fisch brachte solches Leben in die Stadt Ostende, daß sie anfängt sich über den, bey der Pulverexplosion vom 19ten September 1826 erlittenen Verlust einigermaßen zu trösten.

Will man gerecht seyn, so darf man diesem Wallfische außer seinem Namen Rorqual nicht den Titel Baleine Royale d'Ostende versagen; denn Hr. Liebaert, Vorsteher der Rhetorik, verlangte ausdrücklich in der von ihm gehaltenen Rede: „Ich fordere zur Ehre meiner Va„terstadt, daß man la Baleine royale d'Ostende sage, wie„wohl ich überzeugt bin, daß eine solche anatomische „Denkwürdigkeit nicht darin bleiben kann u. s. w."

Der große Ostender königliche Wallfisch befindet sich jezt in Paris, hat eine herrliche Wohnung in der Nähe der Tuilerien und Deputirtenkammer, wird von den vornehmsten Personen besucht, erregt durch seine ungeheuren Dimensionen Erstaunen, erscheint aber winzig in Vergleich mit dem Budget, das in einer besondern Schrift, mit ihm im Gespräch begriffen, aufgeführt wird.

Kaiser Friedrich Barbarossa.
Von Grabbe.

(Beschluß.)

(Kaiser Friedrich und Prinz Heinrich treten ein.)

Pabst Alexander.

Ha, das sind zwey Hohenstaufen!
Nie hab' ich sie gesehn; doch wie den Aetna
An seinem Feu'r und seiner Höhe, ahnt
Man sie am Blick und an der stolzen Haltung.

Kaiser Friedrich.

Mein Sohn, schau' hin, das ist kein Kardinal,
Der blind fanatisirt und doch nur Werkzeug
Des Obern ist. — Hier steht der Obre selbst,
Und ehrfurchtsvoll grüßt ihn der Kaiser.

Pabst Alexander.

Wohl
Der Kirch' und Dir, daß Du, ihr erster Sohn,
Den Wahn erkannt, der Dich umfing. Sie nimmt
Dich liebend wieder auf, wie eine Mutter,
Und wird mit Dir zu einem großen Ziel
Sich einen.

Kaiser Friedrich.

Wahn? Das sagt mir Alexander?
Jezt, da wir unter uns sind, Blick in Blick?
Das große Spiel mit Dir hab' ich fürerst
Verloren; — aber war deßhalb mein Streben
Ein Wahn? So wäre alles Edle List
Und Trug! Ich kämpfte für der Völker Freyheit,
Und Priesterherrschaft sucht' ich zu vertilgen.

Pabst Alexander.

Du thatest es. Doch spür' in Deiner Seele —
Vielleicht nur, um die Kaiserherrschaft an
Die Stell' zu setzen! Welche ist die beste?

Kaiser Friedrich (nach einigem Nachdenken, finster).

Der Thaten, der Gedanken tiefste Keime
Im Busen zu ergründen, ist gefährlich.
Es liegen in ihm Schlünde, höllentief,
Und wehe dem, der sich in sie versenkt! —

(Sich wieder erhebend.)

Doch, was ich that, woher es auch entsprang,
Ich hofft' auf eine schöne Frucht, und nicht
Bewußt kleinlichen Zwecks, kämpft' ich mit Dir.

Pabst Alexander.

Weit sieht man von den Höh'n des Vatikans:
Was Du erstrebtest, kann zur Wahrheit werden;
Doch Du gingst her vor Deiner Zeit. Wer aus
Der Zeit tritt, wird ihr fremd.

Kaiser Friedrich.

Ich glaube,
Auch Zeitverhältnisse sind zu bewält'gen,
Denn Menschen waren's, die sie schufen.

Pabst Alexander.

Unter
Der Leitung Gottes!

Kaiser Friedrich.

Laß uns durch die That
Beweisen, daß wir, ob auch Meynungen
Uns trennen, Freunde sind und einig. — Billigst
Du meinen Friedensantrag?

Pabst Alexander.

Du entschädigst
Die Priester alle, welche Du entsetztest?

Kaiser Friedrich.

Ich thu's!

Pabst Alexander.

Erkennst des Pabstes Würde,
Statthalters Gottes und Nachfolgers Christi?

Kaiser Friedrich.

Ich
Erkenne sie.

Pabst Alexander.

Gibst zu, daß er befugt,
Auch Kön'gen ihr Vergehen zu verweisen?

Kaiser Friedrich.

Ich geb' es zu.

Prinz Heinrich (für sich).

Er gibt es zu! Wir würden
Uns schon zu wehren wissen.

Digitized by Google

Pabst Alexander.

Du gewährst
Mir all' die äußern Ehrbezeugungen,
Die mir gebühren?

Kaiser Friedrich.

Gern und leicht.

Pabst Alexander.

So lass'
Ich Dir den Nießbrauch von Mathildens Gütern
Auf fünfzehn Jahr (ich weiß es, Du bedarfst
Ihn jetzo mehr als sonst); dann mag ein Spruch
Von Schiedsrichtern das Recht des Eigenthums
Entscheiden, — und wir sind versöhnt.

Kaiser Friedrich.

Wir sind's.

Aphorismen.

Vom M. K. Baldamus.

Wie es Bühnenkünstler gibt, die unausgesezt auf den Effekt spielen, und diesem Natur- und Charakterwahrheit aufopfern, so fehlt es auch nicht an Schriftstellern, die nur auf den Effekt schreiben. Sie stellen alles auf die Spize. Ihre Gleichnisse gehen auf den Zehen, um so einen Zoll an Länge zu gewinnen; ihre Reflexionen auf Stelzen, um dem schlichten Hausverstande in die Fenster zu schauen. Sie können keine weiße Wand vertragen, und behängen darum auch die Scheuke zum Eberkopfe in Eastcheep mit kostbaren Tapeten. Dieses Uebertreiben läßt sich zwar eine Zeitlang durchführen, aber es bricht dann auch mit einem Male ab. Der Ueberspannung folgt Abspannung. Schauspieler und Schriftsteller dieser Art bedünken mich immer, wie Frauen, die als Mädchen aller Augen auf sich zogen, die aber das erste Wochenbett schon zu Matronen machte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Fortsezung.)

Vielem Ungemach und Jammer würde gesteuert, ja das Uebel wohl ganz aus der Wurzel gebeilt, wenn es der dazu niedergesezten Kommission gelänge, dem so gesunkenen Lyoner Fabrik- und Handelswesen wieder aufzuhelfen. Mit dieser Hoffnung dürfen wir uns aber nicht schmeicheln; die Konkurrenz der deutschen Rheinlande und der Schweiz ist schon zu mächtig geworden. Wir können höchstens nur Palliativmittel gebrauchen, und Manches, was vorgeschlagen worden, dürfte dem übrigen französischen Handel sehr schädlich werden. Es ist die Zeit nicht mehr, wo wir uns gegen jene Länder starke Maaßregeln erlauben durften. Zu unserm großen Unglücke verstehen sich die deutschen Staaten commerziell immer mehr. Jezt kehrt sich Alles gegen uns, erhöht die Abgaben auf unsere Weine, Seidenzeuge, Luxuswaaren u. s. w., verbietet selbst ihren Transit und — kein Napoleon ist bey uns, um dieß zu hindern und die Deutschen und andere Nachbarn Mores zu lehren. So besteuerte vor Kurzem das winzige Genf unsere Weine höher als bisher, weil es seinen eigenen Weinbau mehr emporbringen will. Mit Zürich, das uns so viel Schaden thut, können wir in der Fabrikation der Unis, d. h. der glatten Stoffe, z. B. Florense, Gros de Naples, Levantine, nicht mehr konkurriren. Nur in den figurirten Stoffen und im Sammt sind wir ihnen noch in Geschmack, Neuheit der Dessins und bisweilen auch in der Färbung überlegen. Wir können aber mit den Zürichern unmöglich Preis halten, da ein Haus mit 100.000 Fr. Kapital, das jährlich für 600.000 Fr. Geschäfte macht, bey uns 18.800 Fr., in Zürich aber in der Stadt selbst (denn vor der Stadt und auf dem Lande ist es noch viel wohlfeiler) nur 10,700 Fr. Kosten hat. Uns wäre nur auf Eine Weise zu helfen: Abschaffung der großen Mißbräuche der Lyoner Fabrik, z. B. der Piqueurs d'Onee, der Verarbeitung gestohlener Seide u. s. w.; außerdem noch Aufhebung aller beschränkenden Handelsmaaßregeln in Frankreich nach außen, Herstellung voller Freyheit u. s. w. Wir schreyen darüber, daß Oestreich alle französischen Waaren verbietet, England aber und andere Staaten sie mit ungeheuern Eingangszöllen belegen. Wir nennen dieser Mächte ganz consequente Verfügungen absurd und illiberal, weil sie uns wehe thun. Bey uns aber sind fast alle fremden Waaren verboten; wir reden zum Absaz unserer Produkte lieber der Kontrebande im Auslande das Wort, als daß wir dem Grundsaz der Gleichheit huldigen und einmal aufhören sollten, von Verboten und Beschränkungen bey uns zu sprechen. Es gibt Franzosen, die noch immer nicht begreifen wollen, daß Sardinien, die Niederlande, Deutschland, Preußen, die Schweiz, kurz alle unsere Nachbarn nicht mehr unter französischem Einflusse stehen, und daß sie Alles gegen uns thun können, was wir uns gegen sie erlauben.

Wenn unsere Lyoner Industrie im Sinken ist, so hebt sich dagegen die des benachbarten St. Etienne immer mehr. Die Kommunikation zwischen diesem Orte und Lyon ist schon jezt, vor der Vollendung der Eisenbahn, erstaunlich und wird es später wahrscheinlich noch mehr werden. Vom 1. bis 30. April gingen von St. Etienne nach Lyon 9273 Wagen, gezogen von 16.717 Pferden, von Lyon nach St. Etienne fuhren 11.075 Wagen mit 19.171 Pferden, zusammen 20.348 Wagen und 35.888 Pferde. Nimmt man nun die Last jedes Pferdes zu 700 Kilogr. an, sie beträgt aber mehr, so ergibt sich für den Monat April ein Transport von 25.121.600 Kilogr., und diese, mit 12 multiplizirt, ergeben für das ganze Jahr einen Transport von 301,459.200 Kilogr. Dabey dränge sich uns unwillkührlich eine Bemerkung auf: die niedrigste Fracht ist 2 Fr. 25 Cent. für 100 Kilogr.; die ganze Masse kostete demnach 6.782.852 Fr. zu transportiren. Wenn die Eisenbahn künftiges Jahr fertig seyn wird, soll die Fracht auf 80 Centimen für 100 Kilogr. gesezt werden; dieß ergibt für jene ganze Masse 2.411.613 Fr.; es werden also 4.371.219 Fr. gegen sonst erspart. Die Anlegung der Eisenbahn mit einem Kapital von zehn Millionen wird demnach den Konsumenten, d. h. den Negocianten, deren Waaren hin- und herfahren, eine jährliche Ersparniß von 4¼ Millionen gewähren. Wäre nun die Regierung auf ihren wahren Vortheil bedacht gewesen, so hätte sie in sechs Jahren den Weg mit jährlich 100.000 Fr. mehr herstellen lassen, als sie sonst darauf verwendete; dann wäre die Fracht wahrscheinlich um 50 Cent. wohlfeiler als jezt; jährlich wäre also den Konsumenten 1¼ Million und in 9 Jahren 13 Millionen für eine geringe Ausgabe von 600.000 Fr. erspart worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. Juni 1829.

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt,
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren.

Schiller.

Die Mazze in Wallis.

Aus dem ewigen Eise der Furca wälzt der Rhodan seine Wellen herab durch das Land Wallis, bricht sich Bahn durch einen engen Felsenpaß, und vermischt seine milchweißen Wasser mit den Fluthen des großen Leman. Von einer hohen Quelle an, bis er sich, wie alte Dichter singen, „aus dem allergeheimsten Winkel der Erde, aus den finstern Wohnungen ewiger Nacht entsprungen, längshin an dem traurigen Lande der Celten in den See der Wüste ergießt," bespült er jezt viele lachende und fruchtbare Fluren, die der Wille des Menschen einer rauhen Natur abgerungen. An seinen Ufern, im obern Lande Wallis, am Eingange des Passes über den Simplon, liegt der Flecken Brieg. Unfern von diesem wohnte, zur Zeit der großen Kirchenversammlung, in seiner hohen Felsenburg Wischard von Raron, Herr zu Enntisch, der mächtigste Freyherr im Thal und Gebirge. Er besaß viele festen Schlösser; die Burg Siders, auf der Höhe des Fleckens gleichen Namens gelegen; Raron, sein Stammschloß, am Ufer der Rhone; Beauregard, hoch über Chipzis, auf der Spitze eines senkrechten Felsen; die Schlösser Gerstenberg, Tärbelen, Majorin und die Felsenburg Seon auf fast unersteigbarer Höhe — aber ihm fehlte die Liebe des Volks.

In einer freundlichen Sommernacht des Jahres 1416 zogen sechs Männer, aus dem Flecken Brieg kommend, den Fußpfad aufwärts, der über den Roßwald nach dem Passe des Simplon führt. Ihr schlichter Anzug bezeichnete sie als Landleute; sie waren unbewaffnet und führten blos Beile mit sich, als ob sie zum Holzfällen ausgegangen wären; einer von ihnen trug einen großen, hölzernen Kolben auf der Schulter. Finster schweigend, zogen sie ihres Wegs. An einem steilen Abhange, in dessen Mitte einsam eine junge Birke stand, machten sie Halt. Der den schweren Kolben trug, ein starkgebauter, breitschultriger Mann von etlichen vierzig Jahren, deutete stumm auf den einzeln stehenden Baum, und stieg dann, mit dem leichten und sichern Schritte des Bergbewohners, die fast senkrechte Höhe hinan. Seine Gesährten folgten ihm mit gleicher Gewandtheit. Am Fuß der einsamen Birke stunden sie stille. Der Träger des Kolben sezte ihn vor sich auf den Boden nieder, zog aus der Seitentasche seiner gemsledernen Beinkleider ein langes Messer, und begann den Kolben grob in die Gestalt eines Menschenantlitzes zu schnitzen. Alle verharrten in tiefem Schweigen. Nachdem die Arbeit vollbracht war, hob er den Kolben in die Höhe, auf daß er allen sichtbar sey. Einer von ihnen that den Mund auf und sprach: „Mazze, Du bist nicht schön von Angesicht!" „Also," erwiederte ernst der Träger, „also ist das Bild unterdrückter Niedrigkeit und leidender Gerechtigkeit!" Von Neuem herrschte feyerliche Stille im Kreise umher.

Hierauf stieg einer der Landleute den schlanken Baum hinan, sezte sich in dessen Aeste, bog sie mit kräftiger Faust zusammen und flocht sie fest in einander. Der Träger reichte ihm den Kolben, er stellte ihn in die Mitte

Digitized by Google

der geflochtenen Aeste und befestigte ein starkes Seil an den Baum. An diesem zogen sie alle mit Macht, bis sich der Baum bog und sammt den Wurzeln aus der Erde gerissen wurde. „Also," sprach widerum der Träger in tiefem Tone, „also soll das landfressende Uebel ausgereutet werden mit vereinter Kraft!" Nun hieb er mit seinem Beile einen nahen Dornstrauch ab und durchflocht damit die Aeste, so daß die Figur kaum aus den Dornen hervorsah. „Mazze," fragte einer der Landleute, „was blickst Du so traurig?" „Weil mich," antwortete im Namen der Figur der Träger, „weil mich die Dornen der Uebermacht reizen und zwängen. Ist denn keiner unter den freyen Männern im Lande Wallis, der mich retten will?" Ein junger Mann von hoher Gestalt trat vor, in der rechten Hand das Beil, in der linken einen großen Hufnagel haltend, und sprach: „hier steht ein freyer Mann vom Lande Wallis, Dich zu retten!" Ein alter Landmann legte ihm kraftvoll die Hand auf die Achsel und sagte ernst: „Zurück Jüngling, hier sind bessere Männer, den ersten Nagel zu schlagen!" „Bessere Männer!" erwiederte hitzig der andere, und seine Augen blizten feurig unter dem Helm hervor; „kennst Du mich, Trug von der Waadt? Einen besseren Namen gibt es nicht in Wallis, als den meinigen." „Du verschweigst ihn," entgegnete ruhig der alte Mann; „Du bist ein Fremdling in diesem Thale und hättest kein Recht den Nagel zu schlagen, wenn uns nicht das Wort eines achtbaren Landmanns verbürgte, daß Du ein freyer Walliser seyst. Thomas in der Bündt schlage den ersten Nagel, sein Name ist groß in Thal und Berg, und gefürchtet jenseits der Alpen von den Soldknechten welscher Tyrannen," „Thomas in der Bündt schlage den ersten Nagel," wiederholten die übrigen Landleute, und der Jüngling trat schweigend zurück. Der Träger sezte ruhig die Mazze auf den Boden nieder, zog einen langen Nagel aus der Tasche und schlug ihn mit dem Beile zu oberst in den Stamm, dann sprach er mit kräftiger Stimme: „So tief dieser Nagel sizt, so fest steht mein Entschluß, Dich zu retten, so Gott mir helfe in meiner lezten Stunde!" Alle übrigen folgten seinem Beyspiele.

Die Landleute waren bereits den Abhang herabgestiegen, um nach dem Flecken Brieg zurückzukehren, als ferner Hufschlag an ihre Ohren drang. Horchend blieben sie stehen, und Thomas in der Bündt sezte die Mazze vor sich auf den Boden. Bald erschien ein Reiter auf schäumendem Rosse; ihm folgte auf der Ferse ein Diener. Er hielt sein Roß an und rief mit kräftiger Stimme über den Haufen hin: „Thomas in der Bündt, wen wollt Ihr mazzen?" Ruhig erwiederte der Gefragte: „Junker, wenn morgen der erste Strahl der Sonne über die Berge bricht, so werdet Ihr die Mazze an der großen Linde vor dem Flecken Brieg finden, und der Mazzenmeister soll auch nicht fehlen." „Den Mazzenmeister kenne ich," versezte der Reiter; „Du bist es, Thomas in der Bündt. Sprich, wen willst Du mazzen?" „Das," entgegnete Thomas, „sollst Du erfahren, Junker von Sillinen, wenn morgen die Männer des Thals sich um die Mazze versammelt haben." „Mann," sprach warnend der Reiter, „ich kenne Deinen verwegenen Sinn und weiß, was Du im Schilde führst; aber hüte Dich, Du wirst viele gute Männer dieses Landes als Deine Gegner finden." „Junker," antwortete ruhig der Landmann, „das Meer der aufgehobenen Hände wird morgen entscheiden. Bis dahin lebe wohl!" Gelassen legte er die Mazze auf seine breite Schulter und ging schweigend an dem Reiter vorüber, die andern folgten ihm. Einen Augenblick hielt der Junker sinnend, wendete dann sein Pferd in einen Seitenpfad des Waldes und sprengte davon.

Thomas in der Bündt war ein freyer und wohlbegüterter Landmann in Wallis. Sein freundliches Wohnhaus, von Wirthschaftsgebäuden umgeben, stand auf einem grünen Hügel, oberhalb Brieg, an dem Ufer der Rhone, dem Dorfe Kaalen gegenüber. Seine zahlreichen Heerden weideten im Gebirge umher, und er war mächtig im Lande durch Reichthum und Kriegsruhm. Als die Männer von Schwyz und Uri gegen den Herzog von Mailand in das Eschenthal zogen, hatte er ihnen einen Haufen freyer Walliser zugeführt, und der Ruf der tapfern Thaten, die er an ihrer Spitze gethan, lebte in dem Munde aller Hirten des Gebirgs. Wenn Wischards von Raron Macht groß war an Land und Leuten, so war dagegen Thomas in der Bündt mächtiger durch die Zuneigung des Volkes.

In derselben Nacht, als er mit seinen Gefährten ausging, die Mazze zu schnitzen, traten zwey weibliche Gestalten scheu aus der Thüre seines Hauses, sahen sich schüchtern um und riefen leise dem großen zottigen Wolfshunde, der den Hof hütete. Als er freudig wedelnd gesprungen kam, eilten die Mädchen flüchtigen Schrittes über den Hof weg zur Hinterthüre, öffneten sie und traten vorsichtig in das Freye; der Hund folgte ihnen. Als sie aus dem Schatten des Hofraums heraustraten, zeigte das volle Licht des Mondes, der sie nun beschien, den ganzen Umriß ihrer lieblichen Gestalten. Sie standen beyde noch in der ersten Blüthe der Jugend; in langen Flechten hingen ihre braunen Haare den schlanken Rücken hinab, den ein rothes, mit goldenen Borten besetztes Mieder eng umschloß; ein hellblauer kurzer Rock ließ den schöngeformten Fuß sehen. „O Käthi," sprach die eine mit leiser, zitternder Stimme, „wenn uns nur Niemand sieht, daß wir nicht in Gebirg und Thal als schlechte Dirnen verschrieen werden." — „Babi," erwiederte muthiger die zweyte, „willst Du denn nichts wagen für den Geliebten?" — „Alles," entgegnete die erste, „aber Thomas in der Bündt, der strengste Mann in

Wallis, ist mein Vater, und wie würde ich, eine Bescholtene, vor seinem zürnenden Blicke bestehen!“ — „Die Noth,“ versezte nach einer kleinen Pause die zweyte, „entschuldigt Alles und nur dieser Augenblick bleibt uns übrig, Deinen Geliebten vor der ihm und seinem Hause drohenden Gefahr zu warnen. Niemand hat uns gesehen, frisch vorwärts, das Werk zu vollenden.“ — „Ja, es muß seyn,“ sprach mit Fassung die Jungfrau. „Unseliges Geschick, das mich zwingt, in diesem Sturm der Partheyen zwischen dem Vater und dem Geliebten zu stehen!“ fezte sie seufzend hinzu, und beyde eilten schnell und schweigend an das Ufer der Rhone hinab.

(Die Fortsetzung) folgt.

Ueber die materielle innere Beschaffenheit der Erdkugel.

(Beschluß.)

Daß die Geheimnisse, die wir auf diesem Wege entdecken würden, höchst interessant seyn müssen, ja daß man in den tieferen Schichten der Erdkugel wahrscheinlich auf große Metallmassen stoßen würde, wie schon zu Anfang dieses Reiseprojekts erwähnt worden ist, dieses wollen wir noch auf andere Weise glaublich zu machen suchen. Die Wissenschaft hat nämlich, außer den obigen allgemeinen Angaben über die Dichtigkeitszunahme der Erdschichten nach dem Mittelpunkte hin, auch Hülfsmittel entdeckt, um die wirkliche mittlere Dichtigkeit der Erde zu bestimmen, und man weiß jezt mit großer Bestimmtheit, daß, um die Erdkugel aufzuwiegen, gerade eine doppelt so große Kugel von Granit erforderlich seyn würde. Das zu dieser Bestimmung angewendete Verfahren besteht kürzlich in folgendem: Die Schwerkraft nämlich, mit welcher die Erde auf die Körper wirkt, und welche sich im freyen Falle der lezteren offenbart, ist zwar so groß, daß sie die besondern Gravitationen der Erdkörper unter einander fast ganz unmerklich macht, gleichwie, um mich eines, bey dieser Gelegenheit von Maupertuis gebrauchten Ausdruckes zu bedienen, der Sturmwind einen leichten Hauch. Gleichwohl können diese besondern Geavitationen merkbar werden, wenn sie von Körpern ausgehen, deren Massen ein merkliches Verhältniß gegen die Erdmasse haben. So fanden die französischen Akademiker Bouguer und de la Condamine, bey Veranlassung der Gradmessung, die sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Südamerika ausführten, daß die Gravitation des Tschimborasso das Bleyloth ihres Quadranten merklich von der verticalen Richtung ablenkte. Diese Entdeckung erregte die Aufmerksamkeit der Naturforscher und man beschloß, dieselbe zu verfolgen. Der Astronom Maskelyne schlug dazu im Jahre 1777 den Berg Shehallien in Pertshire vor, der sich wegen seiner isolirten Lage zu dergleichen Beobachtungen ganz besonders schickt, und sein Plan ward auch noch im Sommer desselben Jahres von ihm selbst ausgeführt. Man berechnete daraus, daß die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel die Dichtigkeit des Berges fast um das Doppelte übertreffe, und da dieser Berg aus einem gleichförmigen Granit besteht, so muß also die mittlere Dichtigkeit der Erdkugel, unserer obigen Angabe gemäß, auch die doppelte des Granits seyn, d. h. wie wir gesagt haben, es würden, um sie aufzuwiegen, zwey Granitkugeln von ihrer Größe erfordert werden. Nun ist aber die uns zugängliche Erdkruste, mit verhältnißmäßig sehr geringen Ausnahmen, von viel lockererer Beschaffenheit, woraus, in Uebereinstimmung mit dem zu Anfang angeführten Satze von Laplace, folgt, daß der Erdkern und überhaupt die innern Schichten der Erde dagegen von sehr großer Dichtigkeit, also specifisch sehr schwer seyn müssen. Unter den uns bekannten Körpern behaupten aber die Metalle rücksichtlich der specifischen Schwere den ersten Rang, und es ist also in der That nicht unwahrscheinlich, daß das tiefere Eingeweide der Erde, wofern es nicht aus uns ganz unbekannten Materien besteht, noch große Metallschätze verberge.

Es folgt aus dieser allgemeinen Darstellung, daß die Senkung eines Schachtes bis zum Mittelpunkte der Erde bey dem heutigen Stande der mechanischen Hülfsmittel als unausführbar erscheint. Aber es folgt keineswegs daraus, daß es absolut unmöglich seyn werde, mehrere, ja vielleicht fünf bis zehn Meilen tief unter die Erdrinde hinabzudringen, und mit einem Aufrufe zur Senkung eines Schachtes von solcher mäßigen, den Hülfsmitteln der heutigen Zeit nicht geradehin unzugänglichen Tiefe, will ich gegenwärtige geologische Untersuchung schließen. Begänne man diese Arbeit in einer geognostisch an und für sich schon merkwürdigen Gegend, so ließen sich die merkwürdigsten Resultate erwarten, und es würde auf eine Untersuchung ankommen, in wie fern der Grund tiefer natürlicher Höhlen dabey als eine von der Natur bereits selbst bewirkte Vorarbeit zu benutzen seyn dürfte. Die Prozesse, durch welche dergleichen Höhlen in der Erdkruste gebildet worden sind, haben sich, ich wiederhole es, wahrscheinlich bis in tiefere Schichten erstreckt, und also ist die oben geäußerte Hoffnung, gleichsam auf mehrere Stockwerke solcher übereinander stehender Grotten zu stoßen, nicht ganz grundlos. Was aber endlich die Kosten einer solchen Unternehmung anbetrifft, so ist die Sache zunächst aus dem Gesichtspunkte einer Bergwerksunternehmung auf Gewinn und Verlust zu betrachten; der unberechenbare Gewinn für die Wissenschaft wäre jenem präsumtiven Gewinne sodann hinzuzusetzen. Ich werde nun erst sehen, ob dieser Gedanke Beyfall findet, und sodann mit dem Detail meines Planes hervortreten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Vor einiger Zeit fand eine Versammlung hier statt, um dem König und den Ministern für die bewilligte Gleichstellung der Katholiken mit den übrigen nicht zur Staatskirche gehörigen Bürgern zu danken, und zugleich eine Subscription zur Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Herzogs von Wellington zu Dublin zu eröffnen. Sie war sehr zahlreich und es wurden mehrere sehr gute Reden gehalten, besonders freute man sich deren, welche der Dichter Thomas Moore und O'Connell hielten. Indessen da die Scene ein Kompliment für den Herzog von Wellington seyn sollte, wurde die gute Laune der Versammlung nicht wenig durch den Vorschlag zweyer Radikalen gestört, auch dem Marquis von Anglesea den Dank der Versammlung darzubringen. Man wußte, daß eine Spannung zwischen diesen beyden Herrn herrschte und der Präsident glaubte daher anfangs, den Vorschlag nicht annehmen zu dürfen. Als man aber erfuhr, daß Anglesea wirklich so großmüthig gewesen sey, seine Subskription für das Denkmal des Herzogs anzubieten, wurde der Vorschlag einstimmig angenommen. Aus was das Denkmal bestehen wird, ist noch nicht entschieden; inzwischen aber hat ein Karrikaturenzeichner einen Plan dafür erdacht, dessen Modell er dem Herzog von O'Connell überreichen läßt. Es besteht aus der Figur eines Feldmarschalls, auf einer Ratte sitzend; ein Käfig voll Ratten dient als Fußgestell. Die Ratte, von welcher man sagt, daß sie ein leckes Schiff oder ein den Einsturz drohendes Haus verläßt, gilt in England für das Sinnbild der politischen Wetterwendischkeit; weßwegen auch Peel in vielen Karrikaturen als Rattenfänger erscheint. Ueberhaupt vermehren sich die politischen Karrikaturen wie Pilze. Ein Scherzbrief, der vor mehreren Monaten im John Bull erschien, worin die Geschichte eines abgedankten Kutschers, Jack Robinson (Lord Goderich), erzählt wird, hat zu einer Menge von Spottbildern Anlaß gegeben, auf denen Minister und Oppositionsmitglieder, der König und die Marquisin von Cunningham in den verschiedenen Charakteren von Kutschern, Kutschenaufsehern u. s. w. mit trefflichem Humor vorgestellt sind. Eines der neuesten ist der Marquis von Anglesea, als der Mann, der nicht fahren konnte, wie er wollte. Auch Lord Eldon ist ein unerschöpflicher Gegenstand des Witzes; so bedauert er als Straßenfeger die Verbesserungen und Erfindungen, welche ihm nichts zu thun übrig lassen. Auf einem andern Blatte wird der alte Eldon als ein unrnhiges Weib von Wellington und Peel, als Nachtwächter, vor den König, als Friedensrichter, gebracht u. dgl. Wer diese Blätter nicht selbst gesehen, kann sich keinen Begriff von der Freyheit, oder vielmehr Frechheit machen, welche in diesem Industriezweige herrscht; aber man ist so sehr daran gewöhnt, daß weder die Regierung, noch eine Privatperson daran denkt, die Herausgeber derselben gerichtlich zu verfolgen. Auch thun sie keinen Schaden; der Pöbel sieht sie an den Ladenfenstern hängen, einige wenige Personen kaufen sie, man belacht den Witz und denkt nicht weiter daran, während eine gerichtliche Verfolgung ihnen einen ernsthaften Charakter geben würde. (Der Beschluß folgt.)

Lyon, Mai.

(Fortsetzung.)

Unsere Dampfboote auf der Rhone und Saone gedeihen ausnehmend, trotz des Hasses und der feindseligen Unternehmungen der Schiffer gegen sie. Unserm Diligenceenwesen nach Paris und bald dem in ganz Frankreich steht eine glückliche Veränderung bevor. Der Handels- und Geschäftsverkehr in dem ganzen Lande hat sich in den letzten zehn Jahren mehr denn verdoppelt; deßhalb traten eine Menge Privatunternehmungen mit der königlichen Messagerie in Konkurrenz. Diese wußte sich nicht anders zu helfen, als durch augenblickliche große Herabsetzung ihrer Preise, so daß die Privatunternehmungen nicht gleichen Schritt mit ihr halten konnten, ohne sich zu ruiniren. Letzteres erfolgte auch bald, und so wie sich die königliche Unternehmung wieder allein sah, hob sie ihre Preise wieder auf den alten Stand. Dieß Monopol wurde täglich unausstehlicher. Deßhalb hat sich hier eine neue Gesellschaft unter der Firma Armand le Comte u. Comp. mit einem Kapital von zehn Millionen gebildet, um bey bedeutend erniedrigten Preisen die Konkurrenz mit der königlichen Messagerie auszuhalten. So werden wir bald wieder für 50 Franken nach Paris fahren können. Sie sehen, es fehlt uns wenigstens nicht an Unternehmungsgeist, wenn es nur mit dem Gelingen besser ginge. Daran ist viel die Regierung mit ihren Handel und Wandel beschränkenden Grundsätzen schuld. Bey dem unbegreiflichen Verschwendungssystem, das in unserer Administration eingerissen ist, wovon sie jedoch bey dem immer ressenmäßiger werdenden Budget in Kurzem zurückkommen muß, sind schlechte Spekulationen, wie folgende, nicht zu verwundern. Zur Feyer des glorreichen Feldzugs in Spanien und zu Ehren der Herzogin von Angouleme gab die Stadt Toulon 1822 ein Fest, wozu die Malereyen auf Holz und Leinwand allein 11.417 Fr. kosteten. Diese Siebensachen wurden neulich für — 320 Fr. versteigert, um bey einer ähnlichen Gelegenheit, die bey unserer französischen Courtoisie nicht wohl ausbleiben kann, neu angeschafft zu werden.

Solche Malereyen bringen mich auf die verwandte Kunst in Lyon, welche eine Frau Base der Frau Nachbarin in der Provinz ist. Dieß wird auch bey uns, in der zweyten Hauptstadt Frankreichs, schwerlich besser werden, so lange die erste wie ein ungeheurer Maëlstrom Alles anzieht und in sich verschlingt, was nur einigen Werth hat. Dieß liegt freylich im Interesse der Hauptstadt einer Nation, bey der so viel auf Schein und Eitelkeit berechnet ist. Ihr muß es angenehm seyn, wie es denn auch gar bequem ist, ohne Nebenbuhler zu herrschen und ohne Konkurrenz das Monopol in Sachen der Wissenschaft und Kunst zu haben. Dabey gewinnt aber weder die Eine noch die Andere. Griechenland hatte seine Kunstschulen in Rhodus, Aegina, Korinth, Sycion und Athen, und zwischen ihnen herrschte freyer Wetteifer, zu dem Künstler aus allen Theilen des Landes herbeykamen. Italien zeigte in seiner schönen Kunstzeit dasselbe. Raphael lebte in Rom, Michel Angelo in Florenz, Tizian in Venedig, die Carracci in Bologna, Correggio zu Parma. In Deutschland sahen wir zu derselben Zeit Aehnliches. Köln, Oberdeutschland, Nürnberg und Schlesien erhoben die deutsche Kunst, jedes auf verschiedene, auf eigenthümliche Art. Eine einzige Schule in der fernen theuern Hauptstadt kann nicht alle Kunstkeime entwickeln, die sich in den Provinzen zeigen und da ohne Hülfe verloren gehen. Die aber, welche wirklich nach der Pariser Hauptschule gelangen, werden alle Manieren, Eigenheiten oder Fehler der dort herrschenden Lehrer annehmen. So wurden aus ihnen, wie es sich trifft, Nachahmer von Lesueur oder von Mignard, von Van Loo oder von David.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nro. 139 des Morgenblatts ist Seite 1 Spalte 1 Zeile 5 von oben statt: aufgenommen hätte, zu lesen: hätte aufnehmen können. S. 2 Sp. 1 Z. 10 v. o. statt: aufzustellen — aufstellen zu lassen; Z. 11: in welchen — während welcher; Z. 12.: nicht von der Arbeit abließen — arbeiteten; Sp. 2. Z. 5 von unten: antwortete — beantwortete.

Beylage; Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 141.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Juni 1829.

Daß ich wie Blum und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter, o führ' mich schnell
Hin, wo kein Menschen treiben.

Kerner.

Der Wunsch.

Die Sagen aus des Lebens Frühzeit wissen,
Wie manche da so tief den Schmerz genossen,
Daß ihre Seelen sich in Stein verschlossen,
Zum Fels erstarrt in Liebeskümmernissen;

Und andre, flüchtigschen vor Götterküssen,
Zu Bäumen ringend, rauschend aufgeschossen;
Und andre sich in Quellen ganz ergossen,
Von heißen Thränenfluthen hingerissen.

Ich aber, von den höchsten Felsenhallen
Möcht' ich in's Thal mit tausend Quellen fallen,
Mit tausend Quellen alle Flur durchwallen,

Möcht' aus der Flur in Gras und Blumen quillen,
Und weit in aller Wälder Grün mich hüllen,
Sprachlos die Welt mit Lieb' und Schmerz zu füllen!

A. Schöll.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

Am jenseitigen Gestade der Rhone stand, halb verdeckt von dem Schatten einer Erle, die Gestalt eines Mannes, der unverwandt herüber schaute. Als er die beyden Mädchen erblickte, trat er schnell in einen Kahn und leitete ihn durch die brausenden Wogen mit kräftiger Faust an das diesseitige Ufer. Rasch sprang er heraus und eilte in Babis Arme. „Halt!“ sprach diese mit Ernst und hielt die Hand vor. „Nicht eitle Liedeslust hat mich in dieser Stunde der Nacht hieher geführet.“ „Wie, süße Jungfrau!“ erwiederte betreten der Jüngling, „willst Du mir den Willkomm der Liebe versagen, der dem Geliebten gebührt?“ „Albert!“ entgegnete die Jungfrau, „noch kennst Du mich schlecht. So wisse denn, nicht Deine süßesten Schmeichelworte, nicht alle Schätze Deines Vaters hätten mich vermocht, den Ruf der unbescholtenen Jungfrau wagend und dem Verbote meines Vaters trotzend, hieher zu kommen, wenn nicht Dein und der Deinigen Glück und Leben auf dem Spiele stünden. Aber morgen, morgen mit Sonnenaufgang wird die Mazze vor der großen Linde von Brieg stehen, deinen Vater und sein ganzes Geschlecht der Unterdrückung des Landes anzuklagen. Geh, rette, hilf — ich bleibe unwandelbar die Deinige.“ Vernichtet stand der Jüngling. — Die Jungfrau wendete sich zu gehen. Flehend streckte der Jüngling die Arme nach ihr aus und rief mit schmerzlichen Tönen: „Und so, Babi, willst Du von mir scheiden, da meines Vaters Haus über mir zusammenbricht und uns die Stunde einer langen, langen Trennung schlägt?“ Tief ergriffen, zauderte die Jungfrau einen Augenblick, kehrte dann zu ihm zurück, und sank schluchzend in seine Arme.

Digitized by Google

Am andern Morgen, ehe noch die Sonne über die Berge stieg, ging ein rüstiger Mann, die Sense auf der Schulter, vom Flecken Brieg aus auf die Matten; vor ihm her schritt sein flinkes Weib, einen blühenden Knaben an der Hand führend. Als sie an der großen Linde vorbeykamen, erschrack mit einmal der Knabe, die Mutter warf einen Blick auf den Baum, an dessen Stamm die Mazze mit Stricken gebunden war, und stieß einen Schrey des Entsetzens aus, denn gespenstartig schaute das traurige Menschenantlitz des Popanz aus den Dornen hervor. Rasch trat der Mann hinzu, blickte mit Verwunderung, aber ohne Angst, auf die Figur, sezte langsam die Sense vor sich nieder und sprach ernst: „Weib, heute geben wir nicht auf die Matten!“ „Rudi,“ fragte das Weib erschrocken, „was soll diese Figur hier, und was bedeuten Deine düstern Blicke?“ „Elsi,“ erwiederte der Mann, „als die Mazze zum lezten Mal unter dieser Linde stand, warst Du noch nicht geboren; es sind seitdem fast dreyßig Jahre verflossen; damals galt es dem alten Anton im Thurm von Gestelenburg, und das Land sah schwere Zeiten. Nicht umsonst blickt die Mazze so traurig unter den Dornen hervor; Raub, Mord und Brand, und alle Schrecken des Bürgerkrieges ziehen in ihrem Gefolge.“

Immer größer wurde der Haufe der Landleute, die sich um die Mazze sammelten. So wie einer vorüberging, blieb er stehen. Bald kam das Gerücht in den Flecken Brieg und auf die umliegenden Berge: „An der großen Linde steht die Mazze gebunden und schaut ernst und traurig unter Dornen hervor.“ Von allen Seiten eilten die Landleute und Hirten herbey. Lärmend umkreißte die kühne Jugend die bedeutsame Figur, winkte sich freudig mit den Augen zu, flüsterte sich Vermuthungen in die Ohren, aber ein Name wurde nicht genannt. Traurig standen die Alten, schüttelten die Köpfe und sprachen halbleise von dem Unglück, das dem Lande drohe. Die Kinder jedoch, mit sorgenlosem Gemüthe, spielten wie sonst um den verhängnißvollen Baum. Erwartend heftete die Menge ihre Blicke bald auf diesen bald auf jenen, der durch Ruf und Glücksgüter über sie hervorragte, aber keiner trat hervor die Mazze loszubinden. Auf einmal erhob sich ein Flüstern unter dem Haufen und alle Köpfe wendeten sich rückwärts. Thomas in der Bündt, angethan mit dem funkelnden Harnisch, den er im Thale von Ossola, in schwerrm Kampfe von einem welschen Ritter gewonnen, trat an der Spitze einer bewaffneten Schaar einher, gefolgt von einer großen Menge seiner Angehörigen und Anhänger. Ehrerbietig theilte sich links und rechts der Haufe. Schweigend schritt er hindurch, gerade auf den Baum zu, zog den blitzenden Dolch, zerschnitt damit die Bande der Mazze und stellte sie neben sich. Jubelnder Beyfallruf der großen Mehrzahl folgte der raschen That. Einen Augenblick herrschte wieder tiefe Stille; dann erhob sich ein Wogen und Brausen unter der Menge, wie wenn ein gewaltiger Sturm die untersten Tiefen des Meeres aufrührt. Bald machten sich viele kühne Männer Platz durch den Haufen, traten vor die Figur hin und fragten: „Mazze, was leidest Du? Mazze, warum bist Du hier?“ Aber unbeweglich blieb das Bild, und auch der Meister öffnete den Mund nicht. Erwartungsvolles Schweigen herrschte rings umher, und man konnte jeden Athemzug hören. Da erhob sich eine laute Stimme unter der Menge: „Ihr Männer, die Niedrigkeit, von ungerechter Gewalt geschreckt, öffnet ihren Mund nicht.“ Als sie dieses hörten, traten viele vor und fuhren fort zu fragen: „Ist denn kein herzhafter Mann hier, dem das Land lieb ist? er trete hervor und sey der Fürsprecher der Mazze.“ Ein hoher Jüngling trat nun rasch aus der Menge. „Ah,“ riefen mehrere Stimmen, „der schwarze Robert!“ Zu der Figur gewendet, sprach der junge Mann: „Wir wollen Dir helfen, Mazze. Sprich, nenne den Mann, den Du fürchtest.“ Sie stand und schwieg. „Ist's der Stillinen? ist's der Asperling? ist's der Hunngarten?“ fuhr der Jüngling zu fragen fort. Die Mazze stand und schwieg. „Ist's Wischard von Raron und sein Haus?“ fragte der Fürsprecher mit erhöhter Stimme, und das Schweigen des Todes herrschte über der Versammlung. Da neigte sich die Mazze tief und ehrerbietig, wie hülfsbedürftig stand der Meister. Hierauf tiefe Stille. Dann rief der Fürsprecher laut: „Sie hat Euch geklagt, biedere Männer; wer die Mazze retten will, hebe die Hand auf!“ Ein Murmeln erhob sich unter der Menge, das bald in gewaltiges Brausen überging, und wie mit einem Zauberschlag flogen die Hände in die Höhe; nur wenige blieben ruhig stehen, dadurch ihre Mißbilligung anzudeuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die moralischen Eigenschaften der Blinden.

Wir verstehen hier unter Blinden nur Blindgeborene und solche, die sehr bald nach der Geburt das Sehvermögen verloren haben. Denn jene, welche ihres Gesichtes erst verlustig geworden sind, nachdem sie die Genüsse des Lebens kennen gelernt haben, unterscheiden sich, wie sich leicht erklären läßt, hinsichtlich ihrer moralischen Beschaffenheit sehr von den Blindgebornen. Einem Wanderer vergleichbar, der im Dunkel eines unbekannten Waldes den Führer verloren hat, fürchten sie bey jedem kleinen Fehltritte in einen Abgrund zu stürzen; der eigenen Sicherheit verlustig, trauernd um das verlorene Gut, und ohne die tröstende Hoffnung, es wieder zu erlangen, führen sie unter Furcht, Schmerz und Verzweiflung ein

Digitized by Google

höchst unglückliches Leben. Dagegen, wie Guillie und De Renzi versichern, sind die Blindgeborenen fröhlich, lustig und äußerst munter, ihr Antlitz ist heiter, und ihr Mund verzieht sich beständig zum Lächeln. Gewohnt, bey den Vorfällen des Lebens sich der Hülfe der übrigen Sinnen zu bedienen, sind sie unerschrocken und sicher in ihrer Thätigkeit. Wünschen sie sich das Sehvermögen, so geschieht es mehr aus Neugierde als aus Bedürfniß. Uebrigens besitzen die meisten von ihnen, entweder vermöge eines hellen Scheines, wie Guillie behauptet, oder vermöge eines eigenen Sinnes, wie De Renzi unnöthiger Weise annimmt, oder auch vermöge der außerordentlichen Feinheit ihres Gefühlvermögens, die Fähigkeit, die Gegenwart des Lichtes oder der Dunkelheit, des bewölkten oder heitern Himmels, die Oeffnungen, durch welche das Licht einfällt u. s. w. zu unterscheiden. Ihre in der Regel glühende Phantasie ersezt ihnen zum Theil den Mangel der Augen, indem sie ihnen ein ganz eigenthümliches, nicht zu beschreibendes Bild vom Lichte, von den Farben, von der Sichtbarkeit der Körper, von ihrer Vertheilung im Weltalle, vom dem majestätischen Anblicke des Himmels und der Erde entwirft. Man muß in der That glauben, daß dieses Bild ihrer Phantasie groß, hinreißend und wunderbar seyn muß, da es die Blinden nicht selten der Gesellschaft entführt und sie bewegt, ihren Geist zu abstrakten Meditationen zu sammeln. Indessen lieben sie nicht weniger die gesellschaftliche Unterhaltung, und wissen dieselbe mit so sinnreichen und scherzhaften Einfällen zu würzen, daß sie für Jedermann Interesse gewinnt. Auch die Freuden der Tafel haben einen mächtigen Reiz für sie, und nur eine gute Erziehung vermag sie hier in den Schranken der Mäßigkeit zu erhalten. Aber die Leidenschaft, welche sie am meisten beherrscht, ist die Liebe. Sie prunken in derselben mit ihren Liebkosungen, mit ihren Gunstbezeugungen, mit ihrem gebildeten Geiste. Verwundet ein liebenswürdiger Gegenstand ihr Herz, so entzündet sich in diesem ein so heftiges Feuer, daß sie außer sich gerathen und wohl im Stande sind, die Rechte des schönen Geschlechtes und die Gesetze des Anstandes zu verletzen.

Man wird sich wundern, wenn man hört, daß die Blinden in der Liebe auch auf Schönheit Rücksicht nehmen. Diese besteht, ihren Vorstellungen zufolge, in einer glücklichen Harmonie und in richtigen Verhältnissen der Gliedmaßen, in abgerundeten Formen, weicher Haut, klangreicher Stimme, einnehmenden und anmuthigen Manieren. Groß ist ihr Streben und ihre Leidenschaft, mit solcher Schönheit ausgestattete Personen zu besitzen. Und mit welchem Stolze brüsten sie sich, wenn sie in solchen Besitz gelangt sind! Ihr Egoismus, schon von Natur bey ihnen vorherrschend, kennt alsdann keine Gränzen, und der Gedanke, eine schöne Gattin zu besitzen, vollendet die Pracht und die Anmuth des Gemäldes, welches ihnen ihre Phantasie vorzaubert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Mai.

(Beschluß.)

Unter den hiesigen Malern erheben sich nur wenige über das Porträt, wie die lezte Kunstausstellung bewies. Allen ist, wie den französischen Malern überhaupt, mehr Treue und Studium der Natur anzuempfehlen. Ein hiesiger Arzt, Imbert, dringt besonders auf größere Aufmerksamkeit in Behandlung des Schädels, und was er darüber sagt, ist nicht ohne Interesse. Die Schädelbildung wird beym Zeichnen allzu sehr vernachlässigt, und doch ist sie gleich wichtig für die Erklärung des intellektuellen Charakters, wie für die äußere Aehnlichkeit. Bey den mehrsten Porträts verwendet der Maler alle Sorgfalt auf die zarten und beweglichen Nüancen des Gesichts und meynt, der ganze übrige Kopf sey gleichgültig. Dadurch bekommt das Porträt etwas Fremdartiges, und man sucht die Ursache vergeblich, denn das Gesicht an sich ist ganz ähnlich. Darüber sind alle einverstanden, aber nur sehr wenige finden, worin eigentlich die Unähnlichkeit liegt. Man sehe nur mit Aufmerksamkeit auf die Stirne des Originals, wie viel da lebt, denkt und spricht, auf ihre hervorstehenden und zurücktretenden Stellen, auf ihre Höhe und Breite; dann vergleiche man das Bild, und der Fehler wird gleich augenscheinlich werden. Jene Einzelnheiten der Stirne haben viele Maler gar nicht bemerkt oder der Aufmerksamkeit und Berücksichtigung nicht werth gehalten; Andere haben sie bemerkt, hielten es aber für nöthig, das Unschöne und Ungewöhnliche daran zu mildern oder ganz wegzulassen. Bey Homer und Voltaire ist der Kopf oben und zur Seite allzu stark, Kants Stirne tritt zu sehr hervor, bey Bayle ist die Nasenwurzel zu breit, bey Sterne liegen die Augen zu tief, bey Mirabeau zu weit vor und zu niedrig. Die mehrsten Maler haben jene Fehler gar nicht oder nur ganz leise angedeutet. Auf den mit Haaren bedeckten Schädel nehmen sie gar keine Rücksicht, denn die Porträtmaler meynen, unter die Haare sehe ja auch beym Original Niemand. Das Ablibitum ist überdieß kurz und bequem, es braucht für den Schädel keine eigene Sitzung; auf sein Verhältniß kommt nichts an, ja, ist er zu groß, so macht es sich der gefällige Maler zur Pflicht, ihn auf der Leinwand etwas zu verkleinern. Napoleon ließ man freylich seinen ungeheuren Kopf, warum aber? um seine ganze Gestalt nach Verhältniß größer machen zu können. Dabey geht aber alle Wahrheit verloren. Selten findet man daher bey uns ganz ähnliche Porträts, und doch ist Treue deren größtes Verdienst. Die Alten begingen jenen Fehler nicht, sondern hielten sich in ihren Büsten und Statuen treu an die Natur. Sie ließen es sich nicht einfallen, sie durch Weglassung von selbst verunstaltenden Einzelnheiten zu verschönern. Im Gegentheil, sie entdeckten welche, die weniger scharfen Beobachtern entgangen wären. Sie begriffen die niedrige Schmeicheley nicht, womit heut zu Tage Künstler die Unförmlichkeiten ihrer Porträtoriginale behandeln. Im Gegentheil, sie fühlten das Unschickliche, der Nachwelt nicht das treue, wenn auch unschöne Abbild eines ausgezeichneten Mannes, sondern nur

Digitized by Google

einen Beweis ihrer engherzigen Kunstansicht zu überliefern. So verkleinerten sie Pericles ungeheuern Kopf nicht, sondern sezten ihm nur immer einen Helm auf. Alexander und Caracalla haben immer den Kopf auf die linke Schulter geneigt. Caesar erscheint mit seinem Kahlkopf, Vitellius in eckelhafter Dicke und Marc-Aurel mit seinen ganz eigenen Ohren. Gleiche Gewissenhaftigkeit zeigt sich bey den übrigen Theilen des Schädels. Themistokles Kopf ist immer nach hinten verlängert, Nero hat einen ungeheuren Nacken, bey Euripides stehen starke Erhabenheiten zu beyden Seiten des Kopfes, bey Domitian nur auf einer Seite. Epictet hat oben an der Stirne eine ungeheure Protuberanz. Von alle dem ist heut zu Tage an Büsten und Porträten nichts mehr zu bemerken. Warum wohl? Gestaltet jezt die Natur den Menschenkopf anders? O nein, in ihr hat sich nichts geändert, wohl aber in unserer Kunstansicht.

In der Architektur zeigt sich noch gar kein Kunstsinn bey uns. So reißt man tapfer die schönen Bauwerke Soufflots ein, der unter den Architekten Frankreichs vielleicht den ausgezeichnetsten Rang verdiente. Seine Gebeine waren bisher in der Abtey St. Geneviève, dem ehemaligen Pantheon in Paris, beygesezt, wurden aber vor Kurzem in die schöne Kirche gebracht, die ihm ihre Entstehung verdankt und wo man ihm wie dem Architekten von St. Paul in London die Grabschrift setzen könnte: Si quaeris monumentum, circumspice.

Man sollte es kaum glauben, daß die ernste Kirchenmusik hier immer mehr in Aufnahme kommt, und doch können unsere Kirchen heut zu Tage nicht mehr wie sonst Schulen für Sänger und Komponisten seyn, denn mit andern Zeiten sind andere Sitten gekommen. Vorige Weihnachten und Ostern waren zu St. Peter Messen mit großen Chören von einem unserer namhaften Musiker. Manche hätten wohl lieber eine Kirchenmusik von alten italienischen Meistern gehört; sie mußten aber doch anerkennen, daß das Gloria effektvoll war.

London, May.

(Beschluß.)

Man hatte geglaubt, der Rücktritt des Grafen Winchelsea und einiger andern Zeloten würde das königliche Kollegium in Verfall bringen, und Manche wetteten sogar, daß in der Versammlung der Subskribenten vom 16. Mai der Plan der Stiftung aufgegeben werden würde. Aber man sah sich getäuscht; die Bischöfe und andere Freunde der Staatskirche fanden sich zahlreich ein, mehrere sprachen mit Wärme dafür und lobten besonders die Freygebigkeit der Regierung, welche aufs bereitwilligste ein Grundstück in dem Mittelpunkte der Stadt zum ewigen Leben mit der einzigen Bedingung angeboten hatte, daß, da solches an den Pallast Somersethaus anstößt, das Gebäude mit diesem gleichförmig aufgeführt werden solle, wodurch denn die schöne Façade dieses Pallastes nach dem Flusse zu vollendet werden wird. Die dazu erforderliche Summe beläuft sich auf 170.000 Pfund, und obgleich man erst 126.000 Pfund subskribirt hat, werden die Administratoren, im Vertrauen auf den Eifer des Publikums, den Bau unverzüglich beginnen. Zum Beweis, wie unbillig diejenigen gewesen sind, welche die Freunde der Emanzipation als Feinde des Protestantismus verschrieen haben, verdient erwähnt zu werden, daß der Marquis von Camden, sonst ein Gegner, aber seit ungefähr einem Jahre ein eifriger Verfechter dieser Maaßregel, sich jezt als einer der thätigsten Beförderer dieser kirchlichen Universität zeigt. Ihr Gelingen als solche ist jedoch zweifelhaft, da es noch nicht entschieden ist, ob sich überhaupt in London zwey hohe Schulen werden erhalten können, d. h. ob sich Jünglinge genug finden werden, um beyde Anstalten zu füllen. Die neue Universität hat jedoch den Vortheil, daß ihre Stifter, durch den Mißgriff der ältern Anstalt gewarnt, den Elementarunterricht durchaus von dem höheren getrennt haben, so daß auf jeden Fall, die hohe Schule mag gedeihen oder nicht, eine zeitgemäße Elementarschule, auf großen Fuß und auf religiöse Prinzipien gegründet, die sich in einer Elementarschule nun einmal nicht entbehren lassen, übrig bleiben wird; ein Vortheil für diese Stadt, wofür wir den Stiftern der Londoner Universität dankbar seyn müssen, obgleich sie solchen nur unwillkührlich herbeygeführt haben.

Unsere Liebhaber des Gesanges, besonders des weiblichen, dürfen sich gegenwärtig nicht beklagen: wir haben die Camporesi, Malibran, Blasis, Stockhausen und vor allen die Sontag hier. Manche meynen, sie sey weniger reizend wie sonst, aber über die Schönheit ihrer Stimme ist alles einig. Sie hat auch ihre jüngere Schwester mitgebracht, die aber doch nur ihretwillen bemerkt wird. Von männlichen Sängern haben wir nichts Besonderes. Die beste Musik hört man jezt in den Konzerten, welche häufig stattfinden und zahlreich besucht werden. Im englischen Theater sieht es trübselig aus. Man spricht zwar von einem neuen Trauerspiele, welches in Drury Lane auf dem Stapel seyn soll; aber erschienen ist noch nichts, was nur des Nennens werth wäre. Von der Gemäldeausstellung in der Academie kann ich Ihnen noch nichts Näheres mittheilen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 135:

Die zehn Ziffern.

Räthsel.

Ich bin Nichts; einige sagen, ich sey das Ende alles Seyns, das Grab, in dem sich alles begräbt; andere, ich sey der Anfang, aus mir trete alles ins Daseyn. Wenn mich die Kinder sehen, so ruhen sie aus und ihr Verstand steht gewissermaßen still.

Unserer zwey zusammen sind die allereinfachsten und wohlfeilsten Wegweiser; würden die Menschen uns immer folgen, es ginge nicht so krumm in der Welt her. Aber auch zu Gedanken fordern wir auf.

Ich bin das Ziel, nach welchem sich täglich viele der Räder in der Staatsmaschine sehnen. Ich bin die lezte That aller, die da Reden halten an das unermeßliche Publikum; mein Begräbniß ist ein Sandhaufen.

J. W. Pfaff.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Juni 1829.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freyheit geben.

Goethe.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

Von J. G. Fichte.

(Fortsetzung von Nro. 38.)

Aus seinen Universitätsjahren.

Im vollendeten achtzehnten Jahre, zu Michaelis 1780, bezog Fichte die Universität Jena, um Theologie zu studiren, weniger vielleicht aus besonnener Wahl oder aus entschiedener Neigung, als weil es der Wunsch der Eltern und des Pflegevaters war. Denn bald zeigte es sich, wie ihn auch andere, selbst philologische Studien anzogen, und wie die entschiedene Richtung seines Geistes nach Klarheit und Festigkeit des Erkennens ihm den nächsten und leichtesten Weg, äußerlich sein Studium zu vollenden, fast ganz aus den Augen rückte. Eine alte, noch übrig gebliebene Matrikel jenes Jahres trägt den Namen Griesbachs, als des Prorektors, und dieser wurde zunächst auch sein Lehrer und vorzüglichster Gönner, wie Fichte noch später mit großer Dankbarkeit zu erwähnen pflegte. Indeß wissen wir von dem Gange seiner theologischen Studien um diese Zeit nichts Bestimmtes; doch läßt eine spätere Aeußerung von ihm, der wir weiter unten gedenken werden, über die Gründe, welche ihn allmählig von der Theologie entfernten, keinen Zweifel übrig. Gar bald nämlich, und im Fortgange des Studirens immer mehr mußte sich ein Mißverhältniß in ihm hervorthun zwischen der Form der Theologie, wie sie besonders damals noch auf Universitäten gelehrt wurde, und dem wissenschaftlichen Bedürfnisse eines philosophischen Kopfes. Fichte, wenn je ein anderer, konnte nur in konsequent durchgeführter Theorie Klarheit finden, die aus einem Principe alles durchdringt und das damit Unvereinbare von sich ausstößt. Welche Zweifel und Dunkelheiten in dieser Beziehung ihm das Studium der Theologie, besonders der Dogmatik, bereiten mußte, möge daraus ermessen werden, daß selbst jezt, bey dem völlig veränderten Geiste in der Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Aufgabe eigentlich noch besteht, Glauben und Wissen, Offenbarung und Erkennen mit einander zu versöhnen. Wie er indeß bey seinen theologischen Zweifeln zunächst auf die Philosophie hingewiesen worden, zeigt bestimmter folgender Umstand. Er hörte die Dogmatik bey Pezold in Leipzig. Indem er aber die theologischen Lehren von Gottes Eigenschaften, von der Schöpfung, von der menschlichen Freyheit u. s. w. sich völlig klar zu machen suchte, traf er auf Dunkelheiten, die er nur unabhängig forschend auszugleichen hoffte. Aber der Umkreis dieser Untersuchungen vergrößerte sich ihm stets, und so wurde er allmählig immer mehr aus dem blos theologischen Standpunkte auf den philosophischen hingedrängt; kurz er äußerte später bestimmt, daß alle seine philosophischen Untersuchungen ursprünglich davon ausgegangen seyen, sich eine haltbare Dogmatik zu verschaffen, überhaupt durch diesen Umweg über die höhern Fragen der Theologie sich vollkommen aufzuklären; ihn bewegte also, was auch in der geistigen Entwicklung der gesammten Menschheit die Quelle

Digitized by Google

aller philosophischen Forschung, der Sporn jeder höhern Wißbegier geworden ist.

Welcher Leitung indeß er Anfangs bey seinen philosophischen Studien folgte, ist uns gleichfalls unbekannt. Wir wissen nur, daß er sich zu einem entschiedenen Determinismus bekannte. Es scheint also das Problem von der Freyheit des Menschen, und bestimmter die Frage, wie eine solche sich vereindar denken lasse mit der Nothwendigkeit, die ordnend Alles umfaßt, zuerst seine Aufmerksamkeit besonders erregt zu haben.

Was seine äußere Lage um diese Zeit betrifft, so begannen jezt eigentlich die sorgenvollsten Jahre seines Lebens. Sein großmüthiger Pflegevater war unterdeß gestorben, und wenn dessen Angehörige dem Plane auch nicht ungetreu wurden, den jener treffliche Mann zu Fichtes Ausbildung und Unterstützung gemacht hatte, so war doch zu wenig Regelmäßigkeit in dem, was sie thun konnten, und Fichte sahe sich bald, wollte er in eigenem Sinne fortstudiren, völlig auf sich selbst zurückgewiesen, zumal da er auch, wie ein später anzuführender Brief es bezeugt, nie an einer Unterstützung Antheil hatte, die arme Studirende, auf sächsischen Universitäten besonders, so häufig genießen.

Wie aber in der Geschichte ganzer Völker und einzelner Individuen die erhebende Betrachtung sich uns aufdrängt, daß die ewige Ordnung auch das Besonderste also entwickelt und leitet, wie es gerade ihm angemessen ist, daß selbst das Schicksal und die Fügungen des Einzelnen seine Erziehung sind zu dem ihm beschiedenen Berufe, so müssen wir auch in den schweren Bedrängnissen, die manches Jahr von Fichtes Jünglingsleben trübten, für seinen Charakter wie für seine ganze Geistesentwicklung eine bedeutende Wirkung anerkennen. Die Nothwendigkeit, der Welt und der Umgebung alles abzukämpfen, kann allein starke Naturen zum ganzen Bewußtseyn ihrer Kräfte bringen, während schwächere freylich in jenem Kampfe oft erliegen. So war es für Fichte damals die Epoche, worin sein Wille, sein Lebensmuth, die Kraft geübt und gestählt wurde, der Welt gegenüber und durch diese gewöhnliche Meynung hindurch den eigenen Weg zu gehen, und unbekümmert um jedes fremde Urtheil, in der Einsamkeit dem selbstgewählten Ziele zuzustreben. Und wie groß auch die Anlage zu einem starken Charakter in ihm gewesen sey, jene Selbstständigkeit im Denken und Leben, die in Fichte stets so gewaltig hervortrat, konnte doch nur so zu ganzer Stärke sich entwickeln, während eine glücklichere Jugend, günstigere Verhältnisse ihn kaum zu dem Manne gemacht hätten, der gerade so oft kämpfend zu wirken berufen war. Zugleich bestätigt sich aber dadurch eine andere Bemerkung, daß Männer von eigenthümlicher Richtung meist langsam und in unbemerkter Entwicklung durch sich selbst sich heranbilden; und wir führen in dieser Beziehung eine Aeußerung Fichtes über sich selbst an. Er sagte nämlich einmal, manchen seiner Zeitgenossen gegenüber: er habe erst lernen und mühsam sich bilden müssen, ehe er selbst lehrend aufgetreten; anders sey es mit jenen, die niemals Zeit gefunden hätten zum Lernen in ruhiger Entwicklung, weil sie gleich Anfangs Lehrer geworden. Und diese Lehrjahre im umfassendsten Sinne möchten für Fichte schon damals begonnen haben, indem es bey einem Philosophen wohl vor Allem gilt, sich selbst und das Leben in seinen geheimsten Verwicklungen kennen zu lernen, das Räthsel desselben tief und durchaus in sich zu fühlen, um den Versuch wagen zu können, es auf eigenthümliche Weise zu lösen. —

Von seinen äußern wechselnden Verhältnissen um diese Zeit wissen wir nur Einzelnes und Abgerissenes, doch legt ein noch vorhandenes Schreiben desselben an den damaligen Konsistorialpräsidenten Sachsens, Herrn von Burgsdorf, ein so aufrichtiges und redendes Zeugniß davon ab, daß es hier seinen Platz finden möge. Zugleich kann es auch darlegen, wie bescheiden seine Wünsche waren, und wie leicht ihre Befriedigung gewesen wäre. Aber indem auch diese nicht erfüllt worden sind, läßt dieß den wahren Grund uns ahnen, der überhaupt in Sachsen seinem Fortkommen als Geistlicher im Wege stand; es war derselbe, der auch seinem Freunde Weißhuhn und manchem andern zum Hinderniß gereichte. Man hegte Zweifel an seiner theologischen Rechtgläubigkeit. Je mehr aber damals allerley Neuerungen in der Theologie um sich zu greifen schienen, desto strenger mochte man sich verpflichtet halten, alle diejenigen von Predigtämtern auszuschließen, die zu jenen Neuerungen sich hinneigten. Nur so scheint es möglich zu erklären, wie das nachfolgende Gesuch bey einer wohlwollenden Behörde ohne Wirkung bleiben konnte. Das Koncept dieses Schreibens trägt kein Datum, doch muß es, wie sein Inhalt beweist, im Jahre 1787 geschrieben seyn, indem wir bald darauf Fichten zum ersten Male sein Vaterland verlassen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Halt, haltet ein!“ rief von Ferne eine donnernde Stimme und man sah zwey Reiter das Thal heraufsprengen. „Es ist der Sillinen und Albert von Raron!“ flüsterten mehrere Landleute, deren scharfes Auge die Ritter von weitem erkannte. Beyde sprangen von den Rossen und gingen festen Schrittes auf die Mazze zu. „Hier bin ich, Thomas in der Bündt,“ sprach Rudolph von Sillinen, „um mit zu tagen.“ — „Der Tag ist vorüber,“ erwiederte Thomas gelassen, „und heute noch wird die Mazze vor dem Thore von Raron stehen.“ —

Digitized by Google

„Wie," rief der Ritter entrüstet, „und ohne mich habt ihr getagt! Hat der Sillinen keine Stimme mehr in der Gemeinde?" — „Junker," entgegnete ruhig Thomas in der Bündt, „die Sonne ist über den Bergen und die Rächer des Landes sind früh auf." — „Und soll Niemand gehört werden, der den angeklagten Mann vertheidigt?" — „Die Rede ist frey. Keine Stimme hat sich für Wischard von Raron erhoben." — „So laßt mich jezt sprechen; ich bin gekommen, seine Sache zu führen in der Gemeinde." — „Der Tag ist geschlossen; das Mehr hat entschieden." — „Das sprichst Du, Thomas in der Bündt," versezte der Ritter; „aber Ihr," fügte er mit lauter Stimme hinzu, „biedere Männer, hört mich; hier stehe ich, für Wischard von Raron zu sprechen!" — „Hört ihn, hört ihn!" riefen mehrere Stimmen; „fort mit ihm, fort mit ihm!" schrieen die Meisten; „das Mehr hat entschieden." — Unbeweglich stand Thomas in der Bündt unter dem Toben der Menge und änderte keine Miene, wie einer, der seiner Sache gewiß ist. — „Ihr freyen Männer von Wallis," rief der Ritter mit gewaltiger Stimme, „hat nicht auch Rudolph von Sillinen Eure Schlachten geschlagen? Ist nicht auch Albert von Raron mit Euch über den Simplon gezogen? Hört uns, hört uns, wenn Ihr Gerechtigkeit liebt." — Seine Stimme verlor sich unter dem immer steigenden Lärm der für und wider wild durcheinander schreienden Menge. Lächelnd stand Thomas in der Bündt, in der Mitte des Volkssturms gleichsam in seinem Elemente. — „Sprich, Thomas, rede," ermahnte ihn dringend der Ritter, „brauche Dein Ansehen, wenn Du ein gerechter Mann bist." „Ich bin," erwiederte dieser gelassen, „ein freyer Landmann, wie jeder andere, und nicht mehr." „Ha, falscher Mann," versezte Rudolph mit zornfunkelnden Augen und legte die Hand an den Griff seines Schwertes, „Du versagst Dein Ohr dem Recht, aber meinem Schwert sollst Du Rede stehen!" „Ich ziehe mein Schwert nicht in der Gemeinde," entgegnete Thomas in der Bündt mit Ruhe, „an ihr ist es, ihren Beschlüssen Kraft zu geben." Mit drohenden Blicken auf die beyden Ritter, sammelten sich die zunächststehenden Landleute um ihn, aber er blieb ruhig in ihrer Mitte, während tobender Sturm die Versammlung bewegte.

Jezt sah man einen Reiter, dem ein einziger Knappe folgte, langsam das Thal heraufreiten. Er trug keine Rüstung und führte blos ein Schwert an seiner Seite. „Beym Himmel," rief Thomas in der Bündt verwundert, „es ist der von Raron selbst!" „Ha, zur guten Stunde," murmelte der schwarze Jüngling, welcher den Fürsprecher der Mazze gemacht hatte, vor sich hin, „vielleicht kann so die Sache ein schnelles Ende gewinnen!" In edelstolzer Haltung, doch ohne beleidigenden Trotz trat der Freyherr unter die Menge, deren Toben bey seinem Anblick verstummt war. Einen einzigen Blick warf er auf die Mazze und fragte mit ruhiger Würde: „Ihr Männer von Wallis, wessen klagt Ihr mich an?" Alle schwiegen. Thomas in der Bündt trat vor und sprach: „Wischard von Raron, Dein Sinn geht auf Unterdrückung des freyen Volkes der Walliser. Darum hältst Du insgeheim zu dem Hause Savoyen, darum verachtest Du die Sitten Deines Landes und spottest der einfachen Weise seiner Bewohner; darum hast Du willkührlich freye Landleute dieses Gebirgs in fernen Krieg geführt; darum hast Du unsere Nachbarn und Freunde, die Männer von Uri und Unterwalden, ob ihrem Zug in das Eschenthal verhöhnt ....." „Darum," rief der schwarze Jüngling heftig dazwischen und trat mit blitzenden Augen vor den Freyherrn, „Darum hast Du Dir die Güter Antons von Thurn zu Gestelenburg zugeeignet, nachdem Du ihn hülflos in die Fremde gestoßen." Ein Murren flog durch die Menge, das schnell in furchtbares Toben überging. „Rechenschaft von Herrn Antons Gütern! Gib die Burgen heraus!" riefen viele Stimmen durcheinander. Vergebens versuchte sich der Freyherr Gehör zu verschaffen. „Er will alle festen Schlösser an sich reißen und das Land unterjochen!" rief eine kräftige Stimme. „Nieder mit dem Verräther! Was zaudert Ihr!" fielen andere ein. Der schwarze Robert ging geschäftig unter der Menge hin und her und schürte den Zorn zur wilden Gluth. Furchtlos stand die hohe Gestalt des Freyherrn und überschaute mit ruhigem Blick die tobende Menge; nicht einmal die Hand legte er an das Schwert zur Gegenwehr. Sein Sohn und Rudolph von Sillinen hatten sich an seine Seite gedrängt. Drohend erhoben sich einzelne Lanzen und Morgensterne über dem Haufen. Albert und der Sillinen zuckten ihre Schwerter zum Beystand; der Freyherr aber blieb unbeweglich stehen, wie eine alte Eiche des Waldes, die des Sturmes spottet. „Halt!" rief plötzlich Thomas in der Bündt mit kräftiger Stimme. „Niemand vergreife sich an ihm, bey dem Heil dieses Landes! Wir sind gerechte Männer. Erst wenn die Mazze an seiner Thüre stehen wird, ist er mit Leib und Gut verfallen." Das Toben der Menge legte sich auf diese Ermahnung. Gleich gelassen stand noch immer der Freyherr und blickte ruhig über den wogenden Haufen hin; dann faßte er Thomas in der Bündt bey der Hand, schüttelte sie kräftig und sprach: „Heil dir, mein Vaterland, noch Ein gerechter Mann lebt in deiner Mitte — und dieser ist mein bitterster Feind! Thomas in der Bündt, Wischard von Raron gebt, Dir Platz zu machen. Du wirst bald genug diese willenlose, undankbare Menge verachten lernen. Siehe zu, daß Du Dir nicht selbst die eigene Ruthe bindest!" (Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Zeitungsdruck in England.*)

Das Zeitungsblatt, The Atlas, lieferte am 14. März in einigen Stunden 20,000 Exemplare. Auf jedem Exemplare war eine Fläche von 40 (engl.) Quadrat-Fuß gedruckt; es wurden also in ein paar Stunden 800,000 Quadrat-Fuß gedruckt, oder ein Flächeninhalt von 20 Morgen Landes (20 Acres). Die ganze Auflage der Nummer bestand aus 320,000 Blättern von 16 Zoll in der Länge oder aus 640,000 Seiten, oder aus 1,920,000 Kolumnen, oder aus 241,920,000 Zeilen, oder 2,419,200,000 Worten. Nimmt man nun einen Oktavband zu 500 Seiten, jede Seite zu 34 Zeilen und jede Zeile zu 10 Worten, also zu 170,000 Worten an, so hat die Presse, die den Atlas druckte, in einigen Stunden 14,230 Oktavbände gedruckt. Würde man die 16 Blätter eines jeden Exemplars einzeln schneiden und der Länge nach an einander legen, so würden sie von London bis Salisbury reichen, und schnitte man die drey Kolumnen einzeln heraus und legte sie der Länge nach an einander, so würde man Middlesex und alle sieben daran gränzende Grafschaften mit denselben einschliessen können. Und die Maschine, mit welcher man dieses Wunder geschaffen hat, woraus besteht sie? Aus zwey großen und zwey kleinen Walzen, die von einer Maudslay Dampfmaschine von der Kraft von vier Pferden getrieben werden; sie wurde von drey Knaben bedient, die nichts anderes zu thun hatten, als den ungeheuren Bogen unbedruckt unter den ersten Cylinder zu bringen, und in wenigen Sekunden auf beyden Seiten bedruckt unter der lezten Walze herauszuziehen.

*) Polytechnisches Journal. Jahrg. 1829. Erstes Junihest.

Korrespondenz-Nachrichten.

Schinznach.

Ich theile aus der von dem Vorstande der helvetischen Gesellschaft, Heinrich Zschokke, in der Versammlung vom 12. Mai gehaltenen Rede folgendes Bruchstück mit, das nicht unwillkommen seyn wird:

„Das politische Auseinanderfallen, Vereinzeln und Insichzusammenschrumpfen von zweyundzwanzig kleinen Gemeinwesen greift feindselig in das edlere Lebensverhältniß der Nation ein, und droht allmählig die Fortschritte des Nationalgeistes zu schwächen, der allein noch und nichts sonst ein ruhmvolles und unabhängiges Daseyn der Schweiz sichern wird. Bey der Auflösung jedes Körpers tritt nothwendig das Leben in dessen verwesende Theile zurück und gestaltet hier jene seltsamen und ungeschlachten Lebensformen, welche unser Erstaunen und Grausen erregen. Und erlischt im Körper der Eidgenossenschaft das Wesen, die Seele des Eidgenossenthums, so geht der eidgenössische Gemeingeist verkrüppelt in die Anmaßungen des Kantonsgeistes, in die Thorheiten des Stadt- und des Dorfstolzes, in die Selbstsucht des Familienhochmuths zurück. Dann zerbröckelt das hehre Vaterland in einen Haufen kleiner, wunderlicher Vaterländer, und dem Schweizer wird schon unheimlich in der Schweiz wie in einer Fremde, sobald er den Grenzpfahl seines Kantons hinter sich sieht. Dann aber sizt sich, nur in verhältnißmäßig verjüngtem Maaßstabe, auch wieder im einzelnen Kanton der heimliche Kampf der Privatvortheile gegen den gemeinen Nutzen, der Willkühr gegen die Freyheit fort. Dann sucht man sich lieber Anhänger, als selbstständige Vaterlandsfreunde. Demüthige Clienten in Gemeindsversammlungen, großen Räthen und Landsgemeinden haben dann nur noch Augen, um zu unterscheiden, ob der Herr und Patron spricht, aber nicht Ohren, um zu unterscheiden, was besprochen wird. Dann wird allmählig die res publica des kleinen Staats zur res privata der Verwalter desselben, und aus dem faulen Sumpf einer gehemmten öffentlichen Meynung steigt das Ungeheuer, der Nepotismus, welches, spielend mit Eidesformeln, die Würdigsten zum Regieren in Vettern und Söhnen der Regierenden findet; jenes Monstrum stolzen Eigenwillens, welches das Schwert der Gerechtigkeit zur Art der Staatspolizey umschmiedet, sobald man die Schranken gesetzlicher Ordnung und Verfassung zu durchbrechen Lust fühlt. Dann spreizt sich die heilige Scheu der Staatsdiener vor dem Rechtsgefühl ihrer Mitbürger zum landesherrlichen Trotz auf, und der edle Trotz eines unabhängigen Staates gegen Zumuthungen des Auslandes krümmt sich zur schmeichlerischen Feigheit zusammen. Dann, nach der Flucht republikanischen Zartgefühls, trägt auf offener Gasse die Eitelkeit sich selber zur Schau in Titeln und Orden, mit welchen nicht Verdienst um's Vaterland, sondern Verdienst um den fremden Hof belohnt oder gefordert werden soll. Allerdings muß dann jeder vereinzelte Kanton und jeder einzelne Machthaber desselben, ohne Trost und Vertrauen auf die Bundesgenossen, beym Gedanken an das Ausland unter dem Gefühl eigener Ohnmacht erliegen. Ein Volk von einigen Millionen Eidgenossen kennt die Furcht nicht!“ —

„Theure Freunde, die Hand aufs Herz! Wie steht es in den verschiedenen heimathlichen Gauen der Schweizer? Sind noch keine Spuren eines Rückschritts vorhanden? Ueberwältigt überall noch der Geist des Eidgenossenthums den engbrüstigen und doch sich gern brüstenden Kantonalgeist? Seyd Ihr daheim reich an wahrhaft hochedeln Staatsmännern? Wie viel zählet Ihr der helvetischen Aristiden bey Euch, die über das Gemeinwohl des großen Vaterlandes, oder auch am Ende nur des Kantons, persönliche Feindschaften und Freundschaften, ja sich selber vergessen? Nennet unsern Epaminondas, der mit gleicher Freudigkeit seinem Vaterlande in den niedrigsten Stellen dient, nachdem er in höhern geglänzt hat, gleichwie der Sieger von Leuctra, nachdem er Staat und Heer zu unvergänglichem Ruhm geführt, seiner persönlichen Ehre nicht unangemessen fand, Aufseher über Gassenkehrer und Kloakenfeger zu werden. Wahrlich, soll denn der Eidgenosse die Eidgenossenschaft vergessen lernen und, beschränkt auf eine kleine Heimath, den Schmerz blutender Vaterlandsliebe nicht fühlen: so wäre besser, man würde in unsern Schulen das Lesen der göttlichen Klassiker verbieten, und die Erinnerung an die großen Seelen Griechenlands und Roms, ja selbst an die Washingtons, Franklins, Jeffersons und andere unsterbliche Bürger des nordamerikanischen Bundesstaats vertilgen.“

„Nein, warum mich beunruhigen? Eidgenossen, edle Freunde, ich sehe Euch noch! Ich denke an eine Reihe erlauchter Namen, die in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst Zierden unsers Vaterlandes sind. Ich denke an die jungen Männer, welche über die Schlachtfelder der Vorwelt ziehen, um sich gleichsam von den Geistern der Vorwelt dem Dienst einer Eidgenossenschaft weihen zu lassen. Schon dringt immer mächtiger ein bildungsreicheres Geschlecht in die Bundesgemeinden, in die gesetzgebenden Räthe und in die Regierung ein. Schon erregt Mißbrauch anvertrauter Gewalt oder Wirrwarr derer, die für alles in der Welt Gründe und für nichts Grundsätze haben, allgemeinen Unwillen, jeder Dünkel dessen, der seine Persönlichkeit mit dem Staat vrwechselt wissen möchte, öffentlichen Hohn, und jeder Versuch, die Freyheit der Presse in das veränderliche Bedürfniß einer Behörde einzuschnüren, und den Ozean der Meynungen mit dem Fingerhut eines Censorverstandes abzugrenzen, gerechten Argwohn oder Gelächter.“

Berichtigung.

In Nr. 140 des Morgenbl. S. 1 Sp. 1 Z. 5. v. o. ist zu lesen: von seiner hohen Quelle, statt: von einer hohen Quelle.

Beylage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. Juni 1829.

Der Sturm droht deinem Hause. — Brichs
Mein und der Meinen Muth nur nicht.

M. Müller.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

Im einsamen Gemache saß Ida von Raron; sie hatte den Kopf in die Hand gelegt, und Thräne auf Thräne entfiel ihren Augen. Der Kummer, der die edle Gestalt niederdrückte, die Bläße der Wangen, der schwermüthige Blick des Auges, machten die Schönheit der Jungfrau noch anziehender. „Was ist doch der Mensch und seine Hoffnungen," klagte sie in leisen, rührenden Tönen für sich; „kaum noch das glücklichste Geschöpf dieses Thals, bin ich nun das elendeste. Vater und Geliebter in Zwiespalt, das Land in Aufruhr, die Burgen des großen Freyherrn gebrochen, dieses Schloß, die lezte Zuflucht des edlen Geschlechts von Raron, von Feinden umlagert!" Rasch trat der Freyherr in das Zimmer, warf einen zürnenden Blick auf die Tochter und fragte rauh: „Mädchen, wem fließen diese Thränen?" „Dem Geschick unseres Hauses," erwiederte sanft die Jungfrau. „Tochter," erwiederte ernst der Freyherr, „Wischard von Raron kann fallen, aber er will nicht beweint seyn. Trockne Deine Thränen. Oder," fügte er bitter hinzu, „fließen sie vielleicht einem andern?" Die Jungfrau schwieg, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. „Ha," fuhr der Freyherr zürnend auf, „Wischards Tochter weint um den Verräther ihres Vaters! Nicht die Bande der Freundschaft, nicht die der Liebe, nicht die der Ritterlichkeit, konnten ihn fesseln, den falschen Mann: Vereint hätten wir diesem Pöbel Trotz geboten; aber dieser Sillinen ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; er ergreift keine Parthey in dieser Fehde des Landes; sein zartes Gewissen erlaubt ihm nicht das Schwert gegen Landsleute zu führen. Freylich, so erhält man sich seine Güter, und erlangt vielleicht noch einige dazu, wenn das Haus Raron in Trümmer geht!" Die Wangen der Jungfrau färbten sich hochroth und ihre Augen fingen an zu blitzen; sie erhob sich in edlem Stolz, ihre Gestalt wurde gebietend und sie sprach mit Würde: „Als die Tochter des großen Freyherrn, der mächtig herrschte im Thal und Gebirge, wurde ich glücklich gepriesen vor allen Jungfrauen des Landes; das Gebäude seiner Größe stürzt zusammen, und Ida von Raron folgt ihrem Vater in Elend und Verbannung; aber Neigung und Pflicht fesseln mich an Rudolph von Sillinen, als seine verlobte Braut, und nie werde ich ihm meine Liebe entziehen, bis er selbst sich ihrer unwürdig macht." Sie verbeugte sich mit ruhigem Anstand und verließ das Zimmer. Lächelnd sah ihr der Freyherr nach und sagte, nicht unzufrieden: „Wahrlich, das ist Wischards von Raron Tochter!"

Ida von Raron stand unter dem hohen Bogenfenster ihres Gemachs und schaute sinnend hinaus in das Dunkel der Nacht denn der Schlaf floh das Auge der bekümmerten Jungfrau. Die eilenden Wolken, vom Winde gepeitscht, flogen im Sturme vorüber, tief unten am Fuße des Felsen, auf dem die Burg stand, rauschte die Rhone in flüchtiger Eile dahin, und die Stille der

Digitized by Google

Nacht wurde nur je und je durch den eintönigen Ruf der Wachen unterbrochen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gingen in düsteren Bildern vor dem innern Auge der Jungfrau vorüber, und so finster als die Nacht, die, von keinem freundlichen Stern erhellt, vor ihren Blicken lag, erschien ihr das Geschick ihres Hauses. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr im nämlichen Augenblicke erschrocken zurück, denn von unten ließen sich baldlaute Töne vernehmen, die nichts mit der menschlichen Stimme gemein zu haben schienen, sondern eher dem Blöken eines Thieres glichen. Die Nacht, die Einsamkeit, ihr trauriges Schicksal erfüllten die Seele der Jungfrau mit einer Bangigkeit, die ihr sonst fremd war; sie wollte auf ihr Lager zurückeilen, da erblickte sie am Fuße der Mauer eine kleine, zwergartige Gestalt, die mit der Hand heraufwinkte und dabey jene seltsamen Töne von sich gab. Beym Anblick dieses sonderbaren Geschöpfes erwachten in der Seele der Jungfrau alle die wunderbaren Volkssagen von Zwergen, Kobolden und Gnomen, die der Aberglaube tief in den Höhlen der Berge leben läßt; doch ermannte sie sich und blickte schärfer auf den Gegenstand ihrer Furcht. Das seltsame Wesen hob etwas in die Höhe, das einem Brief glich, und stieß unartikulirte Töne aus. Da lächelte die Jungfrau, schnell sich fassend, ihrer vorhergehenden Angst und rief mit gedämpfter Stimme hinab: „Bist Du es, Werni?“ Der Zwerg nickte bejahend mit dem Haupte, und hob das Papier bedeutungsvoll empor. Ida winkte ihm, eilte vom Fenster weg und kehrte mit einer Schnur zurück, welche sie herabließ. Der Zwerg befestigte ein schweres Bündel an dieselbe, in welches er zuvor den Brief gesteckt hatte, und die Jungfrau zog es hinauf; dann nickte er zufrieden mit dem Kopfe und verlor sich bald zwischen den Felsen. „Armer Cretin!“ sprach Ida für sich, „wenn Dir die Natur auch Alles versagte, ein dankbares Herz hat sie dir doch gegeben; während andere, die vom Ueberflusse des Hauses Raron geschwelgt, sich im Unglück von ihm wenden, bist Du der kleinen Wohlthaten eingedenk, die Dir meine Hand, fast zu kärglich, zufließen ließ!“

Die Besatzung des Schlosses bestand größtentheils aus deutschen Lanzknechten, die der Freyherr geworben hatte, als er dem Kaiser Sigmund über den Simplon gegen den Herzog von Mailand zugezogen war. Zwey dieser Söldner gingen, Wache haltend, auf einer Bastion des Schlosses auf und ab. „Hast Du noch nichts gehört, Wolf?“ flüsterte einer dem andern zu; „ich meyne es sey an der Zeit, daß das Zeichen gegeben werde.“ „Stille,“ erwiederte dieser, „so lange der große Freyherr das Schwert noch in der Hand hat, könnte er unsere Schädel den Verrath entgelten lassen.“ Schweigend standen die beyden und horchten mit gespannter Aufmerksamkeit in die Nacht hinaus. Plötzlich ließ sich ein dreymal wiederholtes, leises Zusammenklopfen der Hände vernehmen. Die auf der Mauer wiederholten das Zeichen, befestigten dann einen verborgen gehaltenen Strick an einen Hacken in der Mauer und warfen das andere Ende hinab. Bald zeigte sich der Kopf eines heraufsteigenden Mannes, dem sie die Hand reichten, um ihn vollends auf die Bastion zu ziehen. Mehrere folgten auf gleiche Weise. Als die Zahl voll war, stiegen sie, so geräuschlos als möglich, eine steinerne Treppe hinab, die in den innern Raum des Schlosses führte. Die Thorwache wurde überrumpelt, und bald zogen die Schaaren der Belagerer in hellen Haufen, mit großem Jauchzen in die Burg ein. Unter der ordnungslosen Menge, die durch das Schloß fluthete, bemerkte man drey Landleute, welche sich hinausdrängten. „Wohin Ihr!“ rief sie einer der Hereinziehenden an, „habt Ihr Euren Theil von der Beute schon weg?“ „Schurke,“ erwiederte der eine der Angeredeten, ein großer starker Mann, mit barscher Stimme, „zählst Du uns zu diesem plündernden Gesindel?“ „Nun,“ versetzte jener, „Ihr werdet wohl um nichts besser seyn als wir andern.“ Sie wurden im Gedränge auseinandergeschoben.

Als die drey Landleute sich von der Menge losgemacht hatten, beschleunigten sie ihre Schritte und eilten dem Ufer des Flusses zu. Der Jubel der Sieger schallte von der hohen Burg. Einer der dreyen wendete sich ruhig um und sprach gelassen: „Meine letzte Burg ist gebrochen, aber nicht der Muth in Wischards Herz!“

(Die Fortsetzung) folgt.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Fichte's Schreiben an den Präsidenten Burgsdorf lautet so: „Ew. Exc. erlauben gnädigst, daß ich derselben meine Lage aufrichtig, so aufrichtig entdecke, wie ich selbst sie kenne. Auf der Schule war ich nicht ungeschickt in den Kenntnissen, die man sich daselbst erwerben kann, wie meine damaligen Arbeiten und mein Schultestimonium beweisen. In meinen akademischen Jahren drückte mich der herbste Mangel zu Boden, der desto trauriger für mich war, als — ich wage mich Ew. mit allen meinen Fehlern zu zeigen — ich mich desselben bitterlich schämte; und dieß benahm mir alle Möglichkeit, empor zu kommen. Ich nannte mich studiosus theologiae. Seit dem Jahre 1784 bin ich in verschiedenen Häusern in Sachsen nicht ohne Ehre Hauslehrer gewesen. Von dem Einflusse, den die klassischen Autoren auf die ganze Wendung des Geistes haben, ist mir vielleicht Etwas übrig geblieben; das ei-

Digitized by Google

gentliche gelehrte Studium derselben habe ich aber nicht fortsetzen können, weil ich den größten Theil meiner Zeit andern Geschäften schuldig war und einen gänzlichen Mangel an eigenen Büchern hatte. Doch habe ich seit der Zeit viele französische und deutsche Schriften gelesen, meinen Styl nie ohne Uebung gelassen, oft gepredigt und mir durch Umgang die Leichtigkeit, meine Gedanken zu entwickeln, und diejenige Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben gesucht, deren gänzlicher Mangel ein Unglück über meine ersten Jahre verbreitete, dessen traurige Folgen wohl nie aufhören werden. — Ich habe über die meisten Gegenstände der Theologie gedacht, geredet und gearbeitet; aber ich gestehe, daß ich in einzelnen historischen Zweigen derselben, besonders im Hebräischen, Lücken habe."

„Ich hatte deßhalb schon vorlängst den Plan gemacht, diesen Weg gar nicht zu gehen, sondern meine Versorgung von irgend einer glücklichen Fügung außer meinem Vaterlande abhangen zu lassen, einige Korrespondenz zu halten und von der Protektion eines Großen, wenn ich die Erziehung seiner Kinder zu seiner Zufriedenheit vollendet, meine künftige Versorgung zu erwarten. In dieser Hoffnung bestärkte mich der Beyfall, mit dem ich in allen Gegenden, in die ich kam, predigte, und die Leichtigkeit, die ich in einigen fand, mir Bekanntschaft und Gönner zu erwerben. Jezt mehr als je, wo es Entscheidung gilt und da ich vielleicht die iezte Veranlassung habe, umzukehren, fühle ich das Gewagte, das Unregelmäßige und das Unvaterländische dieses Plans. Aber ich allein kann mir nicht helfen und deßhalb wage ich es, mich an Ew. zu wenden. Ich glaube überzeugt seyn zu dürfen, durch den Fleiß, den ich gewiß anwenden würde, mit den natürlichen Gaben, die mir Gott verlieh und bis jezt gnädig erhielt, binnen hier und Ostern das Versäumte nachholen und dann nicht mit Unehre vor dem Oberkonsistorium zur Prüfung erscheinen zu können, wenn ich, von andern Beschäftigungen und Nahrungssorgen frey, meine Zeit ganz und freudig diesem Geschäfte widmen dürfte. Ohne dieß hilft mir mein Aufenthalt in Leipzig nichts, weil ich alle meine Zeit auf ganz heterogene Dinge wenden muß, um zu leben. Ich habe in meinen akademischen Jahren nie einen Antheil an den öffentlichen Wohlthaten für Studierende gehabt, nie ein Stipendium oder deß Etwas genossen, ohnerachtet meine Armuth klar zu erweisen ist. Wäre es möglich, in dieser Rücksicht eine auf die kurze Zeit völlig hinreichende Unterstützung zu erhalten, die mich in den Stand sezte, nur bis Ostern sorgenfrey mich der Theologie widmen zu können? Wollen Ew. mich dazu Ihres gnädigen Fürwortes und Ihrer Verwendung würdigen? — Wenn Ew. so gnädig gewesen sind, bis hierher zu lesen, so wage ich es, Dieselben zu bitten, beyliegende Predigt durchzusehen. Ich sehe, wie viel ich durch ein Verlangen wage, das Ew. Geschäfte noch weiter stört, und ich kann nichts zur Entschuldigung anführen, als daß ich es ganz von Ew. Urtheil wollte abhängen lassen, ob eine Unterstützung an mich zu wenden sey. Die Predigt selbst halte ich nur für sehr mittelmäßig; aber ich kann sie vor der Hand nicht besser machen. Ich habe es durch einige Uebung darin nicht weiter gebracht, als zu sehen, was und wie viel mir noch fehlt, und wie unendlich viel zu einer guten Predigt gehört, das Ziel dunkel schimmern zu sehen, dessen Erreichung meine Kräfte oder meine Lage mir wohl nie erlauben werden. Ueberdieß ist die gegenwärtige nie gehalten worden, und es fehlt ihr daher ein gewisses Leben, das ich ihr erst nach gehaltenem Vortrage geben kann."

„Sollten Ew. geruhen, mir meine Bitte zu gewähren, so versichere ich Sie bey Allem, was mir heilig ist, daß ich mich dann ganz meinem Zwecke widmen, meinem Vaterland, das mich auf der Schule unterstützte und das mir seitdem nur theurer geworden ist, mich ganz weihen, nach meinem Examen vor dem Oberkonsistorio im Lande in Condition gehen, und meine Bestimmung von seiner fernern Verfügung ruhig abwarten werde."

So weit das Schreiben. Aber auch ein so billiges und so bescheiden vorgetragenes Gesuch scheint keine Berücksichtigung gefunden zu haben, vielleicht eben, weil die mitgetheilte Predigt dem Geiste nicht entsprach, den man nun einmal unter den jungen Theologen aufrecht erhalten wollte. Bald darauf sehen wir nämlich Fichten sein Vaterland verlassen, was er nach seiner ganzen Denkweise und nach dem in jenem Briefe so feyerlich gegebenen Versprechen gewiß nicht gethan haben würde, hätte es ihn nicht selbst von sich zurückgewiesen. Aber so groß war auch später noch die Anhänglichkeit an dasselbe, daß er bis zu seiner Berufung an die Universität Jena nie den Plan ganz aufgegeben hatte, einmal noch sächsischer Landgeistlicher zu werden, um in der schönen Muße dieses Berufes desto ungestörter seiner Selbstbildung leben zu können. Jezt verschwand aber immer mehr die Hoffnung für ihn, in seinem Vaterlande zu einer angemessenen Beförderung zu gelangen, und es blieb ihm, wie er selbst in einem Briefe sagt, nichts mehr übrig, als sein Muth und sein Vertrauen auf die Vorsehung. Und diese war es, die, wie schon oft, so auch jezt mit dem einleuchtendsten Beweise höherer Fügung ins Mittel trat.

Im Jahre 1788, am Abend vor seinem Geburtstage, schienen alle Aussichten verschwunden und jedes ehrenvolle Mittel, sich fortzuhelfen, erschöpft. Die Gegenwart ließ ihm nichts mehr übrig, und die Zukunft erlaubte ihm nicht zu hoffen. Stolz und Ehrgefühl, die desto verletzbarer seyn mochten, als sie wohl oft schon in den Kampf mit dem Leben und seinen Verhältnissen gerathen waren,

Digitized by Google

wiesen jeden Gedanken zurück, sich einem seiner Gönner in seiner ganzen Hülflosigkeit zu entdecken. Er glaubte sich völlig ausgestoßen von der Welt; darum schien auch er sie zurückstoßen zu dürfen; er glaubte seinen lezten Geburtstag zu feyern, indem er fest entschlossen war, jezt am wenigsten seiner Ehre, wie er meynte, etwas zu vergeben. Es gibt in starken Charakteren bey unverdientem Leiden ein stolzes Bewußtseyn des eigenen Werths, das ihnen die Kraft verleiht, sich völlig in sich selbst zu verschließen, und den festen Vorsatz, je mehr die Verhältnisse drängen, desto weniger ihnen nachzugeben.

Von solchen Gedanken erfüllt, kam er Abends nach Hause. Hier erwartete ihn eine Botschaft von seinem Gönner und Freunde, dem Steuereinnehmer Weiße,*) daß er sogleich zu ihm kommen möge. Kaum wagt Fichte noch Etwas für sich zu hoffen: da eröffnet ihm der wohlwollende Mann, daß er ihm einen Antrag zu einer Hauslehrerstelle in Zürich zu machen habe, die er in drey Monaten antreten könne. Fichte, ergriffen von dieser vorbedeutenden Fügung, kann seine tiefe Rührung nicht verbergen, und Weiße, dem dieß nicht entging, forscht, wiewohl er sonst nur selten aus seiner gemessenen Haltung heraustrat, theilnehmend nach dem Grunde dieser plözlichen Rührung. Da gesteht ihm Fichte, daß jener unerwartete Antrag ihm wieder Muth und Vertrauen zum Leben zurückgebe. Daran schloß sich natürlich die Hindeutung auf seine gegenwärtige Lage. Noch waren es drey Monate bis zur Reise, und eine harte Zeit blieb bis dahin zu überstehen; aber Hoffnung und Muth waren wieder gefunden, und auch hier half Weiße mit Rath und That willig aus, der seit dieser Zeit den jungen Mann mit entschiedenem Wohlwollen und Vertrauen behandelte.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Dem bekannten Verfasser des Kinderfreundes, der Lieder und Singspiele u. s. w., zugleich einem sehr wohlthätigen und alles Gute fördernden Manne.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

Wenn wir für den jezigen, freylich nicht sehr blühenden Zustand unserer Literatur einen Gegensaz in dem „Sonst" aufsuchen wollten, müßten wir um Jahrhunderte zurückgehen. Die nähere Vergangenheit zeigt auch keinen großen literarischen Reichthum. Nach der Ueberschwemmung von Flugschriften und werthlosen polemischen, satyrischen und — pasquillartigen Versuchen, welche in der Zeit der Preßfreyheit unter Joseph II. zur drohenden Sündfluth anschwoll, trat ein gänzlicher Stillstand ein, der zwar jezt durch ein etwas lebhafteres Treiben verdrängt ist, was übrigens durchaus nicht im Verhältniß mit den geistigen Kräften unsers Landes steht. Es dürfte vielleicht keine unwichtige Aufgabe für den Freund des Vaterlandes seyn, den Gründen dieser geringen literarischen Thätigkeit nachzuforschen. Eine der Hauptursachen dieser Erscheinung, doch nicht die einzig wirkende, wie viele glauben und behaupten, um schnell zu Ende zu kommen, ist die Censur. Gott bewahre uns aber vor unbedingter Preßfreyheit, die den Unberufenen vollends die Befugniß gäbe, uns mit ihrem Unsinn zu ersticken.

Nach diesen Bemerkungen über den Zustand unserer schreibenden Welt im Allgemeinen erwähnen wir einiger neuen Produkte der hiesigen Literatur.

Wir sahen in der lezten Zeit ein Werk erscheinen, das unstreitig in unserer Literatur Epoche machen wird, nämlich Eberts nationales Heldengedicht: „Wlasta," worin der jugendliche Dichter seinen Beruf zum epischen Dichter recht siegreich kund gethan hat. Wenn man nun noch bedenkt, daß der Stoff in seiner Unnatur unter die widerspenstigsten gehört, so kann man mit doppelter Zuversicht einem epischen Werke des Verfassers entgegensehen, wenn er einmal einen Stoff wählt, der ihn begünstigt, während dieser nur die Kunst im erhöhtes Licht stellt, wodurch er Herr darüber wurde. „Manfreds Romanzen, Lieder und Sonnette," 2 Bändchen, zeugen abermals von einem schönen Talent des Verfassers, doch von erkünstelter Zartheit und leerem Wortgeklingel getrübt, und wenn er dieser, so wie des Hangs zur Nachahmung des Orients ganz Herr geworden, so darf man Schönes von ihm hoffen. Von „Schießlers Gedichten" sind bereits drey Bändchen erschienen und das vierte ist bereits in mehreren Zeitschriften angekündigt. Ohne weder in das Verdammungsurtheil, noch in die Lobhudeley feindlich und freundlich gesinnter Zeitschriften einzustimmen, möchte ich Schießler für das versprochene vierte Bändchen um eine strenge Sichtung des Inhalts bitten, und glaube, der Beyfall würde allgemeiner gewesen seyn, wenn er aus den ersten drey Bändchen eines gewählt hätte. Der Titel von „Schießlers neuem deutschen Originaltheater" zählt so viele Mitarbeiter, daß einem das Auge vergeht, wenn man sie zählen will. Darunter sind Grillparzer, Immermann, Müllner, Oehlenschläger, Raupach, Schenk u. m. a., aber auch Cuno, Köllner, Werdenau, Mussik, Prix, Schikaneder u. m. a. Im Ganzen dürfte hier das Beste in der Mitte liegen. Bühnendichter, deren Talent zwar ausgesprochen ist, die sich aber noch keinen Namen erworben haben, werden ihm wohl die brauchbarsten Stücke liefern, wie z. B. Bondis Flüchtling im dritten Bändchen eines ist. Bereits vom Publikum anerkannte Theaterdichter werden dagegen einer erst entstehenden Anstalt gewiß nur ihre schwächsten Produkte zuwenden. „Der Jarl der Orkneyinseln" ist ein Beleg dafür. In der Calve'schen Buchhandlung sind zwey erfreuliche literarische Gaben unter der Presse: „Grieselds Beschreibung von Prag. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage von Prof. J. M. Schottky." und: „Die Königshofer Handschrift. Sammlung altböhmischer lyrisch-epischer Gesänge, nebst andern altböhmischen Gedichten, aufgefunden von Wenzel Hanka, Bibliothekar des böhmischen vaterländischen Museums, verdeutscht und mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen von Prof. Wenzel Aloys Swoboda.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Juni 1829.

Es lebt im Mann die frische Jugendkraft;
Kein Ziel ist ihm zu fern, er will's erjagen.

Moore.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Im August 1788 trat endlich Fichte die erste Reise an, welche ihn über die Gränzen seines Vaterlandes hinausführte, und die, indem sie ihm neue Verbindungen und Erfahrungen bereitete, äußerlich wie innerlich für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Er lernte hier nämlich seine nachherige Gattin kennen, und diese Verbindung, wie sie überhaupt erheiternd und beruhigend auf sein Inneres wirkte, gewährte ihm auch äußerlich zuerst eine vollkommen unabhängige Lage, die er schon so lange sich gewünscht hatte. Aber schon jezt fühlte er sich aller beengenden Bande entledigt, wie an der Schwelle eines neuen Lebens stehend; und mit frischen Hoffnungen und in jugendlicher Gesundheit reiste er, oft zu Fuß in gewaltigen Tagemärschen, über Nürnberg, Ulm, Lindau, dann den herrlichen Bodensee überschiffend und die Schweizeralpen aus der Ferne zum ersten Male begrüßend, über Constanz und Winterthur nach Zürich, wo er am ersten September in seine neuen Verhältnisse eintrat. Das Haus, in welchem er Erzieher werden sollte, war der auch noch jezt bestehende, allen Schweizerreisenden bekannte Gasthof zum Schwerte, welchen damals ein reicher und angesehener Zürcher Bürger — — besaß. Dieser Mann, gebildet und wohlmeynend, hatte schon, indem er einen Erzieher vom Auslande berufen hatte, gezeigt, daß er von manchem damaligen Vorurtheile seiner Mitbürger sich befreyt habe. Auch nahm er Fichte wohlwollend auf, und überließ ihm die Leitung seiner Kinder mit uneingeschränktem Vertrauen. Es war ein Knabe von etwa zehn und eine Tochter von sieben Jahren. Anders war es vielleicht mit der Mutter, welche nur mit Widerstreben zusah, daß manche Form und Aeußerlichkeit der bisherigen Erziehung, die sie für wesentlich hielt, allmählig beseitigt wurde. Kurz, es entdeckte sich bald, daß Fichte ihre Kinder zu mehr erziehen wollte als zu Zürcher Bürgern und Bürgerinnen. Wie sehr daher auch der Vater, welcher übrigens der nächsten Leitung seiner Kinder ferne stand, das Zweckmäßige des neuen Erziehungsplanes einsehen mochte, so bildete doch die Mutter eine stete, unmittelbar eingreifende Opposition, zu welcher sie auch ihren Gatten beständig herüberzuziehen suchte. Daraus entwickelte sich in jenem Hause ein Verhältniß für Fichte, das des Charakteristischen zu viel enthält, um hier nicht näher bezeichnet zu werden. Ueberall, wohin er kam, pflegte seine Persönlichkeit anregend zu wirken in seiner Umgebung, weil in Urtheil und Handeln Konsequenz hervortrat, weil er in jedem Sinne von einem ganzen Willen geleitet wurde. Auch hier sah er bald ein, daß zu einer gründlichen Reform kein gewöhnliches Erziehungsmittel hinreiche, daß die Bildung eigentlich bey den Eltern anfangen müsse, und er ergriff einen Ausweg, wie ihn wohl nicht leicht unter seinen Verhältnissen ein Erzieher gewagt hätte, die Eltern selbst nämlich über ihr Benehmen gegen die Kinder unter seine Auf-

Digitized by Google

aber wisse, die Tochter eines freyen Landmanns in Wallis achtet sich zu hoch, sich Deinem Hause anzubetteln. Thomas in der Bündt ist mein Vater. Stolzer Baron, Du hast diesen Namen kennen lernen!“ „Ha, Verräther!“ fuhr der Freyherr zürnend auf, „Du verschwörst Dich mit der Tochter meines Todtfeindes.“ „Nicht Dich haßt Thomas in der Bündt,“ entgegnete unerschrokken die Jungfrau, „aber er achtet Deine Macht dem Lande verderblich.“ „Ja, glatte Schlange,“ versezte der Freyherr, „Du bist die ächte Tochter Deines Vaters. Hinter das Wohl des Landes versteckt er sich, um mein Haus zu stürzen und auf dessen Trümmer seine eigene Größe zu bauen; aber eher soll . . . . . .“ „Vermessener Mann!“ sprach jezt der Einsiedler-Greis in ernstem Tone, „rufe die rächenden Blitze des Himmels nicht wach. Hier, vor Deinen Blicken liegen die Trümmer der alten Gestelenburg, und Du stehst, ein Verbannter, an der Grenzmark Deiner Heimath, Feuer und Schwert hat Dein Eigenthum gefressen. Gedenke Antons im Thurn! So wie Du jezt, floh er einst ein Bettler von seinem Heerde.“ „Mensch, wer bist Du, der Du diese Erinnerungen in meiner Seele aufweckest?“ sagte der Freyherr und sah den Greis mit finstern Blicken an.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Mai.

(Fortsezung.)

Der Wonnemond, so heißt unser Mai in der Kalenderverdeutschung noch immer, wenn er gleich in Böhmen oft und auch dieses Jahr noch rauher und wetterwendischer ist, als sein in bösem Leumund stehender Vorgänger, bringt alljährlich ein frommes Volksfest und eine allgemeine Wallfahrt zu dem Schutzpatron des böhmischen Landes, Johann von Nepomuk, dessen Ueberreste in der Prager Metropolitankirche sorgsam aufbewahrt und gleichsam zu den Reichskleinodien gerechnet werden. Dieser Heilige, den das andächtige Volk als den Blutzeugen des Beichtsiegels so hoch und warm verehrt, hatte das sonderbare Schicksal, daß mehrere Historiker des achtzehnten Jahrhunderts seine Existenz ganz läugnen und behaupten, Johann von Nepomuk sey Eine Person mit dem erzbischöflichen Vikar, Johann von Pomuk, welcher gleichfalls ein Opfer des königlichen Grimmes wurde. Dagegen fand Johannes einen eifrigen Vertheidiger seiner Existenz an Hrn. v. Weltmann, welcher in seinem „Inbegriff der Geschichte Böhmens“ von Wenzel erzählt: „Insgeheim ging er ihren (der Königin Johanna) Beichtvater, den gottesfürchtigen Johann von Nepomuk, Magister der Universität zu Prag und Domherrn der Hauptkirche, mit Fragen an: welche Sünden ihm die Königin gebeichtet habe? Ich habe sie nicht mehr im Gedächtniß, erwiederte der Priester, und wenn ich gleich sie wüßte, so gebührt weder mir, sie zu vermelden, noch Euch, Herr, darnach zu fragen. Der König ließ ihn ins Gefängniß werfen und durch den Scharfrichter grausam peinigen, und als des Märtyrers Standhaftigkeit von keiner Qual besiegt wurde, befahl er, ihn zu binden und bey nächtlicher Weile von der Brücke in die Moldau zu werfen. Sobald dieß Verbrechen ruchbar wurde, sah der fromme Glaube viel himmlische Lichter über dem Wasser, wo der Leichnam lag. Geschreckt durch eine Erscheinung, an deren Wunder ihn sein böses Gewissen zu glauben zwang, eilte Wenzel von Prag nach Zubrat. Die Domherrn aber ließen die Leiche ihres Bruders aus dem Wasser nehmen und begruben sie im Dom. Bald wurde Johann von Nepomuk als Blutzeuge des Beichtsiegels vom Volk verehrt. Diese Thatsache, als geschehen im Jahre 1383, nach unverdächtiger Sage früh aufgezeichnet, kann nicht dadurch ungültig werden, daß manche Quellen von ihr schweigen, zumal, da sich mit Wahrscheinlichkeit darthun läßt, warum sie von ihr schweigen. Eben so wenig beweist dagegen, daß zehn Jahre später auch ein Priester, Johann, auf Befehl Wenzels in der Moldau ertränkt wurde; denn dieser bekam schnell eine große Fertigkeit darin, dieselbe Grausamkeit auf gleiche Weise zu wiederholen. In das Verhältniß zwischen ihm und seiner zweyten Gemahlin Sophia von Bayern, mit welcher er im Jahre 1393 kaum vermählt war, paßt überhaupt jene erste eigenthümliche Thatsache nicht, an welche sich die Vorstellungen und Herzen des böhmischen Volks gehängt haben.“ Von dieser Zeit an wurde der fromme Dulder, welcher sein Leben dem Beichtsiegel geopfert, vom Volke hoch verehrt, sein Grabmal von den Andächtigen besucht und er selbst als Fürbitter angerufen. Die Prager Erzbischöfe duldeten diesen Cultus, der sich immer weiter ausbreitete, und man erzählte zahllose Wunder, die sich an seinem Grabe zugetragen haben sollten, bis endlich nach Jahrhunderten der Canonisationsprozeß eingeleitet wurde und seine Heiligsprechung 1729 wirklich erfolgte, an welcher drey Päbste Theil nahmen. Clemens XI. soll die Akte bereits unterschrieben haben, da starb er plötzlich. Innocenz XIII. sprach ihn am 31. Mai 1721 selig und Benedict XIII. ließ 1729 die Canonisationsbulle ausgehen. Seit dieser Zeit ist sowohl das silberne Grabmal, worin St. Johanns Gebeine in einem kristallenen Sarge ruhen, als die metallene Statue des Heiligen auf der Prager Brücke der Gegenstand einer regelmäßigen Wallfahrt. In den lezten Tagen vor dem Feste wird ein kapellenartiger Ueberbau oberhalb der leztern errichtet, mit Laub und Blumen geschmückt und schon am Abend des 15. Mai mit vielen Lampen und Lichtern festlich erleuchtet. Alles strömt hieher, seine Andacht zu verrichten und der Andrang pflegt so groß zu seyn, daß an den beyden ersten Abenden während der Betstunden kein Wagen die Brücke passiren darf. Selbst Fußgänger bedürfen gesunder Rippen und starker Ellenbogen, um glücklich durch die Menschenwogen zu gelangen. Zugleich werden die meisten Abbildungen des gefeyerten Landespatrons sowohl in den Häusern, als auf den Straßen und Plätzen mit Blumensträußen und grünen Zweigen geschmückt und reich beleuchtet, und kleine Bühnen aufgeschlagen, auf welchen man Scenen aus seinem Leben bildlich darstellt. Die Waller zerstreuen sich dann von dem Hauptpunkt der Andacht in das Straßenlabyrinth von Prag, um alle oder die meisten Johannesstatuen und Bilder heimzusuchen. Aus allen Kreisen Böhmens und selbst aus den benachbarten katholischen Ländern kommen fromme Pilger in langen Zügen und unter lautem Gesange in die Stadt. Ein Vorbeter recitirt das Lied mit gellender Stimme, welches die Wallfahrer gesangsweise wiederholen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Juni 1829.

Sonnenblume, die in Wonne
Sich nach goldner Sonne sehnet!

Kerner.

Die Sonnenblume.

Aus G. F. Bockshammers Nachlaß.

Seht ihr die, einsam dort erblühend,
Aus dunklem Laube still sich hebt?
Und wie das goldne Antlitz glühend
Empor in's Reich der Lüfte schwebt?
Ihr ward ein guter Geist gegeben,
Bedeutsam ist der Blume Leben.

Nur stets nach Oben willst Du sehen;
Was ist's, das so Dein Herz verlangt?
Wer ist's in jenen blauen Höhen,
An dem Dein liebend Auge hangt?
Auf Deinem Blumenantlitz liegen
Sehnsucht und schmerzliches Vergnügen.

„Mich zieht es inniglich von dannen,
„Nach fernen Höhen steht mein Sinn;
„O hätt' ich Flügel aufzuspannen,
„Zu jenen Strahlen flög ich hin.
„Doch ach! es fesseln strenge Mächte
„Mich an das Reich der düstern Nächte."

„Drum wendet mit des Morgens Grauen
„Mein Auge sich zum Licht empor,
„Ihm folgt mein sehnsuchtvolles Schauen
„Bis zu des Abends goldnem Thor.
„So labt sich, wie er kann, von ferne
„Mein Blick an dem verwandten Sterne."

„Und kann ich nimmer hingelangen,
„Und hält mich streng das eh'rne Band,
„So soll mich ewig doch verlangen
„Hin nach dem schönen Wunderland.
„Es adelt auch ein edles Streben;
„Gemein ist nicht ein sehnend Leben!"

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Laß uns fliehen, Babi!" rief plötzlich die Freundin der Jungfrau, „hier kommen unsere Verfolger." Alle blickten nach der Richtung, die Käthis Hand bezeichnete, und sahen eine bewaffnete Schaar von den Bergen niedersteigen. „Halt!" rief der Freyherr und blieb ruhig stehen, „kein Baron flieht im Angesicht des Feindes." Finster schweigend trat der Führer der Bewaffneten zu der Gruppe. „Folge mir!" sprach er zu Babi und warf düstere Blicke auf die Jungfrau, in denen sichtbar Haß und Liebe kämpften. „Wohin?" fragte diese ernst. „In das Haus Deines Vaters, aus dem Du geflohen bist." „Das lügst Du," entgegnete die Jungfrau mit Würde. „Nicht aus meines Vaters Hause bin ich entflohen, sondern aus der Nähe eines überlästigen Mannes, der das väterliche Ansehen mißbraucht, um die Hand eines Mädchens zu erzwingen, das ihn nicht liebt. Schäme Dich, Robert; kein Ehrenmann dringt sich einer Jungfrau

Digitized by Google

auf.“ Einen Augenblick schwieg der Jüngling; dann sprach er entschlossen: „Dein Vater versprach Deine Hand dem Manne, der zuerst die Mauern des hohen Seon ersteigen würde; ich habe den Preis gewonnen, und ich bin nicht der Thor, der ihn fahren läßt.“ „Meinst Du,“ erwiederte die Jungfrau mit flammenden Blicken, „Thomas in der Bündts Tochter sey eine Waare, die man verhandelt oder verschenkt? Wisse, daß ich mich eher im Sarge betten will als in Deinen Armen, und wenn Du auch nicht der namenlose Abenteurer wärest, der Du bist.“ „Freylich,“ verletzte der Jüngling mit Bitterkeit, „bin ich nur schlechtweg der schwarze Robert, und dieser Name hat keinen so vornehmen Klang, als z. B. der des Landesverräthers Raron.“ „Verräther Du selbst!“ rief zürnend der Freyherr, und der Sohn trat entschlossen an die Seite des Vaters. Erstaunt, als er den Klang dieser Stimme vernahm, fuhr der Jüngling auf, warf einen prüfenden Blick auf die Beyden und rief dann freudig aus: „Ha, rächendes Schicksal, so gibst Du sie in meine Hände — und hier, hier, im Angesicht der Trümmer der alten Gestelenburg,“ fügte er hinzu und schaute finster hinauf zu den Mauern des verfallenen Schlosses. Auf einen Wink seiner Augen schloß sich die bewaffnete Schaar dichter um die handelnde Gruppe. „Wischard von Raron,“ wendete er sich zu dem Freyherrn, „Du und Dein Sohn sind meine Gefangene.“ „Noch nicht,“ entgegnete dieser ruhig und zog ein kurzes Schwert unter dem leinenen Kittel hervor. Der Sohn folgte dem Beyspiele des Vaters. „Bedenke Dich,“ sprach der Jüngling warnend; „hier stehen zwanzig bewaffnete Männer, und Ihr seyd nur zwey.“ „Entschlossen zum Tode!“ erwiederte der Freyherr kalt und ernst. „Wärest Du mir ebenbürtig, so würde ich Dir ritterlichen Zweykampf anbieten.“ „Ebenbürtig!“ wiederholte der Jüngling mit Hohn. „Hier,“ sezte er nach einer Pause hinzu, „hier liegen die Trümmer der alten Gestelenburg, die Du gebrochen, und vor Dir steht der Sohn Antons vom Thurn, den Du hülflos in die Fremde gestoßen.“ Eine hohe Röthe überflog das Angesicht des Freyherrn, aber bald entgegnete er mit Fassung: „Ja, es war keine edle That, und sie ist ein Flecken in meinem Leben. Jüngling, laß mich ziehen; ich will nicht mit Dir kämpfen.“ „Den Feind soll ich ziehen lassen,“ sprach der Jüngling wie für sich, „der mir mein Erbe geraubt, der das Alter meines Vaters und meine hülflose Kindheit in Mangel und Elend gestürzt hat! Wischard von Raron! das rächende Schicksal hat Dich in meine Hände gegeben, und kein Gott soll Dich aus ihnen erretten. Hier, im Angesicht der Trümmer meines alten Hauses, muß einer von uns beyden fallen.“ „Jüngling,“ erwiederte der Freyherr mit ungestörter Ruhe, „ich will mein Unrecht nicht häufen durch Blutschuld. Keiner, der mir je im Zweykampf begegnete, hat lebendig die Stätte verlassen; ich will nicht mit Dir kämpfen. Gebt Raum,“ rief er mit gebietender Stimme den Bewaffneten zu, „gebt Raum, Ihr Männer von Wallis, Wischard von Raron wendet den Bergen seiner Heimath den Rücken.“ Als ob die altgewohnte Ehrfurcht vor den Geboten des gewaltigen Mannes in den Herzen der Landleute wieder erwacht wäre, öffneten sie, fast unwillkührlich, links und rechts eine Gasse. „Folgt mir,“ sprach der Freyherr und ergriff die Hand des jungen Landmanns, der sich schüchtern an ihn schmiegte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Dabey werde nicht vergessen, welche Erfahrungen über die eigene Lage des Vaterlandes jene Theilnahme an der französischen Revolution rege machten; und um so mehr muß daran erinnert werden, als man jezt von manchen Seiten her eifrig bemüht scheint, den wahren damaligen Zustand in Vergessenheit zu bringen. Gerade vor jener Epoche waltete nämlich in manchen Theilen Deutschlands, neben vielfacher Sittenlosigkeit der Vornehmen und Gewalthaber, die freylich auch ausländischen Ursprungs war, zugleich eine Willkühr und Rauhheit der Regierungsformen, wie sie theils althergebracht seyn mochte, theils durch Mißbrauch eingerissen war, die aber keineswegs mehr zur Entwicklung der Zeit und ihrer Anforderungen paßte. Ueberhaupt trat von der einen Seite Schlaffheit und völlige Entartung, von der andern ein unruhiges Drängen nach einem neuen Zustande so entschieden hervor, daß die veraltende Zeit einer Erfrischung, das verlorene Gleichgewicht der Gesellschaft einer erneuernden Herstellung durchaus bedürftig erschien. Und wird der Unbefangene läugnen, daß auch in Deutschland seit jener Epoche in Staat und Gesellschaft eine völlig neue Zeit sich gebildet habe? Freuen wir uns vielmehr, daß wir mit unbefleckter Hand die Früchte jenes Ereignisses brechen konnten, um sie zu neuer Erndte auszusäen, die hoffentlich unsern Enkeln reifen soll.

In diesen Zwiespalt der Zeit mit sich selbst fiel nun Fichtes Jugend, fielen die ersten Erfahrungen über Welt und Staat, wie er sie auf seinen Reisen durch Deutschland und die angränzenden Länder machte. Mochte doch ihm selbst schon auf der mühsamen Laufbahn seines Jünglingslebens oft sich der Unterschied aufgedrängt haben, dessen bevorrechtete Geburt ohne Mühe und Verdienst vor Talent und fleißigem Streben sich erfreute; mochte bey seinem kräftigen Sinne für Recht und Gesetz manche Härte und Willkühr, deren Zeuge er war, ihn mit Unwillen erfüllt haben; und seine Schrift über die französische Revolution deutet in dieser Hinsicht auf Erfahrungen hin, wie man sie hoffentlich nur damals noch, an der Schwelle jener verschollenen Zeit, in Deutschland machen konnte.

Digitized by Google

War es daher zu verwundern, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Mißbräuche auszurotten, von ihm mit lebhafter Hoffnung begrüßt wurde, ja daß er sogar später, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich den Muth für sie verlor, sondern noch immer hoffte, daß, wenn erst die Leidenschaften des Partheykampfes vorüber wären, jene Nation dennoch die wahre gesetzliche Freyheit und das rechte Mittel, sie sich zu erhalten, finden werde?

Wenn jedoch auch unter diesen Voraussetzungen noch Mancher, mitten aus seiner Gegenwart heraus, eine so lebhafte Theilnahme und so ausdauernde Hoffnungen von einem Ereigniß, das so viel Zerstörungen bereitete, sich nicht zu erklären vermöchte, so bedenke ein solcher, was ohne Zweifel entscheidend ist, indem es einen tiefliegenden Grund voraussetzen läßt, daß fast alle ausgezeichneten Männer, und gerade die besten Köpfe Deutschlands, wenigstens auf eine Zeitlang diesen Enthusiasmus theilten. Gewiß aber war es bey jenen nicht Liebe des Ausländischen, noch weniger Hinneigung zu den Gewaltsamkeiten der Revolution, vielmehr die allgemeine und tiefliegende Ueberzeugung von der völligen Veraltung ihrer eigenen Zeit. Und hätte wohl ein einziger kräftiger Stoß das Gebäude deutscher Verfassung so völlig stürzen können, wäre es nicht in den Gemüthern der Deutschen selbst schon lange untergraben gewesen? Kann man überhaupt eine große geschichtliche Erscheinung für Zufall halten, oder eine allgemeine Stimmung für das Werk geistiger Verkehrtheit oder eines einzelnen bösen Willens?

Aber auch jezt wollte Fichte den leidenschaftlichen Ton des Parteygeistes, wie er sogar in Deutschland damals meistens gehört wurde, durch den Ernst allgemeiner Untersuchungen hemmen. Schon lange vor der französischen Revolution, und ganz ohne Beziehung auf dieselbe, war in Deutschland öffentlich und für jeden Gebildeten verständlich die staatsrechtliche Frage über das Verhältniß von Fürst und Volk und ihre gegenseitigen Rechte erörtert worden. Mit derselben Freyheit und nach demselben Principe sollte auch jezt die Frage nach der Rechtmäßigkeit einer Staatsumwälzung überhaupt untersucht werden, weniger für die Schule, als für das gebildete Publikum, um nach festen, allgemeinen Grundsätzen ein Urtheil über jene einzelne Erscheinung in ihm vorzubereiten. Und so entstanden theils noch in Danzig *), theils in den ersten acht Wochen seines Aufenthalts in Zürich, seine Beyträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution **), eine Schrift, die indeß nur als Fragment zu betrachten ist, indem das Vorhandene nicht über die Feststellung der allgemeinen Principien hinausgeht, ohne sie auf den vorliegenden Fall der Beurtheilung anzuwenden. — Hauptsatz derselben ist es, daß es keine absolut unveränderliche Staatsverfassung geben könne, eben weil keine absolut vollkommene sich je verwirklichen lasse. Die relativ beste Verfassung müsse daher wesentlich auch das Princip innerer Veränderung und Verbesserung in sich tragen. Wenn aber gefragt werde, von wem diese Verbesserung ausgehen könne, so müsse dies Recht allen Theilen gleichmäßig zustehen, welche an dem Staatsvertrage Theil haben. Unter diesem sey aber nicht zu denken ein irgendwann der Zeit nach wirklich abgeschlossener Vertrag, indem gewisse ältere und neuere Gegner diese Ansicht durch die einfache Bemerkung widerlegen zu können meinten, es lasse sich ein solcher Vertragsabschluß historisch nirgends nachweisen, sondern der Begriff des Staates, der als das eigentlich Rechtsbegründende jedem Staatsverbande zu Grunde zu legen sey *).

Hieran schließt sich die Untersuchung über die begünstigten Stände im Volke, in Bezug auf das Recht einer solchen Staatsveränderung, insbesondere über Adel und Kirche, deren Prärogative einer weitläuftigen und strengen Prüfung unterworfen werden. Besonders aber wird der Konflikt zwischen dem allgemeinen Rechte der Vernunft und der historischen Bevorrechtung, die oft große Ungerechtigkeit in sich schließt, in jenen Verhältnissen überall scharf hervorgehoben, ohne denselben jedoch zu lösen und zu versöhnen, seys auf historischem oder philosophischem Wege. So ist freylich in gewissem Sinne zuzugeben, daß sich die Schrift eben deshalb selbst nicht über ihre Gegenwart und deren Kampf erhoben habe, weil jene Zeit vornämlich im Gefühle dieses Mißverhältnisses befangen lag, über welches zu erheben der wissenschaftlichen Forschung in ihrer höchsten Bedeutung eigentlich geziemt. Doch möchte gerade dadurch jenes Buch vielmehr ein bedeutendes Zeugniß für die ganze damalige Epoche werden, indem die Mängel des Bestehenden in Staat und Gesellschaft, und was man sich im Gegensatze desselben als rechtmäßig und wünschenswerth dachte, in ihm mit ganzer Schärfe nebeneinander gestellt sind. Und eben deßhalb verfehlte auch damals die Schrift einer großen Wirkung nicht, weil sie fast nur das Urtheil der Zeit über sich selbst mit Kraft und offener Kühnheit aussprach. Hinwiederum schien aber auch die innere Gesinnung, welche dieselbe eingegeben, Anerkennung finden zu müssen; überall leuchtet hindurch, wie Liebe zur Menschheit die Worte eingegeben, wie Begeisterung für ihr Wohl selbst der heftigeren Polemik zu Grunde liegt. Dabey ist die Darstellung rasch, beweglich, kräftig eindringend und kündigt schon damals einen Schriftsteller an, der in bedeutendem Grade Denkstrenge und Klarheit mit lebendiger Faßlichkeit zu verbinden weiß.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wo sich Fichte unmittelbar vor seiner zweyten Schweizerreise eine Zeitlang aufhielt.

**) 2 Thle. 1793; zweyte, unveränderte Aufl. 1795.

*) Vergl. Th. I. S. 61. ff.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

Nichts bezeichnet den Zustand der Literatur bey uns besser, als der Vorschlag zu einer Druckassekuranz nach Art der Feuer- und Hagelassekuranzen. Da hier so manches Schriftchen gedruckt wird, das unverkauft bleibt und ein Ladenhüter wird, so soll eine Gesellschaft zusammentreten, die gegen dergleichen Unfall assekurirt und dann wenigstens die Druckkosten bezahlt, wenn die Exemplare nicht begehrt werden.

Unter unsern neuern Literaturerscheinungen zeichne ich folgendes aus. Viele Leser findet der neue Jahrgang des Almanac Genevois. Denken Sie aber dabey ja nicht an die englischen oder an die guten deutschen Taschenbücher, allenfalls nur an den Pariser Almanac des Muses. Von Kupfern, gut oder schlecht, wird hier nichts gereicht. Kupfer sind Bilder, unsere Genfer Dichter und Schriftsteller lieben aber die Bilder nicht. Unsere Poesie, denn nur aus Versen besteht der Almanach, schreitet sichern, breiten Fußes auf dem Boden weg, hält sich in ihren Apologues, Contes, Chansons und Satires an das Hausbackene, Handgreifliche und Oertliche; so le moyen d'être heureux, le Chant des Carabiniers, le tambour battant u. s. w. Manche verirren sich etwas höher zu den Trinkliedern, wo der liebe Bacchus stark verhalten muß. Nach dieser Stereotyp- und Festungspoesie thut es wohl, auf Chavonnieres und Petit-Senns Lieder zu stoßen, und Jener ist der älteste Genfer Poet, der schon in der Revolutionszeit gar manche Hymnen sang und seitdem nicht aufgehört hat, recht artige Chansons zu machen, von denen manche Berangers würdig wären. Petit-Senns Verse haben mehr satirische Richtung; doch läßt ihn manchmal der Witz im Stiche, wiewohl es im Französischen leicht genug ist, dergleichen zu machen. Sein Lied an das Dorf Cologny, nahe bey Genf auf einem südlichen Hügel des Uferlandes, ist wohl das beste. Da hier im Namne von vier Jahrhunderten Calvin, Milton, bevor er erblindete, und Lord Byron von der Welt zurückgezogen wohnten, so war dadurch freylich schon ein sehr poetischer Gegenstand gegeben. In Deutschland und auch im heutigen Frankreich wäre aber derselbe anders bearbeitet worden, und man hätte nicht Stellen darin gefunden, wie:

Tous les deux embrasés des flammes du génie,
Sur ce côteau qu'ils vinrent habiter,
Aux regards des humains y voilèrent leur vie,
L'un pour adorer Dieu, l'autre pour en douter.

Wie kann man nur eine Vergleichung zwischen dem prosaischen, gewiß nicht von Genie entflammten Calvin und dem durchaus poetischen Lord Byron so bey den Haaren herbeyziehen? Von Calvins Edelmuth, Frömmigkeit und Gottesanbetung sollte man doch nicht so laue reden, da des armen Servet Stimme vom Scheiterhaufen laut dagegen schreit. Ein sogenannter Gotteszweifler wie Byron, der seinen Feinden wohl that und unendlich viel Gutes stiftete, steht wohl auch in Gottes Augen höher, als der eifernde, zerstörende und unmenschliche Reformator. Besser ist, was der Verfasser von Milton sagt:

Et lorsque son pinceau, magique Talisman,
Crée du Paradis la divine peinture,
Il se souvint de la nature
Si belle aux rives du Léman.

Die Herausgeber dieses Almanachs schmeicheln sich, durch ihn darzuthun, daß die Dichtkunst Genf nicht, wie Viele glauben, versagt sey. Ich glaube, sie haben gerade den besten Beweis dafür geliefert. Die zwey einzigen jungen Genfer, Gottwin und Vern, die wahrhaft Dichtertalent hatten, haben im Auslande Brod gesucht und sind für uns verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, Mai.

(Fortsetzung.)

In diesem Jahre, wo die erste 100jährige Feyer der Heiligsprechung Johanns von Nepomuk eintritt, sollte der 16. Mai mit erhöhter Festlichkeit begangen werden. Man hoffte aber, die Feyer auch durch die Gegenwart des Kaisers verherrlicht zu sehen, und verschob die Begehung des Jubiläums (von welchem ich Bericht zu erstatten nicht ermangeln werde) auf den 8. Juni, weil die Aerzte des Monarchen seine Reise in das hochliegende, rauhe Böhmen durchaus, und weislich, nicht gestatten wollten. Leider ist unsere schöne Hoffnung vernichtet, und wir haben keinen andern Trost dafür, als die Kunde, daß der Landesvater die Summe, welche die Reise nach Böhmen gekostet haben würde, zur Linderung des Menschenelends verwendet hat. Die Zahl der andächtigen Pilger war dieses Jahr sehr groß und bemerkenswerth darunter ein Zug Andächtiger aus der mährischen Hanna in ihrer abentheuerlichen Volkstracht, angeführt von einem Geistlichen, der in der einen Hand eine große Tabakspfeife, in der andern den wohlgefüllten Tabaksbeutel, an ihrer Spitze rüstig einherschritt. Auch manche Ausländer höherer Stände, welche glaubten, das Jubelfest der Heiligsprechung werde an diesem Tage begangen, fanden sich ein, sahen sich aber getäuscht. Am Festtage war der Zulauf in der Kirche so groß, daß es einigen Priestern durch das Gedränge unmöglich wurde, zu den Seitenaltären zu kommen, an welchen sie Messe lesen sollten. Schon am 15. Mai wurde der krystallene Sarg des Heiligen, mit dessen reich bekleideten Ueberresten, aus seiner gewöhnlichen Ruhestätte erhoben und auf dem Hochaltar aufgestellt. Oberhalb desselben erhebt sich ein Baldachin von purpurrothem Sammt mit Silberstickerey, der beynahe bis an die oberste Wölbung des Kirchenschiffs reicht. Am Piedestale des Sarges stehen vier kolossale silberne Heiligenbüsten; auf zwey gothischen Säulenbündeln ruhen (versteht sich gemalt) zwey blühende Aloen. Ein Paar Medaillons an beyden Seiten zeigen Scenen aus Johann von Nepomuks Leben, rechts die Beichte der Königin und links seinen Sturz in die Moldau. In der Mitte erblicken wir auf einem rothseidenen Vorhange, von vier vergoldeten Engeln, die ihrem Bildhauer keine große Ehre machen, getragen, ein wackeres Oelgemälde in reichem Goldrahmen, Johann von Nepomuks Apotheose, angeblich zu seiner Heiligsprechung 1729 in Rom gemalt. Das prachtvolle Grabmal des frommen Beichtigers ist neu geschmückt, die gesammten silbernen Gefäße, Lampen und Engel, wie der Sarg sind sorgsam geputzt und schimmern in blendendem Glanz, während auf dem Platze vor der Domkirche die kolossale Triumphpforte zum Jubiläum, alle Gebäude der Königsburg überragend, errichtet wird. Der 16. Mai, obschon einer der feverlichsten Erinnerungstage für Böhmen, hemmt übrigens keineswegs den Handel und Wandel. Die Gewölbe, worin die Kaufleute ihre schönsten Waaren auslegen, sind nicht allein offen, sondern schon am vorhergehenden Tage gewinnen sowohl die beyden Kleinseitner Plätze, nebst der kurzen Straße zunächst der St. Niklaskirche, als die sämmtlichen Burghöfe das Ansehen einer belebten Messe. Große und kleine, bedeckte und unbedeckte Marktbuden werden errichtet.

(Der Beschluß folge.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Juni 1829.

Der Geist kommt über ihn! Hercht und gehorchet!

W. Scott.

Die Mazze in Wallis.

(Fortsetzung.)

„Halt!“ rief Robert entschlossen, „er ist vogelfrey, die Mazze hat vor seiner Thüre gestanden. Ihr Männer von Wallis, thut Eure Pflicht!“ Die Gasse schloß sich wieder, und die Bewaffneten senkten, jedoch zögernd, ihre Speere. „Gebt Raum,“ rief der Freyherr abermals in gebietendem Tone, trat einen Schritt vorwärts und schwang das Schwert über seinem Haupte. Der junge Landmann umschlang ihn flehend; ängstlich schrieen die Mädchen auf; ruhig stand der Greis und sah der Scene fast theilnahmlos zu. „Ueber Dein Haupt das Blut, das fließen wird,“ rief der Jüngling aus. „Strecke die Waffen oder kämpfe mit mir.“ „Laß mich ziehen,“ erwiederte der Freyherr, beynahe bittend, „ich kämpfe nicht mit Dir, aber noch nie hat Wischard von Raron sein Schwert zu eines Feindes Füßen niedergelegt.“ „So erfülle sich denn hier Dein Schicksal, Du trotziger Mann,“ sprach der Jüngling mit Festigkeit. „Greift den Geächteten, Ihr Männer von Wallis!“ Drohend senkten sich die Speere gegen des Freyherrn Brust; er stand ruhig, des Angriffs gewärtig. Da richtete plötzlich der Greis seine gebeugte Gestalt hoch auf, trat in gebietender Stellung zwischen die Streitenden, hob Augen und Hände gen Himmel und sprach in einer Art Verzückung: „O Ihr Thoren, die Ihr verstockten Herzens und ohne Glauben und Liebe seyd, was hadert Ihr um elenden Erdentand und um die Spanne Zeit, die Euch noch übrig ist! Siehe, der Tag ist nahe, da das Reich der Gerechten beginnen wird. Nahe ist das Ende des alten Evangeliums, nahe ist Israels Rettung, und die Zeit kommt, da der gottgesandte Hirte seinen Auserwählten erscheinen wird. Zeichen und Wunder verkündigen seine Ankunft. Habt Ihr nicht von dem schauervollen Schlag gehört, der in der Mitternachtsstunde durch die Hallen des großen Münsters in Zürich erklang? Was verkündet das Blut, das bey Mellingen aus der Erde quoll, was die Blutklumpen im friedlichen Sursee, was die Mittagshelle im Aargau in dunkler Mitternacht, was zu Ebersbeck das Gesicht gehäufter Leichname? Die Ordnung der Natur hat sich verkehrt; Schnee fällt im Sommer, todtverkündende Vögel durchschweben die Luft, gräulich tönt an der Bird nächtliches Geklirre und verhallendes Klaggeschrey. Die todte Natur und die Geister der Unterwelt nehmen Theil an dem hereinbrechenden Jammer der wahnsinnigen Sterblichen. Laßt ab von Eurem irdischen Hader und wendet Euch zu dem erbarmenden Gott, denn der Tag des lezten Gerichts ist nahe!“ Unschlüssig, ergriffen von den Feuerworten des ehrwürdigen Alten, standen die Männer. „Was zaudert Ihr?“ rief ihnen Robert zürnend zu. „Bebt Ihr zurück vor den Träumen eines verrückten Lollharden?“ „Knabe,“ erwiederte der Greis und warf einen ernsten Blick auf den Jüngling, „dieser verrückte Lollhard ist Anton vom Thurn, Dein Vater — er hat in der Gemeinschaft der Brüder des freyen Geistes die Ruhe gefunden, welche

Digitized by Google

ihm weder die Welt noch die Afterlehre Eurer Priester geben konnten. — Wischard von Raron," fuhr er, zu dem Freyherrn gewendet, fort; „Du glaubtest es übel mit mir zu machen, aber der Herr hat's wohl gemacht, denn durch das Unglück bin ich zur Erkenntniß meiner selbst gekommen. Ziehe in Frieden Deine Straße!" —

* * *

Wischard von Raron kam, Hülfe suchend, nach Bern, wo er Bürger war. Ihm fehlte der alte Glanz seines Hauses, aber mit der Würde eines Mannes, der einem unwürdigen Schicksal aus Geisteshoheit nicht unterliegt, trat er vor den Rath und die Bürger von Bern. Die Edlen des Raths erinnerte er, wie er vom Glanze seines alten Stammes unschuldig in dieses Elend herabgesunken; auch sie könne der Wechsel menschlicher Dinge treffen. Die Bürger mahnte er an Berns Größe und Edelmuth; nie habe Bern Hülflose verlassen, und nachdem Wischard von Raron alles verloren, halte ihn nur der Gedanke noch aufrecht, daß er Bürger zu Bern sey. Sie konnten ihm nicht widerstehen. Bald bewegte dieser Streit die ganze Eidgenossenschaft. Wallis, Schutz gegen Berns Macht suchend, schloß ein ewiges Landrecht mit Uri und Unterwalden; die übrigen Kantone suchten durch Vermittlung dem Kriege vorzubeugen.

Inzwischen war der Freyherr, der Zögerungen Berns müde, in das Oberland gegangen. Der edle Muth, womit er sein Unglück ertrug, gewann ihm die Herzen der einfachen Hirten. Die Männer vom Siebenthal und Frutigen bekamen Mitgefühl für seine Leiden, und was ihm in seiner Größe gefehlt hatte, fand er im Unglück — Freunde. An der Spitze einer tapfern Schaar zog er bis hoch in die Leuk hinauf, wo die lebende Natur erstirbt und der Anblick der Sonne selten ist. Wo irgend in diesen Bergen ein feuriger Jüngling die Waffen liebte, der gesellte sich zu ihm. Nachdem ein starker Haufe sich gesammelt hatte, zogen sie an den großen Wasserfällen den Bergpfad am Sanetsch hinauf, von den unfruchtbaren Felsen in das milde Wallis herab, und kamen vor Sitten, um die Zeit, als jeder Bürger an seinem Mittagsmahle saß. Ohne Mühe schlugen sie die zerstreuten Männer, die aus verschiedenen Gassen ihrem Sammelplatze zueilten, durchzogen drey Tage verwüstend das Land, und kehrten ohne Verlust über die Berge zurück, als die Panner des oberen Wallis ihren Landsleuten zu Hülfe zogen. Hinwiederum fielen die Männer von Wallis in das Berner Gebiet ein. Auf solche Art dauerte mit abwechselndem Glück eine Zeitlang der kleine Krieg.

Bern, groß durch eigene Macht und stark durch Bündnisse, dachte auf ernstlichen Kampf. Mit einem einzigen Schlage sollte das schwache Wallis bezwungen werden. Die ganze Macht von Bern, jede Landesgegend unter ihrem so oft siegreichen Panner, die Mitbürger von Freyburg und Solothurn, von Biel, Neuenstadt, Neufchatel, zusammen 13,000 Mann, zogen am Ende des Herbstmonds durch die hohen Alpen auf den Zehnt Gambs; die Männer von Sanen, Oesch und Greyerz, denen die von Aeschi und Frutigen mit beyden Siebenthal zuzogen, gingen über die Sanetsch und fielen ein bey Siders, damit das Land Wallis, zu gleicher Zeit von oben und von unten angegriffen, an keinem Orte mit Macht widerstehe. Die Waldstädte, eingedenk der alten Eidgenossenschaft, leisteten Wallis keine Hülfe.

(Der Beschluß folgt.)

Geographisch-statistische und philosophische Betrachtungen eines gebildeten Barbiergesellen, aus Stolpe in Hinterpommern, über Wiesbaden und dessen Umgebungen *)

Liebe Frau Mutter!

Ich bin glücklich hier angekommen, wie ein isolirter Mensch in fremdem Lande. Mein Gott! wie sticht doch die Erhabenheit der Berge gegen die Oberflächlichkeit unseres Vaterlandes ab! Wenn nur bey dem vielen Steigen die Knie nicht so sehr leiden müßten! Aber liebe Frau Mutter, welche herrliche Gegenden und Aussichten kann man von den Höhen nicht genießen, verschlingen und gleichsam mit den Augen auffressen? Auch begegnete ich auf allen Wegen Leuten, welche wie toll herumrannten, um sich nur satt und müde zu sehen. Wiesbaden liegt sehr decent in einem großen Bergkessel. Ich mag die Städte nicht leiden, welche mit ausgespreizten Beinen über einem Flusse stehen. Es ist in dieser Stellung immer eine gewisse Unanständigkeit, welche mein Zartgefühl verletzt. So etwas kann man aber diesem Orte nicht zur Last legen. Er hat sich zierlich in seinen Bergkessel gelegt, ist auch darin sehr gut gediehen und in dem schönsten Wachsthum fortgeschritten, was die große Menge neuer Häuser unwiderleglich beweisen würde, wenn man darüber disputiren wollte. Ich will aber die Flachheiten Pommerns nicht verachten, und glaube sogar, daß die Vorsehung, wie der Vogel Strauß seine Eyer, viele Städte und Dörfer absichtlich nur in den Sand gelegt hat, um dieselben zu einem neuen Leben ausbrüten zu lassen, aber man muß gerecht seyn und eingestehen, daß es auf den Bergen doch weit schönere Aussichten gibt als im ebenen Lande. — Es ist hier furchtbar heiß im Sommer, was von den ehemaligen feuerspeyenden Bergen der Nachbarschaft herrühren soll, welche in reiferen Jahren zur Besonnenheit gekommen sind, und nun aus Menschenliebe, zur Heilung vieler Krankheiten, nur noch warmes Wasser im Schooße der Erde kochen.

*) Dieser Brief ist verloren und von einem Freunde gefunden worden, der ihn mir mittheilte. d. E.

Digitized by Google

Die ganze Natur lebt, die Berge haben auch ihre Jugendjahre und begehen jugendliche Uebereilungen, welche man ihnen verzeihen muß. In dieser Bemerkung, liebe Frau Mutter! liegt keine Gotteslästerung, sondern nur ein tiefer Blick in den Bau der Erde. Das größte Wunder aber ist, daß die hiesige reichhaltige Quelle eine Substanz liefert, welche unserer Kuhfleischbrühe vollkommen, ja so täuschend ähnlich ist, daß ich in den schlechtesten Wirthshäusern die Fleischbrühsuppe oft nicht so starkschmeckend und kräftig gefunden habe als dieses Wasser. Nach allem, was ich sehe, würde man bey tieferem Nachgraben gewiß noch die ächte Ochsenfleischbrühe finden, und ich glaube auch, daß man sich insgeheim damit beschäftigt, die Urquelle aufzufinden, von welcher die jetzige dünne Kuhfleischbrühe offenbar nur ein Ast oder eine schwache Ader ist. Denken Sie sich nun, liebe Frau Mutter, einen 29 Fuß großen, tiefen öffentlichen Brunnen, nebst vielen andern starken Quellen in Privathäusern, und viele hundert, meistens 6 Schuh lange, 4 Fuß tiefe Badkessel voll fertiger, fetter Ochsenfleischbrühe, in welche man nur Brod zu schneiden nöthig hätte, und ermessen Sie selbst die Glückseligkeit der Bewohner dieses Orts, wenn die gleichsam vor der Nase liegende Entdeckung vollendet ist. Man hat den Brodbaum, die Cokusmilch gefunden, warum sollte man nicht auch die gekochte Fleischbrühe finden können? Die Natur ist so unendlich reich und gütig, und meynt es mit den Menschen weit besser als diese es unter einander mit sich selbst meynen. Wer weiß, welche rohe Massen und Schichten von Urochsenstoff noch in der Erde verborgen liegen, aus denen nun abgelebte feuerspeiende Berge zum Zeitvertreib Fleischbrühe kochen? — Es ist mir auch aufgefallen, daß hier die Kuh- und Schweinhirten nur ganz kleine Hörner haben und im Diskant blasen, was nicht gut lautet. Die Schweine sind übrigens nicht reinlicher als bey uns. Nur in Holland sollen sie besser erzogen werden. Ein ganz neues schönes Schauspielhaus hat sich seit einiger Zeit gebildet. Ich sah darin für zwölf Kreuzer den „Don Juan," diesen gottlosen Kerl, welcher alle Frauen und Mädchen verführte, und freute mich recht im Voraus auf dessen wohlverdiente Strafe; allein der Platz war offenbar zu klein für so viele Teufel, welche größern Raum gewohnt zu seyn scheinen, wenn sie ihre Leute ordentlich holen sollen. Alles will sein gehöriges Maaß haben, und die Teufel lassen sich am wenigsten beschränken. — Man lebt hier wohlfeiler und viel besser als bey uns, was mir besonders wohl thut, auch sind die Leute höflich und gutmüthig. Branntwein ist fast ganz unbekannt, und alles trinkt mehr oder weniger guten Wein, welchen das herrliche Land im Ueberflusse hervorbringt. Die Häuser und Straßen wimmeln von fremden Krüppeln aller Art, welche hier Heilung suchen und auch gewöhnlich finden. Doch sieht man auch viele scheinbar Gesunde, ja selbst schöne Frauen und Mädchen, die entweder nur zur Gesellschaft der Kranken mitgekommen sind, oder geheime Gebrechen haben. Die Einwohner der Stadt selbst scheinen, mit Ausnahme einiger Bucklichen, gerade gewachsen und jovialische Leute zu seyn. An hübschen Frauen und Mädchen fehlt es ebenfalls nicht, aber die Menschen mit dem zweyerley Tuche schnappen immer die Schönsten weg, und sie scheinen auch mißtrauisch in die redlichen Absichten unsers Standes. Die Gerechtigkeit wohnt nun einmal nicht auf Erden und der Gerechte muß daher viel leiden! Es gibt hier zwey Hauptberge, der Geißberg und die Platte. Schon von dem ersten kann man mit bloßen Augen die Caldaunen der alten Stadt Mainz im Leibe liegen sehen, und von dem leztern erstreckt sich die Aussicht in große Ferne. Es muß sehr warm seyn, wenn der Wind auf dieser Höhe zärteren Naturen nicht beschwerlich werden soll. Mich hat er in meinem bibernen Ueberrocke halb erfrieren machen, und ich kann mir nun leicht vorstellen, wie es auf den Alpen hergehen muß, wo einem noch obendrein Gletscher begegnen. Nächstens will ich das Rheingau durchwandern, welches von dem Rheinflusse ganz durchflossen wird. Da soll es herrliche Dinge zu schauen geben und ich werde Ihnen auch Alles treulich berichten, so daß es gerade so gut seyn muß, als wenn Sie selbst da gewesen wären. Von dem Echo am Curleyfelsen bringe ich Ihnen die Melodie auf Noten mit. Einen homogenen Freund habe ich noch nicht gefunden, wohl aber viele heterogene Naturen, ohne hohen Schwung und große Tendenz, welche über die wichtigsten und ernsthaftesten Dinge lachen, sich um das Weltall wenig bekümmern und denen die Berliner Rübchen lieber sind, als unsere Philosophie. Neulich hatte ich einen großen Streit mit einigen meiner Kollegen, in welchem ich heftig wurde und ihnen meine Meynung über die Prosa ihres Landes rein herausſagte. Sie nannten mich dagegen einen Luftbeutel und behaupteten, bey uns wehe der Wind sehr stark, allein Alles, was derselbe zusammenzublasen vermöge, seyen doch nur Sandberge. Ich mußte die Sticheley einstecken, weil wer kegelt, auch aufsetzen soll. Wie sehr dankbar muß ich indessen unserm trefflichen Lehrer, Hrn. Weber, seyn, daß er mich gebildet und für alles Schöne und Gute zugleich empfindsam gemacht hat. Es geht doch nichts über hohe Bildung! Leben Sie wohl, liebe Mutter und antworten bald Ihrem

treuen Sohne,
Theodor Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Leute meynen hier, Geschichte müsse geschrieben werden, nicht wie es Barante gethan, sondern wie es Sismondi in seiner Bänderreichen Historie von Frankreich macht, d. h.

Digitized by Google

nicht als Darstellung einer Zeit in ihren eigenthümlichen Farben, wie sie wirklich war, sondern wie sie sich dem Herrn Schreiber darstellt, mit den Schlußfolgen, die er nach einer vorgefaßten Idee aus ihr zieht; und wenn Jemand eine Zeit genau nach den Eigenthümlichkeiten ihres Lebens und Webens schildert, so ist es ihnen ein Walter Scottscher Roman. Man will nicht begreifen, daß eine gute Chronik viel höher steht, als solch zugerichtete und appretirte Geschichte. Ueberdieß ist Alles verdächtig, was mittelalterliches Kostüm hat. Gleich wird über Mystik, Mönchthum, Mangel an Civilisation, dieß ist besonders das große Wort, seitdem es Guizot zur Mode gemacht, geschrieen. Mit wenigen Modifikationen soll das 13te Jahrhundert aussehen wie das 18te. Sie können denken, was auf diesem Wege Geschichte, Poesie und bildende Kunst bey uns wurden. Ein Chronikversuch wurde aber neulich doch mit les Egyptiens sur les bords du Léman, ou Sebastien de Montlaucon, dernier évêque de Lausanne, chronique du commencement du XVI. Siècle gemacht. Man kann ihn gerade nicht glücklich nennen, er ist aber doch dankenswerth als erster Versuch, sich aus der klassischen Schulmanier loszuwickeln. Ueberdieß ist die hier gewählte Zeit recht interessant und reich an merkwürdigen Ereignissen, denn in sie gehört das Aufhören des Pabstthums im Waadtland, der Fall des lezten Bischofs von Lausanne, die Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den kleinen Dynasten der Umgegend, das Bündniß der Rieter vom Löffel, die Unterdrückung der Bürger und Landleute, ihr Widerstand u. s. w. Dabey kommen die damaligen Sitten der Geistlichkeit und des Adels zum Vorschein. Der Name Egyptiens steht hier statt Bohémiens, denn es ist von nichts weiter die Rede, als von einer Zigeunerhorde, die der Verfasser glücklich in seine Chronik flicht und sie dadurch zum Romane macht.

Eine Erscheinung ganz anderer Art ist der Messager Suisse für 1829, der dieß Jahr zum erstenmale herauskommt und von dem sechs Tage nach seiner Erscheinung dreytausend Exemplare verkauft waren, ein hier ganz unerhörtes Ereigniß im Buchhandel. Es gibt in unsern südlichen und südwestlichen Nachbarländern viele Leute, die täglich wiederholen: klärt doch das Volk nicht auf, ihm taugt das Licht nicht; denn wird es hell bey ihm, so fühlt es sich auch gleich von seinem Stand gedrückt, es will sich erheben, fängt an zu raisonniren, ist schwerer zu regieren und die Regierung hat ihre liebe Noth mit ihm. Darum ist in jenen Ländern der Volksunterricht besonders auf dem Lande so entsetzlich zurück, daß Sie in Deutschland gar keinen Begriff davon haben. Diesem Mitternachtssystem hilft man noch auf andere Weise nach. In den erlaubten und in Menge ausgebreiteten Volksschriften finden sich Geschichten von Wundern und Mirakeln, neben schrecklichen Verbrechen und Gräuelthaten, lächerlichen Cantiken und lamentabeln Klageliedern. Daneben sind astrologische, cabbalistische und andere Wundertraktätlein in freyem Umlauf, verrücken vielen armen Landleuten Sinn und Verstand und bringen sie ins Unglück. Schon lange suchten helldenkende Männer dem Uebel abzuhelfen. Sully, der Frankreichs Wohl nur in Ackerbau und Viehzucht sah, wollte den Bauer wenigstens in seinem Geschäft unterrichten; daher ließ er von Olivier de Serres ein Buch über den Ackerbau schreiben. Dieses Théâtre de l'agriculture war für seine Zeit ein treffliches Buch, denn es umfaßte den ganzen Ackerbau, war klar, einfach und faßlich geschrieben, so daß es Jedermann verstand. Dadurch würde auch der Ackerbau in Frankreich von vielen Vorurtheilen gereinigt worden seyn, wenn man auf diesem Wege fortgefahren wäre. Leider aber sank nach Heinrichs IV. Tod das französische Volk wieder in tiefe Nacht. Richelieu und Mazarin kümmerten sich wenig darum, oder vielmehr, es war ihnen ganz recht; die Schriftsteller aus dem Siècle de Louis XIV. waren mehr darauf bedacht, die Tugenden ihres Monarchen zu feyern, als sich mit dem Glücke seines Volkes zu beschäftigen. Erst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts erhoben sich die so arg geschmähten Philosophen gegen die vornehme Bemühung, das Volk in Nacht und dunkler Unwissenheit zu erhalten. Rousseau entwarf den Plan zu einem Elementarunterricht des Volks; Franklin ergriff diese Idee und gab seine treffliche Science du bonhomme Richard heraus, die in Pensylvanien das arbeitsamste, friedlichste und tugendhafteste Volk der Erde gebildet hat. Die französische Nationalversammlung wollte diesem Beyspiele folgen und sezte daher einen Preis auf das beste Werk dieser Art. Ihn erhielt der Almanac du père Gérard. Das Buch enthielt allerdings viel Gutes, sprach aber zu sehr in der Effervescenz des Moments, als daß es sich in ruhigeren Zeiten hätte halten können.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, Mai.

(Beschluß.)

Hier findet man Tausende von Abbildungen des Heiligen in allen Größen und aus allen Stoffen, von dem reichvergoldeten Bronce bis zum einfachen, mit grellen Farben bemalten Thon herab; ferner Crucifixe, Rosenkränze, Bilder anderer Heiligen und der Madonna, gläserne Särge mit wächsernen Abbildungen des Johann von Nepomuk, einzelne Lieder, Gebete und Gebetbücher, Chroniken, falsche Blumen, wie man sie auf den Altären aufzustellen pflegt, und Spielwaaren für die liebe Jugend. Dazwischen haben Uhrmacher, Zinngießer, Blecharbeiter und Glashändler ihre Waaren ausgestellt und in andern Buden und Auslagen werden wohlriechende Wasser, Zwirn und Strümpfe, Kämme von allen möglichen Größen und Gattungen u. s. w. feilgeboten. Auch für den Leib ist gesorgt, denn dort an der Ecke sizt ein italienischer Käsehändler und überall finden sich Krämer mit Pfefferkuchen und allerhand Zuckerwerk. Der Platz vor der königlichen Burg, zunächst der Schloßstiege, verwandelt sich zugleich in eine große Table d'hôte für die andächtigen Pilger der niedern Stände. Zahllose kleinere und größere gedeckte Tische stehen auf der Stelle, welche die imposanteste Ansicht der Stadt darbietet. Auf ambulanten Kochheerden dampfen die Speisetöpfe; Suppenschaalen von grobem irdenem Geschirr werden gefüllt und bald wieder geleert, allerhand Kuchen, Semmeln und Schwarzbrod liegt in Haufen aufgethürmt, der grüne Salat blinkt auf kleinen Schüsselchen und auch Luxus findet sich: — ein Weib ruft ihren guten Kaffee aus, die Tasse um 2 kr. Papiergeld (etwa einen leichten Kreuzer), und als Tafelmusik singt hier ein Bursche mit heiserer Stimme die Lieder, ein alter Mann dekamirt die Gebete, die sie verkaufen, und ein Haufen gesättigter Andächtiger umsteht jeden derselben. Um 9 Uhr Abends verkündigten Pöllersalven ein Feuerwerk auf der Schützeninsel, welches zwar in der Regel dürftig ausfällt, heuer waren aber jene Signale besonders nothwendig, sonst hätte man gar nichts davon verspürt, denn es ging auch nicht eine Rakete in die Höhe. Gewöhnlich ziehen viele Landleute aus den entferntern Gegenden schon am Festtage nach vollbrachter Andacht am Grabe des Heiligen wieder von dannen; diesmal traf aber der 17. Mai auf einen Sonntag, deßhalb verlängerten die meisten ihren Aufenthalt bis zum Montage, und auch während und nach der Octave kamen täglich neue Züge von Andächtigen, so daß ununterwährende Bittgänge, gleich einer Kette, das Vorfest mit der Haupt- und Jubelfeyer gleichsam zu einem Ganzen verbanden. C.

Beylage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Juni 1829.

Friedensfeinde,
Die ihr den Stahl mit Nachbarblut entweiht!
— Zu Boden werft,
Die mitgezähmte Wehr aus blut'ger Hand!

Shakespeare.

Die Mazze in Wallis.

(Beschluß.)

Oberhalb Münster, am rechten Ufer der Rhone, auf einer fast unzugänglichen Höhe, stand Rudolph von Sillinen an der Spitze von etwa 600 Mann. Der Asperling, der Hunngarten und andere Edle von Wallis hatten ihre Streitkräfte mit ihm vereinigt. Langsam stieg ein Mann in voller Rüstung von den höhern Bergen herab, welche Flußaufwärts in die Wildnisse des Gotthard führen, und trat in den Kreis der Edlen, die am Abhange der Höhe standen. Er schlug das Visir auf und blickte schweigend auf die Ritter. „Was suchst Du hier, Thomas in der Bündt?" fragte ihn Rudolph von Sillinen. „Hülfe für das Vaterland in seiner höchsten Noth," antwortete einfach der Gefragte. „Du hast das Recht verschmäht und frech die Gewalt der Waffen herausgefordert," entgegnete ruhig der Ritter. „Gedenke des Spruchs der Eidgenossen auf den Tagen zu Luzern und Oberhasli. Wir wollen keinen Theil an Deinem Unrecht nehmen, helfe Dir nun selber." — „Meynt Ihr," fragte Thomas in der Bündt mit Stolz, „ich sey gekommen, um Hülfe für mich zu bitten? Das Vaterland ist in Gefahr, und Ihr seyd seine Söhne." — „Sollen wir zum Schwerte greifen, um die Thorheiten eines mißleiteten Volkes zu verfechten?" — „Ihr sollt streiten für das Land, das die Wiege Eurer Kindheit war. Sprecht, wollt Ihr zum Volke stehen oder nicht?" — „Unsere Macht ist hier versammelt, unser Eigenthum zu schützen, und mehr gedenken wir nicht zu thun." — „Nun, so lebt wohl! Wenn der Angstschrey des untergehenden Landes Eure Herzen bricht, gedenkt meiner Worte. Ich werde diesen Tag nicht überleben." — Stolz wendete er sich und ging.

Hoch aus den Pässen der Grimsel brach der Gewalthaufe der Berner in das Land; von unten herauf bey Sidders ertönte zu gleicher Zeit der Landsturm. Auf der Spitze der Furka stand Robert von Gestelenburg mit einer kleinen Schaar, den Feind beobachtend. Er zog sich fechtend vor der Uebermacht zurück. So gingen sie herab durch Gestelen, durch Oberwald und Niederwald; ihnen auf dem Fuße folgte der Feind verwüstend. Auf einer Höhe hinter dem Dorfe St. Ulrichen stand Thomas in der Bündt; nicht über 600 Mann hatte er auf diesem Punkte zusammenbringen können; aber ringsum, im Thal und auf den Bergen, rief der Schall der Sturmglocke und der Klang der Hörner die streitbaren Männer von Wallis zusammen. Thomas in der Bündt erinnerte das Volk, wie in alten Zeiten ihre Väter bey eben diesem Dorfe den Herzog von Zähringen geschlagen, ermahnte sie, für Freyheit und Vaterland an diesem Tage tapfere Männer zu seyn, und beseelte alle mit seinem feurigen Muthe. Sieggewohnt und auf seine Uebermacht trotzend stürmte Bern die Höhe hinan. Sein Muth brach an der kühnen Gegenwehr der Männer von Wallis. Im dritten Anlauf hatten die Haufen der Berner die Höhe beynahe erstiegen, als der Pfarrer von Münster an der Spitze der streitbaren Män-

Digitized by Google

ner seiner Gemeinde erschien und das Treffen wieder herstellte. Von Anstrengungen erschöpft, sammelten sich die Berner um ihre Panner, den Anmarsch ihrer ganzen Macht erwartend. Geschäftig eilte der Freyherr durch die Reihen, den Muth und Zorn der Krieger entflammend. An ihrer Spitze stieg er zum vierten Mal die Höhe hinauf. Robert von Gesteienburg suchte und fand ihn im Gewühle des Treffens. „Stehe mir, Wischard von Raron," rief er ihm zu, „wenn Du ein Mann bist!" „Ich bin ein Mann, aber ich kämpfe nicht mit Dir," entgegnete mit Ruhe der Freyherr und wendete sich seitwärts. „Hier Wischard von Raron!" rief Thomas in der Bündt mit lauttönender Stimme, als er den Freyherrn erblickte, dessen mächtige Gestalt hoch über die Krieger emporragte. „Hier Thomas in der Bündt," entgegnete der Freyherr und sprang aus den Reihen der Seinigen hervor. „Stehe mir zum Kampf!" rief jener. „Ich bin noch keinem Sterblichen gewichen!" erwiederte dieser. „Gebt Raum!" riefen beyde den Ihrigen zu, und rings umher wichen die Männer zurück. Da trafen sie mit Macht auf einander, beyde einander gleich an Kraft und Gewandtheit. Schlag auf Schlag folgte mit der Schnelle des Blitzes, die Erde erzitterte unter ihren Tritten und die Luft ertönte von dem Rasseln ihrer Rüstungen. Mit gespannter Erwartung hefteten sich aller Augen auf den furchtbaren Zweykampf. Aus vielen Wunden rieselte bereits Beyder Blut, aber weder ihre Kraft noch ihr Muth schienen zu erlahmen. Ein gewaltiger Schlag spaltete des Freyherrn Schild. Er trat zurück, faßte das Schwert in beyde Hände, schwang es mächtig um das Haupt, und Thomas in der Bündt taumelte getroffen zurück. Doch nur einen Augenblick schwankte er, dann raffte er die letzte Kraft zusammen, stürzte sich in wüthendem Anlauf mit seinem breiten Schilde auf den Freyherrn und warf ihn die Felsen hinab in den Abgrund. So wie die That geschehen war, schwanden seine Kräfte, und er sank in sein dahin rinnendes Blut.

Unbeweglich stand Rudolph von Sillinen auf der Höhe am Flecken Münster. Das Geschrey der Streitenden, das Rasseln der Trommeln, der Klang der Harsthörner, vermischt mit den wehklagenden Tönen der Verwundeten und Sterbenden, schlugen an das Ohr seiner Krieger, und erwartungsvoll blickten sie auf ihren Führer. Fliehende Greise, Weiber und Kinder zogen jammernd an ihnen vorüber, das Thal hinab; in der Ferne leuchteten die Flammen von Oberwald, Niederwald und St. Ulrichen, und die Blicke der Krieger wurden ungeduldiger, auffordernder. Sichtbar schwankten auch die Führer. Da flog ein leichtfüßiger Jüngling athemlos die Höhe heran. Finster schweigend legte er eine blutige Feldbinde zu des Hauptmanns Füßen nieder. „Was willst Du?" fragte tief bewegt Rudolph von Sillinen. Der Jüngling öffnete seinen Mund und sprach: „Dieß ist Thomas in der Bündt's Feldbinde; sie ist roth von seinem Blute. Er legte sie in meine Hände, als er den Geist aufgab für das Vaterland. Gehe hin, sprach er sterbend, und bringe diese Binde Rudolph von Sillinen, er sey der Feldhauptmann der Männer von Wallis!" Der Jüngling schwieg und schaute ernsten Blickes auf den Führer und die Krieger umher. Rasch griff der Hauptmann nach der blutgefärbten Binde und rief mit mächtiger Stimme: „Auf, für Wallis, Ihr Männer, auf!" „Auf, auf für Wallis!" tönte es aus hundert Kehlen nach. Sie zogen hinab in den Streit.

Als sie an den Ruinen der alten Gestelenburg vorbeykamen, trat langsam ein Ritter in schwarzer Rüstung aus den Trümmern hervor und zog schweigend an ihre Spitze. „Auf, für Wallis!" riefen die Krieger, als sie den Feind erblickten, und verdoppelten ihre Schritte. Jubelnd begrüßten die Kämpfenden den Zuzug ihrer Brüder. „Auf für Wallis!" tönte es durch ihre Reihen und freudiger entbrannte der Streit. Da sprang blitzschnell der unbekannte Ritter mitten zwischen die Streitenden, rieß den Helm vom Haupte, und seine weißen Locken umwallten den schwarzen Harnisch. „Laßt ab vom Blutvergießen, thörichte Sterbliche!" rief er mit gewaltiger Stimme. „Was schlachtet Ihr Euch um irdische Güter, da der Tag des Gerichts nahe ist?" Wie von unsichtbarer Hand gelähmt, ruhten die Schwerter. Aller Blicke hefteten sich auf die wunderbare Erscheinung. „Anton von Thurn!" riefen mehrere alte Landleute. „Anton von Thurn!" hallte es hundertfach nach. „Ich bin's," sprach der Greis, „und wehe mir, daß Blut fließen mußte um meines vergessenen Namens willen! Ihr Männer von Wallis und Ihr Eidgenossen, was steht Ihr Euch feindlich gegenüber! Sind wir nicht Kinder Eines Volks und Brüder? Der Himmel hat gerichtet, die Anstifter dieses blutigen Bruderzwistes liegen entseelt auf der Wahlstatt. Reicht Euch die Hände zu erneuerter Eintracht und ewigem Bunde!"

Von diesem Tage an ruhte die Fehde, die um Wischards von Raron willen entbrannt war, und ganz Wallis trat in den ewigen Bund der Eidgenossen. Rudolph von Sillinen lebte bis in's späteste Alter, geachtet als Landeshauptmann von Wallis, denn er war ein gerechter Mann auf den Tagen der Gemeinde, und ein glücklicher Gatte und Vater an der Seite seiner Ida. Oft erzählte sie den horchenden Kindern, wie der Vater sie durch den treuen Werni aus dem belagerten Raron gerettet, und dann liebkosten die Kleinen das ungestalte, aber gutmüthige Wesen. Alberts und Babis Vereinigung versöhnte die Schatten der Väter. Robert erhielt die Güter derer von Gestelenburg zurück. Der alte Anton von Thurn zog sich in die Einsamkeit zurück und starb in hohem Alter, ohne das jüngste Gericht zu er-

Digitized by Google

leben, das von ihm und vielen Schwärmern jener Zeit täglich und stündlich erwartet wurde. Von dieser Zeit an hat die Mazze vor keiner Thüre mehr gestanden, und im Lande Wallis herrschte Ruhe und Frieden.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Fichte und Johannes von Müller.

Fichte war im Jahre 1806 nach der unglücklichen Schlacht bey Jena vor dem Andringen der Franzosen mit dem Könige und den Staatsbehörden nach Königsberg gegangen, und hatte daselbst in der Nähe des Kampfes den Winter verlebt, ein aufmerksamer Beobachter der Ereignisse, wovon die in der Lebensbeschreibung selbst mitzutheilende Korrespondenz mit seiner Gattin merkwürdige Einzelnheiten darbietet. Auch hier von den Feinden verdrängt, war er, um seiner Familie näher zu seyn, die in Berlin zurückgeblieben war, über Memel zur See nach Kopenhagen gegangen, mit dem Vorsatze, selbst nach Abschluß des Friedens nicht eher nach Berlin zurückzukehren, als bis es von den Feinden geräumt sey. Aber auf seiner Gattin Bitten und Johannes Müllers Vorstellungen änderte er diesen Entschluß unter der Bedingung, daß er mit den Fremden nicht in Berührung zu kommen brauche. Zur Erklärung dieses Entschlusses schalten wir eine Stelle aus den Briefen an seine Gattin ein:

Kopenhagen den 1. August 1807.

„Diesen Morgen habe ich Deinen Brief vom 25. Juli sammt Müllers Einschlusse erhalten. Ich habe Dir zu Liebe meinen Entschluß geändert, den ich Dir früher ankündigte, und ich werde nun mit dem nächsten Paketboote abgehen; wogegen ich von Dir und Müllern Folgendes erwarte:"

„Mein Hauptgrund, Berlin bis zum Abgange der Gäste zu meiden, war, um dem Andringen, dem Ausforschen, dem Eintrichtern ihrer superiören Begriffe und Pläne, wie sie es notorisch gegen Männer von einigem Rufe beobachten, zu entgehen. Dieß kann geschehen nur insofern, als ich incognito bin. Um dieses Incognito für die Fremden bitte ich. Da ist mir nur ominös, daß H. zugegen ist. Daß dieser sich ja nicht einfallen lasse, mir hohe Bekanntschaften bey seinen Gönnern verschaffen zu wollen! Sobald ein Wink solcher Art erfolgt, reise ich sogleich wieder ab. Daß Müller Berlin verlasse, darin kann ich um so weniger mich schicken, da ich ersehe, daß wir an ihm einen wahrhaften Freund gewonnen haben. Ich erschrack über seinen Ruf nach T. und den Gebrauch, den er davon gemacht hat. Müller kann in keiner kleinen Stadt mehr leben, und vollends in einem Neste, wie T.! Ferner fürchte ich, daß seine Meldung gerade in die Hände solcher gefallen ist, die gegen ihn eingenommen sind und welche sie für ein eigenes Geständniß desjenigen, was sie ihm zutrauen, halten werden. O, daß ich nicht in der Nähe bin und über die gewaltige Ostsee hin mit Briefen nicht rasch genug wirken kann! Hätte ich es einige Tage früher gewußt, so hätte ich wenigstens H—d, der, so wie Minister Schrötter und B., Müllern treu geblieben ist, einen Wink gegeben. So kann diese Sache abgemacht werden, ohne daß ein einziger Müllern Ergebener Etwas davon erfährt. — O unselige Eil, ohne Kenntniß aller Umstände zu handeln, wie lange wird man dich noch den Gelehrten vorzurücken haben!"

In einem der Briefe, die Fichte in Müllers Angelegenheit an einen Staatsmann schrieb, spricht er sich folgendermaaßen darüber aus:

„Müllers verrufene Rede *) selbst zu lesen, war eines meiner ersten Geschäfte in Kopenhagen. Ihre Tendenz ist sichtbar die, den Siegern, die bey ihrer Haltung zugegen waren, Achtung vor den Besiegten, diesen aber Muth und Vertrauen auf sich einzuflößen und sie vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie enthält in diesem Geiste die herrlichsten Stellen. Die zwey Stellen, welche man hinwegwünschte, sind dem Verfasser durch die Lage der Dinge, wie man dieß auch durch den Zusammenhang der Rede ersieht, abgedrungen worden. Diese hat die Mißdeutung, nicht fähig, ein Ganzes zu fassen, außer dem Zusammenhange ergriffen und zur Hauptsache gemacht."

„Nun hat Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten, und theils glaubend, daß man von Seiten unserer Regierung froh seyn könnte, einen Beamten weniger besolden zu müssen, theils in der Empfindlichkeit wegen der erfahrenen Mißdeutung, hat er um seine Dimission geschrieben. Ich halte in sehr vieler Rücksicht es für nachtheilig für die gute Sache, wenn wir ihn verlören. Das Skandal, das durch ihn in der That nicht gegeben ist, erhielte dadurch Bestätigung und scheinbar Wahrheit. Ich weiß nicht, in wessen Händen diese Sache seyn mag; können Sie aber auf dieselbe einfließen, so empfehle ich sie Ihrem eigenen höhern Sinne."

* * *

Endlich gegen Ende Augusts 1807 langte Fichte wieder bey den Seinigen an. Er hatte es vorgezogen, von Kopenhagen aus zu Lande über die dänischen Inseln zurückzukehren, indem das Meer schon unsicher wurde durch die englischen Schiffe, welche sich damals zum Angriffe auf Kopenhagen von allen Seiten sammelten. Aber auch jetzt entging er kaum der Blokade, welche die Engländer

*) Sein discours sur la gloire de Frédéric le Grand, den er am 18. Januar 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie zu Berlin gehalten hatte.

Digitized by Google

über die Insel Seeland verhängten, indem er nur mit Mühe auf einem kleinen Boote ihren Wachtschiffen entkam.

Wir haben von ihm selbst die Gründe vernommen, weßhalb er Anfangs nur nach der Räumung Berlins durch die Franzosen dorthin zurückkehren wollte. Jezt bewohnte er unbemerkt von den Fremden mit seiner Familie ein kleines Gartenhaus in der Nähe Johannes von Müllers. Beyde Männer schlossen sich in fast täglichem Umgange immer vertrauter und ernster an einander, und Fichte, der bey seiner entschiedenen Gesinnung nicht einmal den Schein einer Annäherung an das feindliche Prinzip hätte billigen können, sah jezt Manches in dem Benehmen Müllers erklärt, was ihm selbst aus der Ferne zweifelhaft geblieben war. Jezt aber vollends, bey immer vertraulicheren Mittheilungen, erkannte Fichte das Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt hatte, und um so tiefer beklagte er seinen drohenden Verlust, als den eines Freundes und einer Zierde des Staates, unter dessen Schutz, wie Fichte behauptete, alle Deutsche sich jezt versammeln sollten, die dem fremden Joche sich nicht zu beugen gedächten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Auch in der südwestlichen Schweiz blieb man in dieser Beziehung nicht zurück, denn hier gab ein Schulmeister schon vor hundert Jahren den Messager boiteux heraus, der sich bis auf den heutigen Tag weit verbreitet hat und das Lieblingsbuch der Landleute geworden ist. Er hätte sehr viel nützen können, wenn darin nicht, fortgesezt bis auf den heutigen Tag, eine Menge astrologischen Unraths enthalten wäre. Diesem hinkenden Boten war es auch nicht darum zu thun, das Volk aufzuklären, ihm alte Vorurtheile zu benehmen und ihm spielend in passenden Beyspielen Lehren der Sparsamkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Tugend beyzubringen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen und dem Landmanne ein Volksbuch in die Hand zu geben, wie Hebel und André in Deutschland, vereinigten sich mehrere geschickte und wohldenkende Männer, an deren Spize der verstorbene Baron Staël stand. Was sie in vorliegendem Messager Suisse geleistet haben, ist allerdings besser, als die Gaben des Herrn Vetters mit dem Steizfuß; aber es kann lange noch nicht gut genannt werden. Neben manchem Nüzlichen und Volksthümlichen finden sich da auch Geschichten von Mordthaten und abgelebte Anekdoten. Recht nüzlich ist die beygegebene Karte vom Genferland, der jährlich ein anderer Kanton folgen soll.

Eine Entdeckung des Prof. Humbert über den Reichthum der französischen Sprache ist so neu und unerwartet, als interessant. Vor einigen Jahren gab dieser wackere Erziehungsmann eine Abhandlung über den Nuzen der hebräischen Sprache heraus. Er sprach darin von ihrem Reichthum und bemerkte, daß darin nach Angabe orientalischer Grammatiker tausend Worte für Kameel und fünfhundert für Schwert vorhanden wären, fügte aber hinzu, daß auch in mehreren europäischen Sprachen eine ähnliche Menge von Synonymen nichts Ungewöhnliches wäre; daß z. B. die Lappländer dreißig Worte für Rennthier, die Franzosen mehr denn fünfzig für Schiff, dreißig für Pferd, die Deutschen aber mehr denn hundert für Pferd hätten. Ein hiesiger Bankier, dem die Abhandlung in die Hände fiel, zweifelte an der Angabe hinsichtlich der französischen Sprache und forderte Humbert schriftlich auf, die Behauptung zu beweisen. Der Professor gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit, denn er hatte jene Angaben nur so auf Gerathewohl und approximativ hingestellt. Nun griff er zu allen Wörterbüchern, Vocabularien, Idiotiken, ja zur Encyclopädie selbst. Schon nach einigen Tagen fand er die französische Sprache an Worten für Schiff und Pferd viel reicher, als er geglaubt hatte. Zweyhundert und fünfundvierzig entdeckte er nach und nach für ersteres und hat sie Alle ausführlich nachgewiesen. Darunter sind freylich barbarische, harte und barocke Worte und viele sind aus andern Sprachen herübergenommen, z. B. almadie, aphracte, bacasses, buccutaure, chem u. s. w.; es bleiben aber doch immer gegen zweyhundert ächt französische Worte, was immer aller Ehren werth ist. Nicht lobenswürdig ist dagegen ein literarisches Duell, das vor einiger Zeit bey uns statt hatte. Hier lebt ein Herr Grenus, der fünfzig Jahre lang Grenus schlechtweg hieß. Dem Manne fiel es ein, auf einmal Baron seyn zu wollen; deßhalb gab er eine Schrift heraus, wo er neben einer Menge aristokratischer Deklamationen den Beweis zu führen bemüht war, daß die Grenus von Adel, daß sie Barone seyen. Sie können denken, wie hier darüber gespottet wurde, denn wenn es uns gleich nicht an aristokratischen Elementen fehlt, so ist dabey doch immer einiges Verdienst und nichts Lächerliches. Dem Hrn. v. Grenus ging es daher schlecht, nicht allein zu Genf, sondern auch in Frankreich. So wurde seine Schrift im Januarheft der Revue encyclopédique arg mitgenommen und mit sarkastischer Lange gewaschen. Darüber ergrimmte der neue Ritter über die Maaßen, und da unser Sismondi viel in jenes Journal schreibt, so schien es ihm ausgemacht, daß er der Verfasser des Artikels sey, wiewohl darin durchaus nicht Sismondi's Schreibart zu erkennen war. Grenus schrieb ihm also ohne Weiteres einen unartigen Brief und forderte ihn dabey auf Pistolen heraus. Sismondi, der sanfte, bescheidene, fast schüchterne, dabey allgemein geachtete, in den glücklichsten Familienverhältnissen lebende Mann, stellt sich, feuert zweymal in die Luft, während Grenus auf ihn schießt, ohne ihn zu treffen. Erst nach dem zweyten Gang erklärt der edle Mann ganz ruhig, daß er nicht Verfasser jenes Artikels sey. M.

Auflösung des Räthsels in Nro. 141:
Der Punkt und das Punktum.

Palindrome.

Ein trabend Roß verkehrt im Worte,
Es wird sogleich zur Traubensorte.

•

Drehst Du mich eßbare Wurzel um,
So wahr' ich der Klöster Heiligthum.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Juni 1829.

— Entsage!
Entbehrung stehet mit dem Thron im Bunde,
Dir bleibet nur der ew'gen Sehnsucht Klage.

Ludwig von Bayern.

Deutsche Barden.

Eine Fiction.

Es schimmerten in röthlich heller Pracht
Die schnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Thäler tief und fern in dunkler Nacht.
Der frühe Nebel ward empor getragen;
Ich sah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle schlagen.
Den Bergstrom hört' ich brausend sich ergießen,
Das starre Meer des Gletschers sich zerspalten,
Und donnernde Lauvinen niederschießen.
Ich hatte Müh' den steilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergesthor,
Von wo die Blicke ostwärts sich entfalten.
Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geschwungen hatte, traf mit heimschem Klange
Hochdeutsche Mundart lockend mir das Ohr.
Ich stand gefesselt und ich lauschte lange,
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluthen
Melodisch schwellend werden zum Gesange.
Es stand der Sänger einsam, in die Gluthen
Der Sonne starrend, die sich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.
Der Schleyer, blutigroth aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben,
Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.
Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freyheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:
Du goldne Freyheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast Dir, Heldenvolk, das Seyn gegeben.
Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Thränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freyheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildniß bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde:
O reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!
Drauf er mit Wehmuth lächelnd und mit Milde:
Mich freut in deinem Aug' der Wiederschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier in's offne Thal hinein:
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen,
Und Mensch dort unten unter Menschen seyn.

Digitized by Google

Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß in's Triebrad greifen,
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht zu diesen Höh'n zu schweifen.
Blick' um uns her, wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern:
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreyheit feste Mauern,
Und sammeln still die Wolken für das Thal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.
Ich hauf' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber liebend, ob aus freyer Wahl — ?
Wer blickt in meines Herzens Schatteureich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, so bald ich mich genannt —
Ich bin der König Ludewig von Bayern.

Adelbert von Chamisso.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Die Entscheidung, welche Müller aus Preußen entfernte, war schon erfolgt. Fichte hätte sie abgewendet, wäre er noch in der Nähe der Behörden gewesen; jezt waren aber die Briefe, die er deßhalb von Kopenhagen aus schrieb, zu spät gekommen, und noch nachher theilte ihm ein Staatsmann mit, er habe im Verfolge dieser Aufforderung das Unmögliche versucht, um jenen Verlust abzuwenden; aber Müllers erster Schritt, gerade wie Fichte es befürchtete, habe Alles verdorben. Und so reiste jener schon wenige Monate nach Fichtes Rückkehr ab, seinem Rufe nach Tübingen folgend, um daselbst, wie er sich äußerte, in tiefer Zurückgezogenheit sein noch übriges Leben zur Vollendung seiner Werke zu verwenden, und bey der hoffnungslosen Gegenwart in der bessern Vergangenheit seines Vaterlandes zu leben und seiner Zukunft sich zu widmen. — Fichte mit seiner Familie und einigen Freunden gab ihm noch das Geleit bis zur nächsten Post auf dem Wege nach Leipzig hin, und hier traten die Männer beym Abschiede noch einmal zusammen, reichten sich die Hände und gelobten sich, kräftig und innig zu stehen über dem zertrümmerten Vaterlande; eben jezt käme es auf das Beyspiel der Gesinnung an, das die ersten Geister dem Volke gäben. Sey das Verbrechen, welches dem Vaterlande den Untergang bereitet, Schwäche und Halbheit gewesen, so müsse jezt Kraft und Entschiedenheit in That und Wort eine bessere Zeit bereiten und ein neues Leben des Geistes gründen, das den Waffen des Feindes unzugänglich und unzerstörbar sey. Von außen her möge man nichts Günstiges mehr erwarten; da sey der Erfolg ungewiß, oder, wo gewiß, sicherlich uns nur noch zu größerem Verderben, zu tieferer Schmach gereichend; in uns selbst und der eigenen That sollten wir die neue hoffnungsreiche Zeit säen! —

Tiefgerührt schied Müller endlich aus dem Kreise, beklagend, einen Freund von so kräftiger Offenheit nicht stets zur Seite gehabt, so spät ihn gefunden zu haben, und leider war seine verhängnißvolle Nachgiebigkeit gegen Napoleon zu Fontainebleau, wiewohl sie aus der trefflichen Absicht floß, seinem Vaterlande hilfreich zu werden, oder wenigstens Aergeres zu verhüten, gewiß nicht im Geiste jener Vorsätze, und aus klarer Anerkenntniß der eigentlichen Verhältnisse entsprungen. Er schrieb noch einige Male aus Kassel an Fichte und seine Gattin voll tiefer Wehmuth und wie mit gebrochenem Herzen, und nicht lange (am 29ten Mai 1809) starb er an der gallichten Ruhr, eines der vielen unersetzlichen Opfer jener furchtbaren Zeit, während, wenn er wirkend durch Schrift und Wort sich der nahen Zukunft seines Vaterlandes aufgespart hätte, er vielleicht noch jezt in heiterm Alter der Stolz seiner Nation wäre.

Johannes von Müller an Fichte. *)

Berlin, am 25ten Juli 1807.

Ich habe den lieben Ihrigen, Edler und Weiser, nicht mehr gegeben als von denselben empfangen: den aus freyer Mittheilung der Gefühle entspringenden Trost. Dabey habe ich das Vergnügen gehabt, einen weiblichen Charakter kennen zu lernen, welcher der schönsten Zeiten der Menschheit würdig ist, und einen äußerst lieben Jungen, welcher gut ist und empfänglich, wie er soll, aber einen trefflichen Blick und sichern Charakter verkündiget. Nähe und Unglück hat ein Band zwischen uns geflochten, das Sie ganz vorzüglich mit umschließt, und das auch Jahre und Entfernung nicht lösen werden. Ich habe in großer Zurückgezogenheit arbeitsam gelebt. Mein Zweck bey jener Rede war, dem Sieger etwas Achtung für dieses Volk einzuflößen, die Preußen aber zu erinnern, was sie nach eben so großem Unglück (1630 — 40) doch wieder wurden und auch nun wieder werden können, wenn sie dem großen Beyspiele folgen. Geschrieben habe ich fast Niemanden, am wenigsten um eine Stelle. Aber der König von Wirtemberg hat mich von selbst nach Tübingen geladen, welches

*) Aus dem zweyten Bande der Briefsammlung zu Fichte's Lebensbeschreibung hier eingeschaltet.

Digitized by Google

durch die Nähe der Schweiz mir empfohlen wird. Unser König verliert nun wohl zwey Drittheile seiner Einkünfte. Ich weiß, daß mit einem guten Plane auch aus dem Reste viel Gutes zur Herstellung des öffentlichen Flores zu machen wäre. Aber da ich nicht wissen konnte, ob man zu einem so ganz andern Systeme sich entschließen wird, und eben so wenig, wie tief die pöbelhaften Verdrehungen meiner Denkungsart gewurzelt haben mögen, so habe ich angefragt, ob der König mir meinen Abschied zu geben geneigt wäre? Ich erwarte Antwort. Meynt man, mich zu behalten, so bleibe ich. Gibt man mir die Freyheit, so gehe ich nach Wirtemberg, nicht um in Tübingen ein Paradies zu finden, sondern ein bequemes Dorf, wo ich ganz einsam der Ausarbeitung eines Werkes leben könne, das drey, wohl auch vier, ja fünf Jahre erfordert, und dessen Vollendung mein größter Wunsch ist. An den Urtheilen der Menschen liegt mir nichts, wenn ich mit mir selbst zufrieden seyn kann. Meine Grundsätze wird die Nachwelt beurtheilen. Dieses, vortrefflicher Freund (längst nennt Sie mein Herz so, und viel wärmer jezt, da ich so viel mehr von Ihnen gehört), dieses ist die Gestalt meiner Sachen. Ueber die öffentlichen habe ich meine eigene Ansicht. Wir waren allesammt vom wahren Ziele so weit abgekommen, und im Kriege und in Geschäften solche mechanische saft- und kraftlose Tabellenmenschen geworden, daß wir der Erhaltung nicht mehr werth waren. Einer ist gekommen, dem das Schwert der Zerstörung gegeben war. Er hat seine Zeit. Ob auch die unsrige je wieder seyn wird, hängt ganz von dem ab, ob und wie wir die Lektion benutzen. Wenn wir auf unsern Irrthümern beharren, so wird dieß caput mortuum endlich weggeworfen und eine bessere Menschheit in andern Welttheilen oder Zeiten aufblühen. Ziehen wir aber Nutzen aus der Lehre, so wird auch das Unglück nur vorübergehend seyn. Was von uns geschehen kann, durch Wort und Schrift, auf mancherley Art, mit Sanftmuth und Strenge, um Gefühle zu wecken, um zu verhindern, daß man nicht verzweifle, um auf dem Weg des Bessern vorzuleuchten, das ist unsere Schuldigkeit. Wenn Sie an den Minister Schrötter oder H. schreiben, so empfehlen Sie doch, daß man endlich Jemanden schicke, mit dem zu reden sey, der ein Band knüpfe, der höre und antworte; wir sind Schafe, die keinen Hirten haben. Und weiter lehrt am besten Corneille:

Faites votre devoir et laissez faire aux dieux!

Leben Sie wohl, und reisen Sie glücklich — zu uns!

Der Ihrige J. v. Müller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Bildung der Sonnenfäden.

Jedermann kennt die feinen, schillernden Fäden, die zur Sommerszeit in der Luft schweben oder, sich mannigfach kreuzend, von einem Gegenstand zum andern gespannt sind und sich uns an Gesicht und Kleider hängen, und man weiß, daß kleine Spinnen die Weberinnen dieses Luftgespinnstes sind. Ehe man zu dieser Ueberzeugung kam, erschien dieser Alteweibersommer, wie das Volk ihn nennt, wohl als „ein leicht und licht Gespinnst der Feen;“ doch auch nachdem man die kleinen Künstler hatte kennen lernen, war die Erscheinung immer noch wunderbar genug; denn wie wollte man die Bildung eines über einen breiten Bach oder zwischen zwey entfernt stehenden Bäumen ausgespannten Fadens erklären? Wie so oft in der Naturgeschichte, fiel man auch hier auf das Unwahrscheinlichste, Unbegreiflichste; man nahm an, die kleinen Spinnen schleudern den Faden gegen einen Gegenstand, an dem er dann vermöge seiner Klebrigkeit hängen bleibe. Dieß war den kleinen Thieren zu viel zugemuthet; man kam daher in der neuern Zeit auf den Gedanken, die Spinnen möchten durch Strömungen in der Luft hin- und hergeführt werden und somit, indem der von ihnen ausgehende klebrigte Faden überall, wo das Thier anhält, hängen bleibt, das luftige Gewebe von einem Gegenstand zum andern ziehen. Dieß ließ sich schon eher hören; nur erhielt dadurch die ganze Erscheinung den Charakter der Zufälligkeit, und wir bewundern ja bey den Werken der Natur sonst gerade das Gegentheil. Der kleine Luftschiffer müßte, wenn er, sein feines Tau nachschleppend, von einem Baume zum andern gesegelt ist, auf Gegenwind harren, um wieder auf die andere Seite zu gelangen, und dürfte wohl oft verhältnißmäßig so lange warten, bis er den Anker lichten könnte, als der Altonaer Schiffer, der bey Westwind nach Harwich will. Die Beobachtungen, die der französische Naturforscher Virey an kleinen Spinnen gemacht hat, sind darum sehr interessant. Er bemerkte, daß junge Spinnen von verschiedenen Arten (besonders von Epeira diadema) sich im geschlossenen Zimmer, in welchem durchaus kein Luftzug herrschte, frey, sogar von der Hand erhoben; sie lassen an dem Orte, von dem sie ausgehen, einen Faden kleben und ziehen ihn, sich fortbewegend, bis an den Platz, auf dem sie sich niederlassen. Virey erklärt diese aufsteigende Bewegung der kleinen Aeronauten aus der Bewegung ihrer vier Paar Beine, so daß es also eine Art von Schwimmen in der Luft wäre. Einige Skeptiker in der Akademie der Wissenschaften meynten aber, im Zimmer könnten doch Luftströmungen stattgefunden und die leichten Körper fortgeführt haben; es wird daher auf fernere genaue Versuche ankommen, ob sich Virey's notation aérienne bestätigt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Wieder ein neues Wunderthier! Ein 95 Schuh langer Wallfisch ist so gut gewesen und hat sich auf der Küste bey Ostende aufs Trockene ziehen lassen; *) es hat sich schnell ein Eigenthümer zu dem Seeungeheuer gefunden und dieser Mann nun hat das Thier, wahrscheinlich theilweise auf einige Wagen gepackt, den nach Neuigkeiten sich sehnenden Parisern zugeführt. Die vier Chinesen waren eben entkleidet und ins christliche Seminarium gesteckt worden. Es war nichts mehr an ihnen zu schauen; so erschien also der Wallfisch zu rechter Zeit, um den Parisern neue Augenweide zu gewähren. Man hat dem Thiere eine 100 Fuß lange Bude errichtet; Hr. Geoffroy de St. Hilaire, der eigentliche Ceremonienmeister bey allen in Paris erscheinenden Wunderthieren, machte die Honneurs in der Bude, als der König den Wallfisch in Augenschein nahm, so wie er damals, als die Giraffe sich nach St. Cloud zum Besuche dem König begab, auch das langhalsige afrikanische Wunderthier begleitete. Eigentlich sollte Cuvier der Ceremonienmeister seyn; denn der erste Naturforscher am Naturalienkabinette hätte eigentlich die Pflicht, den gekrönten Häuptern die neuen Wundersachen zu erklären; allein Cuvier, der zugleich Staatsrath ist, hat sich des Geschäftes entledigt und überläßt es seinem Kollegen. Außer dem Wallfische hatten die Pariser auch noch Gérards Krönungsgemälde anzuschauen. Eine Krönung ist in Frankreich eine große Angelegenheit; nicht allein wird ein Geschichtschreiber dazu gebraucht, um den Vorgang umständlich der Nachwelt zu berichten, die aber leider unmöglich die hundert und tausend Krönungen, die in der Welt vorgegangen sind, im Gedächtnisse wird behalten können; sondern auch ein Mahler pflegt angenommen zu werden, um den wichtigen Auftritt bildlich darzustellen, und dieser Maler ist gewöhnlich der erste Maler seiner Zeit oder doch einer der ersten. Auf dieses Ueberliefern an die Nachwelt dürfen die Könige jedoch nicht sehr rechnen; denn die Malereyen sind sehr vergänglich; schon die Krönungsstücke aus den Zeiten Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. sind verschwunden. Das Davidsche Gemälde der Krönung Napoleons soll nur noch, in Stücke zerschnitten, auf dem Speicher des königlichen Museums vorhanden seyn. Nun läßt sich freylich erwarten, daß die Bilderstürmenden Zeiten vorbey sind; allein die Partheywuth erwacht von Zeit zu Zeit in der Geschichte mit aller Rohheit der barbarischen Zeitalter. Man muß hoffen, daß Gérards Gemälde wird erhalten werden, denn es ist ein schönes Stück und hat viel gekostet. Zwar will man dieses Gemälde nicht zu den besten des vortrefflichen Malers rechnen; allein wenn es auch als ein großes Ganze nicht zu den allervorzüglichsten gehört, so sind doch die meisten Theile vortrefflich ausgearbeitet, besonders die Köpfe, und dazu sind die Hauptfiguren nach dem Leben porträtirt; es ist, als ob die Namen darunter ständen, so leicht sind die Gesichter der Hauptfiguren zu erkennen. Man hat es dem Maler allgemein zum Verdienst angerechnet, daß er nicht die Krönung selbst, sondern das auf dieselbe Folgende dargestellt hat, nämlich wie der König auf seinem Throne sitzt, von seinem Sohne, dem Herzoge v. Angouleme, die erste Huldigung empfängt und wie alle Zuschauer belebt werden und ein allgemeines Vivat ausrufen. Dadurch hat der Künstler klüglich die steifen Haltungen vermieden, die er sonst bis zum Ekel in seinem Gemälde hätte wiederholen müssen. Dichtern und Malern ist Manches verstattet; deßhalb hat man es auch dem Baron Gérard zu Gute gehalten, daß er, anstatt ein Krönungsgemälde zu liefern, wie es war bestellt worden, ein Huldigungsgemälde geliefert hat. Die Liberalen hätten es lieber gesehen, wenn Gérard den vom Könige geleisteten Eidschwur zur Aufrechthaltung der Verfassung Frankreichs dargestellt hätte; dagegen hätten die Ultra's die Hauptrolle im Gemälde lieber dem Erzbischofe von Rheims zugetheilt und dem Könige eine untergeordnete Stellung angewiesen. Gérard hat es mit keiner Parthey verderben wollen; die Huldigung ist eine nothwendige Folge der Krönung und kann Niemand Anstoß geben. Nur daß die Minister nicht mit den Hofbeamten abgebildet sind, da Villèle doch bey dieser Ceremonie eine Hauptfigur spielte, hat den Journalen Anlaß zu einigen Scherzen gegeben. Ist es erlaubt, diese Herren so ohne alle Rücksicht bey Seite zu lassen, aus dem einzigen Grunde, weil sie von ihren Aemtern entlassen sind? Hat Gérard dadurch denjenigen gefallen wollen, welche jezt das Staatsruder führen und mit denen er folglich wegen der Bezahlung des Gemäldes zu thun hat? Wie ganz anders würde es gewesen seyn, wenn heutzutage Villèle noch der Zahlmeister wäre? Welch ansehnliche Stelle würde der Maler dann dem Herrn Minister vorbehalten haben? Wäre es nicht für die Nachwelt interessant gewesen, falls Gérards Gemälde auf die Nachwelt gelangen sollte, mit den Porträten der Hofleute, um die sich die Nachwelt wahrscheinlich nicht viel bekümmern wird, diejenigen der Minister zu sehen, welche so große Bewegung hervorgebracht und einen großen Theil der Nation durch ihre widersinnigen Maaßregeln gegen sich aufgebracht haben, von denen man so lange und so heftig gesprochen und deren verderblicher Einfluß sich noch so lange in der folgenden Zeit hat spüren lassen?

Die Baukünstler und Bildhauer haben ihr Urtheil jezt an andern öffentlichen Ausstellungen zu üben. Es war der Stadt daran gelegen, den Ludwigsplatz zwischen dem Tuileriengarten und den Elisäischen Gefilden auf eine großartige Weise auszuschmücken und am Eingange der Elisäischen Gefilde eine Reihe von Gebäuden anzulegen, die zu dieser Verzierung paßten. Obschon bereits ein geschickter Baukünstler, Namens Gautier, mit einem Plane beauftragt worden war und denselben auch zur Zufriedenheit der Kenner vorgelegt hatte, so fand man es dennoch für gut, einen Konkurs zu eröffnen, um auch andere, vielleicht noch bessere Pläne zu bekommen. Man bezeichnete also zehn Baukünstler und trug diesen auf, Pläne einzugeben; zur Vergütung sollte jedweder eine Summe von 1500 Franken bekommen, nebst der Hoffnung, vielleicht mit der Ausführung des Plans von der Stadtbehörde beauftragt zu werden. Natürlich war die Ernennung der zehn Baukünstler ein Werk der Gunst, die sich bey einer Stadtbehörde so gut äußert, wie bey einer Landesobrigkeit; vielleicht wäre es besser gewesen, für Jedermann den Konkurs offen zu lassen; alsdann hätte aber freylich die Belohnung von 1500 Franken wegfallen müssen. Vielleicht hätte man auch zuerst einen vorläufigen Konkurs eröffnen und diejenigen, die als die besten sich bewährt hätten, zum eigentlichen und letzten belohnten Konkurs zulassen können. Uebrigens erheben sich jezt viele Stimmen gegen die Konkurse, obschon sie ihrer Natur nach doch immer die beste Verfahrungsart bleiben müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man sehe Nr. 139 dieser Blätter.

Beylage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. Juni 1829.

Ein hoher Genuß der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tags!

Klopstock.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.
(Fortsetzung.)

Fichte an Johannes von Müller.
(Antwort auf das Vorhergehende.)

Ich habe, vortrefflicher Mann, immer gewünscht, daß eine gegenseitige, nähere Kenntniß ein engeres Verhältniß zwischen uns schließen möchte, und ich danke es von Herzen der braven Frau, der ich schon so vieles andere verdanke, daß sie dieß herbeygeführt. Meine innige Verehrung, Liebe, Theilnahme, hatten Sie immer, und ich freue mich jezt, ein Recht bekommen zu haben, sie Ihnen auch durch Wort und That zu bezeugen. Daß Sie von Berlin weggehen, halte ich schon aus allgemeinen Rücksichten für ein sehr nachtheiliges Ereigniß; wie viel mehr muß es jezt mich schmerzen, da ich die Aussicht eines vertranteren Umganges mit Ihnen habe. Ihr Werk würden Sie gewiß mit unverhältnißmäßig größerer Ruhe in einer großen Stadt, als unter kleinstädtischen, tausenderley gesellschaftliche Pflichten und Vorsichten auferlegenden Menschen arbeiten, und sodann die Unruhe und der Zeitverlust bey Veränderung eines Hauswesens wie das Ihrige! Die Mißdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Männer gar nicht durchgedrungen, und von den andern kenne ich keinen einzigen, der nicht sein Urtheil suspendirt hätte, der nicht geneigt wäre, sich berichten zu lassen, der nicht wünschte, Sie rein und tadellos zu finden. Ich habe sogleich nach Empfang Ihres Briefes einige der ersten interessirt, für Sie zu wirken, einen der leztern aber berichtiget.

Die Reden an die Deutschen.

— — — Noch tiefer beschäftigte ein anderer, die ganze Zukunft Deutschlands betreffender Vorsatz damals Fichtes Aufmerksamkeit. Er sah die Selbstständigkeit seines Vaterlandes vernichtet, sah es entehrt, im Innersten zerstückelt und einer Gewalt hingegeben, die, absichtlos wie absichtlich, es immer nur noch tiefer mit sich zu entzweyen und zu zerrütten vermochte. Aber dieß Unglück kam ihm eigentlich nicht unvorhergesehen. Nach menschlicher Weise erwartet man sonst wohl das innigst Gewünschte auch eben so zuversichtlich; und wirklich schien in dem lezten entscheidenden Kampfe des Jahres 1806 die Sache der Freyheit fast siegen zu müssen. Dennoch hatte er bey der Unsicherheit und Halbheit, die alle öffentlichen Schritte dezeichnete, bey dem kraftlosen Schwanken, das in Worten und Handlungen überall hervorleuchtete, den drohenden Untergang bey jeder kräftigen Berührung von Außen lange schon vorher geahnet. Und so war ihm jener Kampf eigentlich von doppelter Bedeutung. Preußen war der einzige Staat Deutschlands, der bey der allgemeinen Umwälzung im Sturme der Zeit noch unerschüttert geblieben war, ein starker Jüngling voll gewaltig keimender Kräfte, wie sein herrliches Erwachen bald darauf, seine energische Entwicklung seitdem es bewährt hat, damals aber vielleicht in etwas veralteten Waffen gerüstet. So galt es denn die Probe, ob jener Staat allein in Deutschland keiner erneuernden Umgestaltung bedürfe, ob er durch innere Kraft, durch Muth und Begeisterung allein dem zerstörenden

Digitized by Google

Principe Widerstand leisten könne, und die eigene größte Zuversicht und die Hoffnung aller Deutschen begleitete ihn in den Kampf. Doch desto gewaltiger wirkte sein plötzlicher Stu.z, der furchtbarer und entscheidender war als jeder frühere; mit Preußen sank der lezte Schutz deutscher Selbstständigkeit dahin, und jede Rettung von Außen her schien unwiderbeinglich vernichtet.

Aber der dumpfen Hoffnungslosigkeit, die viele damals fast lähmend befallen hatte, konnte sich nicht hingeben, wer selbst noch Kraft und ungebeugten Muth in sich fühlte. Doch woher ein neues, sicher wirkendes Rettungsmittel, da jeder äußere Widerstand sich immer zum Unheil gewendet hatte, da er das Joch nur noch zu erschweren drohte? Es gab aber ein solches, nach Fichte's Ueberzeugung, das Mittel innerer, durchgreifender Umgestaltung, eine völlige Erneuerung und Herstellung der Volksgesinnung, eine umfassende Erziehung mit einem Worte, da eben in der Entartung jener der Grund gelegen hatte, warum der unglückliche Kampf zugleich eine so völlige Auflösung herbeyführte. Die alte Zeit schien ihm vollkommen abgelaufen und zur Ruhe bestattet. Sollte Deutschland daher wahrhaft fortleben, so war ein Mittelglied zu finden, welches langsam vielleicht, aber sicher wirkend, zugleich unerreichbar dem feindlichen Einflusse, diese völlige Erneuerung der Zeit vorbereitete. „Aus Nichts wird Nichts," so scheieb er um diese Zeit an einen bedeutenden Staatsmann; „auch gibt es keinen Uebergang zwischen durchaus entgegengesezten Zuständen. Darum glaube ich, theurer Freund, immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres Sinnes, ohne eine durchgreifende Erziehung aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist. Was als Krafterwachen erscheint, ist oft nur Fieber, das sich in Prahlen mit künftigen Großthaten und in einem einfältigen Vertrauen auf andere, die eben so fertig schwatzen, äußert." Erkannte er aber dieß mit entschiedener Klarheit, so mußte eben er auch vor allen sich berufen halten, in ganzer Kraft es auszusprechen; ja er knüpfte damit nur an seine früheren Leistungen in Wort und Schrift an. Zugleich drängte es ihn, durch eine muthige That an seinem Theile die Schmach vom Vaterlande abzuwälzen, welche die lezten unglücklichen Ereignisse auf dasselbe gehäuft hatten, durch Versuche zur Rettung in seinem Sinne die Last des Schmerzes sich zu erleichtern, die ihn, wie alle, zu Boden drückte. Und vor allem sollten die Deutschen klar werden über ihre wahre Lage, damit sie das einzige Rettungsmittel, das noch übrig sey, mit derselben Klarheit ergriffen. Darum wollte er ihnen ein Bild ihrer Entwürdigung vorhalten, dann aber auch der Gesinnung ihres Gegners, die sich milder zu denken, der Schwäche und Feigheit bisher gleichfalls gefallen hatte; als ob von solch einem Charakter je Wohlwollen, Mitleid, wohlthätige Jakonsequenz irgend einer Art erwartet werden könnte. Aber auch hier, wie überall sonst, war es von ihm nicht auf plötzliche Umwälzung, auf äußere Gewalt abgesehen; einem so unsicheru Erfolge wollte er die Rettung des Vaterlandes nicht anvertrauen.

Möge man daher Fichte'n nicht verwechseln mit manchen vielleicht Wohlmeynenden, aber Kurzsichtigen und Verworrenen, die damals und auch noch später das vermeintlich Bessere durch Zuschlagen auf das ihnen Feindselige, durch bloße Zerstörung zu bewirken hofften. Wäre die That so zweifelhaften Erfolges auch gelungen, was wäre des eigentlich Bessern dadurch erreicht worden? Blieben sie selbst und die ganze Zeit doch dieselbigen. Und wer, der Fichte'n kennt, wird behaupten, daß er zu äußerem Widerstand nur aus Mangel an Muth nicht gerathen habe?

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Besitzungen der Britten in Nordamerika.

Mit Ausnahme von Canada selbst und dem Seegebiet, kennt man die Besitzungen der Engländer in Nordamerika, sogar die Küstenniederlassungen kaum besser als dem Namen nach, und hier ist fast noch eine ganze Welt für Handel und Civilisation zu erobern. Einige Notizen aus dem neusten Werke über das brittische Amerika von Mac-Gregor werden daher nicht unwillkommen seyn.

Die Prinz Eduardsinsel, sonst Ile Saint-Jean genannt, liegt zwischen 46 und 47° nördlicher Breite; sie ist 140 englische Meilen lang, an manchen Stellen zwar 31 Meilen breit, das Meer tritt aber in so vielen Golfen herein, daß nicht wohl ein Punkt der Insel über acht Meilen von Ebbe und Fluth entfernt ist. Von der hohen See aus erscheint sie als eine große, bis an den Rand des Wassers mit Bäumen bedeckte Ebene; kommt man aber näher, bemerkt man sanftansteigende Hügel, und auf den Landspitzen zerstreute Höfe und Dörfer. Der sehr stark bewässerte Boden ist sehr fruchtbar und trägt alle Arten von Getreide. Die vorzüglichsten Holzarten sind Fichten, Tannen, Lerchen, der Schirlingbaum (hemlok tree), der die merkwürdige Eigenschaft hat, das in sein Holz eingeschlossene Eisen selbst unter Wasser vor dem Rost zu bewahren, der Zuckerahorn, der einen trefflichen Zucker liefert, die Birke, die oft vier Fuß dick wird. Vor dem Jahr 1730 war wohl fast die ganze Insel mit Tannenwäldern von gigantischer Höhe bedeckt, und um jene Zeit brach hier einer jener furchtbaren Waldbrände aus, die auf einen Schlag der neuen Welt ein ganz anderes Ansehen geben. Man kann sich nichts Erhabeneres denken als das Schauspiel eines solches Brandes, der sich oft vierzig bis fünfzig Meilen weit ausbreitet. Die Rauchwolken gestalten sich

Digitized by Google

im Winde zu Thürmen, Kuppeln, Säulen, und plötzlich erleuchtet sie ein Flammenstrahl, der von den harzigen Tannen ausfährt; die Luft wird beengend, denn die ungeheure Gluth verschlingt die Lebensluft in großer Weite rings umher. Im Oktober 1825 verheerte ein solcher Brand Miramichi, wobey 500 Menschen um's Leben kamen; auf den Strömen, selbst auf weitentlegenen, trieben flammende Bäume, die der Orkan weitweg geführt hatte.

Es ist eine sehr interessante Bemerkung, daß an den Stellen, welche so durch das Feuer verheert worden sind, das ursprüngliche Baumgeschlecht niemals wieder entsteht, sondern daß an seiner Statt neue Arten und Familien, die den frühern an Kraft und Entwicklung nachstehen, zum Vorschein kommen. So wachsen gegenwärtig auf der Prinz Eduardsinsel, auf dem alten Gebiete der großen Fichtenwälder, die Weißbuche, die Tanne, die Pappel, der wilde Kirschbaum, welche alle nicht über zehn bis zwölf Zoll dick werden. Alexander Makenzie machte am Sklavensee dieselbe Bemerkung; statt der alten Tannen und Birken wachsen jezt dort nur noch Pappeln, und diese gab es vor dem Feuer in jener Gegend gar nicht. Etwas Aehnliches hat man in mehreren Provinzen von Frankreich beobachtet, und man erkannte hier, daß die Vegetation einem Gesetze des Wechsels unterworfen sey, und daß dem Boden, ohne Aussaat und Kultur, mannigfache Pflanzenarten entsprießen, die in einer bestimmten Ordnung auf einander zu folgen scheinen, als ob sich Keime, die in der Erde vergraben gelegen, von selbst entwickelten. In den Eichenwäldern der Touraine sah man da, wo Kohlenmeiler angelegt waren, und wo große Aschenhaufen liegen bleiben mußten, Zitterpappeln in Menge zum Vorschein kommen, und doch ließ sich erweisen, daß der Wind den Saamen nicht hieher geführt haben konnte. Wenn einmal dieses Naturgesetz völlig bewiesen und weiter entwickelt ist, kann es zu den wichtigsten Resultaten führen.

Das Land sieht im Ganzen nicht viel anders aus als England; die Bevölkerung besteht größtentheils aus schottischen, englischen und irischen Auswanderern; nur selten lassen sich ein Paar Eingeborne an den Küsten in ihren Rohrkähnen blicken.

Die Insel Cap Breton, zwischen dem atlantischen Ocean, dem Meerbusen von St. Lorenz und Neuschottland oder Akadien gelegen, ist von der Prinz Eduardsinsel sehr verschieden. Auf ihrer felsigten Küste liegt dicker Nebel; Heide und Wald bedeckt wechselnd das Innere; nur hie und da haben die Ansiedler eine Stelle urbar gemacht, wo dann zerstreute Höfe und Häusergruppen den Charakter von Verödung und Unwirthlichkeit mildern. Britten, Akadier, sogar Holländer haben sich hier niedergelassen, und Mic-Macs Indier schweifen im Gebirge umher.

Neu-Schottland oder Akadien ist unstreitig der schönste Theil der brittischen Besitzungen in diesen Breiten. Es übertrifft manches Land in Europa an Flächenraum, ja an Produkten. Es ist 320 M. lang, 70 breit. Rechnet man auf Seen und Flüsse ein Drittheil des Flächenraums, so bleiben noch fünf Millionen Morgen ackerbaren Landes, wovon die Hälfte noch nicht vergeben ist und der Krone gehört. Sehr hohe Berge gibt es nicht; Klippen und Inseln ohne Zahl umgürten die Küste und ihr Anblick wird dadurch höchst malerisch; nur von der Seite des atlantischen Oceans erscheint die Insel wüste und steinigt. Von diesem ersten Eindrucke rühren wohl die Vorurtheile der Franzosen und Engländer gegen dieses schöne Land her, durch welche Vorurtheile die Ansiedlung nur sehr zögernd vor sich ging. Gegenwärtig ist dieses Land der Mittelpunkt der englischen Auswanderung; der Handel ist bereits in voller Thätigkeit und verspricht sehr große Ausdehnung zu gewinnen; bis jezt beschränkt er sich auf den Austausch von Holz, Fischen, Oel und Rauchwerk gegen englische Manufakturwaaren. Bereits sind verschiedene bequeme Häfen gebaut; das Seearsenal von Halifax, so wie seine Werfte sind sehr bedeutend. Auf der Insel besteht auch eine Universität und mehrere sehr gute Schulen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

Die lezte Sitzung unsers physikalischen Vereins war besonders merkwürdig, weil dieselbe der Erörterung eines Gegenstandes gewidmet war, der das physische Wohlseyn des Menschen, ja selbst dessen Existenz ganz unmittelbar berührt. Man vernahm nämlich in dieser Sitzung einen Vortrag von Bögner über konzentrirte Nahrungssubstanzen, sowohl im Allgemeinen, wie auch mit besonderer Beziehung auf eine neue Erfindung, die von Hrn. Strauß, Professor an der Forstakademie zu Aschaffenburg, dem Vereine, in Begleitung von Proben, mitgetheilt worden war. Der Vortrag begann mit aphoristischen Betrachtungen über kulinarische und gastronomische Leistungen zu verschiedenen Epochen. Der Redner machte auf die Mäßigkeit der Bewohner der heißen Zonen aufmerksam, zu deren Nahrung Vegetabilien hinreichen, indessen der Nordländer Fleischspeisen nicht zu entbehren vermag. Der Perser, Egyptier, Araber lebt von Reis, Datteln, Feigen und anderer Pflanzenkost, der Andalusier von süßen Eicheln, Zwiebeln u. s. w. Der Britte dagegen ißt Rostbeef und der Samojede, Grönländer, Kurile u. s. w. kämpft mit dem Bären, dem Wallrosse und dem Seehunde, um das Fleisch dieser Thiere noch lebenswarm zu speisen, ihr Blut, ihr Fett zu trinken. Auch hat sich die pythagoräische Schule schon um deßwillen nicht in Italien verbreiten und erhalten können, weil sie alles Fleisch verbietet, indessen sie in Indien ihrem Wesen nach noch fortbesteht. Nach der Meynung der ältern Aerzte und Philosophen äußert aber der Nahrungsstoff nicht

Digitized by Google

blos auf das Physische, sondern auch auf das Moralische des Menschen einen großen Einfluß, so daß Galenus sich rühmte, allein durch die Wahl der Speisen im Individuum alle Tugenden und Laster hervorrufen zu können. Ebenso versichert ein neuerer französischer Gelehrter (Mérat, im Dictionnaire des Sciences médicales), daß, wenn sich der Franzose durch die Sanftheit des Charakters vor seinem Nachbar jenseits des Kanals vortheilhaft auszeichne, dieß daher komme, weil er häufig und gern Suppe mit viel grünem Gemüse esse, dieser dagegen sich von Plumpudding, Beefsteak und Porter nähre; eine Angabe übrigens, der wohl schon die Gräuel der Revolution widersprechen. Beyläufig werden einige merkwürdige Beyspiele von Gutschmeckerey und Tafelluxus angeführt. So berief Kaiser Domitian den römischen Senat, um sich über die Frage zu berathen, was anzufangen sey, um eine große Steinbutte, die der Kaiser zum Geschenk erhalten, abzukochen, da keines der in der kaiserlichen Küche befindlichen Gefäße den Fisch zu fassen vermöge. Nach vielen Debatten ward entschieden, daß ein eigenes Gefäß zu diesem Ende verfertigt werden, in Zukunft aber, um den Imperator vor ähnlichen Verlegenheiten zu bewahren, eine gewisse Anzahl Töpfer denselben auf seinen Heereszügen begleiten solle. Allein auch große Männer waren gegen die Freuden der Tafel nicht unempfindlich; so wei Lucull und bey den Neuern Preußens Friederich, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Talente seines Koches in einem eigenen Gedichte zu besingen, das au sieur Noël, maitre d'hôtel überschrieben ist. — Der Redner geht nun auf die Versuche über, die besonders in der jüngsten Zeit gemacht wurden, um, vornämlich für den Gebrauch der unvermögenden Klassen der Gesellschaft und in Mangeljahren, eine gesunde und nahrhafte Kost mit möglichst geringem Geldaufwande darzustellen. Unter diesen Versuchen spielten bekanntlich die Rumfordschen Erfindungen lange eine Hauptrolle. Hieran knüpfte sich aber um so natürlicher die neue hier in Rede stehende Erfindung, da der Rumfordsche Suppengries den Erfinder zuerst auf den Gedanken brachte, es mit der Hervorbringung anderer wohlfeilen und konzentrirten Speisemassen zu versuchen, indem der genannte Gries ein Gericht lieferte, das selbst der Arme nur in der höchsten Noth zu genießen sich entschließen konnte. Er fing demnach bereits vor etwa zwanzig Jahren damit an, Gallerte nach allen damals bekannten Vorschriften darzustellen und diese im trockenen Zustande mit gekochten und darauf ebenfalls getrockneten Gemüsen, besonders Hülsenfrüchten und Kartoffeln, in Verbindung zu setzen. Dieser Versuch gelang vollkommen. Später bediente sich Strauß zur Darstellung seiner Speisemassen nur flüchtiger Gallerte, fand auch, daß das vorhergehende Trocknen der Gemüse gänzlich unnöthig sey. Seine auf diese Weise verfertigten Suppenmassen leisteten zuerst in den Jahren 1816 — 1817 gute Dienste, indem davon in Zeit von 2½ Monaten 47,000 Portionen durch den Hülfsverein zu Aschaffenburg an Hülfsbedürftige gespendet wurden. Strauß fernere Bestrebungen gingen nun dahin, jene Massen in Brodform darzustellen, welches ihm jedoch erst 1822 gelang, wo er ein kräftiges, nahrhaftes und schmackhaftes Brod erfand, das sich auch in Pulverform, seiner Angabe nach, ein halbes, und bey vorsichtiger Aufbewahrung ein ganzes Jahr erhalten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Man behauptet, die Konkurse zögen nur die Schüler und angehenden Meister, nicht aber die ältern und geschicktern herbey, weil diese nicht mit ihren Schülern auf den Kampfplatz treten mögen. Ferner, meynt man, lasse sich aus Plänen nichts Bestimmtes schließen; denn ein Schüler könne zuweilen vortrefflich zeichnen und sey doch nicht im Stande einen großen Plan auszuführen. Allerdings sind diese Einwendungen gegründet; allein da jede Verfahrungsart ihre üble Seite hat, so muß man aus mehreren diejenige wählen, welche das geringste Uebel und den meisten Vortheil verspricht, und diese ist doch wohl der öffentliche und freye Konkurs, wozu jedweder, der Lust hat und Fähigkeit zu besitzen glaubt, zugelassen wird, und welcher der öffentlichen Meynung und dem Urtheile einer völlig freyen Presse unterworfen ist. Einige meynen, man würde den Konkurs dadurch verbessern, wenn man den Konkurrenten erlaubte, selbst diejenigen Meister zu bezeichnen, von denen sie beurtheilt zu werden wünschen. Ob dieß wirklich besser wäre, müßte die Erfahrung erst ausweisen; natürlich pflegen diejenigen Meister, welche von der Regierung als Richter bezeichnet werden, sich auch gern nach den geheimen Wünschen der Regierung zu fügen und begünstigen manchmal einen Konkurrenten, blos weil er bey den Ministern gut angeschrieben ist. Vielleicht wäre es besser, wenn man die Meister auf einer Liste zusammenstellte und allemal durch das Loos diejenigen bezeichnen ließe, welche über einen Konkurs entscheiden sollen. Obschon nun, wie oben gesagt, die Zahl der Konkurrenten dießmal im Voraus bestimmt worden war, so beläuft sich die Menge der ausgestellten Pläne doch über 20, weil einige mehrere Projekte geliefert haben. Da kann denn freylich die Stadt wählen, und sie kann im Voraus versichert seyn, daß der Ludwigsplatz herrlich wird verziert werden; jedoch wird sie wohl thun, wenn sie den Herren erst den Kostenanschlag nachrechnet; denn mit dem Gelde scheinen es diese nicht alle sehr genau genommen zu haben; sie mögen gedacht haben, wenn man einmal verschönern wolle, so könne man nicht genug verschönern. Ließe man also diese Herren gewähren, so würde wahrscheinlich der Ludwigsplatz außerordentlich schön werden, allein zu den unentbehrlichen Bauten in andern Stadtrevieren würde kein Geld mehr in der Kasse vorhanden seyn. Uebrigens fehlt es nicht an Kritiken in den Zeitungen, so wenig als an Lobeserhebungen dieses oder jenes Planes, je nachdem die Kunstrichter mit der Kunst oder mit dem Künstler befreundet sind. Eine andere Ausstellung betrifft die Bildhauerey des Giebelfeldes an der neuen Magdalenenkirche, die nun endlich sich ihrer Vollendung naht, nachdem sie über 30 Jahre lang wie eine Ruine dagestanden hat. Schon vor der Revolution war der Bau dieser Kirche begonnen; als nun die Schreckenszeit eintrat, die keine Kirchen duldete, blieb dieser Bau natürlich liegen. In den ersten Jahren der Napoleonschen Regierung hatte man den unsinnigen Einfall, einen Tempel des Ruhms daraus machen zu wollen. Ob das Projekt von Napoleon selbst oder von niedrigen Schmeichlern herrührte, weiß ich nicht; genug, ein kaiserliches Dekret befahl die Errichtung eines Tempels des Ruhms an der Stelle der begonnenen Magdalenenkirche, und ich glaube, es ward wirklich ein wenig gebaut und geändert. Ernst schien es aber nie damit zu werden, und Napoleon mochte sich selbst wohl in der Folge des Einfalls schämen. Sein Ruhm lag in seiner Macht, nicht aber in dem Baue eines ganz zwecklosen Denkmals.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Juni 1829.

Untrüglich, gütig Wesen! ja, gewiß
Der Wiederkehr des ew'gen Morgenroths,
Würd' ich dein harren auf zerstörten Welten.

Lamartine.

Lied an die Sonne.

E. Tégnérs neuestes Gedicht.

Uebersezt von Amalie v. Helvig.

Sonne, dir tönt mein Gesang!
Die du hochstrahlend und hehr
Ferner Welten ein Heer
Tief in blauender Nacht
Dir Vasallen zur Wacht
Stellest. Hernieder voll Ruh
Blitzst auf die Flehenden Du;
Aber im Licht ist Dein Gang.

Schau, todt liegt die Natur;
Bleichen Schrecknissen hold,
Legt um erbleichende Pracht
Weithin ihr Bahrtuch die Nacht.
Sterne mit sorglichem Schein
Schau'n in das Trauerhaus ein.
Aber aus Wolken von Gold
Steigst du in östlicher Gluth:
Da, in neublühendem Flor
Wächset die Schöpfung empor,
Kleidet in Farben sich schön,
Und dein Auge rings schaut
Hier auf das Blatt, feucht bethaut,
Dort auf die flammenden Höh'n.
Lebens rinnende Flut,
Die frosterstarret geruht,
Strömt jezt freudig und mild,
Spiegelnd dein wogendes Bild;
Bis dein kühlerer Strahl
Grüßet den westlichen Saal,
Wo, was hier Liebe verlor,
Was müde Tugend entbehrt.
Jenseits uns, selig verklärt,
Oeffnet der Ahnungen Thor.

Wo, aus der Ewigkeit Meer
Kamst, Kind des Himmels, du her?
Warst Du mit einst im Rath
Dort, des Ewigen Wacht,
Als er tief in die Nacht
Sä'te flammende Saat?
Stand'st als Engel vielleicht,
Wo unsichtbar sein Thron
Ueber'm All ist erhöht,
Tief anbetend geneigt?

Bis, da trotzig mit Hohn
Sein Gebot Du verschmäht,
Er dich grimmig erfaßt,
Daß dein Leuchten erblaßt,
Schleudernd hoch mit Veracht
Dich in's Blau wie ein Ball,
Zu verkünden im Fall
Die verlängnete Macht? —

Digitized by Google

Drum an himmlischem Zelt
Eilst du ruhlosen Lauf;
Freundes Stimme nicht hält
Lind die Wandernde auf.
Drum in's Wolkengewand
Hüllst du oftmals die Wang',
Denkst, von Schaamroth entbrannt,
Jenes Tages noch heiß,
Als der Rächer dich schwang
Aus dem heiligen Kreis,
Dir sein Antlitz verschwand
Fern, wo die Wüste dich band.

Sag', wirst müde du nicht
Auf dem einsamen Gang?
Wird der Weg dir nicht lang,
Der so oftmals dein Licht
Im viertausendsten Jahr
Wiederkehrend geschaut?
Und doch nimmer ergraut
Dir dein goldgelbes Haar?
Wandelnd bist du ein Held
Ruhig glänzend zu sehn,
Wo dir, noch dienstbar gesellt,
Rings deine Schaaren sich drehn.
Doch es kommt eine Stund',
Wo dein goldener Mund
Krachend berstet: dein Knall,
Kündet Welten den Fall.
Und gleich welkendem Laub
Stürzt, wie fest es auch war,
Alles dir nach in Staub;
Zeit, jüngst mächtig beschwingt,
Gleich verwundetem Aar,
Sterbend nieder auch sinkt. —
Fleugt ein Engel im Raum,
Wo durch purpurnen Schaum
Du ein goldener Schwan
Schwammst im Luft-Ocean,
Blicket stumm er umher,
Findet dort dich nicht mehr;
Denn der Prüfung ist g'nug
Und der Ew'ge begrüßt
Neu versöhnt Dich und schließt
Wie ein Kind dich in Arm;
Da, nach irrendem Zug,
Ruhst beym Vater du warm.

Wohl, so rolle denn fort
Froh in leuchtender Pracht
Zum erlösenden Port.
Einst, nach traumloser Nacht,
Wenn mein Auge dich sieht
Dort im schöneren Blau,
Grüßt auf seeliger Au'
Dich mein schöneres Lied.

Bruchstücke aus Fichte's Lebensbeschreibung.

(Beschluß.)

Fichte verbarg sich so wenig die eigene Gefahr bey seinem Unternehmen, daß er bey der selbstprüfenden Ueberlegung, die, wie fast bey jedem wichtigen Entschlusse, so auch jetzo mit der Feder in der Hand von ihm angestellt wurde, sein eigenes Leben gegen die Wichtigkeit der Sache in die Wagschale legte, und es dieser mit freyem Entschlusse zum Opfer brachte. „Der einzige Entscheidungsgrund ist," sprach er zu sich in der Einsamkeit aufrichtiger Selbsterwägung — „kannst du hoffen, daß dadurch ein größeres Gut bewirkt werde, als die Gefahr ist? Das Gute ist Begeisterung, Erhebung; meine persönliche Gefahr komme gar nicht in Anschlag, sondern sie könnte vielmehr höchst vortheilhaft wirken. Meine Familie aber und mein Sohn würden des Beystandes der Nation, der lezte des Vortheils, einen Märtyrer zum Vater zu haben, nicht entbehren. Es wäre dieß das beste Loos. Besser könnte ich mein Leben nicht anwenden." Und den Aengstlichen und Feigen entgegnet er in den Reden selbst: „Soll denn nun wirklich Einem zu gefallen, dem damit gedient ist, und ihnen zu gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdiget werden und versinken; und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt seyn, sie vor dem Verfalle zu warnen? Gesezt, daß sie nicht blos Recht hätten, sondern daß man sich auch noch entschließen sollte, im Angesicht der Mitwelt und Nachwelt ihnen Recht zu geben, und das eben hingelegte Urtheil über sich selbst auszusprechen, was wäre denn nun das Höchste und Lezte, das für den unwillkommenen Warner daraus erfolgen könnte? Kennen sie etwas Höheres, denn den Tod? Dieser erwartet uns ohne dieß alle, und es haben von Anbegnn der Menschheit an Edle um geringerer Angelegenheiten willen, denn wo gab es jemals eine höhere, als die gegenwärtige? der Gefahr desselben getrozt. Wer hat das Recht, zwischen ein Unternehmen, das auf diese Gefahr begonnen ist, zu treten?"

Das Bewußtseyn einer solchen Gefahr konnte sich wohl aufdringen, wenn man an die blutigen Gewaltthaten dachte, welche die Fremden auf deutschem Boden verübt hatten, wenn man sah, wie sie fast absichtlich durch übermüthige Willkühr den Muth und das Selbstgefühl der Deutschen zu unterdrücken suchten; und der Muth, dessen es bedurfte, um in solcher Lage das Leben selbst daran zu setzen, war ein höherer, als der einer augenblicklich auf-

Digitized by Google

flammenden Begeisterung, wie er im Kampfe, hervorgerufen durch die allgemeine Aufregung rings umher, leicht entsteht und leicht verraucht; es war mitten in einer von Schrecken fast gelähmten Zeit, der klare Muth auf sich selbst gestützter Ueberzeugung, das ruhige Ausharren auf dem selbstgewählten Platze mit dem ganzen Bewußtseyn der Gefahr. So hielt er die Reden an die Deutschen in den Wintermonaten des Jahres 1807 — 1808 im Akademiegebäude zu Berlin, während seine Stimme oft von französischen Trommeln, die durch die Straße zogen, übertäubt wurde, und während allgemein bekannte Aufpasser im Auditorium erschienen. Mehrmals lief sogar das Gerücht in der Stadt, er sey vom Feinde ergriffen und abgeführt; und wenn er demungeachtet nie von diesem gefährdet worden ist, wenn man von dieser Seite her gar keine Kunde von seinem Beginnen zu nehmen schien, bis auf eine kurze Aeußerung im Moniteur, daß ein bekannter deutscher Philosoph in Berlin Vorträge über Verbesserung der Erziehung halte, so haben wir über den Grund dieser Schonung oder Nichtbeachtung eigentlich nur unbestimmte Vermuthungen. Selbst als später bey der Räumung Berlins durch die Franzosen einer der rohesten Schergen der damaligen Gewalt, Davoust, um auch aus der Ferne zu schrecken und zu betäuben, einige der angesehensten Schriftsteller Berlins, Schmalz, Hanstein, Schleiermacher, Wolf zusammenrief und mit Schmähungen gegen ihren König und ihren Staat sie selbst bedrohte, wenn sie über Politik, über die Lage Deutschlands sprechen oder schreiben würden; sogar damals blieb Fichte, sey es durch Zufall oder Absicht, unbeachtet, der einzige doch, der sich öffentlich und entschieden gegen die fremde Gewalt ausgesprochen. Indeß hatte er schon während des Vortrages jener Reden die Vorsicht gebraucht, sie zu gleicher Zeit im Druck erscheinen zu lassen, damit er die umherschweifenden Gerüchte über seine Aeußerungen sogleich berichtigen und allenfalls durch ein authentisches Zeugniß niederschlagen könne.

Ueber die Besitzungen der Britten in Nordamerika.

(Beschluß.)

Wenden wir uns nun nach Neu-Braunschweig, das zwischen dem h. Kreuzflusse, der Gränze der Vereinigten Staaten, und der Chaleurbay, der Landesmark von Kanada, liegt, so betreten wir ein unermeßliches Waldgebiet. Hier ist der Mensch nur noch ein Pygmäe; Bäume ringsum, die aus dem Schlamme der Sündfluth emporgewachsen scheinen; nirgends erreicht der Sonnenstrahl den Boden. Keine Beschreibung gibt eine Vorstellung von diesen himmelhohen, düstern Laubgewölben, die ins Unermeßliche fortlaufen bis zu den Seen und Strömen, die ihren Fuß bespülen. In dieses majestätische Waldgebiet bringt nur der St. Lorenzstrom eine Unterbrechung; aber gleich am jenseitigen Ufer hebt es wieder an, streicht über eine halbe Welt weg und bricht erst an den Gewässern des stillen Oceans ab.

Neufundland und Labrador sind so groß, als die brittischen Inseln, Spanien, Frankreich und Deutschland zusammen, und doch leben hier nicht mehr denn tausend Menschen. Das kalte Klima, das durch das Treibeis vom Pol noch rauher wird, und der seltene Sonnenschein sind allerdings für Kolonisten nicht einladend. Eine eigene Erscheinung, die hier auf den Inseln und an den Küsten häufig vorkommt, ist der Silberfrost. Wenn ein zarter, anhaltender Regen bey Ost- oder Nordostwind fällt und die Kälte nicht stark genug ist, daß das Wasser in der Luft zu Eis wird, so friert jeder Tropfen einzeln an Bäume und Gesträuche und überzieht sie mit einer Eiskruste. Die Wälder gewähren dann einen wahrhaft wundervollen Anblick, besonders bey schönem Sonnenschein, und es braucht lange, bis die Winde die Bäume ihres glänzenden Schmuckes entkleiden.

In den Bewohnern von Nieder-Kanada erkennt man noch ganz die Abkömmlinge der ersten französischen Kolonisten. Kein Volk auf Erden, sagt Mac-Gregor, lebt zufriedener und ist mit Wenigerem glücklich, als die kanadischen Bauern. Ihre Häuser liegen rings um die Pfarrkirche des Dorfs und niemals siedeln sie sich weiter weg an, als der Glockenschall reicht, der sie zum Gottesdienste ruft. Auf Reichthum geht ihr Streben nicht, sie genießen aber in Ruhe und Frieden eines behaglichen Wohlstands. Jeder Kanadier hat ein Pferd oder zwey für seinen Karren im Sommer, für sein Cariol im Winter. Die Höfe sind klein und häufig wiederum in Stücke für jedes Familienglied abgetheilt. Im Ackerbau sind sie noch sehr zurück und hängen an ihrer alten Weise als an einem Erbtheil ihrer Väter; der Boden ist aber so fruchtbar, daß sie, trotz des nachläßigen Anbaues, mehr erndten als sie brauchen, und noch verkaufen oder Waaren zur Bequemlichkeit und zum Luxus einkauschen können. Ihre Sitten sind noch immer die Sitten der französischen Bauern unter Ludwig XIV.; die Coutume de Paris entscheidet in allen streitigen Fällen, und sie hängen so fest an den Ueberlieferungen ihrer Vorväter, daß sie niemals davon abweichen. Die Suppe ist ihre Hauptspeise, sie trinken, essen, schlafen noch immer zu denselben Stunden wie ihre Väter, und belustigen sich gerade wie sie; ihren Sonntag bringen sie nach dem Gottesdienst mit Tanzen, Violinspielen, Eislaufen zu. Ihre meistens hölzernen Häuser sind reinlich geweißt; die steinernen Kirchen, die mit Bley gedeckten Glockenthürme bringen Mannigfaltigkeit in die Landschaften am Ufer des St. Lorenz. Die Höflichkeit, diese französische Tugend, scheint den Kanadiern angeboren; nie begegnen zwey einander, ohne sich die Hand zu reichen oder an den

Digitized by Google

Hut zu greifen, und nach dem Beten ist das Erste, was sie ihre Kinder lehren, eine Reverenz zu machen und artig mit den Fremden zu sprechen. Der Einfluß der Geistlichkeit ist sehr groß; worüber man sich aber wundern muß, ist, daß sie denselben nicht mißbraucht, obgleich sie immer noch die Einkünfte genießt, welche die französische Regierung vor der englischen Eroberung der Kirche angewiesen hatte. Ueberhaupt muß man sagen, daß die Engländer niemals die Ruhe der Einwohner der alten französischen Kolonie gestört, und sogar ihre Institutionen geachtet haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Sobald die königliche Familie wieder auf den Thron gestiegen war, wurde auch der Bau der Magdalenenkirche wieder vorgenommen; es ging jedoch langsam damit voran; blos so viel hat man in den fünfzehn Jahren gearbeitet, daß man nun endlich daran denken kann, das Giebelfeld der Vorderseite zu verzieren. Zu dieser Verzierung hat man denn auch weislich alle Künstler durch den Konkurs eingeladen. An Künstlern hat es nun nicht gefehlt, die ihre Zeichnungen eingeschickt haben; denn einstweilen ist nur noch von Zeichnungen die Rede; die Urheber der als die besten anerkannten sollen hernach berufen werden, ein Modell in verjüngtem Maaßstabe mit dem Meißel zu verfertigen. Bisher hat die Regierung also blos die Erfindung der Stücke zu beurtheilen. Da haben sich denn allerley sonderbare Einfälle gezeigt. Einige sind so gut gewesen und haben wirklich an die Magdalena gedacht, welcher doch eigentlich der Tempel geweiht werden soll; dagegen haben Andere die ganze königliche Familie und einer sogar die Verfassungsurkunde hineingebracht. Der gute Künstler mag geglaubt haben, daß eine Sache, von welcher man so oft in den Zeitungen und in den gesetzgebenden Versammlungen spreche, auch an dem Giebelfelde eines Tempels wohl angebracht sey. Mehrere haben das Abendmahl des Heilands wie ein Gastgelag recht umständlich geschildert. Ein Tagesblatt ruft daher den Künstlern zu: Ihr lieben Leute! es fehlt Euch an Glauben. Ihr habt die Bibel nimmer studirt. Ich glaube in der That, daß dieses Studium ihnen wenig Zeit geraubt hat. Der Künstler, dem die Aufgabe am besten gerathen, ist ein Bildhauer, Namens Foyatier, wenigstens wird ihm der Entwurf zugeschrieben, da die Namen bis jezt nicht dabey stehen. Dieser Foyatier hat schon mehrere sehr gute Stücke geliefert. Seine Geschichte gleicht derjenigen mancher andern Künstler, die von Jugend auf einen unwiderstehlichen Hang zu den Künsten äußern. Sein Vater, ein Dorfbewohner, wollte ihn zu einem Handwerke auferziehen; der Knabe bezeigte aber eine Abneigung dagegen und that nichts, als Bilder aus Holz schnitzen. Dieß verdroß den Vater, dem so etwas ein Zeitverderb schien, und er trieb den Knaben aus dem Hause. Dieser verdang sich als Hirtenknabe und schnizte fleißig fort. Seine Arbeiten wurden in der Umgegend bekannt und es kamen Bestellungen von den Dorfpfarrern. Nach und nach konnte sich der Jüngling eine Werkstätte einrichten, und der Vater, der sah, daß das Schnitzen auch etwas einbringen könne, ward ihm wieder gut. Es wurden manche vergoldete Heiligenbilder bey dem jungen Foyatier bestellt. Um das Vergolden aus dem Grunde zu erlernen, beschloß er, sich zu Lyon in die Lehre zu begeben; dieß geschah; zu Lyon erst sah er ein, daß die Kunst in etwas Höherem bestehe, als im Bilderschnitzen und Vergolden; er trat bey angesehenen Bildhauern in die Lehre, ließ sich in die wahre Kunst einweihen, begab sich dann nach Paris und nach Rom, vermuthlich mit Unterstützung von Seiten der Regierung, und ist jezt einer der vorzüglicheren Bildhauer in dieser Hauptstadt. Ihm ist es wohl zu wünschen, daß er das Giebelfeld der Magdalenenkirche zu bearbeiten bekommen möchte. Dg.

Frankfurt a. M., Juni.

(Fortsetzung.)

Die von diesen Speisemassen durch den Erfinder eingesandten Proben bestanden in zwölf Exemplaren, ein jedes nach seinem Hauptbestandtheile benannt, als: Reis, Gerste, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Rumfordische Suppe, mit Blättergemüse versezt, Kraftspeise, süße Reisspeise, zweyerley Getränkmassen, wovon die eine mit Hopfen u. s. w. Alle diese Massen, will man sie nicht in Brodform trocken verspeisen, werden mit siedendem Wasser, im Nothfalle auch mit kaltem, das man darüber gießt und etwa eine bis zwey Minuten anziehen läßt, zum Gebrauche bereitet. Vier Unzen, worauf ein Schoppen Wasser kommt, sind eine Portion, die zur Sättigung für eine Mahlzeit, ja selbst zur Subsistenz für einen Tag hinreicht, da dieselbe an Nahrungsstoff so viel wie ein halbes Pfund enthält. Außer den hier als Proben gewählten Vegetabilien können auch alle andern krautartigen Gemüse, Wurzel- und Knollengewächse, Körnerfrüchte u. s. w. zur Darstellung dieser Speisemassen gewählt werden. Anstatt der Gallerte kann auch Fleisch genommen werden; Fische lassen sich sehr gut mit ersterer verbinden, und auch diese Substanzen kann man in Brod- oder Pulverform darstellen. Von den Getränkmassen kommt auf die Portion von 2 Unzen ein Schoppen kaltes Wasser. Es sind dieselben, besonders bey großer Hize, der Gesundheit sehr zuträglich, durststillend und mit einem Zusatze von Essig- oder Citronensäure antiskorbutisch. — Zur Herstellung dieser Speisemassen bedarf man nur eines gewöhnlichen Küchenapparats; auch ist keine besondere kulinarische Geschicklichkeit dazu erforderlich, sondern nur die Beobachtung jener Ordnung und Reinlichkeit, die in allen Küchen herrschen sollte. — Endlich empfehlen sich diese Speisemassen noch durch ihre große Wohlfeilheit. Von den meisten kommt die Portion auf nicht mehr als 1½ bis 2 kr. zu stehen, von Fisch- und Fleischspeisemassen auf 6 bis 8 kr., von Getränkmassen 2 bis 3 kr., und im Großen zubereitet, vornämlich mittelst Dampfkochung, können sie noch billiger geliefert werden. — Sicherlich, bemerkte Bogner am Schlusse seines Vortrags, verdiene diese Erfindung die Beachtung der Staatsbehörden und Wohlthätigkeitsvereine in hohem Grade, da man aus derselben in Zeiten des Krieges und der Noth, so auch für Spitäler, Straf- und Arbeitsanstalten, Kasernen, auf See- und Landreisen, vornämlich bey Truppenmärschen durch unwirthbare Gegenden großen Nutzen zu ziehen vermöge. Könne doch ein Soldat, ohne sonderliche Beschwerde, Proviant für mehrere Wochen, je nachdem es erforderlich wäre, in seinem Tornister von diesen Speisemassen mit sich führen, die überdieß vor den gewöhnlichen Subsistenzmitteln noch den Vorzug hätten, eine der Gesundheit sehr zuträgliche Abwechslung von Nahrungssubstanzen zu gewähren. In Festungen könnten Vorräthe davon in Brodform, für den Fall von Belagerungen, auf Jahre hinaus aufbewahrt werden u. s. w. Daß dieselben aber in diätetischer Hinsicht mehr wie alle andern wohlfeilen Speisemassen, wozu man bey einbrechender Noth seine Zuflucht zu nehmen pflege, zu empfehlen seyen, dieß habe zu der schon erwähnten Epoche (1816 — 1817) die Erfahrung außer Zweifel gesezt; denn in dem Orte Goldbach bey Aschaffenburg seyen von einer zu derselben Zeit herrschenden epidemischen Ruhrkrankheit alle diejenigen Armen verschont geblieben, die mit den von Straub erfundenen Speisemassen ernährt wurden. (Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Juni 1829.

Die Tugenden, geziert mit äußern Gaben,
Erregen mir der Liebe Trieb im Herzen;
Und wie die Strenge tobender Orkane
Den stärksten Kiel der Fluth entgegendrängt,
So treibt auch mich der Hauch von ihrem Ruf,
Schiffbruch zu leiden oder anzulanden.

Shakespeare.

Die schöne Wittwe von London.
Eine Sage.

Zu Anfang der Regierung Eduards I. lebte in London eine muntere, sehr reiche und eben so schöne Wittwe von 21 Jahren, von schlankem, stattlichem Wuchs, vornehmen, aber bescheidenen Zügen. Ihr Gesicht war oval, Haar und Auge glänzend schwarz, die Stirne hoch, die Augbraunen fast im Halbkreis gewölbt, die Nase unmerklich gebogen, die Wangen hoch aber fein geröthet, der Mund klein und niedlich geformt, die Farbe dunkel, doch nicht braun; kurz Miß Alice war ein reizendes und, wie schon erwähnt, sehr reiches Frauenzimmer. Sie war der Abgott ihres Vaters; zwar hatte dieser zwey Söhne, schalt sie aber ohne Unterlaß, warf sie aus der Thür und gelobte feyerlichst, sie zu enterben. Auch unterliegt keinem Zweifel, daß er sein Gelübde treulich gehalten hätte, wenn nicht der Aelteste in dem Fleet ertrunken, und der andere in einem Strauß mit der Stadtwache umgekommen wäre. Bey des alten Mannes Tod fiel all sein Mammon seiner „theuren Tochter Else“ zu, welche in ihrem 21sten Jahre stand und vor wenigen Jahren zum ersten Male in den heiligen Ehestand getreten war. Wundert sich aber der Leser schon über die Jugend der schönen Wittwe, wie wird er erstaunen, wenn er hört, daß sie Wittwe des fünften Mannes ist, ja im Begriff, sich mit dem sechsten zu verbinden. Dieser Glückliche war Master Simon Shard, Leinwandhändler auf dem Cornhill, der eine gefüllte Börse, eine runde Figur, ein rothwangiges Vollmondsgesicht, und sein 32stes Jahr zurückgelegt hatte. Man wollte wissen, Simon habe schon nach den drey ersten Heirathen sein Herz an die schöne Alice verloren, jedoch erst nach dem Tode des vierten Mannes den Muth gehabt, ihr dasselbe anzutragen, und erfahren müssen, daß sie unglücklicher Weise schon in seinen unmittelbaren Vorfahrer zum Sterben verliebt sey. Jezt nach des Fünften Hintritt wiederholte er seine Bewerbung, ward angenommen, und Alice wurde sein Weib. Nachdem sie sechs Monate, wie es schien, auf das Beste mit einander gelebt, wurde Master Shard eines Morgens, ohne vorgängiges Uebelbefinden, todt in seinem Bette gefunden. Dieß ist sehr auffallend, wird der Leser denken, Miß Alicens Nachbarn dachten aber nicht so; denn alle ihre Männer waren, seltsamer Weise, unter denselben Umständen gestorben. Gar verschiedener Argwohn regte sich und ward mit jedem neuen Todesfall allgemeiner, stärker, dauernder. „Fürwahr!“ meynten die Gemäßigtern, je nachdem ihre Grundsätze von der Ehe lauteten, „Miß Alice ist die unglücklichste — die glücklichste Frau.“ Andere schienen mit pfiffiger Miene ihr gut Theil zu denken und begnügten sich mit der Bemerkung: „in der That höchst wundersam!“ Aber vorher wie nachher war Miß Alices Benehmen untadelhaft, ja lobenswürdig; sie war fromm, mildthätig, eine freundliche Nachbarin, gütige Freundin, erfüllte ihre öffentlichen und häuslichen Lebenspflichten so musterhaft, daß selbst diejenigen, welche sie insgeheim ihres Reichthums, ihrer

Digitized by Google

Schönheit, vielleicht ihres Glücks wegen beneideten, ihr öffentlich nichts Uebles nachzureden wagten. Die sechsmalige Wiederholung desselben räthselhaften Falls aber löste endlich die Zungen, oder vielleicht sprach sich der Argwohn nur darum freyer aus, weil Master Shard ein Mann von großem Einfluß in Altlondon war, seine Verwandtschaft hoch in den Augen der Leute stand, und er einen Vetter hatte, der zur Zeit seines Todes Sheriff war und bey dem „Fett des Kapauns“ schwur, der Sache sogleich auf die Spur zu kommen. Wirklich erschien er auch am nächsten Morgen mit seinen Schergen vor Miß Alices Thür, und die ganze Nachbarschaft sprach ihr „Schuldig“ wider sie. Jezt sah sich der lang genährte Verdacht von der Staatsgewalt gerechtfertigt, jezt war ihre Frömmigkeit Heucheley, ihre Mildthätigkeit Prahlerey; ihre Güte und Wohlthätigkeit ward selbst von denen, welchen sie wohlgethan, mißdeutet, und sie auf gut englisch als Mörderin verschrieen. Während dieß außer Miß Alices Hause vorging, fand eine andere Scene im Innern statt. Der Sheriff ward eingelassen und ihm auf dem Fuße folgte ein Heer befugter und unbefugter Gäste. Die Wittwe saß neben dem Bett ihres verstorbenen Manns und schien eine Untersuchung nicht zu fürchten, sondern sehnlichst zu wünschen. Der Leichnam ward auf's Genaueste beaugenscheinigt, aber nicht das mindeste Zeichen von Gewaltthat entdeckt, keine Spur von Dolch oder Gift; alles war und blieb ebenso unverdächtig als räthselhaft. Einige der Anwesenden, welche als große Menschenkenner Miß Alice während der Untersuchung im Auge gehabt hatten, wollten ihr Benehmen durchaus natürlich gefunden haben, denn sie schien halb entrüstet über die Anklage, halb bekümmert über den Fall, der sie veranlaßt. Ihre Unschuld ward nicht sobald den Nachbarn bekannt, als sie die Wittwe ob dem erlittenen Unrecht höchlich bedauerten und sich wunderten, wie man solch boshaftes Gerede nachsagen könne. Nach einigen Tagen sollte der selige Master Shard in Miß Alices Familiengruft in der St. Michaeliskirche beygesezt werden, welche, so geräumig sie war, Miß Alice mit lauter Ehemännern füllen zu wollen schien. Die St. Michaelskirche liegt am östlichen Ende von Cornhill, und halbwegs dieser Kirche und Miß Alices Haus war eine Schenke zu „den sieben Sternen,“ wo an dem Nachmittag der Beysetzung Master Shard's eine lustige Gesellschaft ehrsamer Bürger voll guter Dinge beysammen saß, denn Master Martin Lessomour, ein junger Kaufmann, war glücklich von einer langen Reise in's Mittelmeer zurückgekehrt, und dieses frohe Ereigniß sollte gefeyert werden.

Lessomour war noch kein Dreyßiger, schlank, stark und wohlgebaut, hatte schöne, männliche Züge, aus den großen, blauen Augen sprach ein edler, freyer Sinn; seine Gesichtsfarbe war von Natur fein, aber durch Sonne und Wetter gebräunt, die auch sein blondes, in langen Locken über Nacken und Schultern wogendes Haar etwas dunkler gefärbt hatten; kurz es war ein stattlicher Bursche, und er wußte es auch. Wenn er seine rosenfarbne Laune hatte, war er der Lustigste unter den Lustigen; rief aber das Geschäft, ward er so ernst und nüchtern, als ob nie ein Scherz, nie ein Extraglas Kanarienseckt über seine Lippen gekommen wäre; so daß er bey Ernsthaften und Fröhlichen gleich gut angeschrieben war. Die ältesten und reichsten Bürger nickten ihm im Vorbeygehen wohlgefällig zu, eine Höflichkeit, welche er jedoch zum Theil seinem hochbetagten, steinreichen Oheim verdankte, dessen Liebling und einziger Erbe er war. An gedachtem Nachmittag nun saß er mit seinen Zechgenossen eben in der lustigsten Stimmung beysammen, als einer, der zunächst dem Fenster saß, den Leichenzug des Master Shard herankommen sah und die andern aufmerksam machte. Als rechtgläubige Christen unterbrachen sie ihre Lustbarkeit und eilten nach dem Fenster, um sich das Leichenbegängniß anzusehen, das nach der Sitte der Zeit ausnehmend prächtig war. Die meisten Anwesenden kannten die näheren Umstände dieses Falles, und Master Lessomour horchte begierig der wundersamen Geschichte von der reichen Witte von Cornhill, als sie selbst, mit niedergeschlagener, jammervoller Miene, wie's einer Leidtragenden geziemt, dicht unter dem Fenster vorüberging. „Sey sie, was sie will,“ rief der junge Handelsmann, „bey den Säulen des Herkules, 's ist 'ne herrliche Evatochter, und zieht daher wie eine Kaiserin!“ — „Eine Hexe ist sie, Herr Lessomour,“ entgegnete der Aelteste seiner Zechbrüder, „eine giftige Hexe, glaubt einem ehrlichen Burschen, der in solchen Dingen Einsicht“ — „Und selbst einen Zanteufel im Hause hat,“ fuhr ein anderer selie fort, und die Brüderschaft brach in lautes Gelächter aus. Herr Lessomour stimmte nicht mit ein; die andern eilten wieder auf ihre Plätze am wohlbesezten Tische; der junge Kaufmann aber sezte sich mit seinem Deckelkrug allein in die Fenstervertiefung, um, wie er sagte, das schöne Kind bey der Rückkehr aus der Kirche nochmals zu betrachten. Er bat die Gesellschaft, ihm ein Weiteres über sie zu erzählen, und Master Andrews gab, von den Zechbrüdern oft unterbrochen und berichtigt, Miß Alices Leben und Abenteuer Preis. Martin Lessomour sprach während dessen kein Wort; als die Erzählung aber zu Ende war, rief er in munterem Tone: „bey den sieben Sternen, unter deren Einfluß wir stehen,“ hier schlug er seine Augen zu dem Schild über der Thüre auf, „eine seltsame Geschichte! wahr oder nicht wahr, Ihr sollt mich einen Dummkopf schelten, wenn ich nicht in den nächsten vier und zwanzig Stunden auf dem einen oder andern Weg mit dieser Hexenwittwe in näherer Bekanntschaft stehe.“ Alle schrieen auf; die einen meynten, daß dieß nicht möglich sey, die Aelteren und Vertrauteren aber riethen ihm ernstlich ab.

„Wollen's im Augenblick sehen, meine lustigen Herrn,

Digitized by Google

sprach Lessomour, „denn da kömmt die Dame, als ob sie gerufen wäre!“ Er sprang auf, drückte sich die Mütze auf's Ohr, eilte aus der Thür und stellte sich mitten auf den Weg, welchen Alice mit weniger Dienerschaft daher kam. Hier blieb er stehen, bis sie noch zwey oder drey Schritte von ihm war und trat dann zurück, um ihr Platz zu machen; sie blickte auf, ihre Augen begegneten sich, er machte eine anständige Verbeugung und trat noch weiter zurück. Miß Alice wandte sich, um über die Straße zu gehen, da kamen ihr eben einige Reiter in den Weg, Lessomour trat zu ihr und sagte: „Schöne Frau, erlaubt einem Fremden seine Pflicht zu thun und Euch hinüber zu geleiten.“ Sie verneigte sich und nahm den Arm, den er ihr bot; nachdem er sie über den Weg geleitet und sie einige höfliche Worte gewechselt hatten, verließ er sie und kehrte zu seinen Kumpanen zurück, die seine kühne Galanterie mit Erstaunen vom Fenster aus angesehen hatten und ihm laut zu seinen feinen Manieren Glück wünschten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean-Paul an seine Freundin A.

Unter diesem Titel theilen wir einige Briefe mit, welche Jean Paul in seinem schönsten Berufe zeigen, den er so oft und so würdig übte, in dem des Tröstens.

* * *

Hof den 31. Dezember.

Für meine Freundin A.
am Ende des Jahres 1792.

Es gibt keinen schönern Gedanken, als den der Griechen — hinter denen wir in der Schönheit der Ideen und der Körper bleiben — daß jeden Menschen ein Genius umgebe, der ihn mit seinen unsichtbaren Flügeln kühlet, hebt und bedeckt. Wenigstens möglich ist's, daß höhere Wesen das für uns sind, was wir für die Thiere, daß sie mit unsichtbarer Uneigennützigkeit um die wichtigsten Handlungen des Menschen, nämlich um seine einsamen, und um seine wichtigsten Gedanken, nämlich um seine ungehörten, Wache stehen. Auch wüßt' ich nicht, was der arme Mensch in der brausenden Waldung des Lebens, mitten unter Thieren, Irrsteigen, wilden Jägern, Stürmen und fallenden Bäumen nöthiger hätte, als eine unsichtbare Hand, an der er williger und richtiger geht, als an allen sichtbaren.

Der Genius.

In der Mitternacht, die zwischen zwey Jahren liegt, wird die Sanduhr des alten umgestürzt. Alle Genien der schlafenden Menschen ziehen in den Mond und fallen nieder vor einem Thron, um den ein ewiger Schimmer und Zephyr flattert; für den er sich darauf verhüllt, für den hat der Ewige keinen Namen. Jeder Genius führt hinter sich die 365 Wolken, durch die er seinen Menschen zog.

Ich wende mein Auge mit Schauer von den andern Genien dieses Jahrs, die mit vollgebluteten Wolken, auf welche Leichname und Glieder geworfen waren, vor den stummen Thron des Schicksals gingen, und ich sehe blos den friedlichen Genius an, der Deine Wolken, A..., beherrschte und leitete.

Dein Genius schimmerte wie eine Sonne im Regenbogenkreis von Wolken, die nun auf ewig von der engen Erde in die weite Ewigkeit geflogen sind. Er sah mit einem Auge den immer um ihn wirbelnden Wolken nach und zählte die, auf denen eine Abendröthe, eine Nebensonne, ein Regenbogen glimmte; — er wollte noch länger zählen, aber er mußte seinen Blick voll Liebe von denen abziehen, in denen Regentropfen, Nebel und Dunkel niederhingen. Erhaben und langsam zogen jezt aus der tiefen Ewigkeit in langer Reihe die künftigen 365 Wolken eines jeden von uns, in denen so mancher Blitz, so manches Eis auf unsern unbeschirmten Busen wartet. Dein Genius schlug das Auge an dem stummen Throne dessen nieder, den zwey Ewigkeiten umgeben, und sagte: „Ewiger, durch den ich's bin! Du siehst das zukünftige und „ich nur das vergangene Gewölk. Ach der arme zerrinnende Mensch ruht drunten auf der Erde mit bedecktem „Auge, und träumt unter seiner Nacht nicht von den Thränen, die jezt an jenen Wolken in sein Leben ziehen. „O Alliebender, mein Herz ist zu weich! Nimm aus den „Wolken meines Menschen alle Thränentropfen, zertrenne „die schwülen, umgolde die trüben, das Morgenroth „der Jugend umfließe den ganzen Kreis, und ach, wenn „sie wieder kömmt, die Gewitterwolke, die schwarz über „der gequälten Brust und über dem gedrückten Athem „steht, so lege dafür in sie das frische reine Wehen des abgekühlten Himmels. Aber ach, da der Mensch doch eine „versunkene Wasserpflanze ist, die ihre erschütterten, gepreßten Blüthen mühsam über die Wellen hebt, so lasse „mich wie eine finstre Wolke, die nicht weichen will, in der „Gestalt eines Gedankens, in der Gestalt eines Liedes, in „der Gestalt eines Traumes, mit liebendem Zittern um „die verdunkelte Seele fallen, und sie liebend zwingen zu „weinen, damit ich ihr das Zeichen gebe, daß ihr guter „Genius sie umarmt habe.“

Das Schicksal antwortet nie — die erste Wolke des künftigen Jahres stand schon am Genius. — Er sank auf ihr zu *seinem* schlafenden Menschen nieder und umzog ihn damit. —

Mein Genius fliegt neben Deinem und seine Wolken decken, wenn Küsse in ihnen liegen, einen tiefen Schatten auf die des meintigen und einen Purpurwiederschein, wenn Abendgold sie überzieht. — O daß doch den Menschen das Schicksal so zusammendrückt, daß er sein Glück weniger nach der Farbe, als nach der Zahl seiner Wolken schätzen muß!

Fried. Richter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Juni.

(Beschluß.)

Der Neubau des Senkenbergischen naturhistorischen Museums hat sich rasch bis zum ersten Stockwerke erhoben, und die zweckmäßige und gefällige Form der ganzen Anlage zeigt, daß die Pläne dazu mit eben so viel Sachkenntniß als Geschmack entworfen wurden. — Rüppels uns verheißenes Werk über seine Reise nach Egypten läßt sich noch immer mit Sehnsucht erwarten. Indessen trägt der Verfasser keineswegs die Schuld des Verzuges, sondern sie liegt vielmehr in der Säumniß der Kupferstecher, die ihre Platten noch nicht fertig haben. — Als eine vornämlich auf die Befriedigung des Kunstsinnes und ästhetischen Geschmacks berechnete Anstalt darf das neuerrichtete Kunstmagazin von C. Jügel, das vor einigen Wochen eröffnet wurde, hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, besonders da sich durch Zweck und Anlage dieses Etablissement vor vielen andern ähnlicher Art nur vortheilhaft auszeichnet. Die Absicht des Eigenthümers nämlich geht dahin, in der gewählten Weise eine beständige Kunstausstellung zu unterhalten, worin nicht nur seine eigenen Vorräthe an Kunstsachen, sondern auch die Arbeiten neuerer Künstler und die Bilder von Privatsammlern, die man durch seine Vermittlung zum Verkauf zu bringen wünscht, dem Liebhaber zur Beschauung und Erwerbung dargeboten werden. Schon jezt ist der Salon mit mehreren gelungenen Kunstwerken geziert, wie z. B. ein Van Dyk (jedoch ohne Monogramm noch Inschrift, die den Künstler verbürgen), Abraham und die drey Engel vorstellend, welche ihm die Fortdauer seines Stammes verkündigen; das Brustbild eines jungen Mannes, von Rembrandt; Moses beym brennenden Dornbusch, von Caravaggio; eine Flucht der heiligen Familie, angeblich von Hannibal Carracci; mehrere italienische Landschaften von Hacker und Reinhard; einige Köpfe von Dorn, Bilder von Natscher, Math. Grünwald und mehreren andern Künstlern der niederländischen und deutschen Schule. — Die Liebhaberey der Gartenkunst kommt hier immer mehr in Schwung. Gewächshäuser mancher Art entstehen und füllen sich mit den seltensten, prachtvollsten Erzeugnissen. Besonders erwähnenswerth ist in dieser Beziehung das neue Gewächshaus des Hrn. v. Rothschild. Dieß Gebäude hat die Form einer Rotunde und ist ganz aus Glas und eisernen Stäben gebaut. Es wäre zu wünschen, daß sich ein Botaniker der gewiß sehr interessanten Arbeit unterziehen möchte, ein Verzeichniß von den in den hiesigen Gärten befindlichen seltenen Pflanzen aufzunehmen und bekannt zu machen. So besitzt ein hiesiger Bankier, Hr. Andrä, einen cactus opuntia mit lebenden Cochenillen; diese kleine Kolonie von Insekten gedeiht und vermehrt sich seit einem halben Jahre auf jener Pflanze. — Unsere Gasbeleuchtungsanstalt wird unfehlbar bis zur Herbstmesse wieder ins Leben getreten seyn. Die zu diesem Zwecke hier neu gebildete Gesellschaft von Actionärs läßt unter der Oberaufsicht eines englischen Ingenieurs von einer Gascompagnie zu London die Anstalt nunmehr in der Art herstellen, daß man sich davon einen bleibenden Vortheil für unsere Stadt versprechen kann. Das Gas wird, wie früher, aus Oel bereitet werden; allein die Abonnenten müssen es sich gefallen lassen, nach genauen Gasmessern ihren Bedarf zu bezahlen, da es nur auf diese Weise möglich ist, eine zureichende Kontrolle über den Verbrauch des Brennstoffes zu führen und so das Fortbestehen der Anstalt auf dem Grund merkantiler Verhältnisse zu sichern. Schon haben in der Fabrik die Arbeiten begonnen und die Zinsen der von den Actionärs dargeschossenen Fonds, zu 5 pCt. jährlich, sollen bereits vom 1. künftigen Monats zu laufen anfangen. — Die etwas rauhe und kalte Witterung während der Pfingstfeyertage hat die Bewohner Frankfurts nicht abgehalten, die gewohnten Vergnügungsorte zu dieser Epoche zu besuchen. Die stärkste Frequenz machte sich am Pfingstdienstage im sogenannten Wäldchen bemerklich, wo sich die Zahl der Kutschen, nach der Bemerkung eines muthmaaßlich sonst müßigen Beobachters, auf 317 belief. Das am Mittwoch sonst übliche Festmahl der hiesigen Waisenkinder, die an diesem Tage auf der Pfingstweide gespeist werden, fand jedoch nicht statt. Dasselbe ist bis auf den nahen Eintritt des Zeitpunkts verschoben worden, wo das neue, nunmehr vollendete und eben so große als prächtige Gebäude seiner Bestimmung feyerlich übergeben werden wird.

Lyon, Juni.

Unsere königliche Akademie hat vor einiger Zeit eine öffentliche Sitzung gehalten, aber fast Alles, was da vorkam, beweist, daß sich diese Anstalt bisher nicht über die Mittelmäßigkeit erheben konnte, zu der die Literatur und die schönen Künste gewöhnlich in Fabrik- und Handelsstädten verdammt sind. Hören Sie nur, was in der Sitzung vorkam. Zuerst wurde einem Hrn. Dubois die Aufmunterungsmedaille für eine Vervollkommnung der Feuerspritzen zugesprochen; hierauf kam ein leidlicher Vortrag des Hrn. Rey, Professors unserer Malerey-schule, über die Nachahmung in den schönen Künsten. Der Gegenstand wäre für einen tüchtigen Denker und Künstler überreich und zumal in Frankreich sehr der Betrachtung werth; hier aber erschien meist nur Seichtigkeit in schlechtem Vortrag. Hr. Grandperret erheiterte die Versammlung durch eine Menge sarkastischer und witziger Bemerkungen über die Vortheile der Gymnastik. Diese wären in einer Anrede an seine Gymnastikschüler besser an ihrer Stelle gewesen, als in einer akademischen Rede. Zuletzt kam der Apotheker Benoit mit einem — Gedicht über die öffentliche Meynung. Löste man seine krystallisirten Verse auf, so zeigte sich eine bürgerliche Rede voll Exclamationen über Napoléon, St. Louis, la France, la gloire, les armées toujours victorieuses de la France, le Sénégal, la Lybie, les Turcs et les Grecs, les drapeaux français flottent sur les remparts de Coron u. s. w. Dieß sind so ungefähr die Ingredienzen der Benoitschen poetischen Latwerge und so mancher andern bey uns.

Erfreulicher als diese Akademie tritt die Gesellschaft für gegenseitigen Unterricht ins Leben ein. Nicht Kinder werden hier nach dieser Methode unterrichtet, sondern Erwachsene, die nachholen wollen, was sie in ihrer Jugend versäumt haben. Um zu diesem unentgeldlichen Unterrichte einzuladen, sind an allen Ecken der Stadt Zettel angeschlagen und es strömen so viel Leute herbey, daß man jezt schon drey Schulen eröffnen mußte. Sie fassen aber die Schüler nicht, ein Beweis, daß es dem Franzosen nicht an gutem Willen fehlt, sich zu unterrichten, wenn er nur Gelegenheit dazu hat. Diese aber ist von der Regierung in 7 von Frankreich nicht gegeben. In unserm Budget werden ungeheure Summen für unnütze Dinge verwendet, dem Unterrichte des Volks aber wirft die Regierung nur armselige Brocken zu, und doch gibt es Leute bey uns, die Frankreich das europäische Land nennen, wo die Civilisation am weitesten fortgeschritten sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 152.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. Juni 1829.

Lasset uns schauen, wie der Ewige das, was sich wegen Hinderniß der Materie nicht unsterblich schaffen ließ, vor der Vernichtung sichert und durch seine Weisheit die Mängel derselben ersetzt. Alles besteht, nicht weil es ewig ist, sondern durch die Vorsorge des Weltbeherrschers erhalten wird. Das Unsterbliche allein bedarf keiner Aufsicht.

Seneca.
(Briefe. 8. B. 9.)

Laplace.

Wir theilen aus der Lobrede auf Laplace, welche sein Kollege Fourier in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 15ten Januar d. J. gehalten hat, einen Auszug mit, weil wir solche Schilderungen für interessant und belehrend zugleich halten. Sieht man so die Summe eines großen Lebens ziehen, so fühlt man, wie sehr geistige Superiorität erhabener, schöner und mächtiger ist, als jede andere menschliche Superiorität; überhaupt aber veranlaßt wohl nichts mehr zur Selbstbetrachtung und zu einem ernsten Blick in die Oekonomie der Welt als die Geschichte eines Mannes, der die Kultur vielleicht um Jahrhunderte gefördert hat.

* * *

Schon in früher Jugend verrieth Laplace ein außerordentliches Gedächtniß, und jede geistige Arbeit wurde ihm sehr leicht. Frühe hatte er sich ziemlich ausgebreitete Kenntniß in den alten Sprachen erworben. Welch glücklicher Zufall ihn veranlaßte, die Theologie mit der höhern Mathematik zu vertauschen, weiß man nicht. Kaum hatte aber leztere Wissenschaft, die den Menschen ganz ungetheilt will, seinen Geist gefesselt, so überließ er sich völlig dem Zuge seines Genies. Von der Zeit an, wo er als Professor an der Pariser Militärschule seine Laufbahn eröffnete, widmete er sich allein nur seiner Wissenschaft, und verfolgte sein Ziel mit unerschütterlicher Standhaftigkeit und Ausdauer bey seinen tiefsinnigen Arbeiten. Laplace besaß von Natur die Kraft des Genies, wie ein unermeßliches Werk sie fordert. Die höhere Mathematik verdankt ihm Hauptentdeckungen, und kein Mathematiker hat für Auflösung der großen Räthsel des Weltsystems mehr gethan als er. Zwar fiel ihm eben nicht das Loos, eine ganz neue Wissenschaft zu schaffen, wie Archimedes und Galilei; für die Mathematik neue Grundsätze zu erfinden, wie Descartes, Newton und Leibnitz, oder, wie Newton, zuerst Galileis irdische Dynamik in die Himmel zu versetzen, und auf das ganze Weltall überzutragen; aber Laplace war dazu geschaffen, alles zu vervollkommnen, alles gründlicher zu erforschen, überall die Grenzen zu erweitern, aufzulösen, was man hätte für unauflöslich halten sollen, und er oder keiner hätte die Himmelskunde vollendet, könnte sie anders vollendet werden.

Wir erwähnen kurz Laplaces Hauptleistungen.

Die Astronomen beobachteten eine Beschleunigung im Mondlauf, wovon sie den Grund nicht zu entdecken vermochten. Man hatte gemeynt, es könnte vom Widerstand des Aethers herrühren, in dem sich die Himmelskörper bewegen. Wäre dem aber so, so müßte, da dieselbe Ursache auch auf den Lauf der Planeten Einfluß haben würde, die ursprüngliche Ordnung dadurch mehr und mehr gestört werden, und diese Körper müßten sich fortwährend der Masse der Sonne nähern. Es müßte die Allmacht des Schöpfers früher oder später ins Mittel treten, um den ungeheuren Fehler, der im Laufe der Zeiten sich gebildet hätte, wie-

Digitized by Google

der gutzumachen. Diese kosmologische Frage, gewiß eine der höchsten, die sich des Menschen Geist vorlegen kann, ist jezt aufgelöst, und zwar durch Laplace. Am 19ten März 1787 that er vor der Akademie der Wissenschaften augenscheinlich dar, daß die beobachtete Beschleunigung der Bewegung nothwendige Folge der allgemeinen Gravitation ist, und diese große Entdeckung verbreitete sodann weiteres Licht über die wichtigsten Punkte des Weltsystems. So fand Laplace nach dieser Theorie, daß, wenn die Wirkung der Gravitation auf die Gestirne nicht augenblicklich ist (und er hatte Anfangs das Problem in der Voraussetzung zu lösen gesucht, daß sie zu ihrer Fortpflanzung eine merkliche Zeit brauche), man doch annehmen müsse, sie pflanze sich mehr denn fünfzig Millionen Mal schneller fort als das Licht, das erwiesenermaßen eine Geschwindigkeit von siebenzig Millionen Meilen in der Sekunde hat. Ferner schloß Laplace aus seiner Theorie der Mondsbewegung, daß das Mittel, in dem sich die Gestirne bewegen, dem Lauf der Planeten nur einen ganz unmerklichen Widerstand entgegensezt; denn diese Ursache würde doch ganz besonders auf die Bewegungen des Mondes ihren Einfluß äußern, es ist aber am Monde durchaus keine berechenbare Wirkung sichtbar. Die Beobachtung des Laufs dieses Gestirns führt überhaupt zu vielen, sehr interessanten Schlußfolgen. So kann man z. B. daraus schließen, daß die Axendrehung der Erde unveränderlich sich gleich bleibt, und daß sich die Tageslänge seit 2000 Jahren nicht um den hundertsten Theil einer Sekunde verändert hat. Es ist merkwürdig, daß ein Astronom nicht nöthig hat, einen Fuß aus seinem Observatorium zu setzen, um die Entfernung der Erde von der Sonne zu messen; er braucht nur fleißig die Veränderungen im Mondlauf zu beobachten, und findet daraus bestimmt jene Entfernung. Aber eine noch wichtigere Schlußfolge jener Beobachtung ist diejenige, die sich auf die Gestalt der Erde bezieht; denn sogar die Form des Erdballs spricht sich deutlich in gewissen Unregelmäßigkeiten des Mondlaufs aus. Diese Unregelmäßigkeiten fänden nicht statt, wenn die Erde vollkommen kugelrund wäre; man kann wirklich die Größe der Abplattung blos aus der Beobachtung des Mondlaufs berechnen, und die Resultate stimmen mit den wirklichen Messungen überein, die bekanntlich unter dem Aequator, in den Polargegenden, in Indien und an verschiedenen andern Orten angestellt worden sind.

Unter der Masse von Laplaces wirklich unermeßlichen Leistungen verdienen vor allen diejenigen einer besondern Erwähnung, die sich auf die Stabilität der großen Naturerscheinungen beziehen. Kein Gegenstand in der Welt kann der Betrachtung eines denkenden Geistes würdiger seyn. Die Natur hat in Allem erhaltende Kräfte im Hinterhalt, die überall und sogleich zu wirken beginnen, sobald eine Störung eintritt, und die alsbald die gewohnte Ordnung wieder herstellen; überall im Weltall findet man die Spuren dieser erhaltenden Kraft. So fand man, um ein Beyspiel von der Erdoberfläche anzuführen, daß die zufälligen oder beständigen Ursachen, welche das Gleichgewicht der Meere stören, innerhalb bestimmter Grenzen wirken, die nie überschritten werden können. Daraus, daß das Wasser specifisch weit leichter ist als das feste Land, folgt, daß die Schwingungen des Oceans immer und überall sich nur in enger Beschränkung äußern können; ganz anders aber müßte es seyn, wäre die auf der Erde verbreitete Flüßigkeit bedeutend schwerer. Die Form der großen Planetenbahnen, ihre Neigungen wechseln und ändern sich im Laufe der Jahrhunderte; aber diese Schwankungen haben ihre Grenzen; die Hauptdimensionen bleiben dieselben; alles wirkt auf Ordnung, Beständigkeit, Harmonie hin. Die physische Ursache der Planetenbildung mag seyn, welche sie will, sie hat einmal allen Körpern eine schwingende Bewegung nach einer Richtung um eine ungeheure Kugel ertheilt, und damit ist das Sonnensystem fest gegründet. Dasselbe ist der Fall mit dem System der Trabanten und Ringe; die Ordnung bleibt unverrückt, mittelst der Anziehung der Centralmasse. Also keine zweyte Kraft braucht, wie noch Newton und Euler meynten, die Störung, welche die Zeit hervorgebracht hat, gutzumachen oder ihr vorzubeugen; nach dem Gravitationsgesetz geht alles vor sich, es reicht überall und immer aus und erhält Mannigfaltigkeit und Ordnung zugleich; ein Ausfluß der Allweisheit, herrscht es seit Anbeginn der Zeiten und macht jede Störung unmöglich. Newton und Euler ahneten noch nicht ganz, wie vollkommen die Welt gemacht ist. So oft sich noch ein Zweifel gegen die Richtigkeit des Newtonschen Gravitationsgesetzes erhoben hat und man, um scheinbare Unregelmäßigkeiten zu erklären, eine fremde Kraft zu Hülfe zu ziehen vorschlug, fand man immer, nach einer genauen Rechnung, daß sich das Grundgesetz bestätigte.

(Der Beschluß folgt.)

Die schöne Wittwe von London.

(Fortsetzung.)

Martin träumte die ganze Nacht von der schönen Wittwe und war mit der ersten Morgenröthe aus den Federn. Sogleich ward die ganze Garderöbe zu drey oder vier Malen durchgemustert, bis er für den heutigen Tag den passenden Anzug gefunden hatte. Seine Kleidung bestand in einem Wamms, kurzen Beinkleidern und Strümpfen von dunkler Farbe, ward aber außer den Aermeln größtentheils von einem langen, klaretfarbnen Mantel, der bis auf die Fersen reichte, bedeckt. Dieser war vorn

Digitized by Google

offen, oben aber mit drey silbernen Knöpfen befestigt und an den weiten Seitenöffnungen, durch welche er die Arme steckte, so wie vorn, hinten und unten am Rande mit silbernen Borten besezt; eine hohe, spitzige Mütze mit einer langen Schleppe und ein Paar spitzige Schuhe vollendeten seinen Aufzug. Er wählte jezt ein Paar Stücke schwarzen und grauen Bombasins, den er von seiner lezten Reise aus Sicilien, wo damals in dieser Sorte hauptsächlich gearbeitet wurde, mitgebracht, band sie mit einer seidenen Schnur zusammen und machte sich nach dem Frühstück mit seinem Bündel unter dem Arm auf den Weg. Er meldete sich bey Alice und ward sogleich vorgelassen. In den gewähltesten Ausdrücken wußte er jezt seine Zudringlichkeit einzig mit dem geringen Höflichkeitsdienste zu entschuldigen, den er ihr gestern zu leisten das Glück gehabt habe, und das Dankgefühl der Wittwe ward immer wärmer, je mehr er sein Verdienst zu schmälern suchte. Nachdem sie sich gegenseitig viel Verbindliches gesagt, bat er sie ehrerbietig, den Inhalt seines Bündels zu untersuchen, und ließ nebenbey von seiner Lage und seinen Aussichten so viel verlauten, als die Schicklichkeit erlaubte. Als sie zwey Stücke Bombasin gewählt hatte und ihn um den Preis derselben befragte, ersuchte er sie mit vieler Artigkeit, solche als ein geringes Zeichen seiner Hochschätzung annehmen zu wollen. Dieß führte zu neuen Artigkeiten, und Miß Alice willigte endlich mit vieler Grazie ein, das schöne Geschenk des jungen Mannes anzunehmen, und sie schieden mit beyderseitigem Wohlgefallen.

Er wiederholte seine Besuche und ihre Neigung schien mit jedem Mal zu steigen; er war von ihrem Verstand, ihrer Bescheidenheit und Schönheit bezaubert, und sie von seinem hübschen Gesicht, seiner Offenheit und Unterhaltungsgabe gleich sehr eingenommen. Oft saß sie Stunden lang neben ihm und hörte ihn von seinen seltsamen Abentheuern auf der hohen See, von den Wundern, die er in Spanien und Italien gesehen, und von seinen Besuchen in Venedig und Genua erzählen; und da er sah, daß sie an dergleichen Dingen Gefallen fand, wurde die Wahrheit auch zuweilen mit etwas Dichtung versezt und gewöhnliche Dinge, so gut es ging, ausgeschmückt; kurz, sie gefielen sich so gut, daß sie, sobald es die Schicklichkeit erlaubte, sich verehlichten, keines, wie es schien, durch das Schicksal, das alle Ehemänner Miß Alice's erwartete, abgeschreckt. Die Vorbereitungen zu dieser Festlichkeit waren äußerst glänzend, alle Bürger von einiger Bedeutung, die dem einen oder andern Theile bekannt waren, beehrten die Ceremonie mit ihrer Gegenwart und brachten ein Heer von Weibern, Söhnen und Töchtern, Vettern, Freunden und Bekannten mit. Die Braut trug eine kleine, goldgewirkte Haube mit seidenen Schnüren und Ringelperlen; über ihr grünseidenes, um den Nacken mit Juwelen gesticktes Kleid aber einen langen, reich mit Silber besezten und gestickten Mantel von weißem Tuch, durch und durch mit weißem Pelz gefüttert; ihre mit langen aufwärts stehenden Spitzen versehenen Schuhe bestanden gleichfalls aus weißem Tuch. Der Bräutigam war in ein Paar pfirsichfarbene Strumpfhosen und eine kurze Cointoise, d. h. einen karmoisinseidenen, mit weißem Persan ausgefütterten Rock gekleidet, der unten und an den Aermeln mit goldenen Knöpfen auf dunkelblauem Sammetsaum verziert war. Um sein Kamisol lief ein goldner Gürtel, an welchem ein kleiner Dolch hing, dessen elfenbeinener Griff und gelbsammtene Scheide reich mit Edelsteinen verziert war. Ueber seine Cointoise trug er einen langen Mantel, ähnlich dem der Braut, nur von dunkelblauem Tuch, mit weißem Persan gefüttert und oben mit einem großen in Silber gefaßten Sapphir zugeheftet. Hinten hinab hing ihm eine goldgestickte Schleppmütze, von gleichem Stoff und Kolorit wie der Rock. Seine langgespizten Schuhe von gelbem spanischem Leder waren mit übergoldeten Silberkettchen an die Knie befestigt. Wenn es schon langweilen würde, wollten wir alles hier Uebergangene aufführen, so wird es durchaus unmöglich, all die Schmausereyen und Mummereyen an dem festlichen Tage in Miß Alice's Hause zu beschreiben, die Pasteten, Torten u. s. w., die kamen und verschwanden, die Meere von geistigen Wassern und Weinen, französische und griechische, Hypokras, Pyment, Rummey, Malaspine, deren Namen sogar bey unserm entarteten Geschlechte untergegangen sind. Dieser Tag schien bey Miß Alice ein neues Leben zu beginnen; sie wurde lebensfroher und suchte mehr Umgang als zuvor, flüchtete sich aber nicht, wie die Frauen unserer Zeit, in Gesellschaften, um des Mannes loszuwerden; im Gegentheil schien sie ihn immer mehr liebzugewinnen, und auch er war ihr in gleichem Maaße zugethan. Schon waren sie beynahe vier Monate getraut und hatten noch keinen bösen Blick, kein unfreundliches Wort gewechselt. Da Lessomour von seiner Gattin nichts Unbilliges verlangte, so fand er bey ihr pflichtgemäßen Gehorsam. Manche flüsterten zwar, daß das nicht lange so fortdauern werde; denn sie hatten ihrer frühern Ehemänner nicht vergessen, obgleich es scheinen wollte, als ob Master Lessomeur und Miß Alice dieß gethan hätten. Als sie jedoch eines Abends auf einem niedern Kanapee still beysammen saßen und in die ersterbende Flamme eines Holzfeuers im Kamine blickten, entschlüpfte Miß Alice ein Seufzer. „Was seufzest Du, mein liebes Kind?“ fragte ihr Gatte, „bist Du nicht glücklich?“ „Ich wußte nicht, daß ich seufzte, lieber Martin,“ antwortete sie; „wenigstens geschah es nicht, weil ich mich unglücklich fühle, ich bin recht glücklich.“ „Es freut mich sehr, und ich glaube, daß es Dir von Herzen geht. Wenn ich nach mir selbst urtheile, so war ich nie so glücklich als eben jezt.“ „Und

Digitized by Google

so auch ich, Martin, jezt bin ich glücklich; ich wußte nichts von Glück, ehe ich Dich kennen lernte.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Fortsezung.)

Die höchste Civilisation herrscht nur da, wo die höchste Lichtmasse im Volke neben freysinnigen politischen Institutionen und gesellschaftlicher Kultur zu finden ist. Frankreich hat solche Institutionen und solche Kultur, es fehlt aber da an Licht im Volk; England besizt jene Institutionen noch vollendeter, ihm geht aber an Kultur und Volksunterricht gar Vieles ab; Deutschlands Nationalunterricht ist am weitesten gediehen, es hat aber nur etwas Weniges von jenen Institutionen und von geselliger Kultur. Jedem fehlt ein Theil dieses heiligen Dreyfußes. Frankreich kann also seine Civilisation nicht über die englische und deutsche sezen, sondern nur daneben. So viel Hrn. Guizot zur Erwiederung. Doch zurück zu unserer Lyoner Schule. Unter den Schülern zeigen sich Leute jeden Alters, viele zwischen 40 und 50, ja Ein Mann über 60 Jahr. Die Kosten werden durch Subskription zusammengeschossen und sind mancher Hindernisse und Gegenstrebungen ungeachtet schon ganz gedeckt. So wird es denn nach und nach auch in Frankreich unter dem Volke heller, und sehr zu wünschen wäre die Nachahmung des Lyoner Beyspiels auf allen Punkten des Landes. Bekanntlich fehlt es unserer Zeit nicht an neuen Methoden, den Kindern das Lesen zu lehren, ja es gibt jezt fast so viel Methoden als Buchstaben. Zu deren Prüfung ist nun eine eigene Kommission niedergesezt, die mit Kindern Versuche macht. Wie man hört, soll dabey die neue Schreibart eingeführt werden, an deren Spize der Hermite de la Chaussée d'Antin, Hr. Jouy in Paris, steht, nämlich das Französische zu schreiben, wie man es ausspricht. Dadurch würde den Kindern in Frankreich und allen Fremden das Lesen und Schreiben ungemein erleichtert.

Von neuen Literaturerscheinungen in Lyon ist wenig zu berichten, da sich fast Alle, die etwas drucken lassen wollen, damit nach Paris wenden. Hier muß also mehr von dem die Rede seyn, was von Lyonern geschrieben, jedoch in der Hauptstadt gedruckt wird. Darunter ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl am merkwürdigsten: Questions commerciales par M. Rodet. 1 Vol. Sie haben vorzüglich Bezug auf die Mißgriffe des jezigen Commerzministers, de St. Cricq, dem darin große Unkenntniß seines Fachs vorgeworfen wird. Auserdem ist die Rede von seinen staatsökonomischen Irrthümern, von seiner Vorliebe für alle Fiskalität und von seinen beschränkten Ansichten über Nationalreichthum. Neben Abschaffung der Sinecuren und der Verringerung unmäßiger Besoldungen bey den Ministern und den höheren, in skandalösem Luxus lebenden Staatsdienern ist für Frankreichs zerrütteten Finanzzustand nur in voller, absoluter Handelsfreyheit und in bedeutender Verminderung der Taxen und Zölle Heil zu suchen. Man fürchte darum keinen Ausfall in den Zöllen. Auf ihre gesezliche Verminderung folgt immer ihr höherer Betrag in der Einnahme; eine ganz natürliche Erscheinung: niedrige Preise erhöhen die Konsumtion, es wird mehr bestellt, gekauft und verbraucht. Durch diesen vermehrten Verkehr wird nicht nur der Ausfall in den Zollansäzen gedeckt, sondern die Zölle tragen auch bedeutend mehr ein. England dient auch hier zum klaren Beyspiel. Dort wurden im Jahr 1825 Zölle, Accise, Stempel und vereinigte Taxen (assessed taxes), also die vier Hauptzweige der öffentlichen Einnahme, bedeutend verringert. Was war die Folge davon? Daß fast in allen Handelsartikeln 1827 bedeutend mehr Zoll gezahlt wurde, als 1825, ja in manchen das Doppelte.

Der Verfasser theilt eine Menge interessanter Nachweisungen über den Handels- und Finanzzustand Englands mit, wo Alles ganz offen da liegt und wo der geistreiche Huskisson diesem Fache vorstand. Bey uns in Frankreich ist dieß nicht so und man merkt schon die dicke Luft des Kontinents, so wie die Nähe Deutschlands, denn die Handelsbilanz wird noch, wie ehemals alle Finanz- und Administrations-Gegenstände, wie ein Staatsgeheimniß behandelt. Erst vor Kurzem fuhr ein alter Chef de Bureau Hrn. Ch. Dupin gewaltig an, als dieser Uebersichten und Tabellen über unsere Handelsverhältnisse zu andern Ländern zu haben wünschte, und äußerte dabey: „Solches könne nur ein Feind des Landes wissen wollen.“ Was würde der selige Schlözer dazu sagen, dem vor 50 Jahren Aehnliches in Deutschland auf statistische Nachforschungen geantwortet wurde? Trösten Sie sich also dort für's Erste. Besonders interessant und so zu sagen erhebend ist, daß die auf offizielle englische Angaben gegründeten Data des Verfassers genau mit den Angaben unserer guten Staatsökonomen übereinstimmen und sie dadurch ergänzen.

Anderer Natur, wiewohl geistesverwandt, wird wahrscheinlich die Histoire de la Ville de Lyon, welche M. F. Cochard und F. J. Rabanis, zwey gelehrte Männer, auf Subskription ankündigen und die eine sehr fühlbare Lücke in Frankreichs Geschichte ausfüllen dürfte. Die neueren Arbeiten wackerer französischer Historiker haben uns endlich bewiesen, daß allgemeine Landesgeschichte bey wenigen europäischen Völkern so lückenhaft und dunkel ist, als in Frankreich, und daß fast jedes Volk die Quellen seiner Landesgeschichte besser erforscht hat, als die Franzosen, die doch noch vor wenigen Jahren stolz auf die Geschichte anderer Länder herabsahen, weil sie meynten, Memoiren seyen Historie. Noch bis auf den heutigen Tag kann man daher sagen: Frankreichs Geschichte muß noch geschrieben werden. Ehe sie aber erscheinen kann, müssen eine Menge historische Lokalstudien und Forschungen, Prüfungen von Urkunden und Chroniken vorausgehen. Dabey ist noch Eins zu berücksichtigen, was bisher ganz aus der Acht gelassen wurde. Man begnügte sich, das alte römische Gallien Frankreich zu nennen, ohne zu untersuchen, wie sich denn eigentlich die Herrschaft der fränkischen Könige nach und nach über alle diese Länder ausgebreitet hat, wie die verschiedenen, oft durch Ursprung, Charakter, Instinkt und Sitten ganz ungleichen Völker früher sich gegen einander gerieben, sich heftig gerüttelt und zerstückelt haben, wie sie sich aber doch nicht ganz auf gallischem Boden verschmolzen, sondern die Grundzüge ihrer Nationalphysiognomien stets kenntlich erhielten. In dieser Verschiedenheit und moralischen Ungleichheit liegt der bisher nicht bemerkte Grund vieler Ereignisse, Annäherungen, Streitigkeiten und Kämpfe einzelner Provinzen und ihrer Einwohner, ein Schlüssel zu der Politik der Könige, zu den Einfällen fremder Völker, zu den Maaßregeln allgemeiner Verwaltung, so wie zu politischen und religiösen Theorien. In diesem Sinne wollen Cochard und Rabanis die Geschichte Lyons schreiben, das seiner Bevölkerung nach die zweyte Stadt Frankreichs, in Hinsicht seiner Industrie aber die erste dieses Landes und überdieß durch Ereignisse in der alten und neuen Welt eine der vorzüglichsten von Europa ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Juni 1829.

Es regt sich wunderbar Gefühl im Herzen,
Wie ein Gemisch von Mitleid, Graun und Schmerzen.

Tasso.

Die schöne Wittwe von London.

(Fortsetzung.)

„Du schmeichelst mir, Liebe," erwiederte Martin; wirklich? bist Du vorher nie glücklich gewesen?" „Ich sage Dir, nie — nie, bevor ich Dich kennen lernte!" Sie legte einen großen Nachdruck auf das Wort nie, und Martin, der sie im Arm hielt, fühlte, daß sie stark zitterte, und auch ihn schauderte. Nach einer Weile fragte er sie: „liebtest Du denn deine früheren Männer nicht, Alice?" „Ob ich sie liebte! Nein, Martin — nein! Ich haßte sie, haßte sie mit tödtlichem Hasse." Bey diesen Worten wurde ihr Gesicht gelblich blaß, und ihr Auge heftete sich auf ihren Gatten mit einem seltsamen Schlangenblick, so daß es ihm durch Mark und Gebein drang und sein Herz heftig pochte. Er fragte sie jedoch mit sanfter Stimme: „Warum haßtest Du sie so, Alice?" „Weil sie Trunkenbolde und treulose Menschen waren, Martin; deßhalb haßte ich sie so und würde auch Dich hassen, noch mehr als ich Dich jezt liebe." Diese Worte sprach sie im Tone innigster Zärtlichkeit, und fiel ihm weinend um den Hals.

Er suchte sie durch Liebkosungen und Betheurungen zu besänftigen; aber lang wollte es ihm nicht gelingen. Die Unterredung ward nicht wieder aufgenommen, und sie begaben sich zu Bette. Martin blieb lange noch wach; er konnte sich ihrer Worte nicht entschlagen und beschloß nach reiflicher Erwägung, der Sache näher nachzuspüren. Endlich fiel er in Schlummer, aber nur um bald wieder aus einem wilden Traum zu erwachen. Es war ihm, als säße er mit seiner Frau immer noch auf dem Kanapee; ihre Gesichter ruhten nahe an einander, das ihrige war eben so gelb und ihre Augen glänzten eben so schlangenartig, wie sie ihm in der Wirklichkeit Grauen erregt hatten; ihre Augen ruhten immer noch auf seinen, und obgleich ihr Blick ihm höchst widrig war, war er doch wie bezaubert und konnte sein Auge nicht von ihr wenden; ihr Gesicht ward bläßer und bläßer, ihre Augen immer glänzender und schreckhafter, ihm wurde banger und banger ums Herz. Er fühlte ein Würgen an seiner Kehle, und immer konnte er seine Augen nicht von ihr wenden. Voll Todesangst erwachte er da, und fand seines Weibes Arme um seinen Nacken geschlungen, ihr Kopf lag auf seiner Brust; sie schluchzte heftig. Er fragte, was ihr fehle; sie hatte einen furchtbaren Traum gehabt und alles, was sie sich erinnerte, war, daß sie ihn ermordet gesehen.

Martin schlief nicht mehr ein, stand am Morgen bey Zeit auf und ging, Geschäfte vorschützend, aus. Geschäfte hatte er jedoch nicht. Er ging nach Cripplegate, schlenderte durch die Finsbriefelder und auf und davon auf das Land, ohne zu wissen, wohin er ging. Der Auftritt vom gestrigen Abend kam ihm nicht aus dem Kopfe, in seinem Gedächtniß wachten all die Geschichten wieder auf, welche er über seine Frau seit dem Tage, da er sie zum ersten Male gesehen, erfahren hatte, und er sann so lange, bis er anfing, sie in allem Ernste für eine Hexe, oder wenigstens für ein ungewöhnliches Wesen zu halten. Auf jeden Fall fühlte er

Digitized by Google

sich, trotz ihrer Zärtlichkeit, nicht mehr ganz sicher bey ihr, und beschloß, in Folge ihrer Aeußerungen über den Grund ihres Hasses gegen ihre frühern Ehemänner, ihre Liebe auf die Probe zu stellen. Lange nach Sonnenuntergang kehrte er nach Hause zurück und ging, Frieren und Müdigkeit vorschützend, sogleich zu Bette. Am nächsten Tag blieb er den Vormittag bey seinem Weibe; aber trotz ihrer Freundlichkeit und ihren Aufmerksamkeiten konnte er eine widrige Stimmung nicht bemeistern, er war verschlossen und fast verdrießlich, und endlich schien auch Alice von ihm angesteckt. Nachmittags ging er aus und begab sich zu Master Andrews, der in der Nähe wohnte, in der Absicht, ihn zu einer der wunderbaren Geschichten, die er ihm früher einmal aufgetischt hatte, zu vermögen; da er aber mehrere Freunde bey ihm fand und die Angelegenheiten seines Weibs nicht zum Gegenstand eines öffentlichen Gesprächs machen wollte, blieb er stillschweigend bis spät in die Nacht sitzen und kehrte mit dem festen Entschlusse heim, seinen Plan noch in dieser Nacht auszuführen. Auf dem Heimweg trat er zufällig auf ein Stückchen Apfelschale, das im Wege lag, glitt aus und fiel in den Koth, denn es hatte den ganzen Tag geregnet. Anfangs ärgerte er sich, bald aber fiel ihm bey, daß dieser Unfall zu seinem Plane passe, und mit unordentlichem Anzug, schlotternden Knieen, hängendem Mund und halbgeschlossenen Augen erschien er vor der Thür seines Hauses. Seine Frau hatte, obgleich es schon spät in der Nacht war, die Dienstboten zu Bette geschickt und war selbst aufgeblieben, um ihn zu erwarten, ein Zeichen von Aufmerksamkeit, das liebende Ehefrauen nicht selten ihren Männern geben, oft mehr zu ihrem Aerger als ihrer Erbauung. Im gegenwärtigen Fall aber konnte Lessomour nichts erwünschter seyn. Sobald seine Frau ihn sah, erglühte ihr Gesicht dunkelroth, und ihre großen schwarzen Augen erweiterten sich zusehends, als sie ihn in einem halb ärgerlichen, halb sorglichen Tone fragte: „Wie, Martin, was ist das? was ist Dir begegnet?“ „Ich war bey einigen Freunden, meine Liebe,“ antwortete er etwas stotternd. „Martin! Martin!“ sprach sie, biß sich in die Lippe und schüttelte den Kopf, „mach, daß Du in Dein Bette kommst.“ Er stellte sich bald, als ob er schliefe, obgleich er die ganze Nacht kein Auge schloß; auch sie that es nicht, wie ihm schien, denn sie warf sich unruhig hin und her und murmelte zuweilen etwas vor sich hin. Sobald der Morgen graute, stand sie auf, kleidete sich an und verließ die Kammer. Er blieb jenen ganzen Tag zu Hause und gab vor, starkes Kopfweh zu haben. Sie war sehr aufmerksam auf ihn, deutete aber mit keinem Wort auf sein Betragen vom gestrigen Abend. Nach zwey oder drey Tagen wiederholte er sein Experiment, und fast mit gleichem Erfolg, nur schien ihm Alice am folgenden Tage etwas verdrießlicher. Er versuchte es zum dritten und vierten Mal. Am nächsten Morgen sprach sie endlich mit ihm über den Gegenstand, drückte mehr Kummer als Unmuth aus, that freundlich und sagte, sie hätte das erste, zweyte und dritte Mal geglaubt, seine Trunkenheit sey bloser Zufall, nun müßte sie aber befürchten, daß es bey ihm zur Gewohnheit werde; sie bat ihn mit Thränen in den Augen, wenn ihm etwas an ihrem Glücke liege, noch bey guter Zeit einzuhalten.

Er war ergriffen von dem Ernst ihrer Vorstellungen, versprach es ihr, und war auch wirklich entschlossen, sie hierüber nicht mehr zu beunruhigen; aber ein unwiderstehlicher Trieb zwang ihn, nach wenigen Tagen sein Wort zu brechen. Zweymal zog sein Betragen dringende Bitten nach sich, zulezt flossen auch Vorwürfe mit ein; aber ohne Erfolg; Lessomour fuhr fort, wie er begonnen hatte. Den Tag, nachdem er wieder zum dritten Mal vermeintlich betrunken nach Hause gekommen war, erklärte ihm seine Frau: „Martin, ich habe Dich gebeten, bis ich's müde bin, jezt warn' ich Dich, nimm Dich in Acht! als meinem Gatten bin ich Dir Liebe und Achtung schuldig, aber einem Trunkenbold kann ich sie nicht erweisen. Beachte meine Warnung, oder wehe uns beyden!“

Obgleich jezt Martin sah, daß die Verfolgung seines Experiments ihm die Liebe seines Weibs kostete, ihm ihren Unmuth, ihren Haß zuzog, so fuhr er doch mit einer Hartnäckigkeit fort, die in solchem Fall fast als Verrücktheit, oder als etwas noch Schlimmeres erscheinen muß. In dem gegenwärtigen aufgeklärten Zeitalter wäre es gewagt, ihn für behext zu erklären, oder einem übernatürlichen Einfluß jenen mächtigen Trieb zuzuschreiben, der ihn, trotz seiner bessern Einsicht und seinem bessern Gefühl, trotz der Liebe, die er unläugbar noch zu seinem Weibe hegte, trotz der Gefahr, der er sich, wie er wußte, aussezte, und wovor er sich fürchtete, zwang zu thun, was er gerne gelassen hätte. Was nun aber auch die Triebfeder seiner Handlungsweise seyn mochte, die Versuchung war für ihn selbst so unerklärbar als unwiderstehlich. Er versah sich wieder und ward wieder bedroht; er wiederholte es noch einmal, und am nächsten Tag fragte ihn seine Frau: „Gehst Du heute wieder aus, Martin?“ „Ich muß, Alice,“ antwortete er; „hab' heute wichtige Geschäfte.“ „So höre mich, Martin. Ich bitte Dich nicht; ich habe Dich einmal gewarnt, habe Dich zweymal gewarnt, und jezt warn' ich Dich zum dritten und lezten Mal. Geh auf Deine Gefahr und sieh, daß Du diese Warnung besser beachtest als meine früheren. Aber nein, geh heute nicht fort, Martin; oder wenn Du gehst, so kehre nicht heim zu mir, wie Du in der lezten Zeit zu thun gewohnt warst. Besser, Du bleibst ganz von mir weg; aber noch besser, Du bleibst bey mir, Martin.“ „Nein, nein, ich muß fort, Alice, denn —“ „Es bedarf keiner Ausflucht, Martin, nur Dein eigner Wille, Dein eigner unbiegsamer Wille ist es, der sich nicht zu den Bitten

Digitized by Google

Deines Weibes neigen will. Ach! ich sagte, ich wolle Dich nicht mehr bitten, und doch thu' ich es! Sieh! sieh, Martin! auf den Knieen, mit thränenden Augen flehe ich Dich an, geh heute nicht aus! Ich habe Träume gehabt, Träume von schlimmer Vorbedeutung, Martin; nur erst lezte Nacht träumte mir, daß — (sie hielt inne, als müßte sie Athem holen) Du würdest Dein Leben verlieren, und doch gehst Du aus, Martin!"

(Der Beschluß folgt.)

Laplace.

(Beschluß.)

Der Charakter von Laplaces Talent spricht sich auch ganz in dem aus, was er für die Wahrscheinlichkeitsrechnung gethan hat, diese ganz moderne Wissenschaft von unermeßlichem Gebiet, über die, weil man ihr Objekt falsch ansah, die unrichtigsten Urtheile gefällt worden sind, die aber in ihrer Anwendung einst das Gebiet menschlicher Kenntnisse ganz umfassen, und der Unvollkommenheit unseres Wesens hülfreich unter die Arme greifen wird. Diese Kunst verdankt ihren Ursprung einem Geniefunken Pascals. Nach den Bestrebungen eines Huyghens, Bernoulli, Euler, Lagrange, Condorcet, war es Laplace, der ihre Grundsätze zusammenstellte und fest gründete; durch ihn wurde sie eine neue Wissenschaft, die von einer analytischen Methode ausgeht, aber eine unendliche Ausdehnung zuläßt, eine Wissenschaft, die eine Menge nützlicher Anwendungen im Keime enthält, und eines Tags ein helles Licht über alle Zweige des menschlichen Wissens verbreiten wird.

Fourier hält es für überflüssig, an die hohen Staatswürden zu erinnern, welche Laplace bekleidete. „Wir haben," sagt er, „den unsterblichen Verfasser der Mécanique céleste ganz unabhängig von außerwesentlichen Dingen betrachtet, mit denen weder sein Ruhm noch sein Genie etwas zu schaffen haben. Denn was braucht die Nachwelt, die ohnehin so viele Kleinigkeiten zu vergessen hat, zu erfahren, daß Laplace ein Paar Augenblicke Minister eines großen Reichs war? Das ist wichtig, daß er so ewige Wahrheiten entdeckt, die unveränderlichen Stabilitätsgesetze des Weltalls aufgestellt, nicht aber, daß er ein Paar Jahre lang im sogenannten Erhaltungssenate gesessen hat; das ist wichtig, und wichtiger noch als die Entdeckungen, daß er Allen, welchen die Wissenschaft lieb ist, ein hohes Beyspiel vor Augen stellt, das Bild jener einzigen Ausdauer, die ihn bey so vielen, so glorreichen Bestrebungen nie verlassen, und sie zum schönen Ende geführt hat."

Laplace wurde 78 Jahre alt; er war geboren den 31ten März 1749, und starb den 5ten März 1827. Der Redner erinnert an die rührende Trauer, mit der die Akademie der Wissenschaften die Kunde von seinem Tode empfing. Es war eben der Tag und die Stunde der gewöhnlichen Sitzung; düsteres Schweigen herrschte im ganzen Saale, jeder fühlte den Schlag, der die Wissenschaft getroffen; aller Blicke wandten sich dem Platze zu, wo er so lange gesessen; allen schwebte nur ein Gedanke vor; sich mit etwas Anderem geistig zu beschäftigen, war unmöglich; die Versammlung erhob sich unaufgefordert, insgesammt, und ging auseinander. Dieß war das einzige Mal, daß die gewöhnlichen Geschäfte der Akademie eine Unterbrechung litten. Hat England der Asche Newtons die Ehre, in einer königlichen Gruft zu ruhen, angedeihen lassen, so hat dagegen Frankreich und Europa Laplace's Andenken auf eine minder prunkende Weise, aber rührender und wahrer geehrt. Es wurde ihm eine ungewöhnliche Huldigung zu Theil, und zwar von den Seinigen, im Schooße einer gelehrten Gesellschaft, die seinen Werth ganz zu schätzen wußte. Ueberall, wohin auf Erden die Kultur gedrungen ist, wurde sein Tod betrauert, und eine solche Anerkennung ist so glänzend, als eine Gruft zu Westminster.

„Unsere Nachfolger," sagt unter Andern noch Fourier, „werden die großen Phänomene, deren Gesetze er entdeckt hat, vor sich gehen sehen; sie werden am Mondlauf die Abweichungen beobachten, die er vorhergesagt hat und deren Ursache er allein anzugeben vermochte. So wird auch die fortgesezte Beobachtung der Trabanten des Jupiters das Andenken an den Mann verewigen, der die Theorien ihres Laufs erfand. — Die bedeutenden Störungen in den langen Bahnen des Jupiters und des Saturns, wodurch diese Weltkörper neue Stellungen annehmen, werden eine der erstaunlichsten Entdeckungen in ewigem Andenken erhalten. Laplace gewinnt dadurch Ansprüche auf einen nie zerstörbaren Ruhm. Der Anblick des Himmels wird ein anderer werden, aber der Ruhm des Erfinders wird auch dann in der spätesten Zeit fortleben; die Spuren seines Genius tragen den Stempel der Unsterblichkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Juni.

(Beschluß.)

Wäre Ihren besonnenen Lesern in Deutschland die bey uns bis zur unausstehlichen Lächerlichkeit getriebene Jesuitenriecherey nicht zuwider, so würde ich weitläuftig von einem Lyoner poetischen Produkt sprechen, von den Martyrs Lyonnais, Poëme en trois chants par un Jésuite défroqué, dem es allerdings nicht an Witz und glücklichen Zügen fehlt. Die Ligue der Krämer, die ihr Tuch, ihr Baumwollenzeug und ihren Pfeffer nur an fromme Kongreganisten verkaufen wollen; die Advokaten, welche diese Sache wie einen Prozeß ergreifen, bey dem sich Geld gewinnen läßt und bey dem schöne Phrasen vorgebracht werden können, sind Porträte aus Lyon und mögen hier, an Ort und Stelle, gute Wirkung thun, für das Morgenblatt aber taugen sie nicht. Es ist nicht zu läugnen und es muß hier besprochen werden, weil es sehr bezeichnend scheint, daß der Ligueen- und Kongregazionsgeist gewaltig bey uns grassirt und recht traurige Früchte trägt, von denen man selbst in Italien nichts mehr weiß. Es hat sich eine Gesellschaft zur Vertheidigung der katholischen Re-

Digitized by Google

ligion unter dem Vorsitze des Erzbischofs gebildet. Sie besteht aus achtzehn Comité's in verschiedenen Stadttheilen, jedes Comité unter dem Vorsitze eines Pfarrers. Unsere ersten Civilbeamten sind Mitglieder. Mehrere verständige Einwohner Lyons wurden wider ihren Willen zu Mitgliedern oder gar zu Tresoriers, d. h. zu Werbern und Einsammlern ernannt. Es müssen bedeutende Geldbeyträge geleistet werden, und dafür erhalten die Mitgliedern kleine auf Pergament geschriebene Diplome. Mit diesen Beyträgen soll die Lyoner, des Todes verblichene, Gazette générale wieder auferweckt; die Quotidienne und Gazette de France unterstützt werden, desgleichen sollen zahlreiche Schriften gegen die drohenden Grundsätze und Erscheinungen unserer Zeit geschrieben werden, gegen die Preßfreyheit, gegen den Ordre légal, die Universität, die Unabhängigkeit der Justiz, die Freyheit der Wissenschaften, die liberalen Wahlen, den gegenseitigen Unterricht, gegen den öffentlichen und den Gemeingeist, kurz gegen Alles, was Frankreich jezt stark macht. Warum sich diese Gesellschaft der Vertheidigung der katholischen Kirche weiht, ist nicht abzusehen, denn Niemand greift diese in unserer Zeit an, wo die öffentlichen und Privatsitten wesentlich besser und milder geworden sind, wo häufig ächt religiöser Geist herrscht und sich überall verbreitet, wo die Literatur den Schmutz des vorigen Jahrhunderts von sich stößt und sich schämen würde, Voltaire, Crebillon, Piron und Andere in Frankreich auftreten zu sehen, wo sie nach einem edlern Ziel strebt und bereits seit Jahren einen durchaus sittlichen Charakter angenommen hat, wo die vorwurfsfreyen Diener der Kirche überall geehrt und geschätzt werden, wo Tausende die Kirchen anfüllen, unendlich viel öffentlich und im Stillen wohlgethan wird u. s. w. Was muß wohl in solcher Zeit vertheidigt werden? Gewiß nicht der Katholizismus Bossuets, Fenelons und Fleury's. Kämen sie zurück, so würden sie über den sittlichen Charakter unserer Zeit jubeln, denn in ihren Tagen war er nirgends in Frankreich zu finden. Ihren Katholizismus greift Niemand an, hochgeachtet steht er in allen Ländern. Aber auf diesen alten ächten, gallicanischen Katholizismus wurde ein anderer gepfropft, von ganz verschiedener Gestaltung, so daß es deren jezt zwey bey uns gibt. Alle möglichen Vereine und ihre Organe werden aber dem zweyten nicht aufhelfen. Heutzutage will man Thaten, keine klingenden Worte und Phrasen mehr. Uebrigens ist dabey etwas recht Trauriges. Um uns ist nichts als Mangel, Hunger und Elend, das bey dem theuren Brod noch immer steigt. Der Jammer droht auch da einzubrechen, wo er bisher keinen Zugang fand. Tausende von hülflosen Arbeitern haben mit den Ihrigen keine Nahrung und kein Obdach und sind zum Betteln gezwungen. Die eingegangenen Beyträge können nur wenigem Elend abhelfen, und in dieser Zeit sammelt man im Namen der angegriffenen Religion bedeutende Gaben — Einige sprechen von vielen Tausenden, die schon eingegangen seyn sollen — welche dadurch der Armuth entzogen werden. So dachten, so handelten Fenelon und seines Gleichen nicht. Der heilige Borromäus öffnete den Nothleidenden seinen Pallast und trug selbst Speise und Trank in die Hütten der Armen. Solcher Katholizismus ist bey uns nicht mehr zu finden. In Frankreich wenigstens hat er sein Himmelblau verloren und dafür die Farbe unserer Tage, den Weltgeist, die Leidenschaften und die alles beherrschende politische Richtung angenommen.

London, Juni.

Ein Schauspieler Schütz, Sänger zu Wien und vor Kurzem Theaterdirektor zu Amsterdam, hat den Wunsch der Musikfreunde, eine deutsche Oper hier zu sehen, einigermaaßen verwirklicht. Er hat nämlich einige Sänger und Sängerinnen herübergebracht, mit deren Hülfe er eben den Versuch anstellt, ob sich Liebhaber der deutschen Sprache und Art genug hier finden, daß es sich lohnt, mit einer größern Truppe nebst den nothwendigen Chören herüberzukommen. Schütz gab am 1. Juni ein Konzert, wobey nebst den Fremden auch Bellaner, Sontag und ihre Schwester, Mad. Pisaroni, Velluti und Curioni sangen und Moscheles eine prachtvolle Phantasie spielte. Die Musik war durchaus geschmackvoll gewählt und vortrefflich ausgeführt; besonders Rossini's Duett aus Othello: Non m'inganno, und das Sextett am Ende des ersten Aktes des Don Juan. Seitdem hat man einen Theil des Freyschützen im Coventgarden-Theater zweymal aufgeführt, und jedesmal mit rauschendem Beyfall. Das Haus war aber an keinem Abend voll, und zum Beweis, daß das Unternehmen beym Publikum keineswegs Eingang gefunden, hat man die dritte Vorstellung als Mittelstück zwischen einem Trauerspiel und einer Posse angekündigt, was hier immer mit Vorstellungen von mittelmäßiger Anziehungskraft zu geschehen pflegt, um wenigstens die Zuschauer, die zum halben Preis kommen, anzulocken. Die Sache ist die: die englischen Theater sind aus der Mode, sie fangen für die vornehme Welt zu früh zu spielen an und John Bull erlaubt ihnen nicht, Sitze oder Logen länger als bis zum Schlusse des ersten Aktes frey zu lassen; was die Vornehmen thun, ahmen die minder Vornehmen nach, und so sind die Logen fast gänzlich mit Freybillets besezt, und Parterre und Gallerien füllen sich nur bey Neuigkeiten und Seltenheiten an. Aber die Personen, welche diese beyden leztern Plätze zu besuchen pflegen, sind nicht von dem Schlage, daß sie sich zu einer deutschen Oper drängten, es wäre denn, daß solche sich durch ein sehr zahlreiches Personal, vollständige Chöre und großes Spektakel ankündigte. Auch ist der Freyschütz bereits zu oft gesehen worden, obgleich auf der andern Seite gerade die Bekanntschaft mit dem Stücke es vielleicht der Menge erträglicher macht, in einer Sprache reden und singen zu hören, die sie nicht versteht. Ich glaube, das Unternehmen einer deutschen Oper kann hier nur dann gelingen, wenn sie entweder im italienischen Opernhause oder in einem besondern Theater, und zwar imposant auftritt. Dazu aber ist für jezt noch keine Hoffnung vorhanden; denn einmal ist der Geschmack dafür noch nicht allgemein genug, ferner ist das Interesse der italienischen Sänger und Musiker zu einflußreich, und endlich mag man nicht gern den sinkenden englischen Bühnen eine neue Nebenbuhlerin geben. Doch wird es zur Mode, bey den Benefizen in der italienischen Oper Scenen aus deutschen Opern zu geben, wie Dem. Sontag und Bochsa bereits für die übrigen angekündigt haben; aber da es erst das zweyte Jahr ist, daß dieß geschieht, so kann man noch nicht sagen, welche Wirkung es haben mag.

Auflösung der Palindrome in Nr. 147.
Reisfaß, Kassier. — Rettig, Gitter.

Homonyme.

Was bald vier Füße, bald keinen hat,
Bald drey, ein Thier, ein beweglich Gut,
Das oft auf Federn und Schrauben ruht,
Und eine verfehlte menschliche That;
Ein Gärtner, berüchtigt weit und breit,
Ein Strafwerkzeug aus vergang'ner Zeit;
Und wer falsch räth, hat es richtig getroffen.
Wie könntest Du's recht zu errathen hoffen?

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 29. Juni 1829.

Hell den ernsteren Geschäften!
Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest du Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Goethe.

An Frau Louise Duttenhofer.

Nach Ansicht ihrer sinnvollen Schnittwerke bey Herrn Professor Braun in Mainz.

Viele schöngelockte Frauen
Schneiden mit des Witzes Scheere,
Wo sie kleine Fleckchen schauen,
Tüchtig an der Schwestern Ehre;
Doch dein Scheerchen, rein und niedlich,
Und geführt von Künstlerhand,
Hat uns Heiliges und Schönes
Sinnvoll an den Rhein gesandt.
Und wir schauen wonnetrunken,
Küssen bittend Dir die Hände,
Daß in Andachtgluth versunken,
Mehr Dein Sinn des Schönen spende;
Daß der Geist der frommen Einfalt,
Der Dein reiches Herz bewegt,
Uns noch viele Himmelsblüthen
Für die Künstler-Andacht trägt.

J. Heinrich Kaufmann.

Kreuznach, 2ten Dec. 1828.

* * *

Die kunstbegabte Frau, der die obigen Linien gewidmet sind, ist unerwartet früh aus diesem Leben geschieden. Ihren zahlreichen Freunden und Freundinnen in Deutschland, wie überhaupt allen Verehrern des Schönen und der Kunst im weitesten Sinne, wird durch die nachstehenden, aus der besten Quelle fließenden Notizen über Leben und Talent der Verewigten, gewiß ein Dienst geleistet.

Christiane Louise Duttenhofer ward am 5ten April 1776 zu Waiblingen geboren, wo ihr Vater, G. B. Hummel, Diakon war; ihre Mutter war eine Tochter des Prälaten Spittler, Schwester des berühmten Spittler. Schon im dritten Jahre finden wir das Kind am Grabe des Vaters, in welchem es weniger den leiblichen Versorger, als vielmehr den Lenker seiner geistigen Entwicklung schwer missen sollte. Das früh sich entwickelnde Kind, voll Gemüth und Leben, sah sich bey seiner, obwohl leiblich und sittlich redlich besorgten Erziehung im Familienkreise von allen Seiten gehemmt und genöthigt, Alles von außen ohne Wegweiser mühsam zu suchen. Die Erziehung der Töchter aus dem Honoratorenstande um 1780—1790 war noch sehr dürftig, und sie konnte im Scherz oft erwähnen, daß ihr Unterricht in menschlichen Kenntnissen nur monatlich dreyßig Kreuzer gekostet habe. Gottfrieds Chronik und eine Augsburger Bilderbibel waren schon Luxusartikel, die nicht in allen Häusern angetroffen wurden. Desto schneller entwickelten sich ihre Anlagen, als in Folge der Revolution die französische Sprache eifrig gelernt und getrieben wurde, auch ein mütterlicher Oheim durch seine Fürsprache bewirkte, daß ein Zeichnungsunterricht gegeben werden durfte; denn schon früher hatte das Kind alle Bücher und Schriften mit Porträts und Karrikaturen gefüllt, auch kleine Ausschnitte mit der Scheere versucht, welche meist Sonntag Abends nach der Predigt

verfertigt wurden, und wozu bey dem damaligen, für die Jugend sehr lästigen fünf bis sechsmaligen wöchentlichen Besuch meist unverständlicher Predigten, die gothischen Ornamente der Kirche den Stoff geliehen hatten. Ihr Zeichnungslehrer, Anfangs zufrieden, wurde, da er sich bald übertroffen fand und bey den ihm gestellten Aufgaben nicht zu rathen wußte, mißvergnügt. Wenn nun bey einem aufkeimenden Talente die Zeit seiner Entwicklung herannaht, diese aber unübersteigliche Hindernisse findet, und wenn jener Drang nicht durch Eitelkeit oder Ruhmsucht hervorgerufen, sondern ein reiner Naturtrieb ist: so wird eine solche Periode jammervoll peinigend für das Individuum, und hinterläßt in der Seele nie vertilgbare Spuren. Dieß war nach ihrem achtzehnten Jahre der Fall, als alle Versuche, Mutter und Familie zu bewegen, ihr eine künstlerische Laufbahn zu gewähren, völlig scheiterten, und der Gedanke, als unausführbar, ja in Württemberg unerhört, verworfen wurde. Von der Zeit an ruhten alle, auch die fröhlichsten Lebensbilder bey ihr gleichsam auf einem schwarzen Hintergrunde.

Das Zeichnen wurde nun größtentheils verlassen, dagegen neben den häuslichen Frauenarbeiten mehr literarische Beschäftigungen gewählt. In der Geschichte, Archäologie, Mythologie und den schönen Wissenschaften benützte sie immer die besten und gründlichsten Schriften; die seichten Modewerke damaliger und späterer Literatur waren ihr immer sehr zuwider und selten mehr als dem Namen nach bekannt.

Jezt wurde auch von ihr das Ausschneiden aus schwarzem Papier mit der Scheere, welches fünfzig Jahre früher der Genfer Huber zuerst, jedoch nur in beschränkterem Kunstgebiete, geübt hatte, eifriger betrieben, wiewohl auch diese Uebungen gegen die Werke ihrer lezten Periode nur roh zu nennen seyn dürften. Diese Kunst der Schattenschnitte, welche von der Zeichenkunst in sofern abweicht, als sie nur die Außenlinien aller Gegenstände gibt, wurde in der Folge von ihr aus der kindischen Künstlichkeit und Geschmacklosigkeit früherer Zeiten, durch schönere Zeichnung, größere und mannigfaltigere Ideenverbindung und trefflich vollendetes Schnitzwerk, zu einem neuen Fache der bildenden Kunst erhoben, in welchem sie, wiewohl es arm an innern Mitteln ist, durch innere Gediegenheit und Eigenthümlichkeit so viel leistete, daß diese Leistungen so gut wie des Berner Minds Katzenzeichnungen, der Cariera Rosalba Pastellgemälde, Petitots und der Jaquotot Emailmalereyen, und ähnliche beschränkte Kunstzweige, als, wenn auch in engem Kreise sich bewegende, doch höchst eigenthümliche und vortreffliche Erscheinungen einer bleibenden Anerkennung künftig nicht entbehren werden.

Im Jahr 1804 verheirathete sie sich mit einem nahen Anverwandten, dem jezt längst zu verdientem Ruhm gelangten Kupferstecher Duttenhofer, mit dem sie sogleich nach Rom ging, um sich dort unter seiner Leitung noch mehr auszubilden. Unglückliche Familienereignisse, der französische Krieg des Jahres 1805, und andere Umstände, veranlaßten die beyden Eheleute, schon nach einem Aufenthalt von achtzehn Monaten das Land der Künste wieder zu verlassen und nach Stuttgart zurückzukehren.

Hier lebte sie als liebende und geliebte Gattin und Mutter ihren häuslichen Pflichten so treu und eifrig wie der Kunst, genoß in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Freunde zugleich, was Leben und Literatur Schönes bot, und erfreute mit den phantasiereichen Gebilden ihrer Kunst, recht erfinderisch freygebig, was sie achtete oder liebte. Wo sie nahe, ja selbst oft entfernter stehende Personen im bürgerlichen oder häuslichen Berufe hochschätzen gelernt, wo sie ein Kunsttalent oder einen Dichtergeist liebgewonnen, wo eine blühende, hoffnungsvolle Jugend ihr Auge auf sich gezogen, da spendete sie unerschöpflich ihre sinn- und beziehungsreichen Gaben, und viele Freunde in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes werden bey Lesung dieser Zeilen irgend ein schönes Andenken von ihrer kunstreichen Hand mit Rührung hervorholen.

Ihre Kompositionen bewegten sich am glücklichsten in jenem Gebiete, welches das Alterthum sehr wohl kannte und übte, die neuere Kunstepoche aber wenig benuzt hat: in der poetischen Auffassung der bedeutenderen Lebensmomente und Ereignisse, die durch Beziehung mythologischer oder christlicher Kunstformen Leben und Wesenheit erhielten. Kindesalter, Jugend, männliches und Greisenalter, Geburt, Taufe, Trauung, Tod, Tugenden, Laster, einzelne Lebensbegebenheiten — das alles wurde von ihrer Kunst behandelt, aber nicht in der symbolisch-allegorischen Form der Neueren, sondern mehr in der bildlich plastischen Weise des Alterthums ausgeführt. In den Beywerken und Ornamenten befolgte sie den Grundsatz, daß geschmackvolle Anwendung der Natur als lebendes Princip gelten müsse, und daß die ewige Wiederholung des antiken Akanthus, Mäander und egyptischen Rosetten, wie sie in neuerer Zeit sehr oft von den berühmtesten französischen Baumeistern und ihren Nachahmern getrieben wird, nur starres, todtes Machwerk sey, eine geistlose Nachbeterey des Antiken ohne innern Sinn und Bedeutung; und daß die reiche Pflanzenwelt unserer Zeit, künstlerisch verständig angewendet, auch im Ornamentenfache ganz andere Resultate liefern würde. In den zwanzig lezten Jahren ihres Lebens übte sie auch neben der Figurenzeichnung besonders die Blumenzeichnung, welche sie zum Behuf ihrer Schnittwerke betrieb. In den Beywerken und Verzierungen ihrer Ausschnitte bemerkt man dieses Naturstudium auffallend; ihre Ornamente und Blumen sind alle eben so natürlich als eigenthümlich und schön.

Eine Reise mit den Ihrigen nach München, erst vor etwa sechs Monaten unternommen, brachte die künstlerische

Digitized by Google

Ausbildung ihrer Arbeiten auf einen so hohen Grad, daß man mit Recht noch viel Ausgezeichnetes von ihr erwarten konnte. Aber die Künstlerin kehrte erkrankt in die Heimath zurück, und der Tod rief sie am 16ten Mai aus dem Kreise ihrer Geliebten und Freunde, und von der künstlerischen Thätigkeit ab, der sie erst bey wachsender Krankheit entsagte. Wenn sie von einem viel höhern Ideal, als Mittel und Umstände ihr in der Kunst zu leisten erlaubten, träumte, so pflegte sie zu sagen, „das Alles sey ihr für ein höheres Leben aufgehoben," und oft sprach sie in Beziehung auf sich selbst, und nie ohne sichtbare Rührung Schillers Worte aus:

„Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang sie noch die Knospe barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein wie karg!"

Wir aber rufen ihr aus der Seele und dem Munde desselben Dichters unsern Dank und unsere Bewunderung nach, indem wir erkennen, daß sie durch ihre Leistungen gezeigt hat, „wie auch das scheinbar Kleine und Unbedeutende durch die Ausführung groß und bedeutend werden könne."

Die schöne Wittwe von London.

(Beschluß.)

Martin Lessomour war gleich Julius Cäsar nicht durch Weibertränme von seinem Vorhaben abzuschrecken; er antwortete fest: „Frau, Frau, Du bist ein furchtbares Weib und machst, daß ich Dich fürchte; aber trotz dem werde ich gehen." — „So geh denn!" sprach sie, stand auf und verließ ihn und kurz darauf ging er aus. Er kehrte am Abend in demselben Zustand, wie früher, nach Hause zurück und ging zu Bette. In den lezten zwey Tagen, wo er diese Rolle gespielt, und seit seine Frau Drohungen vorbrachte, war er jedesmal zu einem Freund oder in ein Gasthaus gegangen und hatte den Tag über geschlafen, um während der Nacht zu wachen und die Bewegungen seiner Frau zu beobachten; an diesem Tage aber hatte er vor innerer Unruhe zu keinem Schlafe kommen können, und als er jezt zu Bette lag, übermannte ihn solche Schläfrigkeit, daß er trotz aller Anstrengung bald in einen gesunden Schlummer fiel. Aus diesem weckte ihn bald seine Frau, welche aufstand; obgleich völlig wach, hatte er die Geistesgegenwart, sich zu stellen, als ob er schliefe. Sie hatte ein Nachtgewand umgeworfen, ihr Haar hing lose herab über Nacken und Gesicht, und wie sie unten am Bette vorüberging, fiel das Licht einer Lampe, die auf einem Tische brannte, durch ihre Locken auf ihr Gesicht, und Martin gewahrte jene schwarzgelbe Blässe darauf und aus ihrem Auge strahlte jener giftige Schlangenblick, der selther zu tausend Malen vor das Auge seines Geistes getreten war; er sah auch, daß sie ein kleines Messer in der Hand hielt. Langsam und still glitt sie hin wie ein Gespenst, aber weg von ihm. Sie ging nach der Stelle, wo sie ihren Rock aufgehängt hatte, nahm ihn herab, trennte einen der Aermel auf und zog etwas heraus. Damit ging sie an den Kaminheerd, wo noch Feuer brannte, da es Winter war, legte das Messer und den andern Gegenstand, den sie in der Hand hielt, weg und schien etwas unter dem Heerde zu suchen. Endlich hörte sie Martin murmeln: „Nicht hier, wie thöricht, kopflos! ich muß gehen und es unten thun." Sie ging nach der Thüre, Martins Herz pochte laut und es war ihm, als sollte er aufspringen, an ihr vorbey die Treppen hinab und aus dem Hause stürzen; denn er hatte ein seltsames Gefühl, als ob das Alleinseyn noch furchtbarer sey, als ihre furchtbare Gegenwart. Sie blieb an der Thüre stehen, hielt die Klinke, aber öffnete nicht, sondern murmelte leise vor sich hin: „Nicht hier; vielleicht war es gut, daß ich's vergaß. Ich — noch eine Frist will ich Dir geben, theurer Martin, mir immer noch theuer, obgleich verloren; ich fürchte — eine mehr! — eine mehr!" Damit huschte sie in ihr Bett zurück, lehnte ihren Kopf an Martins Schulter, seufzte und stöhnte, nicht laut, aber so tief, als ob ihr Herz brechen wollte; er lag still wie eine Leiche neben ihr, denn er fürchtete sich wirklich, mit ihr zu sprechen, und hätte er auch Luft gehabt, so erstickten die Worte: „eine Frist!" jeden Laut in ihm; sie schien bald darauf zu schlummern. Am Morgen stand er vor ihr auf und sie erwachte daran; er ging, wie aus Zufall, nach dem Tisch und sah neben dem Messer ein kleines Bleyklümpchen liegen. „Was will Alice damit?" sagte er in gleichgültigem Tone, denn er wußte, daß sie ihn beobachtete. „Was ist es?" fragte sie. Er brachte es ihr ans Bett. „Das ist," fuhr sie fort," ein Gewicht aus meinem Kleidärmel; ich schnitt es vorige Nacht heraus, um es kleiner zu machen, denn ich finde es zu schwer." Martin legte es schweigend nieder und ging sogleich aus dem Zimmer. Nach geraumer Zeit kam auch seine Frau in die Wohnstube und hatte geschwollene, rothe Augen. Er bemerkte jedoch nichts darüber, sondern nahm seine Mütze und sagte: „Ich bin heute wieder zu Mittag gebeten, Alice." „So leb' denn wohl! leb' wohl!" sprach sie in langsamem, sehr feyerlichem, aber freundlichem Tone. Er zögerte noch einen Augenblick, in der Erwartung, sie werde ihm noch etwas sagen; denn er fühlte sich heute weniger geneigt, seinen Betrug zu verfolgen, sey es aus wiederkehrender Liebe oder aus Furcht; sie sprach aber nichts mehr und schien seine Gegenwart nicht zu bemerken. Mit einem: „Nun, so lebe wohl, Alice!" entfernte er sich jezt, begab sich zu einigen seiner nächsten Nachbarn und ersuchte sie, heute Nacht sich in Bereitschaft zu halten, falls er ihrer Hülfe bedürfte; denn er habe einigen Verdacht, daß man ihn heute berauben oder ermorden wolle. Sie versprachen es, baten noch einige Freunde zu sich und bestellten auch bey der betreffenden Behörde, daß

Digitized by Google

diese Nacht in ihrer Nachbarschaft die Wache verstärkt würde.

Lessomour kehrte einige Stunden früher als gewöhnlich nach Hause zurück. Er rief, aber Niemand antwortete, er schloß die Thür und ging in die Schlafkammer, wo er seine Frau bereits im Bett und anscheinend in tiefem Schlafe fand; dieß war das erste Mal, daß sie nicht auf ihn gewartet hatte. Er machte ein großes Geräusch, warf Stühle und Schachteln übereinander, schalt und fluchte nach Weise der Betrunkenen; seine Frau schien gesund zu schlafen; er sprach zu ihr, sie gab keine Antwort. Da er wirklich glaubte, sie schlafe, ging er zu Bett. Sie lag immer noch ruhig; zwey ganzer Stunden rührte sie sich nicht. Auf einmal aber schlüpfte sie schnell und leise aus dem Bett, eilte ohne Geräusch nach einem Stuhl am Feuer, zog unter dem Stuhlkissen einen kleinen eisernen Löffel hervor, legte das Bleygewicht, welches Martin am Morgen gesehen hatte, in denselben, und hielt ihn, auf ein Knie sich niederlassend, in das Feuer; nach einer Minute kehrte sie sich nach dem Bette und Martin sah ihre Züge von wilder Leidenschaft verzerrt, aber Thränen in ihren Augen, die einen innern Kampf verriethen. Sie stand auf, flüsterte vor sich hin: „Jezt! Ohne Erbarmen!“ trat mit dem geschmolzenen Bley in der rechten Hand an das Bett, und als sie es eben emporhielt, um es ihrem Manne ins Ohr zu gießen, fuhr dieser mit einem Schrey auf, ergriff ihre Hand, sprang aus dem Bette und rief: „Schändliche Mörderin! hab' ich Dich gefangen? Hülfe, helft, Nachbarn! Heift! Mord, Mord!“ Alice schrie nicht auf, bebte nicht, sondern starrte ihrem Manne ins Gesicht, machte mit einem raschen Zug ihre Hand frey, warf den Löffel in das Feuer, sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Auf Lessomours Ruf eilten die Nachbarn herbey, sprengten, wohl bewaffnet, zu etlichen und vierzig die Thüre und stürzten die Treppe herauf. Als sie dicht an der Kammerthür waren, nahm Alice die Hände vom Gesicht und sprach mit hohler Stimme: „Martin Lessomour, bey dem lebendigen Gotte, ich bin froh, daß es so gegangen ist!“ Ehe er antworten konnte, waren seine Nachbarn mit der Wache im Zimmer und nahmen auf seinen Anklage seine Frau in Verhaft.

Am nächsten Tage wurden die Särge ihrer früheren Ehemänner geöffnet und in jedem Schädel fand sich Bley, das offenbar durch eines der Ohren eingegossen worden war. Miß Alice ward bald nachher auf das Zeugniß ihres lebenden und ihrer todten Männer, die, obgleich stumm, nicht minder stark zeugten, gerichtet. Sie sprach nichts zu ihrer Vertheidigung und hatte seit den Worten, die sie in ihrer Schlafkammer in der Nacht ihrer Verhaftung an ihren Mann gerichtet, keinen Laut mehr von sich gegeben. Erst als Lessomour im Gerichtshofe bey dem Verhöre angab, daß er sich trunken gestellt habe, um zu prüfen, welchen Eindruck es auf sie mache, und er sein Zeugniß beschwor, wandte sich Alice, die ihm bisher den Rücken zugekehrt, plötzlich um, heftete ihr glänzendes Auge auf ihn und sank mit einem durchdringenden Schrey zusammen, und dieser Blick und dieser Ton ging Martin Lessomour bis an sein Ende nach. — Sein Weib ward schuldig befunden und zu Smithfield dem Landesgesetze gemäß lebendig verbrannt.

Martin Lessomour wurde zwar alt und, wie schon erwähnt, ein sehr reicher, nie aber ein glücklicher Mann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Vor zwey Monaten brannte in Paris ein ganzer Bazär ab; dieß war der zweyte, dem ein solches Unglück begegnet ist, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn sie alle nach einander auf ähnliche Weise zerstört würden. Da bauet man mitten zwischen den Häusern, etwa in einem von Gebäuden umgebenen, geräumigen Hofe einen Saal aus Holz und Fachwerk, belegt den Boden mit Dielen, legt auch wohl Treppen, Gallerien, Nebensäle u. s. w. an, alles von Holz; in solchen Sälen werden nun Verschläge zu kleinen Buden eingerichtet; enge Mittelgänge bleiben offen, damit das Publikum hindurchwandeln kann; die kleinen Krämer miethen dann diese kleinen Verschläge oder Buden, stopfen sie voll mit leichten Waaren und benuzen den spärlichen Raum so gut sie können. Dieß ist nun freylich ein Vortheil für sie und für das Publikum; denn erstlich zahlen sie wenig Miethe und können doch ihre Waaren auf eine bequeme Art ausstellen; das Publikum kann bey schlechtem Wetter in den großen Sälen zwischen den vielen Reihen von Buden lustwandeln, und da die Waaren alle offen liegen, kann es dieselben bequem besehen und sich nach Belieben diejenigen auswählen, die ihm anstehen. Solche Bazärs sind also eine hübsche Erfindung und es ist gar nicht zu verwundern, daß deren mehrere in Paris nach und nach zu Stande gekommen sind. Allein bey der Anlage hat man wohl nicht über die Feuersgefahr nachgedacht, der sie ausgesezt sind, und über die Unmöglichkeit, in solcher Noth das Gut der armen Krämer zu retten. Schon vor einigen Jahren brannte ein Bazär rein ab, ohne daß sich das Geringste retten ließ. In einem Nebensaale des Bazär waren damals zwey große Klapperschlangen eingesperrt, die man für Geld dem Publikum zeigte; diese armen Thiere wurden im Feuer gebraten, nachdem sie zuvor ein fürchterliches Zischen zum großen Schrecken der Nachbarschaft hatten hören lassen. Die Zerstörung dieses Bazärs hätte die Eigenthümer der andern aufmerksam auf die Gefahr machen sollen; allein in Paris treibt man die Sorglosigkeit manchmal sehr weit. Nicht allein lag der kürzlich abgebrannte in derselben Gegend, wie jener, und war mit Waaren vollgepfropft, sondern auch die Eingänge standen voll von Kunstprodukten, Meubeln u. dgl. Jeder Winkel war benuzt; kaum waren noch enge Zwischenräume zum Durchgehen in den Sälen vorhanden. Für die darin Spazierenden war der Anblick so mancher eleganten Waaren, die man zur Rechten und zur Linken erblickte, sehr angenehm, und man hätte vier Tage lang zu schauen gehabt an den sinnreichen Erfindungen und den eleganten Produkten des Pariser Kunstfleißes. Allein es war auch offenbar, daß dieses Alles in einen Schutthaufen zusammenfallen müsse, sobald eine Unvorsichtigkeit hier Anlaß zu einer Feuersbrunst gäbe. Dieses hat sich leider auch ereignet. Zur Nachtzeit (dieß ist immer bey solchen Unglücksfällen der gefährliche Zeitpunkt) brach das Feuer aus; es war kein Krämer im Bazär; als man das Unglück entdeckte, hatte das Feuer schon in einem großen Theile des Gebäudes um sich gegriffen; höchstens konnten noch einige Waaren gerettet werden, alles Andere ging in Rauch auf, und als die Krämer am andern Morgen in ihren Wohnungen erwachten, verfuhren sie, daß ihre Habe vernichtet sey. Nun hat es zwar nicht an milden Gaben für sie gefehlt, und an mehreren Anstalten zum öffentlichen Vergnügen sind Vorstellungen zu ihrem Besten gegeben worden; allein die Mildthätigkeit des Publikums wird so oft in Anspruch genommen, daß die Gaben doch nur einen Theil des erlittenen Schadens ersetzen konnten. Solches Privatunglück verliert und vergißt sich aber bald in dem Strudel dieser großen Hauptstadt. (Die Forts. folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Juni 1829.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings.

Klopstock.

Ländliche Lieder von Felder.

Gewinn.

Zwey Straßen ziehn durch dieses Thal
Und Wanderer in großer Zahl,
Und jeder blickt auf unser Glück
Mit heitrem Auge noch zurück.

Aus fremden Augen strahlt mich's an,
Wie unser Thal entzücken kann;
So fühl' ich denn bey jedem Schritt
Die Augenlust für andre mit.

Empfind' ich so für sie zumal,
So wird die Liebe zu dem Thal,
Mit Freuden nehm' ich es in Acht,
In meinem Sinn vertaufendfacht.

Dem Gefälligen.

Still schweift' ich im Gefild;
Doch, lästiger Gefährte,
Du kamst mir auf die Fährte,
Der Jäger seinem Wild.

Was hilft die innre Lust?
Durch des Verfolgers Nähe
Ergießt sich Angst und Wehe
In meine heitre Brust.

Schon winkt mir dort sein Gruß!
Natur, o rette, rette,
O gib mir freye Stätte
Vor seiner Lieb' Erguß!

O wär' ich jedes Strahls
Beraubt in Waldesschatten;
O käme mir zu Statten
Ein Spuck, wie Rübezahls!

Verzweifelnd ruf' ich an
Selbst solches Volk als Retter;
Ich rufe Gott und Götter:
Umsonst! hier ist der Mann!

Mittags.

Sengt nur, warme Mittagsstrahlen!
Hier im Grünen laßt mich zahlen
Der Natur den Schlummersold!
Träume spielt, umklingt mich hold!
Mag ich dann auch schlummernd irren,
Sey es nur der Mücken Schwirren,
Was um den Erwachten tönt;
Süß war an den stillen Orten
Von viel tausend Liebesworten
Doch indeß mein Traum verschönt!

Digitized by Google

Bey der Wiederkunft.

„Dich an Einsamkeit zu weiden,
Willst du deine Freunde meiden?
War dein Herz doch sonst ein treues!
Nun, so sag' uns denn einmal,
Was dort hinten in dem Thal
Fandest du besonder Neues?"

Wohl ewig Neues und wohl Altes,
Doch in dem armen Wort verhallt es:
Wie einst am lezten Schöpfungstag
Die Welt vor dem Erschaffnen lag,
In stillem, warmem Sonnenweben,
Solch selig feyerliches Leben
Erahnt' ich an dem stillen Ort
Im Bach- und Tannenthale dort.

Am Flusse.

Auf des Flusses stillem Spiegel,
Um der Schattenbäume Hügel
Treibt ein Vater seinen Nachen,
Bey der kleinen Kinder Lachen
Schöpft die Mutter aus dem Flusse
Laues Naß; mit sanftem Gusse
Badet sie das Haupt der Kleinen,
Und das lezte Sonnenscheinen
Faßt das Bild, auf blauen Fluthen
Still umgrünt, in goldne Gluthen.
O du reich gefüllter Nachen,
Drin die trauten Kinder lachen
Zu der Eltern Herzenswonne!
Bild voll Liebe und voll Sonne!
O du süßes Menschenleben,
Von der Erde Schmuck umgeben,
Störe nichts dein sanftes Gleiten
In der Zukunft frohe Weiten!

Skizzen aus Amerika.

Die Baptisten.

Gestern, es war der 16ten Mai, fand ich auf meinem Spaziergange in der Vorstadt von Boston einen Haufen Menschen am Hafen versammelt, der sich mir bald als eine Anzahl Baptisten zu erkennen gab, welche hier, am Sonntag Nachmittags, die Taufe an mehreren Erwachsenen vollziehen wollten. Ich habe diese Taufe der Baptisten schon einmal in einer Bostoner Kirche gesehen, in deren Mitte ein etwa fünf Fuß tiefes Bassin gemauert ist, in das die Täuflinge mit dem Geistlichen langsam auf einer Treppe hinabschreiten. Das Orgelspiel während der Handlung, das leise Plätschern des Wassers mit den dazwischen tönenden Worten des Gebetes, der Taufformel und des Segens, welche der Geistliche über seine Täuflinge sprach, die Ergebenheit und zugleich die bange Spannung, welche sich auf den Gesichtern aussprachen, der strenge Anstand, mit welchem dieser religiöse Akt vollzogen ward, machten das Ganze sehr feyerlich. Aber ich hatte noch nie im Freyen taufen sehen, und zumal nicht an einem kalten Maitage, an dem, wie gestern, ein schneidend scharfer Wind vom Meere herblies und die Temperatur des Wassers nicht höher als 7° 55 Reaumur war. Ich untersuchte nämlich das Wasser gleich, nachdem ich Zeuge dieser Taufe gewesen war. Zufällig hatte ich an demselben Morgen mein erstes Bad im Jahr genommen und fand das Wasser so kalt, daß mich nur das rüstigste Schwimmen und Umhertreiben im Wasser gegen die scharfe Kälte schüzte. Die Baptisten, deren Geschichte allerdings mit der der Anabaptisten in Deutschland und Holland zusammenhängt, die aber nicht unmittelbar von diesen herstammen, sind die zahlreichste Sekte in den Vereinigten Staaten. Fast zwey Millionen Einwohner dieses Landes gehören zu ihnen, während sich die andern zahlreichen Sekten in die übrigen acht Millionen theilen. Das Wesentlichste, was sie von andern Sekten unterscheidet, ist, daß sie die Taufe als einen höchst feyerlichen Akt behandeln, zu dem nur reifliche Vorbereitung, völlige Anziehung des neuen Menschen und freywilliger Entschluß berechtigen können, sodann daß sie bey der Taufe durch Untertauchen des ganzen Körpers den Worten der Bibel entsprechender zu handeln glauben, als durch bloße Benezung der Stirn über dem Taufbecken. Uebrigens gibt es unter ihnen wie unter den Methodisten sehr viele Spielarten, die sich aber nicht scharf von einander trennen. Viele, welche in der Gemeinde der Baptisten geboren sind, oder sich erst später ihr zugesellen, lassen sich nie taufen; denn die Taufe wird von ihnen durchaus nicht für ein Sakrament gehalten, wie denn überhaupt die Dissenters in England und die protestantischen Sekten in Amerika, die Episcopalians ausgenommen, den Begriff des Sakraments nicht haben, sondern dasselbe nur für ein wohlthätiges Hellsmittel halten. Manche lassen sich nicht taufen, weil sie meynen nicht fromm genug zu seyn, manche, weil sie fürchten zu viel Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, manche aus Leichtsinn oder Bequemlichkeit, manche vielleicht, weil sie sich für zu aufgeklärt halten, andere endlich, weil sie sich vor dem kalten Wasser scheuen. Ich sprach einmal mit einer Modedame in einer der größten Städte des Bundes. Sie gehörte zu den Baptisten und sagte mir auf die Frage, ob sie getauft sey, naiv genug: „Nein, wahrhaftig, sehen Sie nicht, daß ich zu weltlich dazu bin? Ich kleide mich nach der neusten französischen Mode und gehe auf alle Bälle." Ueberhaupt hat es mit der Taufe bey den Baptisten dieselbe Bewandtniß wie mit dem, sich zur Kirche oder nur zur Gemeinde halten (Belonging to the church and belonging to the society) bey den andern

protestantischen Sekten hier, oder bey den Dissenters in England; den Unterschied macht dabey, ob einer zum Abendmale geht oder nicht. Da der Begriff des Sakraments bey ihnen nicht besteht, so sieht man wohl, warum das Abendmal nicht als nothwendig erscheint. Seine Feyer wird allgemein als eine besondere Frömmigkeit angesehen, und viele unterlassen sie ganz aus denselben Ursachen, die ich eben für die Unterlassung der Taufe bey den Baptisten angeführt habe. Wie fremd diese Ansicht einem Europäer vom Kontinente erscheinen muß, läßt sich leicht denken, zumal wenn er sieht, wie streng dagegen hier und in England ganz allgemein auf den Besuch der Kirche gehalten wird. Im Allgemeinen gehören die Baptisten zu der niederen und achtbaren Mittelklasse, sind weit liberaler in ihren religiösen Ansichten als die Kalvinisten gegen andere, und als die Methodisten gegen sich, und thun viel für Missionen. Der erste eingeborne Protestant in Burmah wurde von amerikanischen baptistischen Missionären vor ungefähr zehn Jahren getauft.

Ich beschreibe nun kurz die Taufe, die ich gestern sah, und die keine Feuertaufe, sondern eine recht kalte Wassertaufe war. Eine Stelle am Hafen, einer Baptistenkirche gegenüber, ist zu dieser feyerlichen Handlung eingerichtet; eine kleine Brücke führt in das Wasser. Eine Menge Zuschauer hatten sich versammelt; der Geistliche, ein alter Mann, und die Täuflinge, eine ältliche Frau, ein alter Mann und ein junges, ausgezeichnet hübsches Mädchen, deren schönes Profil mit dem bangen Ausdrucke ihres Gesichts mich sehr interessirte, ließen nicht auf sich warten. Die Täuflinge trugen Mäntel über ihren weiten weißen flanellenen Taufkleidern; die Frauen hatten saubere weiße Hauben auf. Der Geistliche nahm den Hut ab, band ein Taschentuch um sein Haupt, denn der Wind, wie gesagt, war kalt, und hielt eine kurze Anrede über die Erlösung und die heiligende Kraft der Taufe. Nach der Anrede begann man zu singen, und nun schritt der Geistliche langsam mit dem Manne bis an die Hüften in das Wasser. Der Täufling ward blässer und blässer; die Feyerlichkeit der Handlung und das eiskalte Wasser, das langsam höher und höher stieg, sind wohl hinreichende Gründe für die Blässe. Die Art, wie der Geistliche den Täufling mit der rechten Hand fest am Kragen anfaßte, und mehrmals fester eingriff, zeigte mir, daß ihm Erfahrung die Nothwendigkeit davon gelehrt haben mußte. Gewiß sträuben sich die Täuflinge nicht selten; dießmal fiel nichts dergleichen vor, aber es erzählte mir Jemand, daß er einmal eine Frau, die schon bis an die Knie im Wasser gestanden, plötzlich habe davonlaufen sehen. Der Geistliche sprach nun die Taufformel und beugte am Ende derselben den Täufling rücklings über, bis er völlig unter dem Wasser war. Das Ertheilen eines Namens ist bey den Baptisten ganz von der Taufe getrennt; natürlich, denn sonst hätten ja diese Leute oft ihr Lebenlang keinen Namen. Ebenso wurden die beyden Frauen getauft. Eine kleine Anrede folgte nun, und die ganze Ceremonie hatte 30 bis 35 Minuten gedauert; dennoch behaupten die Baptisten, daß Niemand, wenn auch bey Frost und Eis getauft wird, je krank davon geworden sey. In Europa würde man fragen, wie kann die Polizey so gefährliche Dinge dulden? Hier hat man keine Polizey für die Angelegenheiten eines Mündigen. Es ist freye Wahl, und Niemand würde es dulden, daß sich die Polizey um ihn in dieser Hinsicht bekümmerte. Die Polizey gibt hier Achtung, daß nicht ungesunde Lebensmittel an die Armen verkauft werden oder läßt Quarantaine halten; aber wenn ein Erwachsener freywillig im Winter in das Wasser geht, so kann sie es ihm nicht wehren. Kein Constable oder sonstiger Stadtbeamter war zugegen, und doch fiel bey der großen Masse der Zuschauer, meist aus Leuten der niedersten Klasse bestehend, kein störendes Wort vor. Ich zweifle nicht, daß die ganze Handlung für einen, dessen Herz dabey war, sehr feyerlich seyn mußte. Ich dachte dabey viel an die Hindus, die sich im Bad des Ganges Sündenreinigung versprechen.

Jean Paul an A.

Hof, den 27. Dezember 1793.

Beste Freundin!

Es kostet mich alle Anstrengung des kühlern Nachdenkens, daß ich mich zu einem warnenden Worte zwinge, eh' ich meine Empfindungen mit Ihren zusammenfließen lasse. Und dieses Wort, das ich bald abkürzen werde, ist: daß Sie doch nicht den Schmerz für etwas halten, dessen Ernährung so verdienstlich ist, wie seine Erstickung, daß Sie doch nicht mit offnem Herzen sich so heftig in seine Stacheln werfen, weil Sie, wenn Ihre innere Zerrinnung jährlich so wächst wie seit zwey Jahren, ja am Ende eine ganz wehrlose, verflossene Seele für die großen, tiefen Schläge des Schicksals mitbringen würden, die jeder von uns am Todtenbette eines Verwandten und Freundes gewiß erwarten muß. Die versteckte Süßigkeit solcher poetischen Qualen besticht uns, sie zu suchen, statt sie zu stillen. Aber was wäre denn am Ende eine so ganz wunde, weiche, zergangene Seele vor den Ungewittern, durch die jeder von uns muß? — Glauben Sie mir, theuerste A., weder im Schmerze noch im Jubel ist der Mensch am besten, sondern in der Ruhe, im heitern Bewußtseyn seiner Lage. Der Schmerz gibt Tugenden, aber auch Mängel — himmlische Tugenden gegen Aehnliche, harte Mängel gegen Unähnliche und Kälte gegen die Pflichten des Lebens, sobald sie von bloßer Vernunft, nicht vom Enthusiasmus geboten werden. Ich habe überhaupt über die zunehmende

Digitized by Google

Wundheit Ihres Innern, die alle glücklichen Fügungen des Schicksals nie ausheilen werden und die die äußeren Lagen sonst vermehrten, aber (jezt am wenigsten) nicht erzeugten, lange nachgedacht, um Arzeneyen zusammenzusetzen, für die ich einmal ein längeres Blatt bestimmen werde, wenn Sie es wollen und ich es wagen darf. — Aus diesem Raisonnement werden Sie nicht auf die tiefste Rührung schließen können, mit der meine zerrissene Seele alle edlen Thränen der Ihrigen in sich strömen ließ. Sie spalten gewaltsam das fremde Herz durch Ihre Schmerzen und gießen Ihr edles Blut hinein. So schön sah ich fast nie Ihre weiche Seele und alles, was die Schläge des Schicksals an ihr geöffnet haben. Nichts thut mir wehe, als daß Ihr Blatt nur von vier, statt von vielen Augen gesehen wird. Aber wenn Sie mir auch die Bitte um eine weitere Mittheilung verweigern, so kann ich doch noch in einem andern Namen als meinem die Antwort auf die lezten Wünsche Ihres Blattes geben; das Schicksal hat sie alle erfüllt und es wird ewig bleiben, weil alle auf der Tugend ruhende Freundschaft — und nur diese — ewig ist.

Zerstören Sie sich nicht, beste A., durch Ihre eigenen Thränen, die, wie ich gewiß weiß, gestern Ihr ganzes Inneres, alle Ihre Nerven und Ideen in einem einzigen, siedenden Strome aufgelöset haben. Wenn ich mich wieder ändern will, so schicken Sie mir dieses Blatt, und ich werde es immer wieder erkennen.

Ach, warum braucht es so wenig, um den andern zu quälen, und so viel, um ihn zu beglücken?

Immer und ewig und wieder von Neuem

Ihr alter Freund
Richter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Fortsezung.)

Die vom tyrannischen Don Miguel vertriebenen Portugiesen, die sich von einem Lande zum andern herumtreiben und kein Vaterland, keine Verfassung, keine Regierung besitzen, waren auch elend; für sie mußte auch gesorgt werden und so mögen die Krämer aus dem verbrannten Bazär über den Flüchtlingen aus Portugall vergessen worden seyn. Wahrscheinlich hat seitdem jeder Krämer gesucht, sich durch seine Thätigkeit so gut aus der Noth zu helfen, als es ihm möglich ist; mit Arbeitsamkeit und Einsicht läßt sich dieß in einer reichen und üppigen Stadt auch mit Erfolg unternehmen. Der Bazär soll nun wieder aufgebaut werden, und dießmal hat der Schaden die Leute klug gemacht, wie man versichert; das Holz soll in dem neuen Bazär gespart und dagegen Stein und Eisen gebraucht werden. Dennoch, fürchte ich, treibt man die Vorsicht nicht weit genug, und fährt man fort, solche Waarenausstellungen zwischen den bewohnten Gebäuden einzuzwängen und das Holz nicht ganz aus dem Bazär zu verbannen, so wird immer noch große Feuersgefahr vorhanden seyn. Man sollte doch die neue Gallerie, die der Herzog von Orleans jezt im Palais royal bauen läßt, zum Muster nehmen; hier ist Alles von Stein und Metall; sogar die Fensterrahmen und Thüren sind aus Messing; das gewölbte Dach ist ganz aus Glas; es ist in dieser schönen Gallerie, die aber erst zur Hälfte vollendet ist, beynahe so hell, wie unter freyem Himmel; die Buden auf beyden Seiten sehen so glänzend aus, als wären es Säle in einem Pallaste, und über denselben hat der Herzog eine lange Terrasse zum Spazierengehen, wo er nicht zu befürchten braucht, einmal von einem Flammenmeer umgeben zu werden. Solche tragische Vorfälle, wie jener Brand, werden in den Zeitungen obenhin erwähnt; man spricht ein wenig davon und überläßt dann die Leute ihrem Schicksal. Wie sollte man auch in einem solchen Strudel, wie Paris ist, und wo Feuersbrünste, Mordthaten, Diebstähle, Zweykämpfe, Selbstentleibungen so häufig vorkommen, an Allem so lebhaften Antheil nehmen können, als es bey einem seltenen Vorfalle in einer kleinen Stadt der Fall ist! Nur zuweilen ragt ein Vorfall wegen der sonderbaren damit verknüpften Umstände aus der Menge von Begebenheiten hervor. Dieß war z. B. neulich der Fall mit dem Selbstmorde zweyer Liebenden im Gasthofe zu Montmorency. Es ist merkwürdig, daß die Schwermüthigen so häufig eine schöne Gegend wählen, um ihr Leben zu endigen. In dem angenehmen Montmorencythale vergeht fast kein Jahr ohne den tragischen Tod eines unglücklichen oder sich für unglücklich haltenden Parisers. Es gibt zu Paris ein Journal, welches sich wie mehrere deutsche Blätter mit dem Sammeln von Aufsätzen aus andern Tagblättern abgibt, und unter dem eben nicht sehr ehrlichen Namen Le Voleur (der Dieb) erscheint. An diesem Blatte war ein talentvoller junger Mann angestellt, welcher angenehme und leichte Verse dichtete, auch in Prosa sehr gut schrieb, sonst aber ein leidenschaftlicher und unsteter Jüngling war; schon in mehreren Fächern hatte er sich versucht, allein in keinem hatte er festen Fuß fassen können. Obschon er erst 21 Jahr alt war, so hatte er sich doch schon in der Welt sehr umhergetrieben und war seit zwey Jahren verheyrathet. Die Familie hatte in seine Heyrath nicht einwilligen wollen; allein der junge D** (so wird er in dem Voleur bezeichnet) hatte gedroht, sich das Leben zu nehmen, wenn er nicht das von ihm innigst geliebte Mädchen zur Frau bekäme, und ein so aufbrausender Kopf würde seine Drohung wahrscheinlich ins Werk gesezt haben. Aber eben weil sie so heftig war, dauerte diese Leidenschaft eines 19jährigen Jüngtings nicht lange; denn da er eine junge und gefühlvolle Putzmacherin oder, wie man in Paris sagt, eine Modistin kennen gelernt hatte, die mit ihm besser zu sympathisiren schien, als seine Frau, bereuete er seine Verheyrathung und ward in die Modistin verliebt, die ihrerseits eine eben so heftige Neigung zu ihm faßte. Diese beyden Charaktere schienen ganz von derselben schwärmerischen Art zu seyn, und daher fühlten sie sich wohl so stark aneinander gezogen. Indessen hatte er seiner Frau nichts Erhebliches vorzuwerfen; er liebte sie sogar noch; wenigstens sagte er es, und er hat beständig mit Achtung von ihr gesprochen. Sie sollte seine Untreue erst nach seinem Tode vernehmen, er hoffte, in einer andern Ehe werde sie glücklicher seyn; er, so sagte er, verdiene es nicht, eine so tugendhafte Frau zu besitzen. Die neue Leidenschaft hatte seine Ruhe zerstört. Der Gedanke, diejenige nicht besitzen zu können, die er ganz für sich geschaffen wähnte, machte ihn höchst unglücklich. Dieses Mädchen hing an ihm mit ganzer Seele; er dichtete Lieder und sie, die eine schöne Stimme besaß, sang sie mit vieler Anmuth; so brachten sie manche Stunde bey einander zu; da sie aber keine Möglichkeit vor sich sahen, je das erkaufte Ziel erreichen zu können, beschlossen sie, mit einander zu sterben.

(Der Beschluß folgt.)

Beylagen: Literaturblatt Nr. 52. u. Monatsreg. Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 452

AP
30
M65
[redacted]
V23
nos 78-155
Apr. Jun.
1829

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

[redacted]

[redacted]

Digitized by Google